Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Fünfundneunzigster Band.





Berlin.
Verlag der Zukunft.
1916.

Inhalt.



Berlin, den 8. April 1916.

Globus-Theater.

Macbeth.

Im Klub zur Meerjungfer wars heute hoch hergegangen. Bunter noch als sonst, wenn über dem Themsesumpfland, neben dem Herakles, der die Weltkugel trägt, die Fahne geweht und den londoner Unterthanen Jakobs des Ersten und der Königin Anna, des Schotten und der Dänin, gemeldet hat, daß im Globe-Theater wieder Schauspiel sei. Ein Gewirr auf der engen Bretterbühne, wo einst die Pembroke, Rutland, Southampton den Ton angaben und nun andere Lords sich in Sesseln räkeln, auf ihren Mänteln, als Polstern, liegen, den Geistreichthum des Dialoges, wie edlen Claret, auf der Zunge schaukeln, Spielmängel bewitzeln, das Gewand eines in Mädchengestalt vermummten Jünglings mit dem Finger des brünstigen Kenners streicheln oder aus ihrer Thonpfeife dem Darsteller einer Matrone den Tabaksqualm in das tief gefurchte, von Bartschur bläulich graue, mühsam in Weibheit gezärtelte Antlitz, bis hinauf an den Thränensack, blasen. „Platz für die Hochwürde des Oberstkämmerers Polonius, Kinder! Vergesset, über seine Narretei, nicht, daß er im Dänemark unseres Bill ein so mächtiger Herr ist wie in diesem Königreich der Lord Chamberlain, der Obercensor aller Spiele und Patron des Globe.“ „Das war er, Bob, bis die Große Königin die Truppe in ihren Dienst nahm; jetzt tragen die Gewinnstheilhaber, statt des

Kämmererwappens, das des Königs auf ihren Röcken. Hasts verschlafen? Bist übrigens aber im Recht. Platz für den erhabenen Klugschwätzer!" „Feuer, Kerl! Der verdammte Lehm muß den Schnupfen haben oder der Tabak feucht geworden sein: Das Ding hat keinen Zug!" „Vorsicht da oben! Eine der Säulen, die Euren Altan tragen, wackelt wie Falstaffs Bauch, wenn ihn die Lakenreißerin kitzelt." „Wie die Kinnlade der um ihre Zeche bangen Frau Hurtig. Beim allgewaltigen Zeus: diesen schäbigen Altanaufbau haßte ich schon, als Julia drauf ihre Jungfernschaft Romeon anbot. Da soll gemordet, zum Spaß vergiftet werden? Seht erst nach, ob der Kram nicht hinkt: sonst stürzt die ganze hölzerne Wirthschaft, sammt gekrönter Buhlerin, Mörder und Opfer, uns noch ins Proszenium und wir schleppen unsere Glieder in blutiger Leinwand nach Haus!" „Die Latrine hinterm Parterre stinkt wieder, daß Einem übel wird. Niederträchtiger noch als nebenan der Bärenzwinger. Pfui Teufel! Der Mob soll sich 'rausscheren oder wenigstens nicht murren, wenn die Stelle, wo er sich ausharnt und Unrath ablädt, verdeckelt wird. Schlimm genug schon, daß wir aus seinem Athem Knoblauch und Zwiebel, aus seiner Unterklappe Blähungdunst aufriechen müssen. Wozu haben wir Ostindien, wenn die Company uns nicht mit Duftstoff, mit Gegengift gegen die Homininpest, versorgt?" „Beine weg, Bengels! Soll die holde Ophelia stolpern oder ihre Röcke bis über die Hüfte raffen, um über Eure Prahlwaden und Krampfadern zu trippeln? Donnerwetter: den neuen Mantel mußt Du vor der Schnüffelnase unserer Puritaner verstecken, Junge! Unter Brüdern ist er seine zweihundert Shilling werth. Aber er kleidet Ophelien schön; und zeigt lehrsam, daß Papa Polonius sich die Hofdamenwürde des Töchterchens was kosten läßt. Sei nur hübsch züchtig, Tom, und nimm Dich in Acht, nachher, wenn Du die keuschen Zötchen singst, wieder, wie neulich, durch die Rauheit der Kehle zu verrathen, daß Du nach dem Mädchenspiel ein strammer Kneipenhocker und Anbeter spanischen Würzweines bist." Der selbe Klüngel hat sich dann in den Klub gewälzt. Edelmannschaft, Dramenschneider, Mimen, Schreiber, Buchhändler; Alles, was durch den Ankleideraum auf die Bühne durfte und dort während des Spieles saß und lag, rauchte, trank, Scherz und Urtheil austauschte. Die Stimmung des Stückes klingt ins Gespräch und Gelage nach. Das Stärkste, was diesem merkwürdigen William je bisher gelang.

Dem Hamlet, den die Truppe des Oberstkämmerers, unter Henslowes Leitung, einst in Newington brachte, gar nicht zu vergleichen. Der hatte ja auch schon aus dem Saxo Grammaticus geschöpft, wo der Verwandtenmord, die Ehe des Mörders mit der Witwe des Opfers, die Prinzenreise nach England .... Zu viel Bildung, Junge! Saxos Amleth war gewiß ein tugendhafter Held nach der Schulregel. Daß Hamlet Held sein müßte, manchmal auch sein möchte und doch nicht sein kann, macht ihn uns werth. Eine so feine Seele, wie unsere derbe Wirklichkeit keine sah, wie wir, über Jahrhunderte hinweg, sie erst in gebrechlicher Menschheit ahnen können. Das reinste, zarteste Wesensgefäß, dem Bewußtheit fremder, naher Blutschuld, dem Entsetzen über solche Besudelung die Fugen sprengt. Noch nichts für den Haufen; dem, in den Pitt hinunter, der Prinz ja auch sein Fett reichlich giebt. Der vermißt die geliebten Rüpel, schmatzt in der Hoffnung auf gesalzenen Spott über die Hofschranze und tröstet sich am Ende an der Silbenstecherei des Totengräbers. Sekt, Küfer! Unten wars leer.

Durch die Nachtluft, an dem in Winkel gekauerten Elend vorbei, schlendert der Dichter nach Haus. Unten wars leer; zum ersten Mal nur auf der Bühne, dem O aus Holz, noch dichtes Menschengewimmel. Ein Zeichen, daß schnell wieder Neues aufgetischt werden muß. Die stete Selbstzerfleischung ist Qual. Doch die Gesellenschaft will leben. Die Wettbewerber bieten täglich Ladenhüter und hastig zusammengezwirnte Waare an. Darf er ihnen die Bretter räumen? Noch hat er, trotz Haus- und Boden-Geschäften, nicht viel Seide gesponnen; trotzdem er dreifach, als Dichter, Schauspieler, Sozietär, bezahlt wird. Das Dänendrama war ein „Erfolg"; nur allzu rasch erschöpft. Woher geschwind nun wieder den Stoff zu packendem Gestalterwerk? Der den Prinzen gab, müßte auch in dem nächsten Stück die Hauptrolle haben. Er ist jetzt Liebling; schmiede das Eisen, Bill, so lange es heiß ist. Ein Bischen dick wird er. In Schwarz sah mans kaum (und die auf der Probe eingesalzte Zeile von der Rundlichkeit und dem kurzen Athem Hamlets schirmte ihn vor dem Hohn gertenschlanker Edelherren); in nachgetäuschter Rüstung oder im Schottenkittel würde man es noch weniger sehen. Er hat das Gehäus, die adelige Haltung und Stimme des Helden; nicht dessen trotzig sieghafte Kraft. Auch der Bursche, der die üppige Majestät Gertruds machte,

wäre wohl für größere Aufgabe brauchbar. Der Erste kann die Pein des Gewissenskampfes wider heftig mahnenden oder zäh lockenden Trieb darstellen. Der Zweite das Schwanken des Weibwesens zwischen der Sucht nach bemutternder Herrschaft über den Mann und der fast entselbsteten Gier, sich, völlig hingegeben, unter den Born seines Willens zu spreiten. Adam und Eva? Unsere Puritaner würden pfauchen; auch liegt keine Dramenwurzel im Erdschoß des Gartens, dessen Frucht Bös von Gut scheiden lehrt. Allerlei Bäume, lustig anzuschauen, mit schmackhafter Frucht; nur die vom Baum der Erkenntniß tötet. Für Sonette taugts eher als für ein Drama. Und von dem verbotenen Baum hat ja schon der Kronprinz meines Dänemark gegessen. „So macht Bewußtsein Feige aus uns Allen; der angeborenen Farbe der Entschließung wird des Gedankens Blässe angekränkelt und Unternehmungen voll Mark und Wucht, von Rücksicht, Vorsicht aus der Bahn gelenkt, verlieren so der Handlung Namen." Hätte er den Mörder seines Vaters, das Männchen seiner Mutter, nach dem Hofschauspiel getötet: er könnte als König thronen. Könnte? Er trüge die That nicht. Der ein Gespenst sah, sieht auch morgen mehr als Wirkung und Wirklichkeit; sieht, mit blutendem Gewissen, stets wieder Geister. Wenn ein Hamlet nicht mit der Rächung des Mordes belastet wäre, sondern selbst Mörder würde? Da keimt ein Drama. Wie aber käme Solcher zu Mord? Ehrgeiz spornt, Machtgier peitscht, Gunst der Gelegenheit lockert dem Roß seines Willens den Zügel; er hat vielleicht einen Fortinbras besiegt und sich im Kampf königlich bewährt; Geister umraunen ihn, rufen zur That; und er will dem Weib, das an ihm zweifelt, beweisen, daß im heldischen Kleid seines Wesens auch die Seele des Helden athmet. Der Eva beweisen, daß Adam nicht, seit er sie besät und von ihr geerntet hat, eine kernlos schillernde Hülse ist, die Mannheit nur noch vorgaukelt. Frucht der Erkenntniß? Vergiftete. Nach deren Genuß Böses gut scheint, Schön häßlich, Häßlich schön wird.

Da sprießt ein Drama. In welcher Scholle gediehe es wohl am Besten? Den Wanstansatz meines Vormannes verbürge der Schottenkittel. Aus Schottland kam König Jakob, der sechste Stuart dort, hier der erste. Ihm, der Fletcher und mich durch Königliches Patent zu Hofschauspielern ernannt hat, im Bühnenbild die Heimath zu zeigen, wäre feine, würdige Huldigung, die nicht un-

bedankt bliebe. Hat nicht Elisabeth selbst, die Unersetzliche, sich gefreut, da sie das England Johanns, der Heinrich und Richard, der Weißen und Rothen Rose erblickte? Hinter dem Tweed liegt das Land uralter Sagen und Sänge; liegt klüftiges Gebirg und düstere Haide. Den Fuß steiler Klippen beleckt die Zunge des Meeres, als wolle sie, zwischen zornig schäumenden Lippen, für die Erlaubniß zum Vorsprung auch den Preis knechtischer Demüthigung anbieten; durch schwarzes Moor hüpft Irrlicht. Noch wohnt die Dämmerstunde im Wald von Inverneß im Gedächtniß. Nebelland, das im Zwielicht Spukgeister gebiert; und drum inniger als irgendein anderes an Hexen glaubt. Als Anna, die vom König Erwählte, auf der Fahrt von Dänemark an Norwegens Küste verschlagen worden war (wo der Bräutigam sie suchte, fand und sich antrauen ließ), starben zweihundert schottische Weiber auf dem Scheiterhaufen, weil ihre Hexerei den Wirbelsturm und den Schiffbruch bewirkt haben sollte. Auch König Jakob glaubt dran. Im Hexenkleid haben an Oxfords Thor ihn Studenten mit lateinischem Versgruß empfangen; und seine „Dämonologie“ hat die Zweifel Reginalds Scot heftig gerügt. Solches Vorurtheil nützt der Kluge, der sich in eines Herrschers Gunst betten und vor Nebenbuhlschaft schirmen möchte. Zu machen ists. Unsere Bühnendiele hat Fallthüren, aus denen Gestalten aufsteigen und in deren Schlund sie wieder versinken können; für den Höllenschrecken sorgen gemalte Fratzen mit teuflisch funkelnden Augen und Fletschzähnen, aus denen Pechfeuer qualmt. Hat nicht Holinshed in seiner unausschöpfbaren Chronik eine Schottengeschichte aus der Urväterzeit der Stuarts erzählt? Richtig. Elftes Jahrhundert. Eine Frau hetzt den Eheherrn, einen Häuptling zu morden, den seine Burg herbergt. Zwei Feldherren töten ihren König; weil Jeder der Zwei sich zur Herrschaft tüchtiger fühlt, als der morsche Greis je noch sein könnte. Macbeth und Banquo. Zwei Mörder? Das geht nicht. Banquo ist, nach Holinshed, der Ahnherr des Hauses Stuart; darf also nicht Mörder, die Krone unseres Herrn nicht durch blutige Tücke erlangt sein. Das muß ich ändern. Beider Fabeln Stoff in eine dichten. Macbeth ist Heerführer und Burgherr. In seine Burg kehrt der König ein; und des Wirthes Hand tötet den Gast. Schändung der Lehns- und zugleich der Wirthspflicht: Doppelung schwerer Schuld. Und, nebenbei, eine Anspielung, die der Majestät ein huldvolles Nicken

ablocken kann. Vor ein paar Jahren war Jakob von Alexander Ruthwen, dem Laird of Gowrie, in dessen Burg, bei Perth, geladen, vom Prunkmahl ins Schlafzimmer geleitet und dort, in der nächtigen Stille des Thurmes, mit dem Würgtode bedroht worden. Er hat sich aus der Drosselung gelöst, Hilfe herbeigeschrien, den Mordsinner dem Schwert ausgeliefert; den Schreckensnachhall aber nie aus dem Ohr verloren. Sein Puls wird sich schleunigen, wenn Macbeth, wie Ruthwen damals, dem gekrönten Gast vorausreitet und mit Mordgedanken dann ins Schlafgemach klettert. Er nur darf schuldig werden. Banquo kann die Hexenzunft zwar sehen und hören (oft hat den Sinn eines siegreichen Feldherrn der Wunsch gekitzelt, sich selbst auf den Stuhl des siechen oder greisen Königs zu schwingen, der, fern von der Walstatt, in Pracht hockt); muß sich aber gegen ihr Gewisper täuben. Danach muß ihm, dem Zeugen der Versuchung, der Mörder mißtrauen, der neue König von Mördershand den Mund schließen lassen. Doch ihn überlebt ein Sohn: und aus dem Samen dieses Fleance wächst der Stammbaum der Stuarts, der in schottischer Erde wurzelt und dessen Wipfel sich nun über Großbritanien und Irland wölbt. Das muß sichtbar werden. In der Hexenhöhle könnte Macbeth erkennen, daß Menschenwille Bös nicht in Gut, Häßlich nicht in Schön zu wandeln vermag; daß er gemordet hat, um, nach kurzer, ruhloser Weile in Glanz, die Brut seiner Opfer zu krönen. Im Wust tollen Zauberwesens (dessen Darstellung Scots „Entschleierte Hexenkunst" mir erleichtert) lernt er ahnen, daß Duncans Sohn ihm auf den Thron folgen und hinter Malcolms junger Majestät ein langer Zug stattlicher Könige schreiten wird, deren letzte die drei Kronen, drei Szepter Englands, Schottlands, Irlands tragen. Und wie endet der Narr blinden Wähnens, der so tief ins Blut waten soll? Holinshed hilft. Und morgen ist wieder ein Tag.

Wie dieses Spiel der Laune es vorstellt: so könnte die Tragoedie von Macbeth und Macbeths Weib entstanden sein. Der Theaterdirektor Goethe, der zweimal, 1800 und 1804, die (von Schillers Uebersetzung verniedlichte und versüßte) Tragoedie mit fast zärtlicher Sorgfalt ins enge Kleid seiner Klassikerbühne zwängte, sie für Shakespeares bestes Stück hielt und sich, als Regisseur, sogar um das Gedröhn des Glockenschlages und das leuchtende

Roth der (gemalten) Tafelfrüchte, um die Fackel des kleinen Fleance und die Schaube des Arztes („Es wäre noch eine Bahn einzusetzen") bekümmerte, hat über das Werk des Dichters niemals ein klügeres Wort gesprochen als dieses (zu Eckermann): „Shakespeare hat bei seinen Stücken schwerlich daran gedacht, daß sie als gedruckte Buchstaben vorliegen würden, die man überzählen und gegen einander vergleichen und berechnen möchte. Er hatte die Bühne vor Augen, als er schrieb; er sah seine Stücke als ein Bewegliches, Lebendiges an, das von den Brettern herab den Augen und Ohren rasch vorüberfließen würde, das man nicht festhalten und im Einzelnen bekritteln könnte und wobei es nur darauf ankam, im gegenwärtigen Moment immer wirksam und bedeutend zu sein." So soll „scheinbarer Widerspruch" im Reden shakespearischer Menschen erklärt und entschuldigt werden. Ehrfurcht hindert nicht, zu behaupten, daß solcher Widerspruch seltener ist, als Goethe geglaubt hat: weil er nicht merkte, daß diese Menschen sehr oft, wider besseres Wissen, so reden, wie sie gehört, just in dieser Stunde von einem Feind oder Freund gehört, in ihrem Werth erwogen werden wollen. Gewiß ist aber, daß sie für die Bühne gedacht, aus dem Bedürfniß der Bühne gezeugt worden sind. So gewiß, wie Unerweisliches sein kann, daß der Schöpfer, um eines Mimen stärkste Könnerseite hell zu durchstrahlen, eines anderen Schwachheit hübsch zu bemänteln, um eine bewährte Wirkung in verändertem Gewand zu wiederholen oder ein Riff, an dem das Stück stranden könnte, zu umsegeln, während der Proben noch an dem Stoff geschneidert, Nähte aufgetrennt, Unpaßliches weggeschnitten, hier eine neue Bahn eingeflickt, dort allzu grellen Besatz in die Gesammttönung eingestimmt hat. Von dem widernatürlichen, übernatürlichen Doppellicht auf einer Landschaft von Rubens (der, von nicht immer sauberem Sehnen nach Intimität heute unterschätzt, doch die mächtigste Malfaust aller Zeiten hatte) kam Goethe auf das gottähnliche Willkürrecht des Künstlers und versuchte, durch Beispiel aus der Dichtung es dem Gehilfen verständlich zu machen. Als Lady Macbeth ihren Mann zur That stachelt, spricht sie von Kindern, die sie aufgesäugt habe: und doch wird später erwähnt, daß Macbeth kinderlos sei. Knaben, ruft er, nicht Mädchen, solle die starke Frau ihm gebären: und wir dürfen dennoch nicht wünschen, „die Lady als ein jugendliches

Wesen, das noch nicht geboren habe", dargestellt zu sehen. „All diese Worte sind nur rhetorischer Zwecke wegen da und beweisen nur, daß der Dichter seine Personen jedesmal Das reden läßt, was eben an dieser Stelle gehörig, wirksam und gut ist, ohne sich viel und ängstlich zu bekümmern und zu kalkuliren, ob diese Worte vielleicht mit einer anderen Stelle in Widerspruch gerathen möchten." Ist traurigere Verkennung denkbar als eine, die den Unermeßlichen, den Allgestalter zum effektsüchtigen Wortgecken, zu einem Rhetorenkünste erschwitzenden Fant erniedert? Noch mit halb nur wachem Bewußtsein ließe der Dramatiker von Gottes Gnaden niemals einen Menschen ein Wort sprechen, das auf dessen Lippe nicht taugt, aus dessen Wesensschacht nicht zu erschürfen war. Die Kinder der Lady können tot, können dem ersten Gatten (den die Chronik ihr giebt) geboren sein. Sie erwähnt ihn nicht; und dürfte, selbst wenn die Erinnerung an ihn nicht spurlos getilgt wäre, ihn nie erwähnen: wie eine Sonne nur leuchtet, so lebt ihrem Gemüth nur ein Mann. Nirgends wird gesagt, daß sie schon welke. Nie wieder scheint sie uns, freilich, so reif, so jenseits von jeder Jugendirrung wie nach dem Empfang des Briefes, der kündet: Durch Duncans Huld bin ich Than von Glamis, von Cawdor, wie die Hexen verhießen; sprach ihr unter dem Weibsbart eingeschrumpfter Mund zum dritten Mal Wahrheit, dann tritt von der nächsten Leitersprosse mein Fuß auf den Schemel der Königsmacht. Im Nachklang so großer Botschaft enthüllt sich das Trachten der Lady; und ihr Wort reißt den Harnisch, das Hemd vom Leibe des Mannes. Er ist zu voll von Milch der Menschlichkeit, um stracks ans Ziel zu stürmen. Nicht ohne Ehrgeiz; doch ohne die zu dessen Dienst unersetzliche Freiheit von Gewissensangst. Er will Ungeheures gewinnen; doch es nicht als Falschspieler erraffen. Will haben, ohne selbst zu handeln. Will auf dem glatt gebahnten Weg des Rechtes, in fleckfosem Kleid, heimholen, was jedes Recht, des Himmels und der Erde, ihm wehrt. Nackt steht er, mit flatternder, nach Gipfeln langender, auf Gipfeln schwindliger Seele, vor unserem Blick. Und die Frau, deren wachsamer Gedanke ihn (in acht Versen) so greifbar spiegelt, dünkt uns an Erfahrung ihm überlegen und an Jahren deshalb mindestens gleich. Nicht mehr, wenn sie, im finsteren Burghof, ihre Weibheit wirken läßt und den schlaff gewordenen Willen des Mannes mit dem Saft ihrer Brüste in

Strotzfülle schwellt. Vielleicht hat ein Sozietär gemäkelt, ein Stück, das kein junges Weib auf die Bretter stelle, bringe niemals viel Geld: und der also bedrängte Dichter die dem Spieler der geilen Königin Gertrud zugedachte Rolle dem Opheliens gegeben. Dem hatte die Darstellung der Gemüthskrankheit den Haupterfolg beschert. „Laß den Burschen wieder Umnachtung des Geistes mimen, William! Dann ist unser Schiffchen mit seiner Fracht halb schon im Trockenen.“ So nüchterne Erwägung könnte den frühsten Plan geknickt und Eva vor Adam, der kränklicher aussah, getötet haben. Ward dadurch, was Goethe Widerspruch nennt? Den hat der noch im Schlafwandel unbeirrliche Genius mit behutsam geschwindem Griff überbrückt. Die Lady ist jung und ihres Willens Fittich so flügge wie einer Möwe, die steil niederschießt, um von entblößtem Meeresgrund, aus dem Ebbestrand, Fraß zu picken. In Eimern hat sie, in Bächen zuletzt diesen Willen in die vor der That dorrende, nach der That vom Graus fahle Seele des Mannes gegossen: und ist selbst nun leer, jeder Kraftborn ausgeschöpft und der zerrüttete Geist, der sich nicht aufrecht halten, nicht in friedlichem Schlaf gesund baden kann, läßt, hemmungslos, sein grasses Geheimniß über den Lippenrand quillen; haucht es in tauben Bettpfühl oder kalten Stein. „Alle Düfte Arabiens waschen mein Händchen nicht wieder in Wohlgeruch. Säubere, Du, die Hand von dem Blutgerinnsel, daß ich sie fassen kann; und komm ins Bett.“ Noch das letzte Wort hat den Tonschwung der Jugend, deren Sinnentrieb nicht abgestorben ist und die unter jäh ins Hoffnungsgrün fegendem Lenzsturm, nicht unter des Herbstes rauhem Anhauch, zu frösteln scheint. Nur der allgewaltige Schöpfer baut so, aus Zufallsblöcken, aus Planken, die der Gischt allzu irdisch gierender Wünsche angespült hat, unvergängliche Welten. Natur, die als Zeugervermögen aus ihm wirkt, zupft ihn, ohne den Ungestümen Gehorsamspflicht spüren zu lassen, da sogar, wo des Gewerbes Nothdurft oder das Streben nach Hofgunst ihn verleitet hat, auf den rechten Pfad. Ein kurzes, dem Dunstkreis des beliebten Dänendramas ähnelndes Theaterstück, wieder mit zwei dankbaren Rollen, doch mit dem Ausblick in helleren Tag, blüht zum mächtigsten Lied von Mannheitsdünkel und Weibheitstaumel, von der Sucht, mit Menschenhänden das Schicksal zu kneten, und von dessen unbarmherzigem Rächergrimm auf. Ein Gedicht, das dem

Gespensterglauben des allerhöchsten Schirmers schmeicheln, den König in der Hexenküche bewirthen wollte, lehrt empfinden, daß nur in lichtlosem Hirn Hexen sind; daß die graue Zunft die Trümmer der Vernunft umkrächzt; daß die Furcht des zu Götzen betenden Menschen erträumt hat, was ihn nun schreckt.

Was schreckt den tapferen Feldherrn Macbeth, der, nach hartem Kampf, vor dem neuen Nordländerheer wie der Leu vor dem Hasen bangte? Nicht das Ziel. Nicht der Weg, der hinführt. Nur: die Angst vor dem Bewußtsein (das uns, stöhnt Hamlet, in Feigheit entmarkt), das Ziel und den Weg aus freiem Willen erwählt zu haben. Hundertmal hat er, im Dunkel, im Geknäuel der heißen Leiber, der Frau die Brunst nach der Krone bekannt; in ihr Ohr geflüstert: „Ich möchte König sein!“ Wie Meeresgetos noch in der engsten Muschel: so summt in dem schmalen Hörgang die Flamme des Wunsches nach. Er liebt seine Lady, weil sie mit dem Oel ihrer Rede täglich die Flamme tränkt; weil sie des Wunsches Zunge wird und sich in den Schein drängt, ohne Befruchtung aus Mannessamen den Wunsch geboren zu haben. Er liebt das Weib, das sich bequemt, ihm Versuchung vorzutrügen. Aber des Truges bewußt bleibt. Immer Bewußtheit als Schrecknis! Nun ist er fern, abermals Sieger, noch dem müßigen, Gnade säuselnden Greis Duncan unterthan; und sein verwittwetes Sehnen nach Willensbestimmung schwängert den Haidenebel. Schon regt sichs und lallt. Als Than von Glamis, von Cawdor, wird er begrüßt: und wars, ehe ers ahnen konnte. „Du wirst König sein!“ Das steht noch aus. Dunstgesicht, dessen Kehle, weil er danach lechzt, die Stimme seines Traumes, seines Weibes nachgeäfft hat? Nein. Ließ Gottheit von grauen Dienerinnen Schicksal künden oder winkt Teufelei in Verderben? Die hätte sich wohl in lockende Form gekleidet. Was so häßlich aussieht, kann nicht mit Runzelhaut, Tropfnase und Speichelkiefer, kann nur mit Wahrhaftigkeit werben. (Der Welt verwirrten Gefühles ist das Häßliche schön, das unbekannt Schöne das häßliche Werk des Bösen.) Duncan kommt in Macbeths Burg; schafft selbst die Gelegenheit zur That. Weil sie werden soll. Weil Gottheit, Schicksal, des gefährdeten Reiches Bedürfniß sie will. Neue Versuchung; viermal stärker als die erste. Jetzt ists kaum noch schwer, sich in die Wahnvorstellung von ohnmächtiger Willensknechtschaft einzudaunen; und die That dann, wie ein vom

Loos Erkiester, zu thun. Macbeth mordet (er kanns, weil er zu müssen hofft). Den Greis, den König, den Gast. Mordet zugleich die Hoffnung, die beten, das Gebet Anderer mit dem Amen siegeln kann, und den vertraulich unbewehrten Schlaf. Duncans und der zwei Kämmerlinge. Seinen und seines Weibes. Kein Betäubungversuch nützt noch; nicht Wein und nicht die Rückkehr in den Zunftbezirk der bleichen Hekate. Das Bewußtsein ist wieder wach: und seitdem flieht den König Macbeth der Lebenserhalter Schlaf. Seitdem wirkt der Zwang, den der zu Willensfreiheit Muthlose zuvor sich aus Truggespinnst wob, zu neuem Mord, stets zu erneuendem weiter. Banquo muß fallen: weil er die Hexen hörte, die Thatspur erwittern könnte und weil sein echtes, von einem Feuergeist bedientes Königswesen den zerfallenden Emporkömmling, morgen wohl schon vor dem blöden Auge des Trosses, überstrahlen müßte. Fleance, der König und eines Herrscherhauses Gründer sein soll, die Prinzen Malcolm und Donalbain, Macduff, Thane von Fife, und andere gefährliche Männer entkommen. Was von Spähern verdächtigt ward und dem Dolch erreichbar blieb, muß, Weib und Kind sogar, verröcheln. Täglich schreien neue Witwen, wimmern neue Waisen, dröhnt von Schottlands Klage die Himmelskuppel. Und dem Stifter solcher Gräuel ist keine fröhliche Tagesstunde, nicht ein Quäntchen labender Nachtwürze gegönnt. Vom Zechtische scheucht ihn Banquos totblasse, blutig klaffende Stirn. Von der Brust seines blonden Weibes der unaustilglich haftende Ruch des Verbrechens, das sie an einander kittet, in stumme Zwietracht von einander löst. Macduff, der zu Malcolm, ins England Eduards, des Bekenners und Krankheitheilers, floh, kehrt mit einem Heer über den Tweed zurück? Wird endlich, Mann gegen Mann, wieder gefochten? Der Alb weicht von Macbeths Rumpf. Erst, wenn der Birnamwald selbst gen die Burg Dunsinan vorrückt, dräut der Königsmacht Fährniß. Und kein vom Weib Geborener vermag den König zu töten. So ward ihm verheißen. Zwar: von der Sippe, die seine Krone den Söhnen Banquos vererbte. Zehntausend Flüche dem Spuk, aus dem alles Unheil aufdünstet, in dessen feucht kaltem Schwaden das Lächeln erfror, jedes Glückspflänzchen, Schneeglöcklein und Himmelsschlüssel, verschmachtete! Aus Dust und Hexenkessels Brodem in die helle Welt rothwangiger Handlung zurück; von heute an keine Geister mehr! Zu spät. Sie

sind nicht mehr zu bannen; und bis aufs Letzte wird ihre Weissagung wahr. Macduffs Krieger schneiden, zu Bergung und Schutz, Zweige von den Bäumen des Birnamwaldes, der also in Schlachtordnung vorzurücken scheint. Macduff wurde vom Messer des Arztes aus dem Schoß der Mutter geschält; und fällt den wüst rasenden König. Der hat, einmal noch, seines Hoffens Feste auf Gespensterweisheit gebaut. Mit Hohnlachen bestätigt Natur-Gottheit den Glauben. Ungemein Gräßliches hat sie an Diesem zu sühnen. Der erfrechte sich, sie aus Hirnblasen und Moorfratzen sprechen zu lassen, stümpernd in ihr Schicksalswerk zu pfuschen und sich, an der Weibsschürze, von verantwortlicher Bewußtheit wegzulügen. Nach friedlosem Leben straft ihn ruhmloser Tod.

Der Mann wollte unfrei scheinen, ein in Verhängniß Gebundener: und strauchelt, da er, endlich, frei zu sein wagt, einbildnerisches Wähnen wie Schaumbläschen zerhauchen, nur mit dem Schwert noch den Acker seines Schicksals pflügen will, in selbst geknüpfter Schlinge aus eisig starrer Pracht in den Schlund, durch dessen Trichter Satans Gesinde die Seelen quetscht. Wer den Willen entmannt hat, hürnt ihn durch den härtesten Panzer nie wieder; wer, mit der Geberde blinder Unterthanschaft, Natur überlisten wollte, erliegt, noch mit Trutzharnisch und Erzhelm, ihrer urweisen, weiter als das schärfste Menschenauge blickenden List. Die Frau wollte ihren schlank sprossenden Willen dem gestumpften des Mannes aufpfropfen, des Gemahls Genius und Dämon, Schutzgeist, Sporn, Glückshort werden: und sieht den von ihrem Eifern Gekrönten übermüdet, vergrämt, mit schlaflos kreißendem Hirn, von Mißwende wie Aas von Geiern umschwirrt. Wer sich entweibt hat, darf nicht hoffen, aus den Saugwärzchen werde je wieder Lebenssaft sickern. Den vor Verantwortlichkeit scheuen Mann, das nach Verantwortlichkeit lüsterne Weib: der Tropfen vom Horn eines Mondes spült Beide in Abgrund.

Welche Verantwortlichkeit war dieser Frau Wollust? Lady Macbeth hat nicht von Hekate schwarze, blutroth gezackte Weihe empfangen. Sie ist nicht bös; nur entschlossen, im Dienst ihres Mannes, im undichten, zugigen Gehäus seines Wollens, hemmende Güte, wie ein vertragenes Kleid, abzuthun und sich in den Schurz der Furie zu gürten. Für ihn kann sie trügen; könnte sie morden: wenn das Opfer nicht im Schlaf ihrem Vater gliche.

Vater und Gatte: ihres Wesens Pole. Am Brennpunkt ihres Erlebens ist, der sie zeugte, stärker als der Spender fruchtloser Ehefreude. Doch sie vermag, wovor Macbeth schaudert: die blutigen Dolche trägt sie ins Mordgemach zurück; und schaut den von Purpur berieselten König, in Lachen die Kämmerlinge. Weil Dieses sein muß, damit ihn, dessen Mannheit erlahmt ist, nicht Verdacht aus dem Thronrecht dränge. Das begehrt sie nicht für sich. Niemals spüren wir Machtkitzel in ihr; nie auch nur leis den Wunsch, in Ueppigkeit sich über Andere aufzurecken. Freundlicher als im weiten Umkreis eine blickt die Burg, in der sie schaltet, ins mürrische Graugrün der Haide. Schwalben durften, wo sie ein Plätzchen eräugt hatten, ihr Nest bauen. Die Hausfrau, die solches Moosflickwerk, solche Verschmutzung am Mauergewand duldet, ist nicht unfromm, dürftigem Geschöpf nicht lieblos. Weder Tand noch Befehlsgewalt heischt sie. Macbeth will König sein; und solls also, daß die Dünung seines Gemüthes sich schwichtige, werden. Den in Zagheit Verkrochenen peitscht, mit ungeminderter Striemkraft stets, der Zweifel auf. „Bist Du ein Mann?“ Wäre ers, unter dem Schädeldach gerade so wie im Eisengesträng der Muskeln, er dürfte lachend ruhen. Daß ers nicht ist, merkt die Frau erst nach ihres Werkes, ihres Werkzeuges Krönung. Kein König; kaum, trotz den Kriegerthaten, ein rechter Mann. Ein Dichter vielleicht. Ein Träumer, der bebend in Gesichten schwelgt und aus dem, wenn er in schweigender Größe thronen müßte, blutrünstiges Gedächtniß lallt. Zerstörer, nicht Schöpfer. Kein Aederchen eines Königs. Dessen Seele soll siebenfach umwallt sein und nie ein Wort durch die Thore lassen, das nicht flugs Handlung wird. Der soll Saat ausstreuen, nicht nur mit der goldenen Sichel Menschen und Menschengebild hinmähen. Und in das lecke Faß dieses Schwarmwesens hat sie, bis auf die Neige, alle Kraft ihres Willens gegossen? Weit jede Schleuße aufgethan, daß die Fluth den Herrn ihres Schicksals hebe? Er sinkt. Schon gurgelt der Strom vor seiner Lippe, die zum Verräther wird. Einmal hat er vom Schwungbrett ihres Willens den kühnen Sprung gewagt; kann sich aber auf der Höhe nicht halten. Gestalt und Antlitz des Helden; dahinter spukt ein geduckter Geist durch modernden Prunk. Enttäuschung bricht die Frau, die jeden Quell erschöpft, sich froh in Schuld und Schande gewühlt hat, um Diesem auf seinen Weg, an sein Ziel zu helfen.

Da steht er: und wankt schon, tastet nach der Gefährtin, der Willenskrücke, und ächzt die Lehnsmannschaft vom Krönungmahl. Nun erst denkt die Lady an sich. Möchte den Blutgeruch aus der Haut, die Haut vom Handgelenk reiben. Nun erst empfindet sie, wie schmählich nutzlos die Wuth Dessen war, der, den grimmen Märenkönig zu spielen, Frauen und Kinder zerstücken hieß. „Der Than von Fife hatte ein Weib; wo weilt es jetzt?“ Und wie der entmannte König, so wird nun auch die entweibte Königin von Schicksalsrache gefoppt. In das ausgeschöpfte Willensgefäß vertropft der Spülicht aus Macbeths kranker Vorstellung. Vom Brand seines Hirnes stieben Funken in ihr einst so wohlgeordnetes hinüber. Sie verbeißt die Feuerspein; fühlt aber, wie die Stützen und Klammern der Vernunft heiß werden, zu glimmen anfangen. Ihre Kraft sollte in ihm, aus ihm in die Ferne wirken. Nun ist sein Siechthum in ihr. „Und bist ihm unterthan und er ist Dein Herr.“ Dennoch. Deines Schicksals Schmied. Alles Einem gegeben, der kein Kind, kein in Dauer wachsendes Werk zeugen konnte; und dessen faulige That, wie des feist stolzirenden Dänenkönigs Klaudius, himmelan stinkt. Was blieb, da die Hoffnung auf dieses Einen Mannheit wie Hexenplunder zerrann? Der Schlaf, den Macbeth gemordet hat, steht wieder auf und umfängt, an des Gatten Stelle, die Frau. Aus Traum, der ihr Leben war, gleitet sie in Tod.

„Sie konnte später sterben“, knirscht der König. Später: wenn die aus Englands hellerer Geisteszone Heimgekehrten den Sieg des Rechtes erstritten und jeden Sünder nach Glimpf gestraft hatten. König Malcolm. Herzog Macduff. Tüchtige Männer; ohne sonderndes Merkmal; immer in Sonntagsstaat. (Die, fast ohne Geschwister in Shakespeares Welt, haben, mit ihrer einfarbigen Reine, wohl mehr noch als der Schicksalgedanke dieser schiersten Tragoedie den heiligen Mann Friedrich Schiller zur Uebersetzung, zu feiner Aufpolsterung mit Christenpathos und Heidenwulst gereizt.) War des Schöpfers Absicht, der Kundschaft, dem Podium und dem Pitt, diese sittsam Tapferen als Muster rühmlichster Herrschertugend vors Auge zu stellen? Den Adel und die Gründlinge des Globus ein Scheusal, noch einmal, hassen, das über die Parkschranke hinaus sinnende Weib meiden zu lehren und sie zu mahnen, daß nur

der von Geburt und von Gottes Gnade auf den Thron Gewiesene Heil stiften, ein getreuer Volkshirt werden könne? Nicht die Erben Pembrokes nur, der zwischen Elisabeth und Maria Stuart hin und her wippte, sondern auch Lord Plumpudding, Mr. Pickwick und der Pöbelangler Jack Cade hätten ihn ehrfurchtvoll ausgelacht. Mit steifer Gesetzlichkeit und dürrer Moralpredigt durfte man nicht vor die bunte Menge, die das höchste und tiefste Kunstgebild aller Zeiten, von einer Bühne ohne Coulissen, Maschinen, Weiblichkeit und Lichtwunder, entzückt in Seele, Verstand, Sinne schlürfte. Deren Ohr gedrechselten Witz und verziertes Wortspiel so willig aufnahm wie Jungfer Dortchen den aufs Beilager Bietenden. Was konnte diesem ungelehrt weisen Haufen ein Malcolm, ein Macduff sein? Der Jüngling ein wackerer Prinz, dem, wenn er als König sich in Uebermuth tummeln wollte, Magna Charta (wer fragt nach dem Datum?) schon wehren würde, dem Halfter der Pflicht zu entlaufen. Dieser ein starker Kerl, der keinen Hieb einsteckt und, mit dem Schwert in der Scheide, anständig über Politica schwatzt. Ist ihr William aus Stratford der Wicht, Einschränkung in knechtischen Stumpfsinn, Kniefall vor angestammtem Königthum zu empfehlen und den Junker hübsch glatt gekämmt, mit Lavendelduft und Presbytersalbung, vor die Zwingergemeinde zu pflanzen? Strebt er aus Selbstand nun gar in Pfründe? Hat er vom wilden Dämon sich nach Laodikaia gewandt?

Coriolanus.

Durch die helle, herrenmoralische Weltanschauung der Alten, die der schwarze Schatten der Christensittlichkeit noch nicht gesänftigt hat und der Männertapferkeit, virtus, die einzige Form der Tugend ist, rast mit weithin hallendem Donnergetöse eine gespenstische, mystische Macht. Ein stolzes, zu üppiger Reife erblühtes Weib, eine Versucherin mit brennendem Blick und lechzenden Lippen, mit weichen, winkenden Armen, in deren Umklammerung der selig Jauchzende spürt, daß sie sein wonniges Stammeln mit dem letzten Hauch des verlangenden Mundes ersticken können, eine Hetärengestalt, die den Wandelnden mit heißem Gruß lockt und zugleich doch schreckt. Sie sitzt lässig auf goldenem Wagen, die weiße Hand lenkt schwarze arabische Rosse, ein Purpurgewand gürtet die Lenden, die breite Brust drängt frech sich

ans Licht, als wollten die rosig prallen Warzen ganze Völker zur Stillung laden, und das Gefährt strotzt von phönikischem Purpur und Gold und blitzendem Tand. Scheu weicht die Menge ihm aus, denn sie weiß: mit der Uebermüthigen ist nicht zu spaßen, ihr Gespann zerstampft unbarmherzig, was sich ihm keck in den Weg stellt, und die Räder des Prunkwagens rasseln über den gemeinen Haufen hinweg. Durch bleiche Lippen stiehlt sich, aus Entsetzen und Sehnsucht geboren, der Seufzer: Die Hybris!.. Der wimmelnden Schaar, die den Acker bestellt, dem Handwerk nachgeht und die Wechselfälle des öffentlichen Lebens beschwatzt, ist sie nicht gefährlich; sie sucht unter den Besten den Buhlen, unter den Starken, die über die Masse hinausragen und mit der Macht des Willens und der Persönlichkeit höhere Geltung und besonderes Ansehen erzwingen. Den siegreichen Krieger, der in den Tagen noch blasser Wesensscheidung fast immer auch als Politiker und Volksredner im Vordergrunde der Staatsvorgänge steht, den Edlen, dem die Geburt schon den steilen Weg zur Führerschaft wies, preßt die Unheimliche an ihre Brust, hitzt ihm das Blut und treibt ihn zu tollkühner That. In manchen Mannes Sinn und Seele züngelte ihr gieriger, zitternd und lallend begehrter Kuß das süße Gift, manchen starken Mann stachelte sie mit sündig geiler Verheißung, daß er die Grenzen der Menschheit vergaß und des Unerhörten sich frevelnd vermessen wollte. Und von Allen, die der wüthenden Brunst erlagen, ward kein Einziger je von ihren Wunden völlig geheilt. Bang blickten die ernsten Geister auf dieses Schauspiel und mühten sich, gegen die von Asiens heißer Küste in die Länder des Zeus und der Venus verschleppte Fieberepidemie in den Sinnen und Sitten des Volkes selbst ein immunisirendes Serum zu bereiten. In Athen wurden der Hybris göttliche Ehren erwiesen, die Pelaten und Hektemoren erflehten von der hoch Thronenden milden Gebrauch ihrer Macht und Solons ganzes politisches Lebenswerk war im Grunde ein steter Kampf wider das Wüthen der holden Verheererin. Ihr galt seine Mahnung, nie zu viel zu wollen, den Willen nicht über den Bereich des Vermögens hinauszuschicken, und an sie dachte er, da er den Reichen, den im Schoß des Glückes behaglich Schmausenden, zurief, den begehrlichen Stolz zu zähmen und nicht maßlos die Wünsche zu nähren. Auf jeder Seite der Schrift des Aristoteles über den

Staat der Athener spürt man, wie der Weise in dem stillen Walten der Hybris, die er nie nennt, die tiefste Wurzel des Haders und Unheils erkannt hat und wie es ihn drängt, sie aus dem heimischen Boden zu jäten. Doch allem Bemühen der Mahner und Warner blieb der Erfolg versagt und das Kosen der Hexe verzerrte in Fieberschauern die schönsten und feinsten Köpfe; von den frühen Tagen des Alkibiades bis in den Taumel, bis, über Leichen hinweg, in die sinkende Nacht des Römercaesarenwahnes.

Eins ihrer Opfer war Cajus Marcius Coriolanus, den Plutarch in seinen vergleichenden Biographien dem Alkibiades gesellt. Er gehörte zu den Edelsten der Nation, zu dem Stamm des Ancus Marcius, der, als Tochtersohn Numas, nach Tullus Hostilius König war. Den Vater hatte er früh verloren, Volumnia, die nicht unedler gezeugte Mutter, zog den Knaben auf, und wenn Plutarch in ihm auch einen Beweis dafür sieht, daß ein verwaistes Kind zu den höchsten Ehren gelangen könne, so wird in unserer Zeit der Betrachter, dem kein Vorurtheil über die Fährlichkeiten des Waisenstandes den Blick trübt, doch gerade an dem Leben des Mannes Cajus merken, wie nöthig dem störrischen Knaben die feste, zügelnde Hand des Vaters gewesen wäre. Ein kräftig aufgeschossener Stammesstolz stimmt sein Wesen, er glaubt sich von besserer Art als der seiner patrizischen Standesgenossen und gewöhnt sich schon als Jüngling in den Wahn, nur von den nächsten Blutsverwandten Ehre empfangen zu können und aller Anderen Lob, wie wenn es aus unreinem Mund käme, hochfahrend zurückweisen zu müssen. Plutarch sagt gleich im vierten Absatz von ihm: Ut autem alii gloriam virtutibus sibi finem statuunt, sic matris ille gaudium gloria sua quaerebat; und dieser Jugendgewohnheit, in der Freude der Mutter den Endzweck des Ruhmes zu sehen, entwuchs Cajus nicht mit dem Eintritt in die Mannbarkeit. Ihm bleibt der persönliche Stolz, das Bewußtsein, einem auserwählten Geschlecht entsprossen zu sein, die stärkste, bestimmende Empfindung; wenn er in ihr tötlich getroffen wird, schwindet aus seinem Gedächtniß das Pflichtgebot, das ihn erst an die Heimath und dann an die Feinde Roms ketten sollte. Ihm ist das Vaterland immer nur das Land seiner Mutter: ihre Mahnung macht ihn zum Krieger, ihr Lob wiegt ihm schwerer als die von den Volksgenossen dem jungen Sieger gespendeten Eichenkränze, ihr Flehen

führt ihn zum zweiten Verrath an der Mannespflicht. Was nicht dem Stamme der Marcier oder dem Muttergeschlecht entsproß, bleibt ihm im Innersten fremd; und was zur Plebs, zum gemeinen Pöbelhaufen, gehört, scheint ihm nur geschaffen, um mit den schmierigen Leibern den Wall zu bilden, der ihn, den ragenden Recken, vor den Speeren der Feinde schützen kann. Dem Troß Rechte gewähren, ihn aus der Verfronung an Wuchererlücke erlösen, der wimmelnden Rotte die Lebensmittel verbilligen? Schwächlinge mögen solche Pläne hegen; der Starke weiß, daß Pöbel stets Pöbel bleibt und das feige, großmäulige Gesindel höchstens gut dazu ist, mit seinem dicken, unreinen Blut dem Adel den Dank für die Peitschenhiebe abzustatten, mit denen er es vorwärts trieb, auf die helle Höhe des Ruhmes. Cajus Marcius erbebte in lohendem Zorn, da der Senat den aufrührerischen Plebejern den Tribunat zur Vertretung ihrer Interessen gewährte; denn nach seiner Ansicht hatte der gemeine Haufe schweigend zu gehorchen und, ohne den übel riechenden Rachen zu öffnen, hinzunehmen, was ihm das Schicksal beschied. Als die Velitraner Gesandte schickten und von Rom für ihre von der Pest entvölkerte Stadt Kolonisten erbaten, als die Tribunen sich dem Senat, der dem Wunsch willfährig war, widersetzten und riefen, es sei die äußerste Schmach, die eine Hälfte des Volkes in eine verpestete Gegend zu treiben, während die andere Hälfte in Roms Mauern der Hungersnoth ausgeliefert sei, stemmte Cajus den starken Willen gegen die unbotmäßige Masse und erreichte vom schwankenden Senat den Befehl zur Deportation, die den Körper der Stadt von ungesunden, vergiftenden Säften befreien sollte. Damals hatte Volumnias tapferer Sohn das Schlachtenglück schon in seinen Dienst gezwungen, in manchem Kampf gegen die Volsker gesiegt und bei der Eroberung Coriolis, ihrer ansehnlichsten Stadt, den Ehrennamen Coriolanus erworben. Die Gunst des Volkes aber hatte sich seinem trotzigen, harten und hochfahrenden Sinn nicht geneigt; und als er, um für seine Wahl zum Konsul nach altem Brauch die Stimmen der Quiriten zu erbitten, in der toga candida, als Kandidat, auf dem Forum erschien, weckte sein Werben keinen freundlichen Widerhall und zwei andere Patrizier, gefälligere, deren kriegerisches Verdienst dem seinen aber nicht im Mindesten glich, wurden zu Konsuln gewählt.

Der unerwartete Streich traf die im Mannesstolz wurzelnde Eitelkeit mit furchtbarer Wucht. Ein Politiker, der die Machtvertheilung im Staat achten gelernt hat und, weil er selbst seinem Recht Anerkennung heischt, auch vor Anderer Rechten sich zu beugen vermag, hätte die Kränkung ruhig getragen, in der eigenen Brust den Sitz des Verschuldens gesucht und als ein reiferer, geläuterter Mann auf die günstige Stunde gewartet. Coriolan aber hielt, nach dem Wort Plutarchs, Starrsinn und Jähzorn für die sichersten Zeichen geistiger Größe und hat nie erkannt, daß zum Umgang mit Menschen und zur Leitung der Staatsgeschäfte nicht der Dünkel, sondern die Duldsamkeit taugt. Er fühlte sich tötlich beleidigt; und eine Verfassung, die einen Marcier zwang, von schmutzigen Sklaven schnöde Beleidigung zu dulden, durfte nicht fortbestehen: denn des römischen Staates wichtigster Zweck ist doch und soll ewig sein, den Marciern eine behagliche Heimstätte zu sichern. Zwischen dem zornigen Edelmann und dem zum Selbstbewußtsein erwachenden Volk entbrennt nun ein Kampf auf Leben und Tod. Coriolan verhindert, daß den Hungernden Korn zu billigem Preis oder umsonst gewährt wird, er will die Masse entrechten, ihr den Tribunat, den mühsam erstrittenen, wieder rauben, er beschwört durch freche Schimpfreden selbst das Volksgericht über sein Handeln herauf, wird für Lebenszeit aus der Stadt verbannt: und geht geraden Weges zu den Volskern, den gefährlichsten Feinden des Römerstaates. Rom hat ihn nicht nach seinem Werth geschätzt, Rom soll in Feuersgluthen die Sünde büßen. An der Spitze des Volskerheeres rückt der Rächer vor die Thore der Vaterstadt, kein Jammern und Winseln der Landsleute und Freunde rührt sein verhärtetes Herz und erst dem Flehen der Mutter gelingt, den Rasenden zur Umkehr zu stimmen. Er will das Vaterland schonen, weil es das Land der Mutter ist, und scheut, um ihr Lob noch einmal zu verdienen, nicht den neuen Verrath. Aber die selben Volsker, die ihn an Rom rächen sollten, rächen nun Rom an ihm: ihren Streichen erliegt der Stolze, der, um den eigenen Zorn zu kühlen, ein ganzes Volk zum Rachewerk rief und es dann, da der Mutter mahnende Rede in den gesänftigten Sinn den Weg fand, schmählich verrieth. Coriolan, der in den Volskerstädten einst wie im Taubenhause der Adler gewüthet hatte, fällt ruhmlos von der Volsker Hand; und das Gerücht, das

seinen Tod hastig den Römern meldet, weckt in den Männerherzen nicht den winz'gsten Laut der Trauerklage. Plutarch, der in ihm den anständigen und sparsamen Patrizier von strengen Sitten bewundert, scheidet von seinem leuchtenden Bild mit dem Seufzer: „Zum Unheil wurde ihm sein unbeugsamer Charakter, sein maßloser Stolz und Dünkel; solches Laster ist dem gemeinen Mann immer verhaßt und wird vollends wüst und unerträglich, wenn Ehrgeiz sich ihm gesellt. Menschen von der Art Coriolans schmeicheln der Menge nicht, stellen sich vielmehr, als seien sie für die vom Volk zu gewährenden Ehren ganz unempfänglich, und gerathen dann doch in Raserei, wenn diese Ehren ihnen versagt werden. Auch Metellus, Aristides und Epaminondas erniederten sich nicht zu Schmeichlern des Pöbels, aber sie verachteten auch wirklich die Gaben, die ihnen die Volksgunst spenden und entziehen konnte. Coriolan war zu hochmüthig, um Ehren erbitten, und zu ehrgeizig, um sie entbehren zu können." Er mußte sterben, weil er in der Gemeinschaft der Menschen nicht leben, sich nicht in anderer Menschen Wesenheit schicken konnte; er mußte schmählich aus einem glanzvollen Dasein scheiden, denn die Hybris hatte mit heißem Kuß den harten Sinn des Helden versengt.

Was hat Shakespeare aus diesem römischen Junker gemacht?

Er hat den Stoff, den er in seinem Plutarch fand, kaum verändert, ganze Abschnitte der Erzählung, besonders die Fabel vom nützlichen Bauch und die Reden der Mutter, nur in Verse gebracht; aber er hat den Helden aus den engen Mauern der Siebenhügelstadt in das weite, höher gelegene Reich der Menschheitdichtung verpflanzt, in das Renaissancereich shakespearischer Menschen. Taine hat einmal gesagt, die von dem Briten geschaffenen Menschen stammten sämmtlich aus der selben Familie und trügen, wie verschieden auch ihr Gewand sei, im Innersten doch die deutlich erkennbaren Züge der Blutsverwandtschaft. Er wohnte im Recht. Shakespeare schuf seine Menschen, wie ein echter Gott, nach seinem Ebenbilde, schuf sie aus dem Reichthum einer lyrischen Stimmung, deren Quelle, nach Brunetières klugem Wort, immer eine Hypertrophie der Persönlichkeit ist. So thaten auch Andere: Goethe heißt Werther und Tasso und Faust, Rousseau erscheint in der Maske des Saint-Preux, Byron vermummt sich als Don Juan, Manfred und Kain und die Flamme ihres Tem-

peramentes schlägt aus allen Heldengestalten Kleists, Schillers und Hugos uns prasselnd entgegen. Die Gabe, die Shakespeare zum Einzigen erhöht, ihn zu dem Dichter macht, dem man keinen anderen vergleichen kann, hat Taine treffend l'imagination complète genannt; man wird, um das Wesen seiner grenzenlosen Kunst zu bezeichnen, keinen knapperen und klareren Ausdruck finden. Dieser Weltenschöpfer umfaßt mit einem Blick alle Seiten der Menschen und Dinge, Licht und Schatten, Kraft und Schwäche, er sieht die ganze bunte Fülle des Farbenspieles und ihm enthüllt mit den gesunden Trieben, die einer werdenden Persönlichkeit den Glanz und die heldische Herrlichkeit geben, sich zugleich stets auch der Krankheitkeim, der sie, früher oder später, einst vernichten muß. Kein Anderer hat diese Macht und Weite der Intuition, kein Anderer vermag die in heißer Lust nach dem eigenen Ebenbilde Geschaffenen so aus der Höhe, mit dem still Herz und Nieren prüfenden Blick des gelassenen Betrachters, zu sehen. Shakespeares Menschen verbindet eine unverkennbare Familienähnlichkeit, die Gleichheit des Blutes, aber sie unterscheiden sich von einander (Taine scheint es nicht bemerkt zu haben) wie die individuell verschieden gearteten Glieder einer Familie. In Allen ist die Fülle der schweifenden Phantasie, das einbildnerische und leidenschaftliche Vermögen und die Summe der Wesenszüge, die man die natürliche, angeborene Tollheit des zweizinkigen Gabelthieres nennen könnte, größer als die anerzogene Vernunft, der bon sens und der Zwang einer Sitte, die sich erdreistet, Gesetze der Sittlichkeit zu prägen; zwischen Allen aber erheben sich auch die besonderen Schranken, die eine Persönlichkeit von der anderen trennen. Und diese Verwandtschaft und Differenzirtheit wird nicht, wie bei kleinen Künstlern, durch die Gewandung des Wesens erreicht; der Dichter hält sich bei Kleid und Zier seiner Menschen nicht auf, sondern dringt bis zum tiefsten, verborgensten Sitz ihrer Menschlichkeit vor und zeigt in dem Römer, dem Mohren, dem Dänen, Italer und Juden den Menschen. Seinen, den shakespearischen, aus frei schaltender Phantasie der Natur nachgeschaffenen, von der Metaphysik der Stubengelehrten nicht angekränkelten Menschen, der nie völlig der Thierheit entwachsen kann und in dessen kurzem Erdenleben Vernunft und Gesundheit nur zufällige, vorübergehende Zustände sind, den aufrecht schreitenden Vierfüßler, dessen

Wille determinirt und dessen Empfindungvermögen schrankenlos ist und der, vom Instinkt gestoßen, von Wahnvorstellung geblendet, ohne Steuer und Kompaß vom Wirbelwind seiner Leidenschaften vorwärts getrieben wird, auf den Gipfel des Glückes und in die schwarze Nacht des Leidens, zur Heldenthat und zum Verbrechen, in Seelenkrankheit und Tod. Shakespeare hat eine Welt geschaffen, die ihr eigenes Gesetz, ihre eigene Logik hat; und der Gegenstand seiner größten Dramen ist: wie dieses Weltgesetz den Uebermüthigen, der es brechen will, niederzwingt, wie Alles, wenn der von einem Starken entfesselte Sturm ausgerast hat, wieder zur alten Ordnung kehrt und die Zeit, die aus den Fugen schien, durch das Walten einer Macht, die man Vorsehung nennen mag, wieder eingerenkt wird. Und in diese Welt, die der hellen, herrenmoralischen Anschauung der Alten die Thore weit öffnet, hat er den vom heißen Kuß der Hybris berauschten Coriolanus verpflanzt.

Plutarchs strenger und starrer Römer, der, ob er die Volksgenossen auch hochmüthig verachtet, doch immer ein Römer blieb, ist verschwunden; vor uns steht ein an keine Scholle gebundener, keiner klimatischen und nationalen Einwirkung unterworfener Mensch, steht der Starke, der sich über die Menschenschwachheit erhaben wähnt und an der untilgbaren Menschenschwachheit dann zu Grunde geht. Der untrügliche Blick des Dichters hat erkannt, in welcher Scholle eine solche Natur zum Werden und Wachsen den weitesten Spielraum findet: deshalb zeigt er uns die Stadt, die er Rom nennt, im Zustande der zuerst heimlich wühlenden und dann offen ausbrechenden Revolution; und er hat, mit der nur dem Genie eigenen assoziativen Kraft, den Punkt gesehen, wo das Wesen des Helden sich besonders deutlich enthüllen und sein flackernder Wille den tötlichen Streich erdulden mußte: deshalb läßt er seinen Marcier um die Stimmen der Quiriten werben, den Starken vor den Schwachen, die er verachtet, als Bettler erscheinen. Auch Plutarchs Coriolan erbittet die Stimmen, die er, um nach dem Recht Konsul zu werden, braucht; aber ihm ist der Gang auf das Forum kein schweres Opfer, sondern eine von der Sitte befohlene Leistung, zu der er sich, wie zur Erfüllung aller von alter Sitte geheiligten Bräuche, ohne Bedenken herbeiläßt; er faßt höflich die schweißige Hand der Plebejer, läßt sie seine Narben befühlen und streicht, ohne dem Sinn der Ceremonie weiter nachzu-

denken, die erhandelten Stimmen ein. Für Shakespeares Helden ist dieser Gang der Weg aus dem sicheren Schloß seiner Persönlichkeit, aus den festen Mauern, von deren steinerner Höhe sein Stolz bisher stets das Gehudel da unten maß. Wenn der Mann, der dem Rottenführer zurief, jeder Patrizier, der dem Haufen auch nur ein gutes Wort gebe, verdiene Fußtritte, und der sich berühmte, der Pöbel solle eher die Stadt abdecken als ihn zur Willfährigkeit zwingen, sich nun vor dem gemeinen, unsauberen Volk in die Schmeichlerrolle erniedert und durch sein Thun zeigt, daß er die Macht von der Plebs erbetteln muß, dann hat er sein Lebensgesetz, das ihn so lange aufrecht hielt, durchbrochen und das sichere Gleichgewicht seiner Wesenswerthe für immer verloren. Er fühlt die Gefahr; deshalb sträubt er sich lange gegen die Pflicht, möchte „die Sitte umgehen“ und dem Volk ein Recht nehmen, das den edel Geborenen schändet; deshalb verbirgt er, schamhaft wie eine Virago, die den keuschen Leib nicht betasten läßt, die Spur seiner Wunden in die Falten des Kleides und höhnt die vielköpfige Menge, um deren Stimmen er wirbt. Er ist nicht der steife römische Tory, dem alles Alte ehrwürdig scheint: er verachtet, wie ein rechter Rebell, die Trägen, die sich vor Bräuchen schmiegen und berghohen Irrthum häufen, „daß Wahrheit nie ihn überragt“. Aber der Widerspruch zwischen Reden und Handeln wird, weil das Bewußtsein ihn ahnt, nicht geringer. Cajus Marcius mag die Menge höhnen, sich selbst beschimpfen, das Haar raufen und mit den Zähnen knirschen: er thut, was er, um sich treu zu bleiben, nicht thun dürfte: und daß ers thut, treibt ihn in Schande und Tod. Ein Junker, der das Alte ehrt und alles Neue herrisch von sich weist, hatte im römischen Boden noch Wurzeln; ein Konservativer, der alte Bräuche beseitigen und alte Tafeln mit frevelnder Hand brechen will, ist wurzellos, die schwanke Beute des ersten Sturmes. In dem Augenblick, wo Coriolan der Stimme folgte, die dem Zaudernden zurief: „Bis hierher sollst Du gehen und nicht weiter, denn hier ist die Grenze Deiner Macht“, wo er das weiße Gewand der Demuth anthat und die drohende Rede zur höflichen Bitte schmeidigte, hatte er seinen sichersten Stützpunkt verloren war er sich selbst untreu geworden. Und von der ersten Untreue ist es nicht weit zu neuer Treulosigkeit. Der Mann, der sich selbst vor allem Volk zum Lügner entwürdigt hat, kann auch das Vaterland verrathen, kann,

wenn ein starker Magnet seinen irrlichtelirenden Geist lockt und zieht, an der neuen Heimath abermals zum Verräther werden. Und er darf nicht über Ungerechtigkeit klagen, wenn man ihm nicht mehr, wie einem von keiner Lüge je Befleckten, gläubig vertraut; ihm gehts bei den Volskern wie Brabantios Tochter im Hause des Mohren; er wird verdächtig, weil er schon einmal, in gewichtiger Stunde, das Vertrauen der Nächsten schlimm getäuscht hat.

Der Nächsten? Er würde solchen Vorwurf höhnisch verlachen. Welches Band knüpft ihn denn an die Tiberstadt, an die Gemeinschaft der Patrizier und Plebejer? Im Innersten verachtet er sie Alle, Edle und Unfreie, Senat und Volk. Er dünkt sich hienieden einen Gott: und einem Gott sind Die nur, die er in seinen Himmel erhöht hat, die Nächsten. Auch ein Gott ehrt die Mutter, die ihn gebar, den Leib, der gewürdigt ward, ihn zu tragen, den Born, aus dem er als Kind die Götterkraft sog. Coriolan beugt sich vor Volumnia, die keine heroische Römermatrone im Stil Corneilles ist, sondern ein leidenschaftliches, von hitziger Wallung bewegtes und doch mit Frauenschlauheit, mit dem fördernden Schatz, den man nicht grundlos Mutterwitz nennt, begabtes Weib. Ihr Vertrauen täuscht er nicht, ihr folgt der Wilde wie ein gehorsames Kind, ihre Bitte treibt ihn auf das Forum, ihr Flehen bestimmt ihn, die Heimath zu schonen und das Volskerheer rückwärts zu führen: denn sie spricht zu dem einzigen sicheren, nie beirrten Gefühl, das in seinem harten Herzen lebt, zu dem wuchernd aufgeschossenen Stammesstolz des Marciersprossen. Er hat auch ein Weib, ein zartes, in stummer Leidenschaft erglühendes Geschöpf, dem die starke Seele der Römerin nicht beschieden ward und das, selig, weil es den Göttlichen anbeten darf, vor dem Helden kniet. Auch diese Virgilia, die er sein liebliches Schweigen nennt (eine gesprächige Frau hätte der tyrannische Trotz nicht in der Nähe ertragen), mag in seinem Himmel mit ihm wohnen. Wer sonst? Sein Knabe, die Hoffnung des Stammes. Ihnen will er vereint sein, ihnen nach dem Pflichtgebot tapfer die Treue halten. Was außer ihnen in Rom lebt, gehört nicht zu seiner Sippe, ist ihm nicht verwandt, braucht ihn nicht zu kümmern. So könnte, so dürfte der Mann denken, der sich ins Familienhaus verschließt und den Marktplatz meidet; wer die Geschäfte des Staates führen, vor Aller Augen wirken und schaffen und für die res publica Etwas

bedeuten will, muß sich in die Wesensart anderer Menschen schicken. Ein Gott darf nicht römischer Konsul werden, ein römischer Konsul nicht den Gott spielen wollen. Abermals öffnet sich zwischen Wollen und Handeln eine Kluft. Wenn der Marcier das Volk verachtet, in ihm nur einen Haufen feiger, stinkender Wichte sieht: weshalb drängt er sich in den Dienst des Staates, der, nach dem Wort des Tribunen Sicinius, doch nichts Anderes ist als der Ausdruck des Volksbedürfnisses? Und wenn er sich einen Gott wähnt: weshalb wirbt er mit zuckender Lippe, wie ein schwacher Mensch, um die Stimmen der Pöbelschaar? Brutus, der andere Tribun, trifft die Wurzel des Widerspruches, der das ganze Thun Coriolans entstellt, da er ihm zuruft: „Ihr sprecht vom Volk, als wäret Ihr ein Gott, gesandt, zu strafen, und nicht ein Mensch, so schwach wie sie!“ Noch fühlt der Uebermüthige nicht die Wahrheit des Wortes; die Erkenntniß dämmert ihm später erst, auf der Sonnenhöhe des Triumphes; im Volskerlager, beim Anblick der flehenden Frauen. Als die Bitte der Mutter in sein starres Herz den Weg gefunden und ihn dem Rachewerk abwendig gemacht hat, ist das Gefühl der Gottähnlichkeit, der Wille zum Leben vernichtet.

Herr Georg Brandes hat in seinem feinen Buch über Shakespeare mit klugem Eifer die Ansicht vertreten, der Dichter habe sich in leidenschaftlicher Wallung an die Seite des Helden gestellt, ihm seine Gedanken auf die Zunge gelegt und an dem Los des Marciers gezeigt, wie es einer großen, im Innersten wahrhaftigen Persönlichkeit in einer Welt kleiner Geister ergeht und ergehen muß. Der dänische Essayist greift, um seiner Behauptung den Beweis zu suchen, zu Scherers Methode: er durchstöbert das Privatleben des Dichters und die politischen Verhältnisse seiner Zeit und kommt zu dem Schluß, Shakespeare sei durch das Schauspiel, das der Volkskampf gegen Jakob Stuart ihm bot, und durch die persönlichen Erfahrungen, die er in seinem Theater mit der Pöbelroheit der Gründlinge im Parterre, der stinkards, machte, zum zornigen Verächter der Masse geworden und habe diesem Empfinden im Coriolandrama den Ausdruck gegeben. Die Untersuchung ist im Einzelnen zwar interessant, aber sie liefert uns im Ganzen kein überzeugendes Ergebniß; und die Methode, die schon den Meister manchmal in die Irre führte, muß hier, bei einem Dichter, von dessen Leben wir doch nicht allzu viel wissen, völlig versagen.

Gewiß darf man glauben, daß Shakespeare kein Demokrat war und daß die große Persönlichkeit dem Künstler mehr galt als der scheinbar immer von Kleinem und Kleinlichem bestimmte Haufe. Aber man soll das shakespearische Universum nicht mit Ameisenaugen betrachten, nicht von dem hoch ragenden Palast mit vorgefaßter Absicht nur die eine Seite sehen. Wer Shakespeare der Parteilichkeit zeiht, wer ihm zutraut, er habe seinen Helden nur als Sprachrohr benutzt, um die eigene Tendenz in die Menge zu schleudern, erniedert den Dichter, dessen Größe eben darin besteht, daß er mit einem Blick alle Seiten der Menschen und Dinge umfaßt. Diese Größe, die stets auf eine Einheitlichkeit des Wesens gegründet sein muß, fehlt dem Sieger von Corioli; und der klug fühlende Herr Brandes hätte diesen Mangel bemerkt, wenn er dem stolzen Römer nicht aufs Wort geglaubt hätte. Coriolan gehört zu Denen, deren Reden und Handeln selten in Einklang ist und deren Wort man deshalb mit Vorsicht aufnehmen muß. Nach der Sprache, die er führt, müßte man glauben, er stehe über der Meinung der Menge und lechze nicht nach Bewunderung; und doch ist der Trieb nach Anerkennung, der, wie Nietzsche einmal gesagt hat, im Wunsch nach vermehrter Fruchtbarkeit seinen Ursprung hat, in ihm ungemein stark. Er ruft, er würde die eigene Partei verlassen, um gegen Tullus zu kämpfen; und als sein Volk ihn verstößt, geht er zu Tullus und verbündet sich ihm. Er prahlt mit seiner Bescheidenheit und will nicht dulden, daß man ihn preist: aber er selbst rühmt das eigene Thun und den eigenen Werth ohne Ermatten und nimmt von der Mutter, der Einzigen, die ihm würdig scheint, einen Mann seiner Art zu loben, jede Huldigung, auch die im Ton übertriebenste, willig und dankbar hin. Er rast, als sei ihm der schnödeste, ungerechteste Schimpf angethan, da man ihn einen Verräther nennt: und verräth doch Römer und Volsker. Er fühlt sich den Göttern gleich, will dem Naturtrieb nicht folgen, „sondern stehn, als wenn der Mensch sein eigner Schöpfer wär' und kennte keinen Ursprung“: und muß dann doch erkennen, daß er „nicht festre Erde ist als andre Menschen“. Er sagt mit dem ehrlichsten Gesicht in Antium, zum ersten Male sei er gezwungen, „zu schimpfen“: und er hat in Rom doch von früh bis spät wie ein keifendes Weib geschimpft. Die Beispiele ließen sich häufen. Und der allsichtige Dichter sollte die Mängel des von ihm Geschaffenen nicht bemerkt haben? Er giebt ihm keinen liebenswür-

digen, gütigen Zug und zeigt, wie die Regung sogar, die zuerst Güte scheint, im Grunde doch nur der Laune entstammt und mit der Laune schwindet. Cajus hat in Corioli einen Mann gekannt, der ihm einst Freundlichkeit erwies und den er nun vor der Wuth der Eroberer retten möchte; als ihm aber der Name des früheren Wirthes nicht gleich einfällt, ist die milde Anwandlung vergessen, er will trinken, sich nach der Schlacht kühlen und ruhen, — mag der Volsker sich selbst aus der Noth helfen! Nein: wer diesen Helden für das vollendete Bild menschlicher Größe hält, sieht ihn mit den Schwächlingsaugen des von jeder brutalen Kraft entzückten Rathsdieners, der verständnißlos von ihm sagt, er beweise die richtige Einsicht, weil ihn gar nicht kümmere, ob die Plebejer ihn lieben oder hassen. Gerade zu dieser Einsicht dringt der Marcier aber niemals vor: er will die Menge schmähen und doch von ihr geliebt sein, will wettern und wüthen und doch zärtliche Bewunderung erwerben. Die Hybris beherrscht ihn und fesselt seine Vernunft; und er beugt sich nur vor der Mutter, vor ihr allein, weil ihr Wille stärker und vom Mutterwitz besser geschmeidigt ist als sein jähes, fahriges, von der Selbstsucht bestimmtes Wollen.

Junker Bismarck ließ sich von dem Glanz, der den patrizischen Sieger umstrahlt, nicht blenden; als er im Januar 1869 von den Umtrieben der Annektirten sprach, stieg aus Zorn der Satz auf: „Die Coriolane sind in Deutschland nicht selten, es fehlt ihnen nur an Volskern, und wenn sie Volsker fänden, würden sie sich bald demaskiren; nur den letzten, versöhnenden Abschluß Coriolans würden alle Frauen Kassels und Deutschlands dann nicht herbeizuführen im Stande sein." Die innere Stimme des Genius kündete ihm, was dem von der Natur überreichlich ausgestatteten Marcier zu wahrhafter Größe fehlt; die selbe Stimme majestätischen Menschenverstandes, die den Dichter den Werth seines Helden mit sicherem Augenmaß wägen hieß. Coriolan ahnt, in seiner brennenden Sehnsucht, den Göttern ähnlich zu werden, das Schicksal der Großen, die mit der Größe zugleich auch den Haß aller Kleinen erwerben, und er hat die Grimasse der echten Größe, wenn er der Horde, „die nicht herrschen kann und nicht gehorchen will", ihre hilflose Armsäligkeit ins Gedächtniß ruft. Aber er vergißt, daß diese Horde erst durch die Coriolane zur Horde wurde und daß sie das gemeine Gefäß ist, in dem der kostbarste Schatz der Volkheit aufbewahrt wird. Der Haufe, den er schmäht und dessen Hauch er

haßt w.e fauler Sümpfe Dunst, hat in mächtigem Ansturm die Welt erobert; und heller als der Ehrenschild der vornehmsten Adelsgeschlechter glänzt in der Geschichte das einfache Schriftzeichen S. P. Q. R. Was der römische Bürger war und vermochte, merkte man erst, als der Ruhm der Einzelnen, die eine still zur Höhe strebende Volksgemeinschaft herrisch meistern wollten, verblichen war; wie man die Sterne erst sieht, wenn die Sonne erloschen ist. Eine solche Sonne, eine von denen, die strahlen und blenden, aber nicht wärmen, nicht im schlummernden Schoß des Erdreiches Fruchtbarkeit wecken, sondern mit zehrendem Feuer die letzte Kraft aus dem nutzlos verdorrten Boden ziehen, war Cajus Marcius Coriolanus, den sich die Hybris zum wilden Buhlen erkor.

Vom Globus wollen wir nächstens in das Deutsche Theater (in dessen Shakespeare-Cyklus Roms Mannheit, leider, noch fehlt). Sehet König Macbeth und König Heinz, Lear und Prospero, Juliens Verona und Scheilocks Venedig, Puck, Viola, Beatrice. (Und schenket Euch, dazwischen, den Genuß, im Kammerspiel mit Molières Argan zu leben, aus dessen Stoff Herr Pallenberg eine des großen Speerschüttlers würdige Gestalt schuf.) Wir sind im Krieg wider Britanien. Den Briten Shakespeare haben wir in unseres Herzens Heimath, ins Recht deutscher Volksgemeinschaft erworben: und müssen ihn dennoch, wie Freiheit und Leben, täglich wieder erobern. Vor dreihundert Jahren ist er gestorben. Vor fast hundert wies Goethe ihn, artig zwar, von der Bühne, auf die sein Genie nicht mehr tauge. „Die theatralischen Forderungen erscheinen ihm nichtig und so macht er sichs bequem. Seine Stücke waren hochinteressante Märchen, nur von mehreren Personen erzählt, die sich, um etwas mehr Eindruck zu machen, charakteristisch maskirt hatten, sich, wie es noththat, hin und her bewegten, kamen und gingen, dem Zuschauer jedoch überließen, sich auf der öden Bühne nach Belieben Paradies oder Paläste zu imaginiren. Wir aber sind durch Verbesserung der Maschinerie, der perspektivischen Kunst und der Garderobe in eine Natürlichkeitforderung hineingewachsen, von wo man uns wohl schwerlich in die Kindheit der Anfänge wieder zurückführen dürfte.“ Kindheit lacht aller Schulmeisterei in die Runzeln. Der Dichter des Globus aus unserem Wunderguckkasten verbannt? Dann herrscht wieder Hexenwahn; scheiden Umnebelte Häßlich von Schön.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Norddeutsche Grund-Credit-Bank

Die **Dividende** von **6 %** ist **vom 31. März cr. ab an unseren Kassen** in **Weimar** und **Berlin** sowie an den übrigen bekannten Zahlstellen zahlbar.

Weimar, den 29. März 1916. **Die Direktion.**

Berliner Hypothekenbank Aktiengesellschaft. In der am 25. März cr. abgehaltenen ordentlichen Generalversammlung wurde der Abschluß pro 1915 genehmigt, dem Aufsichtsrat und Vorstand Entlastung erteilt und die sofort zahlbare Dividende auf 4½ % festgesetzt. Die turnusgemäß ausscheidenden Mitglieder des Aufsichtsrates, die Herren Exzellenz Dr. Johannes Kaempf, Geheimer Kommerzienrat Moritz Leiffmann, Kommerzienrat Ernst Michalowsky und Bankdirektor Georg von Simson wurden wiedergewählt. Die Bilanz befindet sich im Inseratenteile unserer heutigen Nummer.

Große Berliner Straßenbahn.

Bilanz am 31. Dezember 1915.

Aktiva.		M.	pf
Bahnkörper		77 565 485	64
Grundstücke und Gebäude		25 314 870	43
Wagen		41 325 593	80
Konzessionen nach Abschreibung von	M. 530 000,—	17 896 300	—
Maschinen " " "	" 24 944,50	224 500	55
Mobilien " " "	" 4 312,53	1	—
Utensilien		1	—
Pferde nach Abschreibung von	M. 918,—	1	—
Geschirre		1	—
Dienstkleidung nach Abschreibung von	M. 207 722,—	1	—
Bestände an Bau- und Betriebsmaterialien		4 630 175	82
Konto-Korrent, Verschiedene Guthaben		10 562 177	83
Barbestand		334 345	92
Wertpapiere und Hypotheken			
als Kautionen bei Behörden		469 805	55
" Anlage des Reservefonds		12 489 353	35
" " " Tilgungsfonds		26 517 076	43
" " " Beamten-Kautionsfonds		891 714	65
Aktien der Allgemeinen Berliner Omnibus A.-G.		8 345 909	17
Sonstige Effekten		235 250	—
		226 802 563	64

Passiva.		M.	pf
Aktienkapital		100 082 400	—
4% Schuldverschreibungen	M. 43 281 000,—		
Davon unbegeben	" 8 350 000,—	34 931 000	—
4½% Schuldverschreibungen		24 407 000	—
Hypotheken		2 495 641	—
Unbehobene Dividenden		22 728	75
4% unbehobene gekündigte Schuldverschreibungen		328 600	—
4½% unbehobene gekündigte Schuldverschreibungen		56 741	25
Rückstellung für Zinsen der 4½% Schuldverschreibungen		457 631	25
Reservefonds		12 489 622	61
Tilgungsfonds		26 517 030	39
Talonsteuer-Rückstellung		619 276	—
Wehrbeitrag-Rückstellung		45 788	—
Beamten-Kautionen		891 091	56
Haftpflicht-Versicherungsfonds		1 547 056	07
Konto-Korrent, Verschiedene Gläubiger und Barkautionen		6 680 128	06
Erneuerungsfonds I		5 229 475	66
Erneuerungsfonds II		2 958 532	84
Lästige Betriebsverpflichtungen		588 160	—
Gewinn- und Verlustrechnung		6 454 660	23
		226 802 563	64

Gewinn- u. Verlustrechnung.

Soll.		M.	pf
4% Schuldverschreibungen-Zinsen		1 360 560	—
4½% Schuldverschreibungen-Zinsen		1 106 268	75
Hypothekenzinsen		70 441	75
Gesamt-Abschreibungen		767 897	08
Tilgungsfonds		500 000	—
Talonsteuer-Rückstellung		120 000	—
Haftpflicht-Versicherungsfonds		400 000	—
Erneuerungsfonds I		2 800 000	—
Erneuerungsfonds II		1 000 000	—
Vertragsmäßige Abgaben an die Gemeinden		3 221 073	61
Saldo		6 454 660	23
		17 800 901	37

Haben.		M.	pf
Gewinn-Vortrag aus 1914		123 061	60
Zinsen		400 624	69
Betriebseinnahmen	M. 43 478 144,86		
Betriebsausgaben	" 26 200 929,78	17 277 215	08
		17 800 901	37

Berlin, den 28. Februar 1916.

Die Direktion.

Dr. Wussow. Meyer. Dr. W. Micke. Otto.

Nach vorgenommener Prüfung der Belege und Bücher der Gesellschaft bescheinigen wir hiermit die ordnungsmäßige Führung der Bücher und die Uebereinstimmung der vorstehenden Bilanz, sowie der Gewinn- und Verlustrechnung mit denselben.

Berlin, den 28. Februar 1916.

Oskar Zwickau,
öffentlich angestellter,
beeidigter Bücherrevisor im Bezirk
der Handelskammer zu Berlin.

Emil Krynitz,
gerichtlicher Bücherrevisor f. d.
Kgl. Kammergericht u. Landgericht I,
öffentlich angestellt und beeidigt im
Bezirk der Handelskammer zu Berlin.



Berlin, den 15. April 1916.

Die Mördergrube.

Bethphage.

Am fünften April hat der Kanzler im Reichstag geredet; und zum ersten Mal seit dem Truppeneinbruch in Belgien Stoff zu ernster Erörterung geliefert. Die militärische Lage scheint ihm auf allen Fronten, auch an der Maas, „sehr gut und durchaus den Erwartungen entsprechend.“ Er hat also nicht erwartet, daß Verdun vor Pfingsten fallen, daß der rasche Fall dieser seit dem einundzwanzigsten Februar bedrohten Festung die Siegesgewißheit der Franzosen zermorschen, schnellen Vormarsch in schlecht befestigtes Gelände ermöglichen und den Entschluß zu Frieden erzwingen werde. Selbst wenn Verdun noch im Mai fiele, hätte das Volk Zeit gehabt, sich an den Verlust dieser Stadt, wie an den von Lille und Maubeuge, zu gewöhnen, und der Generalissimus Joffre, die Stellungen zwischen Verdun und Paris nach allen Regeln neuster Kriegskunst auszubauen. Fasset Euch, Deutsche, drum in zähe Geduld und bescheidet Euch fürs Erste mit zwei nützlichen Wirkungen der Maaskämpfe: der Menschenverlust der Franzosen, den das Urtheil Kundiger auf (mindestens) das Doppelte unseres schätzt, vereitelt den Plan einer auf allen Fronten zur selben Frühjahreszeit einsetzenden Offensive; und der vom Bundesbrudergefühl, wider Poliwanows Rath, verfrühte Russenangriff hat in seiner Mißwende bewiesen, daß der Feind im Osten

während des Winters nichts Rechtes zu lernen vermochte und pünktlich die oft gebüßten Fehler wiederholt. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß die Möglichkeit so starken Krafteinsatzes im Westen der ungemein klugen Führung des Ostheeres zu danken ist, die Menschen durch Mechanik zu ersetzen weiß und den Großen Generalstab der leidigen Pflicht enthebt, noch einmal, wie in den Septembertagen der Marnekämpfe, die Westfront, weil der Osten Truppenzuwachs braucht, in einer Entscheidungstunde zu verdünnen. Die Morgenröthe der Erkenntniß, daß militärische Mittel zur Dämmung der Sintfluth, die Manchen noch immer ein Krieg wie andere Kriege dünkt, nicht genügen werden, hat wohl den Kanzler bestimmt, den längsten Theil seiner Rede in die Betrachtung deutscher Politik zurückzubiegen. Er leugnet nicht, daß in den nächsten Monaten die Lebenshaltung schwierig sein werde; verbürgt aber, daß Deutschland etwas einer Hungersnoth Aehnliches nicht zu fürchten habe. Diese Zuversicht ist erfreulich; und konnte den Verzicht auf die pathetische Rüge der „dem Völkerrecht und aller Menschlichkeit Hohn sprechenden Aushungerungpolitik unserer Feinde" empfehlen. Daß ein Krieg gegen England uns die Nahrungzufuhr über See sperren und in das von der Heimath Erzeugte beschränken werde, hat schon Caprivi erwähnt; die Mahnung, durch zulänglichen Zollschutz diese Gefahr zu mindern, war Jahrzehnte lang eine der wirksamsten Agrarierwaffen; und der nun gewordene Zustand kann weder den Völkerrechtswächter Kriege in der Wilhelmstraße noch an der Alster den Großrheder Ballin überrascht haben. Rußland kann noch weniger ausführen, nicht viel mehr einführen als wir; ihm blieb nur der ferne, uns nur der nahe Orient; auf die Klage, daß wir seine Frauen, Kinder, Greise durch die deutsch-austro-ungarische Sperrlinie und durch den turko-bulgarischen Meerengenverschluß in Dürftigkeit pferchen, müßten wir antworten: „Das ist der Krieg; Sprengstoff kein milderes Mittel als Grenzsperre; auch in beschossenen, aus der Lufthöhe bombardirten Städten, Dörfern, Schiffen sind Frauen, Kinder und Greise vor Weh und Tod nicht behütet." Da moderne Küstenfesten von Schiffsgeschütz nicht zu zerstören sind, ist die Sperre Britaniens einzige Waffe gegen einen Feind, der das Inselreich mit Minen und Tauchbooten umkränzt, mit Luftbomben beschüttet und Heerhaufen nach Egypten und Indien schlängelt. Freundlich Neutrale

haben oft getadelt, daß wir Flüchen wider das ruchlose Aushungerungstreben mit dem selben Athem die Versicherung anreihen, unser Nahrungvorrath übersteige den Bedarf hoch und die Hoffnung, uns durch Hunger zu bändigen, sei läppisch. „Habt Ihr, was Ihr brauchet: wozu das Gezeter?“ Das schadet unserer Sache; bringt uns in den schmählichen Verdacht, aus grundloser Klage das Recht auf bisher verbotene Kriegsmittel schöpfen zu wollen. Auch der Kanzler des Deutschen Reiches muß wünschen, alles Ereigniß ungetüncht zu sehen und Europas Tragoedie nicht ins Melodramatische zu verhunzen. In diesem Krieg wendet Jeder jedes erlangbare Mittel an, von dem er, für sich, mehr Nutzen als Schaden erwartet. Einverstanden? Dann kommen wir fortan ohne Moralpredigt aus, sagen Kinderparade und Greisenprozession ab und heben die Schultern, wenn der Feind über Luftschiffe und Tauchboote, Stickgas und Flammenwurf winselt. Ein der neuen Kriegsform angepaßtes Völkerrecht ist nicht; soll erst werden.

Da ist ein „Kriegsziel“, nach dem auch Herr von Bethmann wohl gern hinstreben wird. Anderes hat seine Rede entschleiert. Ihm scheint nothwendig, daß der Krieg uns in Europa Landgewinn bringe. Ein unüberschätzbares Verdienst der Rede ist, daß sie schon jetzt, auf dem Grat des Kriegsglückes, vor sichtlicher Schwächung deutscher Volkskraft, aussprach: Wir räumen Belgien, wenn wir sicher sind, daß es nicht in anglo-französische Vormundschaft gleitet, sondern deutscher Mitarbeit offen bleibt, und wenn dem Königreich die innere Einheit gewahrt, der Vlamenstamm aber vor fortwährender Verwelschung geschützt wird. Wendet in dem Krieg, dessen Entscheidung die Feinde frühstens im dritten Herbst erwarten, das Glück sich für ein paar Stunden einmal gegen uns: nach dieser bündigen Zusage des allein im Reich Verantwortlichen kann Keiner je mit Fug behaupten, Furcht habe uns das Angebot der Räumung abgedrückt. Die Beleuchtung dieser Thatsache ist heute wichtiger als die Antwort auf die Frage, ob die Einfügung oder Anhalfterung Belgiens dem Reich nützen oder schaden müßte. Daß er den Briten, die nirgends hart getroffen, und den Franzosen, die längst noch nicht besiegt sind, Land oder Geld abfordern werde, konnte der Kanzler, ohne sich grimmigem Spott auszusetzen, nicht sagen. Rußlands Niederlage dünkt ihn endgiltig: und er will die Völker, die zwischen der Ostsee und den wolhyni-

schen Sümpfen wohnen, der Zarenherrschaft entziehen. Balten, Letten, Litauer, Polen. Diese Ankündung verleitete ihn wieder auf die Giebel gottähnlicher Ethik, die Gut von Bös, wie die Hausfrau in zwei Glasbüchschen Salz von Pfeffer, säuberlich sondert. Rußland ist „reaktionär“, der Tshinownik ein Erpresser und Dieb, der Kosak ein Mordbrenner. So sprachen vor dem Krieg die Röthesten; und vom Sinai des Bundesrathes blitzte dann zackiger Rüffel. Hinfüro dürfen die Liebknechte sich auf den Kanzler berufen. Ein verantwortlicher Staatsmann sollte niemals über die Lippe lassen, was er später gern in die Brust zurückstopfte. Herr von Bethmann hatte den Muth zu dem kräftig hübschen Satz (der, wenn er nicht durchhöhlt würde, den Weg in anständigen, verständigen Frieden ausschaufeln könnte): „Für Deutschland, nicht für ein fremdes Stück Land, bluten und sterben Deutschlands Söhne.“ Bluten und sterben sie, um Slawen und verrußte Letten aus Aemterseuche und Reaktion zu erlösen? Doch Horaz hat uns ja gelehrt, daß eingeborenes Wesen auch mit Knüppeln nicht für die Dauer aus Menschenseelen zu scheuchen ist; wir schmollen kaum noch über die Neigung in Ethik. Ernstere Sorge bereitet uns die Politik, die aus diesem Redetheil spricht. Muß die Drohung, Kurland, Litauen, Polen vom Zarenreich zu trennen, nicht den russischen Willen zum Krieg, selbst den hinkenden der Hofborussen, flügeln und das locker gewordene Band zwischen dem nordischen Islam und den Westmächten fester knüpfen, als es je war? Irrthum ist Menschenerbe. Woher aber kam dem fünften Kanzler der Entschluß, die Gründung eines neuen Polenstaates Deutschen als ein „Kriegsziel“ anzukünden? Die Weisung solchen Zieles hätte den ersten Kanzler in achillisch zornigen Kampf aufgeschreckt. Den Glauben an Polens Ostern hat Bismarck, mit Schläger und Flamberg, zerfetzt. Spukt er noch durch das Haus, wo einst Radziwills wohnten?

Das Polenreich ist nicht auferstanden. Louis Napoleon wollte es wecken. Oesterreich und Preußen, meinte er, fänden für ihre polnischen Provinzen in Deutschland ja leicht Ersatz; und das „Nationalitätprinzip“ (auf dieses Wort, diesen lockenden Köder war der Träumer höchst stolz) fordere die Wiederkehr polnischer Selbstherrschaft. Nach dem Krimkrieg läßt er in London und Wien anpochen: doch nirgends ward aufgethan. Fürst Czartoryiski, dem der Kaiser kräftige Hilfe zugesagt hatte, mußte sich weiter mit Hoff-

nungen füttern. Auch aus den ins Spreeland gesäten Körnern war nichts gekeimt. Christian von Bunsen, Preußens Gesandter, hatte im April 1854 aus London an den Ministerpräsidenten eine Denkschrift geschickt, die seinem König empfahl, die Ausdehnung Oesterreichs bis in die Krim und die Wiederherstellung Polens zu fördern. Die Partei des Preußischen Wochenblattes (Bethmann-Hollweg, Robert Goltz, Albert Pourtalès und Genossen) schien ähnliche Wünsche zu hegen. Höret Bismarck: „Ich erinnere mich der umfangreichen Denkschriften, welche die Herren unter sich austauschten und durch deren Mittheilung sie mitunter auch mich für ihre Sache zu gewinnen suchten. Darin war als ein Ziel aufgestellt, nach dem Preußen als ein Vorkämpfer Europas zu streben hätte, die Zerstückelung Rußlands, der Verlust der Ostseeprovinzen (mit Einschluß von Petersburg) an Preußen und Schweden, des Gesammtgebietes der Republik Polen in ihrer größten Ausdehnung und die Zersetzung des Ueberrestes durch Theilung zwischen Groß- und Klein-Russen, abgesehen davon, daß fast die Mehrheit der Klein-Russen schon dem Maximalgebiet der Republik Polen gehört hatte. Zur Rechtfertigung dieses Programmes wurde mit Vorliebe die Theorie des Freiherrn von Haxthausen-Abbenburg (‚Studien über die inneren Zustände, das Volksleben und insbesondere die ländlichen Einrichtungen Rußlands') benutzt, daß die drei Zonen mit ihren einander ergänzenden Produkten den hundert Millionen Russen, wenn sie vereinigt blieben, das Uebergewicht über Europa sichern müßten. Aus dieser Theorie wurde die Nothwendigkeit der Pflege des natürlichen Bündnisses mit England entwickelt, mit dunklen Andeutungen, daß England, wenn Preußen ihm mit seiner Armee gegen Rußland diene, die preußische Politik in dem Sinn, den man damals den ‚gothaer' nannte, fördern würde. Die Frage, ob Palmerston oder ein anderer englischer Minister geneigt sein würde, Arm in Arm mit dem gothaisirenden Liberalismus und mit der Fronde am preußischen Hof Europa zu einem unheilvollen Kampf herauszufordern und englische Interessen auf dem Altar der deutschen Einheitbestrebungen zu opfern, die weitere Frage, ob England dazu ohne anderen kontinentalen Beistand als den einer in koburgische Wege geleiteten preußischen Politik im Stande sein würde: diese Fragen bis ans Ende durchzudenken, fühlte Niemand den Beruf, am Allerwenigsten die Für-

sprecher derartiger Experimente. Die Phrase und die Bereitwilligkeit, im Parteiinteresse jede Dummheit hinzunehmen, deckten alle Lücken in dem windigen Bau der damaligen westmächtlichen Hofnebenpolitik. Mit diesen kindlichen Utopien spielten sich die zweifellos klugen Köpfe der Bethmann-Hollwegschen Partei als Staatsmänner aus; (höret!) hielten es für möglich, den Körper von sechzig Millionen Groß-Russen in der europäischen Zukunft als ein caput mortuum zu behandeln, das man nach Belieben mißhandeln könne, ohne daraus einen sicheren Bundesgenossen jedes zukünftigen Feindes von Preußen zu machen und ohne Preußen in jedem französischen Krieg zur Rückendeckung gegen Polen zu nöthigen, da eine Polen befriedigende Auseinandersetzung in den Provinzen Preußen und Posen und selbst noch in Schlesien unmöglich ist, ohne den Bestand Preußens aufzulösen. Diese Politiker hielten sich damals nicht nur für weise, sondern wurden in der liberalen Presse als Weise verehrt." Der nach Juchten und Blut riechende Junker warnt den Prinzen von Preußen vor den „Plänen zur Ausschlachtung Rußlands." Zu dem von der Prinzessin Augusta und von den Bethmännern behutsam Zugerichteten spricht er frei von der Leber: „Jeder siegreiche Krieg gegen Rußland unter unserer nachbarlichen Betheiligung belastet uns nicht nur mit dem dauernden Revanchegefühl Rußlands, sondern zugleich mit einer sehr bedenklichen Aufgabe, nämlich: die Polnische Frage in einer für Preußen erträglichen Form zu lösen." Die Schätzung russischer Freundschaft sinkt in der Hochmuthszeit Gortschakows und steigt dann wieder bis in die klare Erkenntniß des Werthes, den Rußlands Wohlwollen in den Schicksalsjahren 1813, 1866, 1870 für Preußen hatte. („In diesen drei Kriegen hätten wir ohne Rußlands Beistand und wohlwollende Neutralität unseren Sieg wohl kaum auszunützen vermocht.") Das Urtheil über Polen wandelt sich nicht. Louis Napoleon hat nicht verwunden, daß er auf dem Pariser Kongreß für seine polnischen Schützlinge nichts durchsetzen konnte. Als Rußland von naher Revolution bedroht scheint und Alexander der Zweite sich dem wiener Hof freundlich zeigt, läßt der Franzosenkaiser seinen Vetter Jerome ostwärts rufen, das franko-russische Verhältniß müsse fortan von der warschauer Stimmung die Farbe erhalten. Also ist Polen noch nicht verloren? In alter Jagellonenherrlichkeit steht es auf und streckt sich noch einmal von der Oder bis an die Karpathen und den Dnjepr.

Wieder ein Traum; nicht nur des Träumers in den Tuilerien. Ein Mann will das Nachtnebelgewebe zerreißen und seiner Nation ein Kleid wirken, das sie am Tag tragen kann; ein Herr: Marquis Wielopolski. Dieser nüchterne Landwirth und kluge Politiker, dessen stämmigen Willen gründliche Staatswissenschaft beräth, glaubt nicht, daß Polen sich von Rußland lösen könne, und wünscht nicht, daß sichs mit den Deutschen, den Erzfeinden, verständige. Sein Ziel ist: ein fester Bund der beiden Slawenvölker unter dem Dach des russischen Kaiserhauses, das den Polen die liberale Verfassung von 1815 zurückgiebt, die Bildungmöglichkeiten breiter ausbuchtet, die Bauern auf die Stufe des zu freiem Handeln und redlichem Erwerb fähigen Menschen hebt, den Juden das Christenrecht gewährt und dadurch dem dünnen Bürgerstand einen zum Kampf ums Dasein tüchtigeren Körper schafft. Die zwölf Häupter des Geheimen Volksausschusses, die Männer der Rebellenphrase und der Verschwörung befehden den herrischen Feind jeder gesetzlosen Meuterei. Auf ihr Geheiß wird, im Februar 1861, laut die dreißigste Wiederkehr des Tages gefeiert, an dem Polens Heer tapfer, (doch sieglos) bei Grochow gegen die Russen kämpfte, wird der alte Statthalter Fürst Michael Gortschakow, der bei Grochow mitgekämpft und Warschau gestürmt hat, durch Straßentumulte zu gewaffneter Abwehr gezwungen; eine allgemeine Landestrauer (in neuer Nationaltracht) beschlossen; und vom Zaren Alexander die rückhaltlose Anerkennung des uralten Polenrechtes auf freie Selbständigkeit gefordert. „Während die Wirksamkeit der kaiserlichen Behörden erlahmte, vermochte die geheime Regirung bald, auch die Lauen oder Abgeneigten unter ihren Landsleuten zum Gehorsam zu zwingen. Jede polnische Dame, die sich in buntem Anzug blicken ließ, wurde öffentlich auf der Straße beschimpft, die Läden widerspenstiger Kaufleute wurden geplündert und russisch gesinnte Polen am hellen Mittag auf das Schwerste mißhandelt. Die Polizei erschien immer erst dann auf dem Platz, wenn die That vollbracht und die Thäter entflohen waren. So ging binnen wenigen Wochen die ganze Autorität der Staatsgewalt in die Hände von zwölf unbekannten jungen Männern über, deren Streben von der Begeisterung der Jugend, der Frauen und des Klerus getragen wurde und deren Befehle zu mißachten, gefährlicher war, als den russischen Anordnungen zu trotzen“: Sybel.) Ueber Wielopolski siegt Mieroslawski, der „General“, der mit Garibaldi und Klapka

die europäische Revolution und die Niederwerfung Rußlands durch die Westmächte vorbereitet, die russische Truppenaushebung in Polen zu hindern trachtet und überall den Glauben verbreiten läßt, des Zarenreiches Zerfall habe begonnen. Doch in Petersburg findet der Marquis eine seinem Plan günstige Stimmung. Alexander Nikolajewitsch, dessen mildes Herz sich nur schaudernd zu Härte entschließt, hofft noch, die Polen zu versöhnen; und sein Vicekanzler Gortschakow (Alexander, der Vetter des Statthalters) möchte seinem Land den im Wettbewerb mit Oesterreich und Preußen unbequemen Ruf des barbarischen Polenknechters abkratzen, den Lieblingwunsch Napoleons erfüllen und den seiner Applaussucht behaglichen Zustand franko-russischer Freundschaft erneuen. Im März wird Wielopolski zum Vorsitzenden eines Staatsrathes ernannt, der jede Rußlands Oberhoheit wahrende Freiheit bewilligen und allen Schichten des Polenvolkes haltbare Lebensgrundlagen sichern soll. Preußens Gesandter, Otto von Bismarck, runzelt die Stirn; auch Nothwendiges, meint er, dürfe man nicht in einer Stunde gewähren, in der es durch Aufruhr erpreßt scheinen könnte. Aus Petersburg schreibt er an den Minister Freiherrn von Schleinitz: „In der warschauer Angelegenheit ist eine Mischung von Mangel an Voraussicht und Schwäche hervorgetreten, die für ernstere Schwierigkeiten nichts Gutes zu prognostiziren scheint. Ich habe kein Mittel versäumt, die Stimmung des Kaisers zu festigen, nachdem sie anfangs, unter dem richtigen Gefühl, daß mit brutalem Ungeschick verfahren worden sei, ziemlich weich war. Gortschakow hat mir, wie ich glaube, Allerhöchsten Ortes beigestanden; den liberalen Koterien gegenüber hat er aber für nützlich erachtet, sich seiner sonstigen Diskretion zu entschlagen, und den von mir gemachten ‚energischen Vorstellungen‘ eine weitere Publizität gegeben, als der Geschäftsbetrieb mit sich brachte, so daß german influence einigermaßen herhalten muß, um zu motiviren, daß der Kaiser den Schmerzensschrei (der Polen) so kühl abgefertigt hat.“ Nach Wielopolskis Ernennung: „Dreißig Jahre hindurch duldete man die wohlbekannten Mißbräuche, die in allen russischen Gouvernements fortbestehen, und eine dreiste, aber materiell ohnmächtige Demonstration bringt über Nacht die Erkenntniß, daß man nicht strafen, sondern organische Reformen einführen müsse, und zwar mit umgehender Post. Man wußte die Grochowfeier vorher und konnte sie leicht verhindern. Ein Pole sagte mir auf

meine Frage nach dem Eindruck des Statutes, daß er es auffasse wie das Verfahren eines Bankiers, der seinen Sohn mit selbständigem Kapital etablire, mit dem Vorbehalt, ihn wieder ins Geschäft zu nehmen, wenn er nicht reussire." So ists gekommen.

Als Bismarck Staatsminister geworden ist, steht Polen wieder in Aufruhrsbrunst. Die warschauer Vehme hat aus Galizien, Posen, Westpreußen, Pommern die Verwandten, hat sogar die Ruthenen zur Einung aufgerufen, sich zur Nationalregirung ernannt, jedem Bauer den von ihm bestellten Acker als Eigenthum zugesprochen und verkündet, sie habe geschworen, nicht zu ruhen, bis das Großpolen von 1771 frei wieder unter dem Weißen Adler athme. Auf die drei Häupter des neuen, sanften „Systems", den Statthalter Großfürsten Konstantin, den Militärgouverneur General Lüders und den Verwaltungchef Wielopolski, ist geschossen, der ganze Anhang Mieroslawskis und seiner Gehilfen mit Musketen und Säbeln, Dolchen und Gift aus England, Frankreich, Belgien (ein großer Theil der Waffen kam aus Lüttich) ausgerüstet, russische Soldaten sind im Schlaf überfallen, getötet und verbrannt worden. Endlich, sagt Alexander Gortschakow lächelnd, ist das Geschwür reif; wenn wir den Einschnitt gemacht und den Eiter herausgedrückt haben, wird eine vernünftig milde Herrschaft möglich werden. „Sein Popularitätbedürfniß machte ihn widerstandsunfähig gegen liberale Strömungen in der russischen ‚Gesellschaft'. Für Preußens deutsche Zukunft war Rußlands Haltung eine Frage von hoher Bedeutung. Ein polenfreundliches russisch-französisches Bündniß hätte das damalige Preußen in eine schwierige Lage gebracht." So spricht Bismarck (dem Alexander der Zweite 1861 den Uebertritt in russische Dienste angetragen hat). Er schickt den General Gustav von Alvensleben nach Petersburg; in der Instruktion, die er mitgiebt, ist der wichtigste Satz: „Der König von Preußen ist von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Interessen beider Regirungen durch jede polnische Schilderhebung in gleicher Weise gefährdet sind und daß jede Emanzipation des polnischen Elementes von der Autorität des Kaisers ihre Wirkungen nicht auf die Grenzen des Königreiches Polen beschränken, sondern eben so sehr die Sicherheit der benachbarten königlichen Provinzen wie die der westlichen Gouvernements des Kaiserreiches gefährden wird." Das Ergebniß dieser Sendung ist die russo-preußische Militärkonvention vom achten Februar 1863, über die Bis-

marck an den Grafen Bernstorff nach London schreibt: „Durch den Abschluß, der unter großem Widerstreben Gortschakows erfolgte, auf bestimmten Befehl des Kaisers, verschafften wir, so viel an uns lag, der antipolnischen und antifranzösischen Partei im Kabinet des Kaisers die Oberhand und die bis dahin schwankenden Entschließungen erfolgten im Sinn der entschlossenen Unterdrückung des Polenaufstandes. Den britischen Eifer gegen unsere Konvention kann ich mir nur aus der Unbekanntschaft der Engländer mit den intimeren Verhältnissen der kontinentalen Politik erklären. Polens Unabhängigkeit ist gleichbedeutend mit einer starken französischen Armee in der Weichselposition; und jede Verlegenheit, die man Rußland in Polen bereitet, ist ein Zwang Rußlands zur Verständigung mit Frankreich. Wir können den Rhein nicht halten, wenn wir Polen im Rücken haben.“ In einem Gespräch mit dem Englischen Gesandten Sir Andrew Buchanan sagt er, Preußen könne an seiner Grenze ein unabhängiges Polen niemals dulden und würde, um das Aufkommen einer ihm feindlichen Macht zu hindern, nach einem polnischen Sieg über Rußlands (damals schwaches) Heer selbst das Königreich besetzen. Der Brite: „Das wird Europa niemals erlauben! Niemals!“ Der Preuße: „Wer ist Europa?“ Buchanan: „Die großen Nationen.“ Bismarck: „Sind sie schon darüber einig?“ Sie scheinen einig; nicht nur die Westmächte: Oesterreich ist mit ihnen. Sein Rechberg lehnt den Vorschlag, sich mit Rußland und Preußen über die Polensache zu verständigen, ab, weil „das zwischen den drei Kabineten von Wien, London und Paris hergestellte Einvernehmen ein Band zwischen ihnen bildet, von dem Oesterreich sich jetzt nicht lösen kann, um, abgesondert, mit Rußland zu unterhandeln.“ Franzosen und Schweden könnten in Kurland einbrechen. Dann, sagt Bernstorff in Bismarcks Auftrag dem Minister John Russell, fliegt Preußens Schwert aus der Scheide. Sechzehntausend Franzosen sollen in Triest landen und mit den Oesterreichern nach Warschau marschiren? Solche Pläne umwölken selbst Alexanders friedlich heiteren Sinn. Er schreibt an König Wilhelm nach Gastein, daß er vielleicht bald den Degen ziehen müsse. „Niemals wären bei richtiger Haltung Oesterreichs die Westmächte so weit vorgeschritten. Zwischen uns giebt es kein Mißtrauen. Ich wäre glücklich, wenn die ruhmreiche Waffenbrüderschaft erneut würde, die unsere Völker einst verbunden hat, und wenn Dein Einfluß auch Oesterreich die-

sem uns Allen nöthigen Vertheidigungbündniß gewönne." Ohne wiener Beistand, meint der Zar, wird Napoleon nicht fechten; ist Oesterreich nicht in Vernunft zurückzubringen, dann müßten wir erwägen, ob wirs nicht gemeinsam, vor der Möglichkeit französischer Hilfe, überwältigen und am Rhein dann mit den Franzosen abrechnen sollen. Nie ist dem großen Preußen der Versucher mit stärkerer Lockung genaht. Der Staat Fritzens will im Deutschen Bund, muß in Deutschland das Bestimmungrecht Oesterreichs brechen: und der Herr aller Reussen bietet die Gelegenheit zu rascher Niederwerfung des Nebenbuhlers. Bismarck hat wohl eine Woche lang die Frage „geknetet"; jede Antwort bis ans Ende durchgedacht. Eintagserfolg oder feinere Arbeit, die langsamen Ertrag liefert? Napoleon könnte nicht still sitzen; und schlüge er schnell, dann hätte Preußen die Hauptlast des Krieges und Rußland die Wahl der Stunde, in der es Frieden schließen will. Gortschakows Rußland, das in Sehnsucht nach Frankreichs Freundschaft langt. Nein. Und Rechberg ist dem Schlepptau der Großmächte nicht zu entknüpfen. Da, zum ersten Mal, erweist Bismarck sich Europen als den Meister voraussichtiger Staatskunst. Rußland hat in Polen, Litauen, Wolhynien zweihunderttausend Mann, in guter Rüstung, auf den Beinen, dicht dahinter ein eben so starkes Heer; und die begonnene Rekrutirung liefert noch hundertfünfzigtausend. Fürs Jahr 1863 eine stattliche Ziffer. Damit wills über das schlecht gerüstete Oesterreich herfallen; im Bund mit Preußen, dem der Sieg die Vormacht in Deutschland brächte. Aber auch die Feindschaft Frankreichs; mit dem Gortschakow sich vielleicht nach ein paar Lufthieben verständigt hätte. Der preußische Staatsmann muß trachten, den Meinungspalt zwischen Petersburg und Wien zu verengen (nicht zu schließen) und Rußlands Groll von Ost nach West, gegen Frankreich, zu wenden. Das wird in dem (von Bismarck verfaßten) Königlichen Handschreiben versucht, das den holländischen in der Rolle des korsischen Bonaparte, als den Bedroher des Erdtheiles, zeigt, den Zaren freundschaftlich vor jeder Handlung warnt, die das (allmählich wohl in Raison zu überredende) Oesterreich den Westmächten zuscheuchen müßte, und, in einem Anhängsel, räth, durch einen dem Nachbar bequemeren Zolltarif den preußischen Landwirth und Händler aus dem ins Hochpolitische fortwirkenden Aerger über Rußlands unübersteigliche Zollmauer zu schmeicheln. Nicht Alles gelingt. Doch die vordringlich sentimentale Franzosen-

politik zerstört den Ponton, auf dem Gortschakow seinen Kaiser in den Gefühlsbereich Napoleons schmuggeln wollte. Alexander kehrt sich zürnend von Frankreich ab und erkennt in dem Minister des berliner Oheims den auch auf der Machtzinne zuverlässigen Wahrer ehrwürdigen Hoheitrechtes. Der austro-russische Krieg wird vermieden und die Etapenstraße frei, die, über Schleswig-Holstein (1864), Oesterreich (66), Frankreich (70), in Deutschlands Einung unter Preußens Präsidium führen kann. Die Landtagsmehrheit verruft den gehaßten Junker, der ihm die Heeresstärkung abgetrotzt hat, als einen Barbaren, Freiheitmörder, Zarenknecht. Ruhig aber spricht Bismarck: „Der Polenanspruch (auf die Wiederherstellung ihres Reiches) hat vor Europa keinen Bestand. Das Ganze verschwindet in Utopie, zu deren Verwirklichung man darauf ausgehen muß, zunächst drei große Reiche zu zerstören, Oesterreich, Preußen, Rußland, drei unter den fünf oder sechs europäischen Großmächten in die Luft zu sprengen, um auf den Trümmern dann eine neue phantastische Herrschaft von sechs Millionen Polen über achtzehn Millionen Nichtpolen zu begründen. Den Gedanken der Wiederherstellung Polens in den Grenzen von 1771 braucht man nur auszudenken, um sich von seiner Unausführbarkeit zu überzeugen. Die Neigung, sich für fremde Nationaliäten und Nationalbestrebungen zu begeistern, auch wenn sie nur auf Kosten des eigenen Vaterlandes verwirklicht werden können, ist eine Form politischer Krankheit, deren geographische Verbreitung sich, leider, auf Deutschland beschränkt." Der wankt nicht. In die erste Thronrede des Deutschen Kaisers hat er die (nun wieder zeitgemäßen) Sätze aufgenommen: „Die Achtung, welche Deutschland für seine eigene Selbständigkeit in Anspruch nimmt, zollt es bereitwillig der Unabhängigkeit aller anderen Staaten und Völker, der schwachen wie der starken. Das neue Deutschland, wie es aus der Feuerprobe des Krieges hervorgegangen ist, wird ein zuverlässiger Bürge des Friedens sein." Da stehts. Am ersten April 1871 wird die Reichsverfassung (die heute fünfundvierzig Jahre alt wird) zum zweiten Mal berathen. Und von der Polenfraktion gefragt, ob auch ihres Volkes Unabhängigkeit nun auf Achtung rechnen dürfe. Bismarcks Antwort: „Die Herren gehören zu keinem anderen Staat und zu keinem anderen Volk als zu dem der Preußen. Wollen Sie uns das Benehmen, das Sie gegen die Ruthenen, gegen die unter Ihrem Szepter lebenden Russen, gegen die

Litauer, ja, gegen die Deutschen gezeigt haben, zum Muster empfehlen? Bei aller Unparteilichkeit und Neigung, gerecht zu sein, kann ich versichern: Die polnische Herrschaft war nicht gut, sondern ganz herzlich schlecht. Und darum wird sie niemals wiederkommen."

Soll sie nun wieder kommen und die Enkel lehren, daß die Lebensarbeit deutscher Volkheiterzieher, Fritzens, Gneisenaus, Bismarcks, ertraglos verthan ward? Einen selbständigen Polenstaat, Monarchie oder Republik, könnte Preußen nur dulden, wenn es beschlossen hätte, Posen, Westpreußen, Oberschlesien aufzugeben. Neben dem Schwarzen könnte der Weiße Adler nicht horsten; erst über der Asche Preußens die Schwingen wieder himmelan spreiten. Hundert unwiderlegliche Gründe sprächen auch gegen die Annexion des mit Oesterreich getheilten Landes; davor warnen Politik und Wirthschaft mit gleicher Wucht. Habsburgs Reich zeigt, wie tief der Staatskörper durch eingebohrte Splitter fremden Volksthumes leidet. Das selbständige Polen oder das von Zollern beherrschte Großherzogthum Warschau würde dem Staatsverband Preußens gefährlicher, als Serbien dem Besitzer Kroatiens und Bosniens je war. Bedenket auch, was die anderen Bundesstaaten empfinden müßten, wenn die Sintfluth dieses Krieges nur der preußischen Hausmacht Land angeschwemmt hätte. Die Serienkriege gegen Rußland, die eine Folge der angekündeten Zerstückung wären, brauchen wir nicht zu fürchten; wofür aber würden sie geführt? Vor russischem Angriff schützt besser als ein Pufferstaat (dessen Volk in die Grenzen des alten, von Meer zu Meer reichenden Polens zurück trachten würde) ein Panzer; noch besser als Polster und Harnisch vorsichtig tapfere Politik. Wer Polen den Russen entreißt, bereitet ihnen zunächst zwar heftigen Schmerz; wird bald aber merken, daß er sie gestärkt hat: da er ihnen ein Elsaß-Lothringen, eine Russia Irredenta, in Nordeuropa ein „Kriegsziel" gab, dessen Leuchten ihre fromme Schlaffheit in Wirbelgluth auftreiben könnte. Herr von Bethmann hat den Zweifel an seinem Willen, unsere Ostmarken vor Verslawung zu wahren, einst mit dem Ruf weggefegt: Nunquam retrorsum! Glaubt er, daß Preußen ungestraft noch mehr Polen einlassen dürfte? Daß sie, ohne verbürgte Gleichberechtigung ihrer Sprache und Kultur, ohne gesicherten Waarenabsatz nach Rußland, gern zu uns kämen? Ohne ihre abschreckend reich begabten Juden, die, Händler, Gelehrte, Techniker, Künstler, Preußen nicht will, gedeihen könnten? Jedem Feinde

des Deutschen Reiches würde das von Wolhyniens Sümpfen westlich begrenzte Rußland sich mit eben solcher Inbrunst verbünden wie Frankreich seit 1871. Ein Kriegsziel, das helle Köpfe nicht lange vor dem Krieg erblickt hatten, das im zwanzigsten Kriegsmonat noch umstritten wird, wies der gefährliche Wunsch, daß der blutige Handel „Etwas einbringe". Wir kämpfen nur für uns; nicht für die Erlösung fremder Völker. Wir brauchen Siedlerland, freie Wege ins Weltmeer, für den Geist und die Sprache, die Waare und den Wechsel Deutschlands die selbe Geltung, die je irgendwo solchen Gütern ward. Und Bismarck, der Erzfeind protziger Emporkömmlingspolitik, hat oft gemahnt, nach dem Sieg niemals zu fragen, was man erlangen könnte, sondern stets nur, was man, als dem Staat unentbehrliches Gut, erlangen müsse.

Wir kämpfen nur für uns; wollen des Kampfes Ziel aber so ernstlich, in so reinem Herzen, besinnen, daß alle zum Guten Willigen ohne Sorge sein können, wenn wir hingelangt sind. Herr von Bethmann ist noch in Bethphage, der Feigenstatt. Er freut sich, da ihm Hosianna gerufen, der Weg mit Palmenzweigen und Festgewanden geschmückt wird; und hofft, von der hitzigen Wuth seiner Worte werde der Kraftquell der Feinde, die sich seinem Wunsch nicht beugen, so rasch verdorren wie der Feigenbaum, der am Palmensonntag dem Galiläer nur Blätter als Labe bot. Warum schilt er die Feinde noch, zeiht sie vor dem Ohr der Menschheit tückischen Ueberfalles und jeder ruchlosen Niedertracht: da er sie doch zu Friedensberathung ruft? Warum gönnt er ihnen die Losung, die nach der Sintfluth aus jeder Arche schallen, die der Wolf sogar dann dem Täubchen nachheulen wird? Kein Gefühl wird (nur Dies ist gewiß) so schnell, so gewaltig erstarken wie Abscheu vor neuem Krieg; keins so ungestüm zwei Welten durchlodern. Warum sagt der Kanzler nicht unzweideutig, daß Deutschland zur Friedenssicherung, zur Wehrlastminderung vornan mitwirken will?

Bethania.

Jean Jaurès, der oft, an den Tagen lautesten Triumphes, nur der Mounet-Sully, als Graubart manchmal der Taschen-Tolstoi, in seinen hellsten Stunden aber ein reiferer, durch Erlebniß geschulter Lassalle des französischen Sozialismus war, hat, vor zwölf Jahren, in Amsterdam den Männern der Internationale zugerufen: „Die Friedenssicherung, die Entwickelung des Sozialis-

mus, alles politischen und gesellschaftlichen Lebens in Europa und auf der ganzen Erde wird durch die politische Ohnmacht der deutschen Sozialdemokratie gehemmt.“ Die räkele sich stolz auf wipfelan wachsenden Stimmzettelhaufen, sei aber unfähig, die Möglichkeit zur Mitbestimmung des deutschen Schicksals zu mehren, und verkümmere, all in ihrem Glanz, ohne den rechten Willen zur Macht. In seinem lesenswerthen Buch über das Heer der Zukunft („L'Armee Nouvelle“) sagt er: „Der Begriff ‚proletarische Internationale‘ darf nicht zum leer prunkenden Wort werden; nicht nur aus Kongreßbeschlüssen und aus Rundschreiben unseres Bureau, nach langen Pausen, ins Gedächtniß auftauchen. Ihm muß sich eine stetige, immer wirkende, immer wachsam vorausblickende Kraft entbinden, die das werdende Ereigniß zu wägen, zu prüfen und jeden Keim eines in Krieg zerrenden Haders zu zerstören vermag. Ein Europäerkrieg brächte uns vielleicht wüthende Reaktion, erbitterten Nationalismus, lähmende Diktatur, ungeheuerlichen Militarismus, Hemmung des Zeitrades durch eine aus Gewaltthat und niedrigem Haß gefügte Kette, die unsere Völker in Knechtschaft fesselt. Die Freiheit der Völker hat in der Internationale den stärksten Hort. Und man dürfte behaupten, daß zwar ein Bischen Internationalismus vom Vaterland entferne, viel Internationalismus aber zu ihm zurückführe; mit dem selben Recht, daß ein Bischen Patriotismus von der Internationale entferne, starker Patriotismus aber zu ihr zurückführe.“ Dem Deutschen Reichstag sollte neulich eingeredet werden, Jaurès habe eingestanden, daß seine Heimath die Schuld an dem Kriegsausbruch trage. Höflichkeit zwingt uns in den Glauben, diese Behauptung sei aus Irrthum entstanden. Bezeugt ist, daß Jaurès vor seinem Tod zu Freunden und Parteifähnrichen gesagt hat: „Ich selbst hätte zur Erhaltung des Friedens nicht mehr zu thun vermocht, als die Regirung der Republik (Viviani, Bienvenu-Martin) gethan hat.“ So sprach er, nachdem ihm am Quai d'Orsay die Akten vorgelegt worden waren. So dachten vom ersten Kriegstag an die Genossen Vaillant, Guesde, Sembat, Thomas: und konnten mit den Briand, Millerand, Viviani, die Mancher zuvor Abtrünnige gescholten hatte, zusammenarbeiten. Wir, heißts drüben, haben stets den Frieden gewollt und alles zu seiner Sicherung uns Mögliche gethan. Die deutschen Bekenner der Internationale? Nichts. Wir sind durch drei Genossen, drei Führer, Guesde, Sem-

hat, Thomas, in der Regirung vertreten, deren Präsident, Briand, und Vizepräsident, Viviani, sich heute noch zu unserem Grundsatz bekennen. Die deutschen Sozialisten beten jetzt an, was sie vor dem Krieg verfluchten; stellen sich, als wüßten sie von der Entstehung des Krieges nur das von Amtsstellen, denen sie früher kein Wort glaubten, ihnen Gekündete; haben nicht den mindesten Machtzuwachs gebucht; und treiben dennoch nun Königlich Preußische Politik. Konnte die Wahrheit des Wortes, das unser Jaurès in Amsterdam sprach, mit schmerzhafterer Deutlichkeit erwiesen werden? In dem von Jaurès gegründeten Parteiblatt „L'Humanité“ sind die auf der Pariser Konferenz (im März) vertretenen Mächte gemahnt worden, keinen Zweifel darüber aufkommen zu lassen, daß auch beim Friedensschluß nur der Wille zum Recht sie leiten werde; daß sie den Frieden durch internationales Schiedsgericht sichern wollen und bereit sind, sich auf die Grundsätze zu stellen, die das amerikanische Institut für internationales Recht im Januar 1916 beschlossen hat. (Da ich voraussehe, daß diese Grundsätze den nächsten Jahrzehnten so wichtig scheinen werden, wie denen nach der Französischen Revolution die Verkündung der Menschenrechte schien, will ich den Wortlaut hier wiedergeben. „Jedes Volk hat das Recht, zu leben, sein Leben zu schützen und zu wahren; um dieses Leben zu wahren und sich zu schützen, darf aber ein Staat nicht gegen andere Staaten, die ihm kein Leid bereitet haben, ungerecht handeln. Jedes Volk hat das Recht auf Freiheit: das Recht, ohne Einmischung und lastenden Machtdruck Fremder nach dem Ziel seiner Glücksvorstellung hinzustreben, so lange es dadurch nicht die tief und fest begründeten Rechte anderer Staaten schmälert oder bricht. Jedes Volk ist, als Rechtsbesitzer und vor dem Rechtsstuhl, jedem anderen aus der Völkergesellschaft gleich. Jedes hat das Recht auf sein abgegrenztes Gebiet und spricht, nach freiem Ermessen, allen Bewohnern dieses Gebietes, auch den aus der Fremde eingewanderten, das Recht. Jedes Volk darf für jedes seiner wesentlichen Rechte von allen anderen Völkern Achtung und Schutz fordern; denn Recht kann nicht ohne Pflicht sein, und wo sichs um das Recht eines Volkes handelt, sind alle Völker zum Eingriff verpflichtet.“) Der französische Sozialismus will einen Frieden, der alle in ihn eingeschlossenen Völker der internationalen Schiedsgerichtsbarkeit zu Gehorsam verpflichtet. Und glaubt

nicht, daß die zwiefach gesplitterte deutsche Proletarierpartei (Hauptgruppe: Legien-Scheidemann, Minderheit: Haase-Bernstein, Duumviri: Liebknecht-Rühle) für die rasche Erlangung solchen Friedens, der jedem Volk, großen und kleinen, sein Recht giebt und gespaltene Stämme (Polen, Serben, Dänen, Rumänen, Griechen, Italer, Ostfranzosen) wieder in Einheit fügt, gegen die wehrkräftige Staatsgewalt ihr bequemes Leben einsetzen werde.

„Eine Versammlung der deutschen Internationalisten soll neulich die Ablehnung aller Steuern, direkter und indirekter, beschlossen haben. Diese besonders organisirte Gruppe der Internationalisten, die über Bernstein und Haase nicht besser als über Scheidemann und Heine urtheilt, scheint mir aber nicht sehr beträchtlich. Wenn ihr Liebknecht und Rühle eingegliedert sind, können sie sich nicht zu Haases Leuten gesellen. Dann gäbe es im Reichstag also drei Gruppen demokratischer Sozialisten." (Homo in L'Humanité.) Einstweilen sogar vier: denn die vierzehn Abgeordneten, die gegen den Ausschluß Haases und seiner Genossen und gegen die Kreditbewilligung gestimmt haben, sind zwar in der Hauptfraktion geblieben, neigen in ihrem Wollen aber nach der Seite der neuen Sozialdemokratischen Arbeitgemeinschaft. Die Fraktion hat die Träger der bekanntesten Namen schon oder fast schon verloren: die Abgeordneten Albrecht, Antrick, Bernstein, Bock, Büchner, Oskar Cohn, Dittmann, Emmel, Edmund Fischer, Geyer, Haase, Henke, Herzfeld, Hoch, Hofrichter, Horn, Hüttmann, Jaeckel, Kunert, Ledebour, Lenkert, Liebknecht, Reißhaus, Rühle, Schwarz, Stadthagen, Stolle, Vogtherr, Wurm, Zubeil. Wahrscheinlich werden sie, wenn, nach dem Krieg, wieder gewählt worden ist, den rechten Flügel der neuen Sozialistenpartei führen, der die vom Gewerkschaftkapital unterstützte Schaar der heute unter dem Reichsbanner Fechtenden sich vielleicht nicht sogleich anschließen wird; der linke Flügel wird der Alb aller schläfrigen Seelen sein. Den französischen Genossen ist all das Gelärm nur Theater; sie nehmen es kaum ernster als der Lustspieler Capus und die Geister, die ihn begreifen. „Auch Haase und seine Leute verstehen den Sinn des großen, unsere Welt wandelnden Dramas noch gar nicht. Ihr Umstürzlergeist wagt weder, das Wort Republik auszusprechen noch, zu erkennen, daß die dem Deutschen Reich und Oesterreich-Ungarn gewaltsam einverleibten Völker das Recht fordern dürfen, den ihnen von der Natur zugedachten Vaterländern anzugehören.

Der ganze Kram würde für uns erst wichtig, wenn sich in die Köpfe unserer Sozialisten der gefährliche Einfall schöbe, mit Haase nach Frieden, nach schnellem Friedensschluß zu blöken. Diese friedsamen Sozialisten haben bei uns bisher wenig Erfolg gehabt. Vor ein paar Monaten sind zwei von der Sorte, kreuzbrave, mit gutem Willen gepflasterte Männer, in die Schweiz gegangen, um mit ein paar friedsamen Blökern aus der deutschen Partei in Zimmerwald zu schwatzen. Auf unserem letzten Kongreß ist dieser zimmerwalder Sozialismus mit Ach und Krach unterlegen. Aber wir haben auch schüchterne Zimmerwäldler, die sich den nach Frieden Blökenden sofort anschließen werden, wenn sie ihnen die Mehrheit gesichert glauben. In dem Haufen unserer wackeren und redlichen Parteistreitkräfte giebt es viele tüchtige und gescheite, nur eben nicht gründlich gebildete Genossen (ihre Schuld ists nicht, daß dem Proletariat die Bildungmittel abgeknickert werden), die sich, mit edler, dem Ideal nachstrebender Seele, leicht vom Schein verleiten lassen. Weil sie Deutschland nicht kennen, bilden sie sich ein, Haases Empörergestus gegen die Parteiführung künde eine deutsche Revolution an und einem Kongreßgeschnäbel mit Haase und dessen Anhang könne die Wiederherstellung der armsäligen Internationale gelingen, die lange der erhabene Traum französischer Sozialisten war. Was sagt denn Haase? Genau das Selbe wie unsere zimmerwalder Blöker. Der Krieg sei Gräuel, Werthvernichtung, schroffster Gegensatz zu dem Ideal unserer Brüderlichkeit. Auch uns ist der Krieg Verbrechen und Blödsinn: deshalb wollen wir, daß der Krieg von heute für immer der letzte sei; und damit er der letzte sei, wollen wir den Anstiftern, den Regirungen Preußens und Oesterreichs, einen Gedenkzettel geben, der selbst die stärkste Regirung warnen wird, Ähnliches je wieder anzufangen. Haase sagt, der Krieg sei das unvermeidliche Ergebniß (nicht der rückständigen Politik preußischer Junker, sondern) des Kapitalismus, der in allen Ländern herrschenden kapitalistischen Klassenwirthschaft. Da haben wir die monumentale Kinderei, die unsere einfältigen Zimmerwäldler stets wiederkäuen. Haase sagt auch, nur der Klassenkampf habe gewichtige Bedeutung. Die alte Leier der Zimmerwäldler, die seit sechs Monaten plärren, Guesde, Sembat und Thomas seien, als sie sich neben ‚Bürgerliche‘ ins Ministerium setzten, zu Verräthern an der Sache des Sozialismus geworden. Was sagt er sonst noch? Daß der Krieg

weder Sieger noch Besiegte hinterlassen werde. Richtig: der Herzensschrei aller Zimmerwäldler; seit dem ersten Kriegstag führen sie ihre düstere Weissagung, ihre entmuthigende Wühlsucht spaziren. Wenn unser Heer viele Zimmerwäldler in seinen Reihen hätte, kämen die Deutschen vielleicht ungerupft davon und die Welt sähe das Schauspiel, daß der deutsche Militarismus dem ganzen Erdtheil unbesiegt Widerstand zu leisten vermochte. Ohne es zu wollen, begünstigen die Zimmerwäldler das Spiel des kaiserlich deutschen Militarismus. Mit ihrer aufgepappten Rebellennase sind sie so urreaktionär, daß Vaillant, sie zu geißeln, das Wort ‚Waffenstrecker' wählen mußte. Weil eine Waare, die unser Nationalkongreß vor drei Monaten verrufen hat, uns jetzt von Haase angeboten wird, sollen wir, wie die albernen Zimmerwäldler, gierig danach greifen! Die verschicken seit ein paar Tagen durch ganz Frankreich Aufrufe, worin, nach der Kniebeuge vor den Heiligen Reliquien Marxens, die Mehrheit unserer Partei gestäupt, der Vorstand des Verrathes bezichtigt, der Parlamentsfraktion und unseren drei Ministern vorgeworfen wird, daß sie die Internationale ‚hinterrücks erdolcht' haben. Seit fünfzehn Jahren ist uns der Sozialismus der deutschen Klassenkampfsorte eingeschleppt worden. Muß man ihn, wie Ewige Wahrheit, glauben, hat der Arbeiter keinen anderen Feind als den Bourgeois und die Regirung seiner Heimath, dann sind die Zimmerwäldler im Recht. Dann wollen wir flink unseren Arbeitern sagen: Der Kampf, den Ihr seit zwanzig Monaten gegen deutsche Arbeiter führet, entstand aus Irrthum; fallet ihnen um den Hals und kehret die Bayonnettes gegen Eure Grabengefährten, gegen die Bürger Frankreichs, die Schulter an Schulter mit Euch den Einbrecher wegzujagen versuchen! Dann wollen wir das alte Reimliedchen unserer Internationale anstimmen: ‚Unsere Kugeln werden unsere Generale treffen.' Alle Arbeiter sind Brüder? Nur ihre Klasse ist ihr Vaterland? Proletarier aller Länder, vereiniget Euch: dieser Mahnung haben, damit sie nicht ein leeres Wortgebild bleibe, Manche (auch ich) den Ruf angefügt: Lieber Aufruhr als Krieg! Nur: als man von der Theorie zur Praxis übergehen sollte, sprach Keiner mehr so. Vor dem Aufstand mußte das Heer gewonnen, eine bis in die Kaserne reichende Organisation geschaffen werden. Dieser Nothwendigkeit entschlich Jeder nach Haus; man glaubte wohl, mit Besenstielen Aufruhr machen zu können. Noch ärger wars in Deutschland. Unsere

‚Brüder‘ im Sozialismus sagten uns offen, Brüderlichkeit werde sie nicht hindern, aus gedeckter Stellung auf uns zu schießen; und sie haben nicht nur dieses brüderliche Versprechen eingelöst, sondern uns auch noch mit Gräueln bewirthet, deren Voransage ihr zartes Gemüth nicht gestattet hatte. Der Bankerot des Klassenkämpfersozialismus war so sichtbar, daß wir Rufer zu ‚Aufstand gegen den Krieg‘ schon 1912, da wir das Nahen des Krieges witterten, schleunig in den nationalen, den französischen Sozialismus heimkehrten. Alle Arbeiter sind Brüder und nur die Bourgeois ihre Feinde? Nach dem ersten Schuß ging dieser Wahn in Rauch auf. Er hatte den Krieg nicht gehindert; hatte sogar zu dessen Entstehung mitgewirkt. Der grausige Krieg wäre nur in einem Fall, vielleicht, zu vermeiden gewesen: wenn die deutsche Sozialdemokratie eine nationale Partei geworden wäre und, im Bund mit den bürgerlichen Demokraten, die Parlamentarische Regirung und die Verantwortlichkeit der Minister in Deutschland durchgesetzt und in Preußen der feudalen Militärkaste den Maulkorb angelegt hätte. Auch unsere Partei mußte sich den Radikalen verbünden und regirungfähig werden; Jaurès mußte, mit seiner riesigen Arbeitkraft und seinem Wirklichkeitgenie, die Leitung des Auswärtigen Amtes übernehmen und eine Verständigung mit der Demokratie Deutschlands vorbereiten. Aber das Dogma vom Klassenkampf hat uns, französische und deutsche Sozialisten, in die undankbare, unfruchtbare Rolle mürrischer Schmoller eingezwängt und uns die Möglichkeit geraubt, mit unserer leidenschaftlichen Hingabe ans Gemeinwohl, unserer Abscheu vor Krieg, unserer Sehnsucht nach Gerechtigkeit und Frieden so Gutes zu stiften, wie Pflicht uns befahl. Und auf die Trümmer der zweimal krachend eingestürzten Lehre vom Klassenkampf sollen wir, nach dem Willen der Formelwiederkäuer, nun die Internationale der Zukunft bauen? Auch wir werden bald eine Absplitterung von der Partei erleben. Der Sozialismus hat, wie jede Religion, unantastbare Dogmen, heiliges Geräth, Reliquien, Ritualsprüche und einen Katechismus. Zu seinen Hauptheiligen gehört Karl Marx. Sein Evangelium vom erlösenden Klassenkampf dünkte uns an die minder enge und mehr menschliche Weltauffassung unserer Kirchenväter Fourier, Saint-Simon, Proudhon, Blanqui Gewöhnte ein Bischen zu einfach, zu dürr. Doch wir waren Besiegte, die Söhne der 1870 Ueberwundenen; unser armes kleines Volk war entar-

tet, verseucht, unfähig zur Fortpflanzung, mit hinsiechendem Gewerbe und Handel, überall in Verfall. Mußten wir vor den Sozialisten des mächtigen Deutschen Reiches, der an Volkszahl und Wohlstand rasch wachsenden Heimath des Heiligen Karl Marx, vor den Vertretern einer steinreichen, von vier Millionen Wählerstimmen getragenen Partei uns nicht, mit unseren fast leeren Kassen, wie kleine Jungen vor Riesen fühlen? Ein paar Ketzer fanden, freilich, den deutschen Sozialismus luftlos, runzelig, unwirsch und schartig wie einen Unteroffizier; meinten, daß er den Boden ausdörre und unfruchtbar mache. Nach und nach verließen uns angesehene, durch Beredsamkeit und Politikersinn vorragende Führer: Millerand, Viviani, Briand; weil sie nicht vor dem deutschen Zerrbild des altfranzösischen Sozialismus knieen mochten. In die Prozession der Choralsänger schlug am einunddreißigsten Juli 1914 der Blitz; und die Heiligen Reliquien rollten geknäuelt in ein Blutmeer. Jetzt kommen die Zimmerwäldler mit einer Bannbulle gegen Alle, die keine Lust haben, den deutschen Klassenkämpfern den Bruderkuß zu geben. Seit ich ihre Bulle gelesen habe, weiß ich, daß auch wir vor einer Absplitterung von der Sozialistenpartei stehen. Die Krisis umfaßt alle Völker. Alle erkennen, wie unentbehrlich die Arbeitgemeinschaft der Volksklassen nach dem in aller Menschengeschichte beispiellosen Erdbeben unserer Tage sein wird. Nachdem Reiche und Arme, Monate, Jahre lang, in den selben Schützengräben gekämpft, die selbe Noth und Gefahr erduldet haben, sollen wir, wie wüthende Narren, wieder den Klassenkampf, den Bürgerkrieg predigen und die von dem großen Krieg geschleifte Barrikade wieder aufbauen? Nein! Danke bestens! Diese Politik hat den Enterbten, deren natürliche Vertheidiger wir sind, allzu wenig eingebracht; hat der Nation, durch die Lähmung industriellen Lebens, und der Republik, durch die Hemmung ihres Willens zu stetigem Fortschritt, allzu sehr geschadet. In Gemeinschaft mit den anderen Parteien werden wir morgen trachten, unserer versumpften Industrie aufs Trockene zu helfen, unsere Häfen und Verkehrswege aus dem jämmerlichen Zustand zu erlösen, der uns den Hohn deutscher Techniker und Kaufleute eintrug, allen Bezirken Frankreichs die Selbstverwaltung zurückzugeben, ohne die sie weiter verkümmern müßten, die Geißel der Entvölkerung, des Neumalthusianismus, der an unserem Verfall mitschuldig ist, zu brechen und die Alkoholpest zu bekämpfen.

Nie wieder werden wir vergessen, daß ohne die Entwickelung des Kapitalismus in Frankreich das Schicksal des Arbeiters, des Bauers nicht besser werden kann. Und in dieser Arbeitgemeinschaft wird uns die rühmliche Pflicht zufallen, immer mehr Lebensbehagen, Bildung, Recht für die Schwächsten der erblosen Klasse zu fordern. In dem von der Preußendrohung befreiten Erdtheil soll das Ideal unserer Väter von 1792, die Bruderschaft aller Menschen, Wirklichkeit werden. Gestern wollten wir die Internationale der Arbeiter. Morgen werden wir, im Bund mit allen zu Fortschritt und Demokratie Willigen, die Vorarbeit zur Gründung der Vereinigten Staaten von Europa beginnen. Zur Erkenntniß ihrer Fehler und zu dem Entschluß, Taktik und Ritualsprüche zu ändern, braucht eine Partei Muth. Daß wir, im Ueberschwang des Idealismus und in ungeduldiger Sehnsucht nach sozialer Gerechtigkeit, irrten (auch ich mit meinen nächsten Freunden, bis wir, vor vier Jahren, hier den Sozialismus der Boches über Bord warfen), bringt uns gewiß nicht Schande. Jede Partei wird aus der Gewissensprüfung merken, wie dumm sie oft war. Den vom Heiligen Geist mit Ewiger Wahrheit begnadeten Kirchen wollen wir den Aberglauben an ihre Unwandelbarkeit gönnen. Ich bedaure die Einzelnen und die Parteien, die diese Sinthfluth nichts zulehrte und nichts vergessen hieß." So spricht, in seiner Zeitung „La Victoire", der Genosse Hervé; und mir schien nöthig, ihn auch zu Deutschen ausführlich reden zu lassen: denn er will die neue Partei des Nationalen Sozialismus gründen und hat öffentlich, am dritten April, zu Beitrittserklärungen aufgefordert. Acht Tage danach sind die von ihm verhöhnten Zimmerwäldler im französischen Ausschuß der Internationale von einer tausendstimmigen Mehrheit geschlagen, ist ihr Wunsch, mit der Fraktion Haase schon jetzt Verständigung zu suchen, abgelehnt worden.

In dem Parteiblatt L'Humanité wurde inzwischen erläutert, welche Haltung Jaurès für die Kriegszeit den Sozialisten vorgeschrieben habe. „Besonders wichtig war ihm, wer für den Kriegsausbruch verantwortlich zu machen sei. Er schrieb: ‚Als Angreifer, als Feind der Civilisation und des Proletariates ist die Regirung anzusehen, die sich geweigert hat, vor ein Schiedsgericht zu gehen; ihre Schuld jagt Menschen in blutigen Zwist und ihr Thun ist deshalb als verbrecherisch zu ächten.' Daß Deutschland zum Krieg herausgefordert und ihn erzwungen habe, hat Jaurès

in seiner brüsseler Rede ausgesprochen, die an die Thatsache erinnerte, daß England, Frankreich und Rußland ein Schiedsgericht vorschlugen und dringlich immer wieder empfahlen, Deutschland und Oesterreich aber den Vorschlag abwiesen. Für eine verbrecherische Regirung dürfe der Proletarier seine Kraft nicht vergeuden; er müsse sie stürzen und die Roßtäuscher des Patriotismus züchtigen. Ist die Sache des Vaterlandes aber gerecht, dann muß jeder Proletarier, der nicht ein Haderlümpchen sein will, sich in ihren Dienst stellen. Jaurès billigte ohne Vorbehalt den Satz Emils Ollivier: ‚Wir lechzen nach Frieden, wollen ihn aber in Ehre, in Würde, in Vollkraft uns sichern; ist er nur durch schwächliche Demuth, nur durch Erniedrigung zu erlangen, dann tausendmal, tausendmal lieber den Krieg!‘ In den von Verbrechern regirten Ländern sollte Strike und Revolution sein, in den überfallenen die Freiheit des Volkes vertheidigt werden. Die deutschen Sozialisten haben ihre Pflicht versäumt; schlimmer noch ist, daß schon am ersten August 1914 der Aufruf ihres Parteivorstandes den deutschen Imperialisten und Militaristen freie Hand verhieß. Im Lauf des Krieges sind manche Führer dieser Sozialisten dann die Barden des deutschen Angriffes geworden. Diese Ereignisse nöthigten die Sozialisten anderer Länder in die Pflicht zur Landesvertheidigung, die unserem Jaurès eine soziale, proletarische, internationale, nicht nur nationale Pflicht schien.“ Schnell noch eine Stimme aus dem Lager der Bürgergarde. „Während unheilbare Tröpfe von der ‚Demokratisirung Deutschlands‘ das Glück Europas erhoffen und auf das Handeln der kaiserlichen Sozialisten rechnen, verhindern diese Leute, daß im Reichstag der Unterseekrieg erörtert, der dafür giltige Brauch von der aus allgemeinem Stimmrecht erwählten Versammlung geprüft werde. Der Kanzler des ‚Stückes Papier‘ muß ja der Partei des ‚Stückes Papier‘ gefallen, die hundertmal den ‚Bruderparteien‘ geschworen hat, daß sie dem Kaiser ‚keinen Mann und keinen Groschen‘ bewilligen werde, und die am vierten August einstimmig den Kriegskredit gewährte. Die Sozialdemokratie hegt noch die Hoffnung, zu dem Zins, den sie als Gesinde des Kaisers erwirbt, den Vortheil hamstern zu können, den ihr die Leitung der Internationale brachte. Aber die ‚Opposition Seiner Majestät‘ kann Keinen mehr betrügen.“ (Herr Laskine, pariser Hochschullehrer, in Le Matin.)

Noch ist auch die Gewißheit des Sieges den Verbündeten

Kapitalisten und Sozialisten, Briten und Franzosen, gemeinsam. „Nach sechs Schlachtwochen ist ein Viertel der Festungfront von Verdun umringt und ein Theil eines zweiten Viertels von Umringung nah bedroht. Die zur Belagerung und Erstürmung bestimmte Armee muß, aus den Beständen anderer Armeen und aus den jüngsten Jahrgängen, aufgefüllt werden. Selbst wenn die Deutschen auch ihre neuen Verluste durch zulänglichen Ersatz ausgleichen und die Franzosen endlich zwingen können, Verdun zu räumen und ihre Front mehr nach Süden zurückzuschieben: wohin entschwindet das Ziel des Kraftaufwandes? Und woher soll, nach einem so langwierigen und erschöpfenden Unternehmen, die Ueberraschung, die Schreckwirkung kommen, von der allein der deutsche Generalstab den Entschluß zum Frieden erhoffen konnte?" (Oberst Feyler im Journal de Genève.) „In der Hand des Generals Pétain, der Infanterist war, aber die Bedeutung der Artillerie für diesen Krieg früh erkannt und dafür gesorgt hat, daß die herrlichen französischen Fünfundsiebenziger jedes Sperrfeuer in vierzig Sekunden der feindlichen Stellung anpassen und regeln können, ist das Schwergeschütz ein eben so schmiegsames wie wirksames Werkzeug geworden. Er sträubt sich nicht, Geländestücke, deren Vertheidigung nutzlos wäre, dem Feind zu räumen; läßt sie ihn aber furchtbar theuer bezahlen. Die Deutschen werden den Angriff auf Verdun, weil ihr Kriegsruhm an dem Erfolg hängt, wohl nicht aufgeben. General Pétain ist einstweilen zufrieden: er sieht die Deutschen in einer Taktik beharren, die ihnen das bitterste Leid bereitet." (Oberst Repington, nach der Rückkehr von der Maasfront, in The Times.) „Vor Verdun versucht Deutschland, mit höchster Anstrengung, den Eisenring zu brechen; weil es weiß, daß nach dem Mißlingen dieses Versuches sein Schicksal unvermeidlich wäre. Das Hauptthema aller amtlichen Polemik ist drüben: Deutschland ist überfallen worden und die Einheit seines Reiches soll vernichtet werden. Wir wissen, daß Deutschland uns angegriffen hat und daß die Niederlage des preußischen Militarismus unser einziges Ziel ist. Ein Ziel, das Deutschland selbst ersehnen müßte. Eine arbeitsame Demokratie kann nicht wünschen, ewig unter dem Stiefel des Junkerkaisers zu leben. Schon hebt ein Grüppchen der Sozialdemokratie das Haupt. Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer. Wir sind aller Illusion fern; in unserem Gewissen aber überzeugt, daß die Logik und die großen Zeichen der Zeit für

uns sind und daß wir überall, auch in Feindesland, für die Freiheit, nirgends für Knechtung, fechten. Deutschland, dessen Flotte im Versteck wartet, möchte sich gegen den Graus der Wirthschaftsperre wehren; vergebens: weil seine Lunge nicht athmen kann, muß es ersticken. Die Neutralen könnten dem Meer die von den Tauchbooten jetzt gehemmte Leistungsfähigkeit wiedergeben, für ihre eigenen Verluste Ersatz finden, ihrem Bedarf, zu erträglichem Frachtpreis, Deckung sichern, ihre Toten rächen und neuen Mord hindern, wenn sie die deutsche Handelsflotte in Beschlag nähmen. Dann würde durch deutsche Torpedos wenigstens deutscher Reichthum ins Grab gesenkt. An seiner empfindlichsten Stelle muß der Feind der Menschheit getroffen werden: in seiner Wirthschaftzukunft, seiner ‚Seeherrschaft'. Wenn das verwüstete Deutschland gezwungen ist, nach dem Krieg zehn Jahre lang am Wiederaufbau seiner großen Schiffahrtgesellschaften zu arbeiten, und so den Wettbewerbern die Zeit zu endgiltigem Vorsprung bleibt: wozu dann der Krieg? Die kaiserliche Losung von der Zukunft, die auf dem Wasser liegt, würde zum Gespött und der Militarismus, der, politisch und wirthschaftlich, dem Erdkreis ein Doppeljoch aufzwingen wollte, wäre gründlich geschlagen. Keine Flotte mehr! Deutschland, das sich zur Herrschaft über zwei Elemente berufen wähnte, wird wieder, nach Bismarcks Wort, Landratte. Das kann die Rache der Neutralen bewirken." (Akademiker Hanotaux in Le Figaro.) „Unsere Oeffentliche Meinung scheint noch immer nicht ganz zu verstehen, was vor Verdun geschieht: sonst würde sie nicht von der kleinsten Schwankung der Feuerlinie beängstet. Wenn der Feind glaubt, durch sein Höllenfeuer in unseren Gräben alles Leben zerstört zu haben, schickt er seine Sturmkolonnen vor. Oft irrt er; und ihm gehts übel, wenn sein Feuer zu kurz oder zu lang war und ein paar unverwundete Leute die Stürmer aus Maschinengewehren beschießen. Manchmal aber hat er richtig gezielt, fast alle Grabenmannschaft getötet und kann danach, Zehn gegen Einen, in unsere Stellungen eindringen. Nur kommt er nicht weit; oder verliert das eroberte Gelände sogleich wieder. Ehe ers noch befestigen kann, überfluthet ihn eine Menschenwoge. Unsere Reserven rücken an. Wo waren sie? In Sicherheit; hinten. Doch nicht weit. Kerntruppen; die Tapfersten der Tapferen; haarige Kerls, neben deren wüthender Stoßkraft die ganze Preußengarde höchstens wie Dünnbier schäumt. Dann verliert, in wenigen Stunden, der Feind, was e

mühsam erobert hatte. So wars im Wald von Avocourt, im Caillette-Gehölz, am Dorf Vaux. Im Norden von Verdun, wo, auf dem rechten Maasufer, der heftigste Druck ist, hat der Feind in einem Monat hundert Meter gewonnen. Er wird also (wenn die Angabe meines Rechnenlehrers, ein Kilometer umfasse tausend Meter, richtig ist) in dem selben Tempo für den Gewinn eines Kilometers zehn Monate brauchen; und da bis zu den Brücken von Verdun noch sieben Kilometer zu erobern sind, wird die Festung, wenn der Feind sich nicht ganz anders sputet, erst nach siebenzig Monaten zu nehmen sein. Haben, nach vorsichtiger Schätzung, hundert Meter hunderttausend Mann gekostet, dann wüchse, bis an die Brücken von Verdun, die Verlustziffer bis an den Phantasiegipfel: sieben Millionen Mann!" (Herr Hervé in La Victoire.)

Jeruschalajim.

Von der Feigenstatt durch Bethania, das Armenheim, nach Jeruschalajim, ins Haus des Friedens. Am Thor stehen, in weißem Gewand, Englands Könige, Georg der Fünfte und Herbert Henry Asquith, und singen in Leidenszeit das Weihnachtlied von Erdfrieden und Menschenseligkeit. „Wir schirmen die Freiheit der Schwachen und unseres Krieges Ziel ist die Sicherung eines Rechtszustandes, der noch dem kleinsten Volk Schutz vor übermächtigem Angriff verbürgt, aus dem Hort der fortan ersparten Wehrkosten darbende Leiber, dürstende Hirne sättigt, fast zwei Jahrtausende nach der Kreuzigung des gotthaft gütigen Bringers holder Botschaft dem auch in Gottlosen heiligen Geist die wilde Gewalt unterwirft." Aus dem Tempel des Rachegottes aber schallt eine stärkere Stimme. „Gebethaus sollte er sein; wer hat ihn zur Mördergrube entweiht?" Und die Schacherer stieben sammt ihrem Kram hinaus. Keinen Willensstrom wird unsere Sintfluth so lenzlich schwellen wie den Völkerdrang nach unerschütterbar fest in die Erde, den Herzenshimmel eingemauerten Frieden. Immer war deutscher Menschheit der Gedanke die liebste Waffe; weil keine je edler, keine wirksamer war. Schanzen wir uns in purpurne Wuth, die auf dem Erdball ringsum Otterngezücht, nur ein Volk in Engelsreine erschaut? Dieses Krieges Ziel muß Weltwende sein. Aus Indiens, Israels, Griechenlands Weisheitborn tränkte Jesus die Seele. Und der aus hundert Wundmalen blutende Heiland hat den Buddha, hat Jahwe und Platon besiegt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

DEUTSCHE BANK.

Geschäftsbericht für das Jahr 1915.

Während des ganzen sechsundvierzigsten Geschäftsjahres unserer Bank hat der Weltkrieg angedauert. Deutschland hat sich mit seinen alten Verbündeten nicht nur gegen so viele Feinde behauptet, sondern auch neue Freunde gewonnen, und in siegreichem Vorschreiten feindliche Provinzen besetzt, kaum kleiner als das eigene Reich.

Die Verwüstungen, welche dieser Weltkrieg in dem europäischen Wirtschaftsleben anrichtet, sind kaum noch zu schätzen. Allein an der Londoner Börse sind Kursrückgänge von über 8½ Milliarden Mark innerhalb der letzten zwei Jahre von ernsthaften englischen Fachzeitungen berechnet worden. London ist weit auf dem Wege, seine seitherige Stellung als führender Geldmarkt an New York zu verlieren.

Unsere Gegner werfen uns vor, Deutschland habe sich auf den Krieg vorbereitet. Das ist nur in dem Sinne wahr, daß Deutschland, durch Jahrhunderte alte Erfahrungen klüger und einig geworden, seine militärische und wirtschaftliche Organisation ausgebaut und auf solcher Höhe gehalten hat, daß auch die vereinigten Anstrengungen aller Feinde unsere Kraft nicht brechen können. Während unsere sämtlichen Nachbarn Eroberungskriege führten, hat Deutschland dem friedlichen Ausbau seines Wohlstandes und seiner Wirtschaft gelebt. Kann es einen stärkeren Beweis für Deutschlands friedliche Absichten geben, als die Tatsache, daß unser Land ohne irgendein positives Kriegsziel in diesen verbrecherischen Krieg verwickelt worden ist? Im Gegensatz dazu wußten und verkünden unsere Feinde laut, was sie wollen: deutsches Land, im Westen wie im Osten, die Zertrümmerung unseres Reiches und Welthandels. Erst die sich vertiefende Erkenntnis dieser Absichten unserer Gegner bringt Deutschland im Verlauf des Kampfes zur Aufstellung positiver Kriegsziele.

Der Versuch der Feinde, Deutschland wirtschaftlich zu vernichten, ist an der Organisation und Opferwilligkeit des deutschen Volkes gescheitert. Eine ganze Anzahl für unentbehrlich gehaltener Rohstoffe, die wir bisher vom Auslande bezogen, konnten wir im eigenen Lande erzeugen oder ersetzen. Der Vorrat eines reichen Kulturvolkes, das im größten Umfange für die Ausfuhr arbeitet, hält länger als die militärische und wirtschaftliche Kraft unserer Gegner.

Das deutsche Wirtschaftsleben steht unerschüttert. Die Ernte war nur mittelmäßig, am besten für Kartoffeln, weniger gut für Brotgetreide, unter Durchschnitt für Futtermittel. Trotzdem ist der Ertrag des deutschen Bodens mehr als genügend, um die schlimme Absicht unserer Feinde zu vereiteln, die das deutsche Volk aushungern wollen.

Die Einlagen in deutsche Sparkassen haben stärker zugenommen als in irgendeinem Vorjahre. Die uns anvertrauten fremden Gelder übersteigen jeden früheren Rekord um eine halbe Milliarde. Unsere Bilanzzahlen sprechen deutlicher, als wir mit Worten zu tun vermöchten.

Der Gesamtumsatz der Deutschen Bank betrug annähernd 107 Milliarden; er überstieg den vorjährigen, unter Weglassung der Londoner Umsätze, um 434 Millionen Mark.

Bei der Aufstellung unseres Abschlusses haben wir wiederum auf das Sorgfältigste gegen jede absehbare Verlustmöglichkeit durch Abschreibungen und Rückstellungen aus Gewinnen und durch stille Rücklagen vorgesorgt. Die Aktiven und Passiven der in Zwangsliquidierung befindlichen Londoner Filiale sind nach den letzten uns bekannt gewordenen Zahlen in die Bilanz aufgenommen.

Unsere Einzahlungen auf das Kapital von 26 Kriegs-Kreditbanken und Gesellschaften, an denen wir und unsere Zweigniederlassungen beteiligt sind, finden sich in dem Konsortialbestande enthalten. Erfreulicherweise sind auch im zweiten Kriegsjahr diese Kriegskreditbanken nur in ganz beschränktem Umfange in Anspruch genommen worden.

Der Banksatz betrug während des ganzen Jahres 5%. Auch an dieser Stelle sei darauf hingewiesen, daß der reine Goldvorrat der Reichsbank niemals die Dritteldeckung der ausgegebenen Banknoten unterschritten hat. Es war also zu keinem Augenblick erforderlich, den Vorrat an Silber oder Kassenscheinen, wie dies gesetzlich zulässig ist, mit in diese Deckung einzurechnen. Während Frankreich seinen Banknotenumlauf seit Kriegsbeginn um 10 Milliarden Franken vermehren mußte und neuerdings die Grenze auf 18 Milliarden Franken (rund 360 Mark auf den Kopf der Bevölkerung) erhöht hat, konnte die Reichsbank der deutschen Volkswirtschaft mit einer Vermehrung ihres Notenumlaufs von durchschnittlich vier Milliarden genügen, einer Summe, die den Ersatz für den gewaltig verringerten Umlauf von Wechseln darstellt und jedenfalls, nach der Volkszahl (ohne Belgien, Polen, Lithauen und Kurland) berechnet, auf den Kopf nur den vierten Teil des französischen Banknotenumlaufs ausmacht. Die Darlehnskassenscheine jedoch, von denen am Jahresschluß 972 Millionen Mark außerhalb der Reichsbank in Umlauf waren (weniger als die Hälfte des in England zirkulierenden Betrages sogenannter Currency-Noten), befriedigen nur den außergewöhnlichen, durch den Kriegszustand gewachsenen Bedarf an Umlaufsmitteln kleinster Nennbeträge. Die Darlehnskassenscheine sind bekanntlich durch Hinterlegung unter weitgehender Vorsicht zugelassener Waren und Wertpapiere, sowie durch die Haftung der Geldnehmer gedeckt. Alle Behauptungen unserer Feinde von dem in Deutschland angeblich vorhandenen Umlauf von städtischen Banknoten, Noten gegen Hypotheken oder Grundbesitz, Papiergeldausgabe durch Kredit- oder Hypothekenbanken usw. sind eitel Lüge.

Daß die deutsche Währung, trotz gesunder Kreditverhältnisse und trotz normaler Golddeckung der umlaufenden Banknoten, übrigens gleich der Währung unserer sämtlichen Gegner, sich nicht auch dem Ausland gegenüber auf dem Goldpunkt halten konnte, ist die natürliche Folge der Abschließung nnserer Volkswirtschaft vom Weltverkehr. Zwar haben unsere Feinde uns eine unbeabsichtigte Wohltat erwiesen, indem sie unsere Einfuhr in so weitgehendem Maße beschränken; aber die Möglichkeit, durch Ausfuhr von Waren oder Wertpapieren die Goldparität unserer Währung aufrechtzuerhalten, ist uns verlegt. Inzwischen wirkt diese Entwertung der Reichsmark auch zur Förderung der Sparsamkeit, der Deutschland sein siegreiches Durchhalten auf dem wirtschaftlichen Gebiete hauptsächlich verdankt. Wir haben gelernt, weniger zu essen, weniger zu brauchen, kein Geld ins Ausland zu tragen und überhaupt besser hauszuhalten. Daß Deutschlands Zahlungsbilanz seit vielen Jahren eine aktive gewesen ist, haben wir an dieser Stelle von Jahr zu Jahr zahlenmäßig belegt. Wir dürfen deshalb auch gewiß sein, daß Deutschlands Zahlungsfähigkeit nach dem Kriege unerschüttert dastehen, und seine Währung auch dem Auslande gegenüber den altgewohnten Stand wieder einnehmen wird.

Ohne fremde Hilfe hat Deutschland für die Kriegführung bis jetzt 36 Milliarden Mark aufgebracht, mehr als irgendeiner seiner Gegner. Unsere Kundschaft hat einen sehr erheblichen Teil zu dieser großen Summe beigetragen.

Seit vielen Jahren hatte die Presse unserer Neider nicht aufgehört, der Welt zu verkünden, daß unser Kreditsystem, unsere Banken und Börsen vor dem Zusammenbruch stünden und sich nur durch ausländisches Geld halten könnten. Und nun? — In Deutschland gibt es keine notleidenden Moratoriumswechsel, wie sie in London und Paris zu Milliarden in den Zentralbanken liegen. In Deutschland allein sind alle Börsengeschäfte abgewickelt. Ein unter unserer Führung gebildetes Konsortium Berliner Banken und Firmen war bereit, bei der Ende November erfolgten Erledigung der infolge des Krieges schwebend gebliebenen Zeitgeschäfte an der hiesigen Effektenbörse etwa unversorgte Positionen zu versorgen: das Konsortium hatte überhaupt nicht nötig, helfend einzugreifen.

Zu den Zahlen unseres Abschlusses übergehend, heben wir hervor, daß der Betrag unserer Akzepte sich naturgemäß weiter und auf einen Stand verringert hat, wie wir ihn seit Jahrzehnten nicht mehr kannten. Dieser Rückgang der Bankakzepte und des Wechselumlaufs überhaupt ist aber ganz allgemein eingetreten; er hat die Solidität des deutschen Akzepts erwiesen.

Dagegen ist der Betrag unserer Vorschüsse auf Waren um mehr als die Hälfte gestiegen, weil ein großer Teil des früher auf Wechselkredit aufgebauten Warenhandels sich während des Krieges durch Barzahlung abwickelt. Der Zunahme der uns anvertrauten Gelder steht eine Vermehrung der flüssigsten Mittel um 465 Millionen gegenüber. Unter die Lombardvorschüsse haben wir, wie im vorigen Jahre, auch die an Kommunalverbände gegen Hinterlegung mündelsicherer Wertpapiere gewährten Darlehen auf feste Termine gebucht. Infolge der durchgeführten Abwicklung aller vor dem Kriege schwebenden Börsentermingeschäfte haben sich die Report- und Lombard-Vorschüsse im übrigen auf einen bescheidenen Bruchteil ihrer früheren Höhe ermäßigt.

Unsere „Liquidität" hat sich weiter gehoben: von sämtlichen Verpflichtungen unserer Bank betragen

die leicht realisierbaren Mittel	71,25 %	gegen 65,27 % im Vorjahr,
unter Einrechnung der Warenvorschüsse	77,41 %	gegen 69,79 %.

Die Zahl der bei der Deutschen Bank (ohne London) geführten Kundenrechnungen betrug am Jahresschluß 360 049 gegen 333 828 Ende 1914.

Die Zahl unserer Beamten, einschließlich der Mitglieder des Vorstandes und sämtlicher Direktoren und Stellvertreter der Zweiganstalten, sowie einschließlich der zum Heeresdienst Einberufenen und der während des Krieges angenommenen Hilskräfte, betrug am Jahresschluß 10 120 gegen 8 607 im Vorjahr. Als Anlage zu diesem Bericht geben wir das Verzeichnis der Tapferen aus unserem Kreise, welche die Treue zum Vaterlande in Erfüllung ihrer Pflicht mit dem Tode bezahlt haben. Die entstandenen Lücken konnten wir zum Teil durch Beamtinnen ausfüllen, aber nur mit Anstrengung war es möglich, den Geschäftsbetrieb der Bank aufrecht und in Ordnung zu halten. Wir mußten einige Depositenkassen schließen und vielfach auf die Nachsicht unserer Kunden zählen.

Mit Zustimmung des Aufsichtsrats haben wir unseren im Dienst des Landes kämpfenden und arbeitenden Beamten die im vorigen Jahresbericht näher bezeichneten Vergütungen für sich und ihre Familien gewährt. Ferner wurde im Mai des Jahres eine außerordentliche Kriegsbeihilfe von M. 483 750 an alle Beamten verteilt, deren festes Jahresgehalt den Betrag von M. 3600 nicht überstieg; endlich gewährten wir eine allgemeine Teuerungszulage von 10% des Gehaltes an die verheirateten Beamten und von 5% an die unverheirateten, beides mit Wirkung vom 1. Juli und für die Dauer des Krieges. Unsere Gesamtausgabe für Kriegsfürsorge zugunsten unserer Beamten, ohne Einrechnung der Zuwendungen aus dem Jahresgewinn, belief sich im Berichtsjahre auf M. 5 219 592.25.

Auch in diesem Jahre haben wir alle Auslagen für Einrichtung auf M. 1.—, sowie einen Betrag von M. 1 350 598.11 auf Bankgebäude abgeschrieben. In Berlin ist das neue Direktionsgebäude bezogen worden; seine Einrichtungen haben sich gut bewährt. In Trier wurde ein Grundstück zur Errichtung eines neuen Heims für unsere dortige Zweigstelle erworben.

Für Steuern und Abgaben hatten wir M. 4 190 670,32 zu zahlen, gegen M. 4 166 064.73 in 1914.

Unsere Zweiganstalten haben sich auch im zweiten Kriegsjahr jeder Anforderung gewachsen gezeigt und ihren Kundenkreis erweitert. Insbesondere die Filialen in Brüssel und Konstantinopel hatten Gelegenheit, unter schwierigen Verhältnissen nützliche Dienste zu leisten.

Die **Deutsche Ueberseeische Bank** hat sich an allen Stellen, in Argentinien, Brasilien, Chile, Peru, Bolivien und Spanien, bewährt und nimmt die Verteilung von abermals 6% Dividende in Aussicht.

Der Ertrag aus „**Dauernden Beteiligungen**“ und Kommanditen enthält die für 1914 vereinnahmten Dividenden auf unseren Besitz an Aktien

der Deutschen Ueberseeischen Bank (6%)	(Div. für 1915 6%)
der deutschen Vereinsbank (5%)	(„ „ 5½%)
der Essener Credit-Anstalt (8%)	(„ „ 8%)
der Hannoverschen Bank (6%)	(„ „ 6½%)
der Mecklenburgischen Hypotheken- und Wechselbank (15%)	(„ „ 15%)
der Niederlausitzer Bank A.-G. (6%)	(„ „ 6½%)
der Oldenburgischen Spar- und Leih-Bank (10%)	(„ „ 10%)
der Pfälzischen Bank (5%)	(„ „ 6%)
der Privatbank zu Gotha (5½%)	(„ „ 6%)
der Rheinischen Creditbank (5%)	(„ „ 6%)
des Schlesischen Bankvereins (6%)	(„ „ 7%)
der Württembergischen Vereinsbank (6%)	(„ „ 6%)
und der Deutschen Treuhand-Gesellschaft (12½%)	(„ „ 12½%).

Wie die Liste zeigt, haben alle diese Institute für das zweite Kriegsjahr die gleiche oder eine höhere Dividende vorgeschlagen als für das erste. Nur die Deutsch-Ostafrikanische Bank, an der wir mit M. 124500 beteiligt sind, hat keine Dividende verteilt. Vermehrt haben sich unsere Bestände an „Dauernden Beteiligungen“ durch einen Zugang von Aktien der Essener Credit-Anstalt sowie durch Uebertragung unserer erheblichen, alten Beteiligung an der Bank für orientalische Eisenbahnen. Dieses Unternehmen befindet sich in gesunder und starker Verfassung und dürfte mindestens die gleiche Dividende von 5% wie im vorigen Jahre verteilen.

Wir übernahmen die Besorgung der Geschäfte von Kriegsausschüssen und Abrechnungsstellen für Oele und Fette, Margarine und Speisefett, Lack, Seifen und Stearin, Rohhaar, Schmieröl, Harze, Kautschuk u. a. m.

Im Einverständnis mit den Behörden haben wir zahlreichen russischen Untertanen mit Geldmitteln ausgeholfen, in ihre Heimat zurückzukehren. Ebenso haben wir eine Organisation geschaffen, um an die deutschen sowie österreichischen oder ungarischen Zivilgefangenen in Rußland, Frankreich und England Zahlungen zu vermitteln. In dieser Abteilung sind z. Z. 45 Beamte beschäftigt. Wenn es unter den heutigen Verhältnissen und angesichts der vielen sich entgegenstellenden Schwierigkeiten, namentlich an den Bestimmungsorten selbst, auch nicht möglich ist, mit Sicherheit alle Zahlungen an die Empfänger zu leiten, so glauben wir doch unter Aufwendung einer sehr erheblichen Arbeit und großer Kosten dazu beizutragen, das Los unserer im feindlichen Auslande gefangenen Landsleute zu mildern.

Unsere **Eisenbahn-Unternehmungen in der Türkei** hatten während des Krieges eine besonders wichtige Aufgabe zu erfüllen und haben dem befreundeten Ottomanischen Kaiserreich mehr als je die wertvollsten Dienste geleistet. Die **Anatolische Eisenbahn-Gesellschaft** dürfte für das Berichtsjahr nach reichlichen Abschreibungen und Rücklagen wiederum 6% verteilen. Die **Bagdad-Eisenbahn-Gesellschaft** konnte, trotz vieler Widerwärtigkeiten und Behinderungen, ihren Bau fortsetzen und reicht heute bis Ras-ul-Ain im oberen Mesopotamien. Der Bau von Bagdad aus mußte infolge des Abschneidens der Seeverbindung natürlich eingestellt werden; nur die kleine Teilstrecke von Bagdad nach Samarra ist im Betrieb.

Sehr gut haben wiederum unsere **Petroleum-Unternehmungen** gearbeitet und sich dabei dem Reich wie seinen Verbündeten und Freunden durch Lieferung von Erdölprodukten nützlich gemacht. Die **Deutsche Petroleum A.-G.** hat 8% verteilt, die **Steaua Romana** wird für ihre, infolge Verlegung des Geschäftsjahres auf den 31. Dezember auf 7½ Monate verkürzte Abschlußperiode 10% Dividende auf 70 Millionen Lei verteilen.

Unter Hinweis auf die Leistungen der Deutschen Bank um die Weckung und den Aufschwung der rumänischen Petroleum-Industrie hat uns die Königlich Ungarische Regierung mit der Entwicklung der wichtigen Erdgasvorkommen in Siebenbürgen betraut. Gegen Ende des Berichtsjahres unterzeichneten wir einen, inzwischen vom ungarischen Parlament genehmigten Vertrag, nach welchem die **Ungarische Erdgas-A.-G.** demnächst ins Leben treten soll. An diesem Unternehmen sind außer dem Ungarischen Staat die ersten ungarischen Bankinstitute sowie die Hauptkonsorten unserer alten Petroleumgruppe nebst österreichischen Freunden unter unserer Führung vereinigt.

Die **Bayerischen Stickstoffwerke** erhöhten ihr Kapital auf M. 12 000 000 und verteilen 12% Dividende. Der Bau der großen Reichswerke an der Elbe und in Schlesien, der dieser von uns gegründeten Gesellschaft anvertraut war, ist vollendet. Der künstlich gewonnene Stickstoff der Luft hat nicht nur für die Landesverteidigung wie für die Landwirtschaft größte Bedeutung gewonnen, sondern er hat sich auch wirtschaftlich bewährt und wird im Frieden dauernde Dienste leisten.

Von sonstigen **Konsortialgeschäften** sind nur wenige zu erwähnen.

Wir beteiligten uns führend an verschiedenen Uebernahmen **österreichischer Schatzscheine**, sowie an der Ueberführung der A. Jasmatzi-Zigaretten-Gesellschaften in deutschen Besitz.

Abgewickelt wurden u. a. die
4½%ige Anleihe der Hohenlohe-Werke A.-G.,
Aktien der Niederlausitzer Kohlenwerke,
Aktien der Adler & Oppenheimer Lederfabrik A. G.,
Aktien der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg,
Kapitalerhöhung der West-fälisch-Anhaltischen Sprengstoff A.-G.

Unsere **Konsortial-Rechnung** bestand am Jahresschlusse aus:

54	Beteiligungen	an festverzinslichen Werten	M.	16 148 132.90
47	„	an Aktien von Eisenbahnen und anderen Trans-port-Unternehmungen	„	3 985 398.30
23	„	an Bank-Aktien	„	3 495 854.96
22	„	an Grundstücks-Geschäften	„	3 213 858.85
68	„	an inländischen industriellen u. a. Unternehmungen	„	9 985 574.44
102	„	an ausländischen dergl.	„	10 830 057.34
26	„	an Kriegskreditbanken u. anderen Kriegsgesellsch.	„	1 938 343.15
			M.	49 597 219.94

Der **Bestand eigener Wertpapier** gliedert sich wie folgt:

Staats- u. Kommunal-Papiere sowie deutsche Pfandbriefe	M.	29 160 009.92
Eisenbahn- und industrielle Obligationen	„	5 988 597.71
Eisenbahn-, Bank- und Industrie-Aktien	„	8 095 368.39
Verschiedene kleine Bestände	„	154 450.05
zusammen in über 400 Gattungen	M.	43 398 426.07

In dem vorgenannten Effektenbestand befanden sich deutsche Staatspapiere im Buchwert von M. 26 965 861.48. Die von uns bei Ausgaben der Kriegsanleihen jeweils für unsere eigene Rechnung gezeichneten Beträge haben infolge der, auch nach den Zeichnungsperioden andauernden, guten Nachfrage unserer Kundschaft immer raschen Absatz gefunden.

Sowohl unsere Konsortial- als unsere Effektenbestände sind wiederum weit unter den Kursen von Ende Juli 1914 wie auch unter Tagespreisen aufgenommen.

Den über 4% Geldzinsen, die in das Zinsenkonto geflossen sind, erzielten Gewinn auf Wertpapiere und Konsortien haben wir, wie im vorigen Jahre, zu Abschreibungen verwendet.

Bei Aufstellung unseres **Abschlusses** haben wir insbesondere durch erhebliche Rücklagen wegen unserer Londoner Niederlassung abermals vorgesorgt.

Wir schlagen vor, den im vorigen Jahre auf rund 12 Millionen Mark erhöhten Vortrag nicht zu schmälern, die Rücklagen durch Ueberweisung von M. 1 500 000 auf 180 Millionen Mark abzurunden und 12½% Dividende zu verteilen.

In den Aufsichtsrat wurden neu gewählt die Herren:
Senator Friedrich Carl Biermann, Bremen,
Kommerzienrat Paul Herz, Berlin,
Kommerzienrat Wilhelm Pfeiffer, Düsseldorf,
Kommerzienrat Konsul Max Trinkaus, Düsseldorf, und
Geheimer Kommerzienrat Karl Klönne, Berlin-Grunewald.

Der letztere, unser langjähriger Kollege, wurde schon am 20. Mai des Berichtsjahres zu unserem Schmerze durch den Tod abberufen. Eine Würdigung seiner Verdienste um die Deutsche Bank ist in unserem vorjährigen Berichte enthalten.

Vor Jahresschluß hatte Herr Geheimer Finanzrat Dr. jur. Otto Büsing aus Gesundheitsrücksichten seine Stelle als Mitglied des Aufsichtsrats niedergelegt. Nur zu berechtigt war sein Gefühl, daß sein körperliches Befinden die größte Schonung erfordere, denn schon am 12. Januar 1916 wurde er vom Tode ereilt. Er hat unserem Aufsichtsrat seit 1891 angehört, der Revisionskommission seit 1904, sein Andenken bleibt unvergessen.

Der Ausschuß für die rheinisch-westfälischen Zweiganstalten verlor zu unserem großen Leidwesen durch den Tod zwei geschätzte Mitglieder, die Herren Kommerzienrat Louis Wessel in Bonn und Geheimer Kommerzienrat Dr. Ing. Ernst Schieß, Düsseldorf.

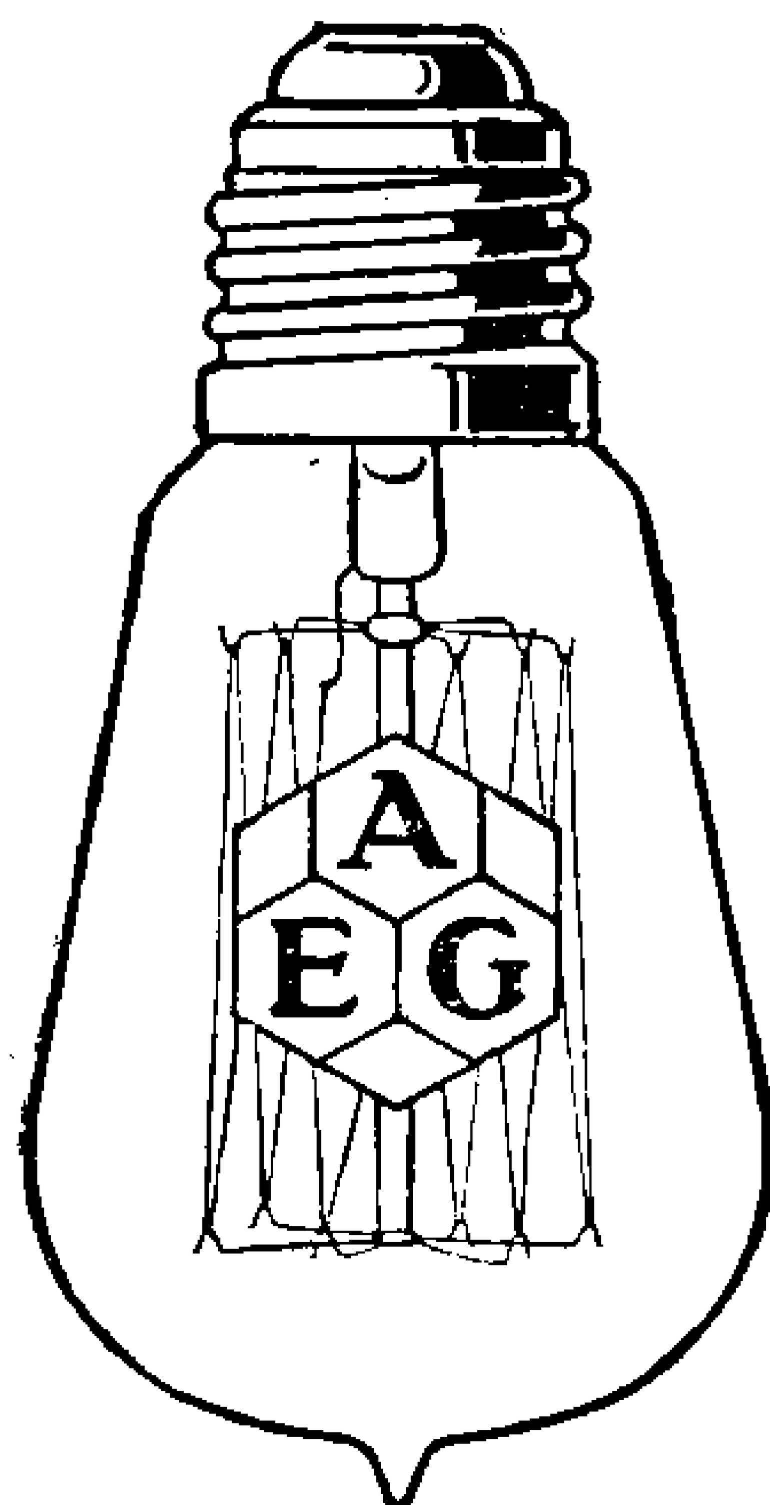
Aus dem Vorstande schied am 31. Januar Herr Wirklicher Legationsrat Dr. Karl Helfferich infolge seiner Berufung zum Staatssekretär des Reichsschatzamtes. Wir hatten ihn 1906 als Mitglied der Verwaltungen unserer türkischen Eisenbahnunternehmungen gewonnen und Anfang 1908 in den Vorstand der Deutschen Bank übernommen. So sehr wir sein Scheiden aus unserem Kreise bedauern, freuen wir uns, daß seine große Arbeitskraft und Fähigkeiten an so hervorragender Stelle der Allgemeinheit in diesen schweren Zeiten nützen.

An seine Stelle trat am 3. Februar Herr Emil Georg Stauß, unser langjähriger Mitarbeiter und Leiter unserer Petroleumgeschäfte.

Herr Bergassessor Max Pohl wurde zum stellvertretenden Direktor bei der Hauptniederlassung, Herr Wilhelm Kissirig zum Abteilungsdirektor in Berlin ernannt. Beide Herren gehören seit vielen Jahren unserem Kreise an.

In Aachen mußte leider der verdiente Direktor unserer dortigen Filiale, Herr Alexander Plagge, mit Schluß des Berichtsjahres aus Gesundheitsrücksichten ausscheiden. In Elberfeld wurde Herr Dr. Friedrich von Koch zum Direktor unserer dortigen Niederlassung befördert. Herr Conrad A. Bischoff, früher stellvertretender Direktor der Brüsseler Filiale, starb leider am 19. Mai, ehe er sein neues Amt als Direktor unserer Zweigstelle in Metz hatte antreten können: er wird als unser langjähriger treuer Mitarbeiter unvergessen bleiben. Für die Zweig stelle in Neuß wurde Herr N. Dick zum stellvertretenden Direktor ernannt.

Aus dem vorjährigen Vortrag von M. 12 115 879.91 ist die zweite Rate des Wehrbeitrags mit M. 598 496 bezahlt worden. Einschließlich des alsdann verbliebenen Vortrags aus 1914 von M. 11 517 383.91, nach Vornahme der Abschreibungen auf Bankgebäude und Einrichtung im Betrage von	M.	2 084 320.48
und Rückstellung für Talonsteuer von	„	250 000.—
beläuft sich das Erträgnis des Jahres 1915 auf	M.	49 643 586.[illegible]
Hiervon erhalten zunächst die Aktionäre 6½% Dividende auf M. 250 000 000. — (nach § 33 b der Satzung)	„	16 250 000.—


A
E G



Berlin, den 22. April 1916.

Wenn ich Wilson wäre.

Krieg?

Nuns Sohn, den Ihr Josua, Jeschua oder Jesus nennen möget und der, als der Wipfel des Stammes Ephraim, nach dem Hingang des Großen Moses Herr über Israel, Hirn und Schwert seines Volkes geworden war, hat die von Gottes Gnade aus Heidenherrschaft erlöste Menge trockenen Fußes über den Jordan geführt, mit der Athemgewalt, die aus den Halljahrsposaunen seiner sieben Priester wehte, am siebenten Tag die Mauern von Jericho in Schutt geworfen, die Stadt Ai erobert und verbrannt und von dem befestigten Lager Gilgal aus den Arm weithin über das Gelobte Land gereckt. Fünf Könige, von Eglon und Hebron, von Jarmuth und Lachis, auch den Amoriter von Jerusalem, schlug er; und befahl den Obersten seines Kriegsvolkes, mit den Füßen auf die Hälse der Fünf zu treten. Also, sprach er, wird allen Feinden geschehen, die wider uns streiten. Ließ die Könige töten und an fünf Bäume henken. Da hingen sie, bis die Sonne untergegangen war. Dann erst gebot Josua, sie abzuknüpfen, in die Höhle, darin sie sich vor ihm verkrochen hatten, zu werfen und vor die Oeffnung große Steine zu wälzen. Die Sonne, die diesen wunderbaren Sieg und noch einen über Makkeda brachte, hatte länger als je zuvor eine am Himmel gestanden. Denn da der Herr, dem von ihm auserwählten Volk in schwerem Kampf zu helfen, die

Amoriter mit Hagel peitschte, brüllte Josuas frommer Zorn in die helle Erdkuppel empor: „Sonne, steh still zu Gibeon und steh still, Mond, im Thal Ajalon!“ Und die Gestirne standen, bis Israel sich an seinen Feinden gerächt hatte. Mitten am Himmel brannte die Sonne; beinahe einen ganzen Tag lang: und war keiner je diesem gleich, da einer Menschenstimme das Licht der Welt gehorchte. Was in ferner, von Erfahrung und Wissenschaft unbeholfener Zeit das Werk eines Tages war, kann heute in einer Stunde vollendet sein. Und soeben kam uns die Botschaft, daß die jenseits von unserer Atlantis kämpfenden Völker, um der Rache an ihren Feinden gewisser zu sein, ihren Tag um eine Sonnenstunde verlängern wollen. Josua heißt jetzt Honnorat, ist Mitglied der pariser Abgeordnetenkammer und hat seinem Vorschlag nicht nur die Heimath, sondern auch das weit in Frankreichs Landschaft hinein dräuende Deutsche Reich gewonnen. In beiden Ländern und drum wohl in allen vom Krieg in Westeuropa umlohten soll die Uhr um eine Stunde zurückgestellt, der lichte Tag jeglichem Arbeiter um sechzig Minuten verlängert werden. Daß des Gedankens Zweck Ersparniß ist, daß die Beleuchtungskosten um viele Millionen und abermals viele Millionen gekürzt, die Leistungmöglichkeiten gestreckt werden sollen, kümmert uns heute hier nicht. Wir sehen eine Menschheit, die wir als unsere Eltern ehren oder als unsere Geschwister lieben, aus ihrem Leben eine Stunde streichen, einen Zeitraum, darin jede Minute von Glück trächtig sein kann, auf den Altar ihres Hasses opfern. Josua braucht, seinen Sieg zu nützen, den Doppeltag, die Dehnung der Helle: denn ihm fehlt das Mittel, in die Weite hin die Nacht zu durchleuchten, zwischen die umwölkte Stirn und die schlaffen Wangen ihr Augen zu fügen. Das vermögen die Kämpfer nun; weil ihr Willensaufwand im Geldschleier aber schon die Mahnzeichen der Ermüdung spürt und schläfrig zu werden fürchtet, zwicken sie ihrer Nacht eine Stunde ab: daß Trägheit sie nicht allzu lange rasten lasse und der Geldschleier nicht zu früh fadenscheinig werde. Wuth will sich nicht in altgewöhnte Zeitmaße bescheiden. Die stählern gepanzerte Urenkelschaar des Jesus von Gibeon hat die Warnung vergessen, die den Ahnen ward, als Jesus aus Nazareth am Kreuz hing; hat vergessen, daß Finsterniß, länger als am Alltag, sich über die Erde lagerte, da Jerusalem und Rom, die stärksten Großmächte

des Geistes und der Kraft, der Vorstellung und des Willens, sich zur Vernichtung des feinsten Menschheitwerthes geeint hatten. Wähnt Kurzsicht, durch Präfektendekret, durch den Erlaß einer mit dem Schwert gegürteten Behörde sei dem Tag, dem Willensvermögen wüthender Menschheit eine Schleppe anzustücken? Ist Europas Gedächtniß blicklos geworden, daß es nicht sieht, wohin das von Josua und von Israels späteren Heerführern erkämpfte Königreich schwand? Dann rufe unsere Stimme die müd Rasende in Vernunft zurück. Weil der Erdtheil, der nach der Geburt des Veda und der Heiligen Schrift (Alten und Neuen Bundes), nach dem Tode des Buddha und des Christus die reichste Geistesfrucht trug, müd ist, kann der Versuch gelingen. Weil er in die von Gedanken an Kreuzigung und Auferstehung schwangere Luft der Stillen Woche hinaus tönt, findet er das Gemüth in günstiger Stimmung. Horchet, Menschen, der Botschaft eines Menschen!

Diese Botschaft ergeht an den Kongreß der Vereinigten Staaten von Amerika und zugleich an alle Reiche, alle Völker Europens, kämpfende und neutrale. Sie will aussprechen, was ist; aus der Summe des in einundzwanzig Monaten Ermöglichten das Nothwendige errechnen und die Wege weisen, auf denen es zu sichern wäre; will also Frieden stiften. Nicht Anmaßung eines mir nicht gebührenden Rechtes hat diesen Willen aufgerichtet. Spräche ein anderer Mund: ich schwiege gern. Wer aber entbürdet mir die schwere Pflicht? Dreizehn Völker sind in Kriegswirrniß. Die nah neutralen Staaten noch vereint zu schwach, um durch ihr Gewicht eine Wägschale senken zu können. Der Papst, dessen seelischen Heerbann nur der Thor unterschätzt, ist ohne körperlich wirkende, körperlich greifbare Gewalt und, als Oberhaupt der Kirche, die in beiden Lagern wimmelnden Anhang hat, im Willen zum Handeln gelähmt. Nicht von verglühendem Licht wird das Dickicht hell: nur von der Gluth junger Kraft, die den Gipfel ihrer Wachsthumsmöglichkeit noch nicht erreicht hat. Für hunderttausend Keime und Körner, die Europäergeist und Europäerfleiß in unseren Boden säte, haben wir zu danken. Und hätten würdig gedankt, wenn Europa durch unseren Rath gerettet würde. Der kann nur nützen, wenn er aus leidenschaftlichem Drang nach Gerechtigkeit kommt und mit der Zunge des rückhaltlos Aufrichtigen redet. Schmerzende Wahrheit muß gesagt, doch soll Niemand gekränkt

werden. Europa ist in diesen Krieg gestrauchelt, wie ein Kind, dem die dünne Eishaut tragfähig schien, in reißendes Wasser. Braucht es nicht einen kräftigen Arm, ders aus der Strömung hebt? Und diesen Arm hinzustrecken, befiehlt uns Pflicht um so lauter, je näher die Gefahr rückt, daß auch uns die Schicksalsströmung in ihren Wirbel niederlecke. Noch sind wir neutral; nicht ohne Vasalte nur: auch ohne das Vorurtheil, das aus Einheitbewußtsein der Rasse wie Schlingkraut aufschießt. Wer unsere Menschen betrachtet hat, fand in Gestalt und Antlitz die Spur aller Stämme aus Alter Welt; die Wesenszüge des Briten und des Romanen, des Kelten und des Deutschen, der Skandinaven und der Iberer. Wer mit dem Blick die Oberfläche durchdrungen und das Staunen darüber verlernt hat, daß er Donnerstag neben einer Spanierin, Freitag neben einer Schottin saß, die, Beide, in Amerika, von Amerikanern gezeugt und geboren waren, Der wird bald auch in unserem Wesensschrein die Ideologismen und Idealismen aller Völker, oft wirr durcheinandergeworfen, finden. Wir sind Erben, die Ahnen sein möchten. Nicht mehr (trotz dem albernen Zerrbild, das der Neid täglich malt) als andere emsig raffende, häufende Völker auf münzbaren Gewinn erpicht; nur, weil nirgends bei uns, nach dem Wort des deutschen Dichters, unnütze Erinnerungen und verfallene Schlösser sind, eher als die Hüter solcher Horte geneigt, im Besitz den Werthschöpfer, mindestens den Werthmesser zu sehen. Könnte es anders sein, da wir weder Fürstengewalt noch Lehnsmannschaft, weder Kriegerkaste noch Adel haben und der flinke Kopf des Bengels, der feuchte Zeitungen ausschrie, den Kindern Paläste gebaut, wüste Abladeplätze in prangende Gärten gewandelt hat, die noch den Herrn von Versailles entzücken müßten? Fern bleibe stets uns die kindische Grille, Europa in unser Ebenbild umschaffen zu wollen. Fern der übermüthige Wunsch, in das Schicksal eines Erdtheiles, der so lange der Erde Gesetz, der Menschheitgeschichte Inhalt und Form gab, mit der Frechheit ehrfurchtlos Thatlüsterner einzugreifen. Das Feld, auf dem wir gebieten und von dem wir ernten dürfen, liegt zwischen dem Cap Lincoln und dem Cap Hoorn: und hat Raum für alles von Kind und Kindeskind je zu gebärende Volk. Das Heil und das Weh beider Welten aber ist durch feine Nervenstränge so fest verknotet, daß völlige Trennung kaum noch denkbar, das Versiechen der einen

ohne tiefe Schwächung der anderen nicht mehr vorstellbar ist. Wenn Ihr verarmet, scheinen wir reicher: und hätten doch einen Born und einen Markt, den reichsten Geistesschacht und die beste Kundschaft zu betrauern. Schönheitsehnen und Selbstsucht vermählen sich: und ihrer Ehe entbindet sich der Wunsch, daß Euch Gesundheit, die dem Logosmenschen Vernunft heißt, wiederkehre. Und über die Wiege bückt sich der Stolz und heischt, endlich in unzweideutig klaren Worten, die ungeschmälerte Wahrung unserer Rechte. Allzu lange sind sie mißachtet, ist Mißachtung von uns auf Papier gebucht, nicht, als grober Unglimpf, mit unserer Waffe geahndet worden. Wir sind ein starkes und freies Volk, das nur mit unangekränkelter Selbstachtung fortleben kann; und sind Vormacht und Stimme aller noch nicht in Euren Krieg gezwungenen Völker. Die Vereinigten Staaten (nicht von Amerika, Nord und Süd, nur, sondern) der Weißenwelt, die raschen Frieden wollen. Weil sie nicht länger thatlos zuschauen, nicht abermals Monde an Verhandlung mit diesem, mit jenem Lager vertrödeln, ihre gegen fremde Wortspielmarken eintauschen könnten. Weil sie sich in den blutigen Reigen gesellen, den Krieg mitführen müßten, um nicht durch die Duldung fortwährenden Krieges an Ehre und Vermögen morsch zu werden. Das empfinden die Schüchternsten; dürfen aber nicht wagen, es auszusprechen. Wir müssen Friedensstifter oder, auf unsere Art, Mitkämpfer werden. Und die Stunde, die den Entschluß fordert, hat geschlagen. Stellet Eure Europäeruhr, wie Ihr wollt, dehnet oder kürzet den Tag, lasset Euch von Fanten und Wichten die Mär von unserer Ohnmacht, unserem Maulheldenthum, das sich unters Schwert ducken werde, einlullen: kein Stahl meißelt diese Stunde aus dem Leib Eures Schicksals.

Noch sind wir neutral. Das wird in Europa heftig bestritten. In beiden Lagern. In beiden wird, durch Schmähartikel und Karikaturen, die selbst der von Pedanterei und Geckerei durchaus freie Freund kräftiger Satire nur mit Ekelsregung betrachten kann, versucht, den Präsidenten der Vereinigten Staaten, als einen lächerlichen und verächtlichen Tölpel, in der Oeffentlichen Meinung herabzusetzen. Solchen Unglimpf haben viel Größere schweigend durch Jahrzehnte getragen. Und aus dem Morast so armsäligen, so gierig nach Pöbelsbeifall angelnden Witzelns blicke ich zu dem Wort des in Willensreine, seelischer Tapferkeit, Entschlußkraft

und männlicher Anmuth unerreichten Deutschen auf, dessen Werk das Neue Testament aller Staatskunst geworden ist: „Die Ehre, die ich in meinem Herzen trage, genügt mir; und Niemand ist Richter darüber und kann entscheiden, ob ich sie habe. Meine Ehre vor Gott und Menschen ist mein Eigenthum; ich gebe mir selbst so viel, wie ich davon verdient zu haben glaube, und verzichte auf jede Zugabe." Millionen meiner Mitbürger haben mir die Führung des Staatsgeschäftes anvertraut. Wünschten sie, dieses Amt in die Hände eines Mannes zu legen, in dem die hemmunglose Tollkühnheit eines Reiterobersten oder Tauchbootkommandanten jedes Bedenken entkräftet, dann hätten sie nicht einen Gelehrten erwählt. Wie mir Gewissen befiehlt: so nur kann ich des hohen Amtes walten; nicht, um durch Raschheit zu blenden, auf unsicherer Thatbestandsgrundlage Entschlüsse überstürzen. Neun Zehntel, mindestens, unserer Bürger wünschen, mit allen Völkern, besonders mit denen Europas, in Frieden und Freundschaft zu leben; dieser Wunsch muß mir Richtschnur sein, so lange die Ehre oder ein Lebensinteresse unseres Landes sich nicht dawider aufbäumt. Hat zürnendes Volksempfinden die straffe Schnur nun zerrissen?

Die Westmächte beschuldigen uns jämmerlich schwacher Duldung deutschen Völkerrechtsbruches und höhnen uns, weil wir auf die Tötung amerikanischer Bürger in höflichen Noten antworten und uns durch Auskunftzusage und andere Ausrede hinhalten lassen. Nach ihrer Meinung mußten wir Belgiens Neutralität, deren Mitbürge wir sind, vertheidigen und das schwer erworbene Gut der Civilisation mit hörbar mahnendem Wort und, wenns nöthig wurde, auch mit der Waffe schützen. Deutschland und Oesterreich-Ungarn schelten uns, weil ihren Feinden aus amerikanischen Fabriken Waffen und Munition geliefert wurden und weil wir, nach ihrem Glauben ohne irgendein Recht, ihrer Kriegsführung Hemmniß bereiten; weil wir (so, ungefähr, lautet die Formel) „uns in Dinge einmischen, die uns gar nicht angehen." Solche Doppelanklage ist das Loos aller in unbefangene Gerechtigkeit Strebenden. In der langen Kriegszeit hat die Regirung der Vereinigten Staaten nicht den winzigsten Schritt gethan, den ein klarer Kopf als einen Verstoß, auch nur den sachtesten, gegen die Neutralenpflicht deuten konnte. Großbritanien führt einen Wirthschaftkrieg gegen Deutschland, sperrt ihm die Zufuhr von Lebensmitteln und

Rohstoffen und sagt: „Diese Kriegsform ist nicht nur erlaubt und von Alters her bis in die neuste Zeit, gegen belagerte Städte und Länder, gebräuchlich, sondern auch die dem Empfinden unserer Tage erträglichste. Wir leben auf einer Insel, sind kein Volk von Landkriegern, wollen, daß Staatenstreit durch Schiedsspruch geschlichtet werde, und können ein wildes Thier, das wüthend gegen uns anrennt, nicht mit dem Schwert, nur durch Ermattung bändigen. Wenn ihm die Lebensmöglichkeit schwindet, wird die Wuth vernünftiger Wägung der Wirklichkeit weichen. Wer unser Thun als ein ruchloses dem ‚ritterlichen Waffengang‘ gegenüberstellt, ist blind oder ein Lügner. Der Krieg von heute, der Belagerungsgeschoß gröbsten Kalibers in Hagelsdichte auf Menschen niederprasseln läßt, der mit Flatterminen, Stickgas, Flammenwurf, Spreng- und Giftstoff, Trug und Tücke jeglicher Art arbeitet, hat mit Ritterkampf, hat auch mit den auf Fußvolk, Reiter, Feldgeschütz beschränkten Kriegen des neunzehnten Jahrhunderts nicht mehr die schmalste Gemeinschaft. Dem Feind die Augen oder die Lunge auszubrennen, unbefestigte Städte und Dörfer aus der Luft zu beschießen, aus Wasserstiefe den Bauch wehrloser Schiffe, die Menschen oder Waaren befördern, zu schlitzen und mit Luftbomben und Torpedos Weiber und Kinder, Greise und Sieche zu töten oder zu verstümmeln: ists etwa ritterlicher als unser Versuch, dem Feinde die Gelegenheit zu Einkauf und Verkauf zu sperren und ihn zur Einstellung seines Granatenfeuers zu zwingen? Seine Hafenstädte zu beschießen, wäre nicht ‚humaner‘; und zweckwidrig: denn Schiffsgeschütz ist gegen starke Küstenbefestigung unwirksam. Unsere Blockade ist ‚effektiv‘: denn sie hat den ‚Effekt‘, daß die deutsche Flagge von den Meeren verschwunden ist und ohne unsere Erlaubniß kein Schiff durch den Kanal und die Nordsee gelangt. Diese Thatsache wird durch kecke Streiche einzelner tüchtigen Kerle, wie jede Korsarenzeit sie gekannt und in der Literatur aufbewahrt hat, nicht zerfeilt. Auch die Unwirksamkeit einer Landsperre würde nicht dadurch erwiesen, daß eine kühne Patrouille sich durch eine Lücke geklemmt und vielleicht gar den Rückweg ermöglicht hat. Auf dem Meer ists, unter Vermummung und täuschender Flagge, jetzt um so leichter erlangbar, je weniger noch an deutsche Seefahrt gedacht wird. Und abermals fragen wir: Ist der Versuch, in einer Larve, mit erkünsteltem Schornstein, verschminktem

Bord, falscher Flagge sich an einen Kauffahrer heranzuschleichen, ihm durch Feuerandrohung Mannschaft und Waare abzunehmen und ihn danach zu versenken, ritterlicher als unser unblutiger Wirthschaftkrieg? Um solche Sperre, mit der es stets gerechnet hat, brechen zu können: nur zu diesem Zweck hat Deutschland (das die Absicht, uns anzugreifen, ja leugnet) seine Flotte gebaut. Deren Aufgabe war, wie jedes Eingesperrten, sich gegen den Einsperrer, der sein Ziel erreicht und keinen Grund hat, sich noch zu rühren, mit aller Wucht zu wenden und ihn, wenn sies vermag, zu überwältigen. So ists von den Schöpfern der Flotte verheißen worden. Der Unterseekrieg gegen wehrlose Handelsschiffe wird vom Völkerrecht nicht erlaubt und widerspricht der Urforderung gesitteter Menschheit, den Kampf Bewehrter gegen Ungerüstete zu ächten. Dieser Krieg erhält auch durch unseren von schlimmer Erfahrung bewirkten Entschluß, Handelsschiffe zu bewaffnen, keinen Rechtsgrund. Ein Handelsschiff wird ein Tauchboot nur angreifen, wenn ihm über dessen Absicht auf Angriff kein Zweifel mehr bleibt; sonst ist die Scheu vor der überlegenen Waffe ein genügendes Hemmniß. Den Waffnungbeschluß faßten wir, als uns viele Kauffahrer von Unterseebooten vernichtet worden waren. Wenn in einer Straße schon mancher Bewohner eines bestimmten Hauses im Dunkel getötet wurde und die Ueberlebenden deshalb nur noch mit einem Revolver ausgehen: darf die verborgene Mörderschaar dann sagen, diesen Bewaffneten abzuschießen, sei, weil er sie angreifen konnte, ihr gutes Recht gewesen?" Das darf sie nicht. Und wir Amerikaner, die, trotz (oder wegen) der Verwandtschaft, immer, mißtrauisch, auf der Wacht gegen englische Ueberhebung sind, haben an Englands Darstellung höchstens den Begriff „effektiver Blockade" zu bemängeln. Viel mehr aber an Englands Handeln. Daß es unseren Waarenverkehr mit Europa abschnürt und sich ein Recht auf Durchsuchung und Beschlagnahme anmaßt, hätten wir längst geahndet, wenn uns Deutschland nicht, durch die Tötung amerikanischer Menschen, seit einem Jahr fast, immer wieder, tiefer fühlbaren Tort angethan hätte. Lauter als Kaufmannsverlust schreit der Schmerz Verwitweter, Verwaister, trauernder Eltern gen Himmel. Dennoch: die Art, wie England seine Sperrgewalt anwendet, ist unvereinbar mit Völkerrecht.

Das ist nicht eine kraftlose Buchstabensammlung, nicht für die

Zeit ersonnen, in der die Völker friedlich neben einander hausen, und wird nicht durch die Erfindung neuer Kriegsmittel durchlöchert. „Unter den Waffen schweigen zwar die Gesetze, aber nur die des Verkehrs und die im Frieden auch von fremden Gerichten anwendbaren; nicht die ewigen, für jede Zeit geltenden Gesetze. Die Möglichkeit, unter Gewalt zu leiden, giebt einem Staat niemals das Recht, selbst Gewalt anzuwenden.“ Diese Sätze des Niederländers Hugo Grotius sind Säulen, auf denen unsere Ueberzeugung fest ruht. Wir sind ohne Schuld an dem Ausbruch des Krieges und können aus ihm nichts gewinnen. Daß unter seiner Schreckensherrschaft unsere Ausfuhr und Einfuhr schrumpft, nehmen wir hin; nicht, daß sie völlig gehindert, unser Baumwollmarkt verwüstet, dem Ackerbau das Kali, dem Gewerbe der Theerfarbstoff von Willkür entzogen werde. Noch weniger, daß unseren Bürgern auf Wegen, die zu benutzen ihr Recht ist, von Menschen Lebensgefahr bereitet werde. Solche Wege sind die großen Wasserstraßen zwischen den Erdtheilen. Hauptstrecken solcher Wege durch einfache, einseitige Verkündung als „Kriegsgebiet“ abzuschließen und Jeden, der sich hineinwagt, zu berauben, zu töten, ist Keinem, nicht vom Wortlaut noch vom Geist irgendeines Völkerrechtes, gestattet; ist Rechtsfiktion, Rechtsanmaßung, der wir uns nicht beugen. Und die wir um so weniger erwarten durften, als wir den Gesammtverkehr mit Europa, der ein Dutzend mächtiger Rhedereien reichlich nährt und Zehntausenden, Angestellten, Lieferanten, Aktionären, das Leben fristet, weitherzig bisher europäischem Betrieb überließen. Weil England nicht Weizen, Fleisch, Gewebe, Kupfer, Stahl, Sprengstoff, Petroleum, Fette erhalten soll und Englands Feind kein vom Völkerrecht zugelassenes, weithin erkennbares und warnendes Mittel hat, die Zufuhr dieser Güter zu hindern, darf ein in die Meerestiefe Verkrochener jedes solcher Ladung verdächtige Schiff sammt Mannschaft und Fahrgästen zerstören? Eben so triftiges, eben so brüchiges Recht würde gestatten, morgen unserer Welt anzukünden, Spanien sei, weil Frankreich, Schweden, weil Rußland von dort her Waaren beziehen könne, als Kriegsgebiet zu betrachten und deutschen Luftkämpfern erlaubt, auf jeden Eisenbahnzug, den sie in diesen Ländern erspähen, Bomben zu werfen: weil jeder verdächtig sei, etwas der Wirthschaft oder gar der Kriegsführung Frankreichs und Rußlands Nütz-

liches zu befördern. Der Unterseekrieg verletzt kein staatliches Hoheitrecht; Tag vor Tag aber Menschen- und Völkerrecht. Er muß sie verletzen, wenn er nicht auf Kriegsschiffe beschränkt wird. Denn da ein, leider, noch giltiger Brauch die Führung falscher Flaggen erlaubt, kann jedes unter neutraler Flagge fahrende Schiff ein dem Feind gehörendes sein; ob ein Kauffahrer irgendwo zwei oder drei Kanonen hat, ist vom Tauchboot aus nicht zu erkennen; und die von diesen Booten ins Meer gestreuten Minen fragen nicht, ob sie ein feindliches oder ein neutrales Schiff in Trümmer zerschleudern. Deshalb ist das Versprechen, neutrale und waffenlose Schiffe zu schonen, zu warnen, anzurufen, vor dem Brandschuß Mannschaft und Gäste zu retten, noch beim besten Willen unhaltbar.

Darum aber dreht sich, seit dem grausen Ende der „Lusitania“, das sich nächstens nun jährt, der deutsch-amerikanische Zwist. Er ist zwiefach vergiftet worden. Manche Fabriken unserer Staaten haben den Briten, Franzosen, Russen Geschütze, Geschosse, Kriegsgeräth aller Art geliefert. Das zu thun, war ihr Recht; und nicht ihre Schuld, daß Deutschland, dessen Kundschaft ihnen eben so lieb gewesen wäre, ihnen, der Seesperre wegen, nichts abkaufen konnte. Die deutsche Industrie hat in allen Kriegen neuer Zeit, trotz der Neutralität des Reiches, einer Partei, manchmal auch beiden Parteien, Waffen und Munition geliefert; thäte sies nicht, dann (sprach die berliner Regirung) müßte ihre Leistungfähigkeit rasch sinken. Was ihr, ohne Schranke, erlaubt war, kann dem Gewerbe Amerikas nicht verboten sein. Die Masse des Gelieferten ist ins Ungeheure übertrieben und alles in Südamerika und im englischen Kanada Erzeugte auf unsere Rechnung gesetzt worden. Das durchaus private Liefergeschäft, dessen Umfang längst kaum noch der Rede werth ist, wäre vom Staat nur durch ein Ausfuhrverbot zu hindern gewesen. Das vom Kongreß zu fordern, habe ich abgelehnt; nicht nur, weil ich gewiß war, daß ers weigern werde. Wir wollen nicht, daß jeder Staat gezwungen sei, schon in Friedenszeit Waffen zu häufen: denn die Häufung ist zugleich Versuchung, die Entscheidung jeden Streites durch Krieg zu ertrachten. Wir wollen nicht, daß der bis an die Zähne Gerüstete dem schlecht Bewaffneten, dem die neutralen Länder sich verschließen, seinen Willen aufzuzwingen vermöge: denn unser Hoffen ersehnt Weitung des Schiedsgerichtsstandes und organisirten Frieden,

nicht fleißig und kunstvoll organisirte Gewalt. Wir wollen nicht einen Rechtszustand, der uns, wenn wir in Krieg genöthigt worden wären, hindern müßte, aus neutralen Ländern die Waffen einzukaufen, die uns, friedlichen Farmern, Händlern, Gelehrten, Künstlern, fehlen. England, das seit hundert Jahren auf Landkrieg europäischen Maßes nicht mehr vorbereitet ist, in einem Kampf, den es nicht zum Zweck irgendwelcher Gebietsvergrößerung führt, in der schweren Anfangszeit ohne Waffe zu lassen, wäre uns wider die Natur des freien, friedfertigen Amerikaners, aber auch wider den Geist moderner Menschheit gewesen. Die Kaufleute, Industriellen und Regenten der Vereinigten Staaten handelten in sicherem, von keinem Zweifel antastbaren Recht. Dessen Nützung brachte ihnen aber den bitteren Groll der Deutschen ein. Auch der ins Haus unserer Freistaaten freundlich aufgenommenen. Aus deren Irrthum entstand die zweite Vergiftung. Mancher von ihnen glaubte, ein seinem Vaterland angethanes Unrecht an der neuen Heimath rächen zu müssen und unsere Staatsbezirke zerklüften zu dürfen. Die Beweise, auch der Begünstigung so sträflichen Thuns, liegen in unseren Archiven. Wir hatten dem Deutschen Reich nicht Unrecht gethan; und fordern von jedem Zugewanderten, daß er die Gesetze der Staaten sorglich achte. Weshalb kam er? Doch wohl, weil in irgendeiner Stunde seines Lebens der Rechtszustand und die Erwerbsmöglichkeit unseres Landes ihm günstiger als seines schien. Wollte er mit jeder Faser und Fiber Deutscher oder Ire bleiben, unter allen Umständen sich thätig für sein Geburtland einsetzen, dann mußte er daheim ausharren, die Ungunst des Lebens erdulden und zu Besserung des politischen und sozialen Wesens mitarbeiten. Aus unserem Lande das Schmackhafte wegnaschen und im ersten Sturm sich dann als wüthenden Deutschen, grimmen Iren geberden: Das wäre unerträgliche Zumuthung. Beispiele aus dem Geschehenen würden die Flamme schüren, die ich gern verglimmen sähe. Deshalb will ich nur fragen: Hätte Deutschland gestattet, daß während des mandschurischen Krieges Japans Agenten die preußischen Polen bearbeiteten, um durch deren Aufrührerhaltung, durch Wühlerei, Brandreden und Gefährdung von Waffenfabriken das Deutsche Reich zur Abkehr von Rußland einzuschüchtern? Und: Ist unser Rechtsanspruch nicht in jeder Stunde dem deutschen gleich?

Ich begreife, daß einem in Lebensgefahr fechtenden Volk so kühle Wägung der Wirklichkeitwerthe schwer wird; daß es im Drang vergißt, wie oft es selbst den Feind seiner Freunde mit Waffen und Munition versorgt hat. Doch ich muß von Deutschland fordern, daß es jede Gemeinschaft mit unklugen Patrioten, wie stark auch sein Gefühlspuls für sie schlage, öffentlich löse, die, als Gäste oder als zugelassene Bürger der Vereinigten Staaten, das Gastrecht mißbrauchen oder den Bürgerfrieden unterwühlen; und dadurch dem Deutschen Reich hier nicht nützen: nur gründlich schaden. Daß sie diesem Reich den Sieg wünschen, ihm durch Wohlthätigkeit helfen, verargt ihnen kein ernsthafter Mensch. Kein seinem Vaterlande treuer kann ihnen aber gestatten, ihr Dreifarbentuch über unser Sternenbanner zu hissen, Gegenstände unserer inneren Politik zu Werkzeug ihres Deutschthumsstrebens zu machen und ihre Wählerstimme, das Geschenk der zweiten Heimath, an die Bedingung zu knüpfen, daß der Erwählte sich zur Förderung der deutschen Sache verpflichte. Ich muß, zweitens, von Deutschland fordern, daß es ohne Umschweif ausspreche, wie es unser Volksrecht fortan wahren, das Leben und die Habe amerikanischer Bürger fortan schützen wolle. Schützen könne: denn nicht länger darf die Frage, ob zwischen zwei großen, ihrer Zukunft gewissen Völkern Freundschaft oder Feindschaft sein solle, an der Wimper und den Nerven eines jungen Tauchbootskommandanten hängen, der seinem Vaterland Nützliches leisten, seinen Namen der deutschen Eiche einkerben möchte und in dessen Ohr nur die Gewissenslosung klingt: Herunter, was ich irgend packen kann! Die listige Kühnheit solcher Männer muß Jeder bewundern. Ihre Boote aber haben im Völkerrecht noch keinen festeren Stand, als die Korsarenkähne hatten, die in den zwanzig Jahren des anglo-französischen Krieges, insbesondere während der Kontinentalsperre gegen England, heimlich aus kleinen Häfen Flanderns, der Normandie und Bretagne schlüpften und den Briten in jedem Jahr fünfhundert Handelsschiffe raubten. Noch heute, hundert Jahre nach Napoleons Korsarenkrieg, haben wir zwar, trotz den Konferenzen im Haag (1907) und in London (1909), kein international giltiges Seerecht unter dem Schirm einer sühnenden Vollzugsgewalt. Doch die Gebote anerkannter Sittlichkeit, die, zum Beispiel, nicht das Recht giebt, der Rettung des eigenen Kindes zehn fremde Leben zu opfern, und

die im Unterseekrieg bis jetzt gesammelte Erfahrung weisen den Weg in Einvernehmen, das beiden Reichen Bewegungfreiheit läßt. Nachgiebigkeit wäre nicht hüben, nicht drüben Schwäche; nur der Ausdruck des redlichen Wunsches, zwei Völkern, die kein unaustilgbarer Grund in Feindschaft nöthigt, die Gewißheit freundlichen Verkehres zu wahren. Die Hoffnung, ein Volk von der Tapferkeit und Kraft des deutschen durch Drohrede zu ängstigen, wäre thöricht und eitel. Obendrein weiß es, wissen die Leiter seines Reichsgeschäftes, welche Folgen der Bruch haben müßte. Unser ganzer Erdtheil, Nord und Süd, würde, nicht nur für die Kriegszeit, dem Deutschen Reich verfeindet. Das verlöre alle Schiffe, die in amerikanischen Häfen liegen, und müßte mit ihnen als mit beträchtlichem Zuwachs der Feindestonnage rechnen. Müßte, ferner, vom Tag des Bruches an Belgien, dem wir jetzt die Nährmittel liefern, selbst proviantiren. Holland und Skandinavien könnten auf Seezufuhr kaum noch hoffen: also, um nicht in Noth zu gerathen, von Waarenvorrath, Viehbestand, Ernteertrag nichts mehr an Fremde abgeben. Ob so hoher Preis die Entkräftung Englands (durch Mangel an Nahrung und Schiffsraum) erkaufen könnte, hat Deutschland, nach dem Ergebniß des napoleonischen Sperrkrieges und nach der Leistungfähigkeit eines Bundes, dem auch Amerika, mit seinem Kapital und seiner Wirthschaftmacht, sich angeknüpft hätte, allein zu prüfen. Daß des Krieges Ende dann, weil auch der schon arg Geschwächte die Wirkung unserer Hilfe abwarten würde, ins Unabsehliche schwände, ist gewiß. Und nicht minder, daß von dieser Stunde an auch wir im Inneren nur eine Front hätten. Die Abstammung, von Deutschen, Iren, Oesterreichern, Ungarn, wäre fürs Erste vergessen, jeder Amerikaner den Sternen und Streifen verlobt; und der gestern im Gefühl Abtrünnige morgen, wie Plechanow, Guesde, Legien ein von Eifershitze dampfender Patriot.

Wir haben nicht mit der Zunge für Belgien getobt, weil unser Geldbeutel ihm die Ernährung sichern sollte und diese Sicherung nur in Einvernehmen mit den deutschen Behörden möglich war. Wir haben uns gegen die Hinschleppung des zwischen Deutschland und unseren Staaten schwebenden Zwistes nicht gewehrt, weil in fast allen Fällen der Thatbestand zunächst undurchsichtig war; weil uns der Wunsch hemmte, der Welt den Graus ganz und gar uneingeschränkten Unterseekrieges, den in Westeuropa

noch neutralen Staaten quälenden Mangel, der solchen Krieges Folge wäre, zu ersparen; weil die berliner Regirung uns unzweideutige Beweise ehrlichen Willens zur Verständigung gab und sich nicht scheute, eine kräftige, von Vielen hoch geschätzte Persönlichkeit auszuscheiden, damit fortan nur eine Strömung noch, die ihres Wollens, ungestört wirksam werde; weil wir die ungeheure Schwierigkeit ihres verantwortlichen Handelns empfinden und nicht erwarten durften, daß schon der zweite Kriegswinter den Entschluß gebären werde, der ein Ziel des Friedensfrühlings werden soll: Diplomatie über Strategie zu stellen, die Vorherrschaft des Politikerrathes gegen jeden Einbruch und Einspruch der zu Kriegsführung Erzogenen fest zu verschanzen.

Friede.

Wenn diese Vorherrschaft schon gesichert wäre, hätten wir heute nicht den Krieg, der das Entsetzen und, trotz allen Tugenden, die er täglich entbindet, auch die Schmach weißer Menschheit ist. Frommts, seine Wurzeln, noch einmal, aus der von Blutmeeren durchspülten, von Leichenwürmern durchwühlten Erde zu graben? Alle sind schuldig; unterschieden nur durch die Schuldlast und durch die Zeit ihrer Sünde. Das merkt der von eigener Schuld Befangene nicht. Eben so wenig, wer nur den letzten Anstoß sieht und, ohne die lange Ursachenkette mit wägendem Blick abzutasten, vorschnell urtheilt: „Deutschland hat das zur Schlichtung des austro-serbischen Streites von allen Mächten empfohlene, schließlich auch von Oesterreich-Ungarn selbst angenommene Schiedsgericht schroff abgelehnt, den Krieg, den es, nach dem unbestrittenen Zeugniß von San Giuliano und Giolitti, schon 1913 wollte, begonnen, die von ihm selbst einst geforderte, durchgesetzte, verbürgte Neutralität Belgiens muthwillig verletzt, nach raschem, verwüstenden Durchbruch aus Frankreichs Großindustrieland ein gewaltiges Pfand errafft: ist also, ohne Zuerkennung mildernder Umstände, allein schuldig zu sprechen. Das ergiebt der Vergleich aller veröffentlichten Akten.“ Daß ers ergiebt, ist tausendmal, auch von eiskalten Männern der Wissenschaft, in allen Sprachen bewiesen worden. Nur wurde vergessen, im Buch der Geschichte hinter den Juli 1914 zurückzublättern. Frankreich konnte Sedan, Metz, Straßburg nicht verschmerzen; buchte den Verlust nicht auf das

Kontodes verdammten Kaiserreiches, beschloß nicht neuen Krieg; reizte aber den Sieger von 1870, der ihm kein Hälmchen und keinen Stein mehr abnehmen wollte und ihm das zweitgrößte Kolonialreich gern gönnte, durch stete, oft laute Rachedrohung und bot sich zu Genossenschaft Jedem an, von dessen Schwert es die Rückeroberung des Elsaß und Deutsch-Lothringens hoffen konnte. Der Draht, der es dem Russenreich verbinden sollte, wäre viel früher fest geworden, wenn Bismarck nicht, unermüdlich noch mit Greisenbeinen, immer wieder die Stange erklettert und das Gefädel zerrissen hätte. Nach dreißigjähriger Gnadenzeit wird Deutschland nicht länger von ehrgeizlosem Genie bedient; doch durch die unübertroffene, unübertreffliche Tüchtigkeit seines Volkes in nie erträumten Wohlstand gebettet und mit dem Besitz eines ungeheuren Welthandelstheiles ausgestattet. In allen Zonen nisten Deutsche sich ein und arbeiten emsig, emsiger als irgendein Wettbewerber, für das Kapital und die Flagge des Vaterlandes. Das bedenkt nun, leider, nicht, daß es für so steilen Aufstieg, für so beispiellos auf jedem Thatgebiet blühenden Erfolg nur durch würdig bescheidene Stille Verzeihung erlangen könnte; auch nicht, daß die Feinde, auf deren Kosten es in Größe wuchs, noch leben, manche noch rüstig sind. Sein Schwert klirrt und aus schimmernder Wehr tönt oft die Verkündung der Absicht auf ein weiteres Machtgebiet. Statt sich in Küstenschutz, Schnellkreuzer- und Torpedorüstung zu beschränken, baut es eine Kriegsflotte, deren Radius nicht über die Nordsee und den Aermel hinaus reicht und die ihren Milliardenaufwand nur anständig verzinst sähe, wenn sie, nach ihr günstigem Krieg, wenigstens einen vorragenden Zacken aus Britaniens Krone gebrochen hätte. England fühlt seine Industrie und Technik überflügelt, Handel, Weltclearing, Kolonien gefährdet, seine Vormacht im Islam, also in Egypten und Indien, von Konkurrenz bedrängt: überall Deutschland auf Nacken und Ferse. Weil es nicht müßig sitzen will, bis es, eines schwarzen Tages, sich ins Joch deutschen Willens beugen muß, und weil mißtrauisches Selbstbewußtsein jede Verständigung über die Marineziffern weigert, bequemt es sich aus umglänzter Einsamkeit in das Bündniß mit Deutschlands Feind. Der, Frankreich, war aus träger Neigung in Sozialismus und schlaffe Friedseligkeit durch Deutschlands heftigen Einspruch in sein (1880 von Bismarck ihm

zuerkanntes) Recht auf Marokko jäh aufgescheucht und in der Klage über räumlich und zeitlich unbegrenzte Geschäftsstörung mit England einig geworden. Tanger, Casablanca, Algesiras, Agadir: die auf diese Namen getauften Fasern darf der Kriegswurzelforscher nicht übersehen. Deutschland betheuert, allzu eifrig, den Willen zu Friedenswahrung; stärkt aber, zu Land und zu See, seine Wehrkraft. Warum, da Niemand ihm Gebietsstücke rauben, kein Schwert für Elsaß-Lothringen aus der Scheide will? Offenbar, um seine Grenzen vorzuschieben. Davor schützt nur feste Einkreisung. Das von Japan, auf Britenbefehl, aus Ostasien geschlagene Rußland fürchtet die deutsche Militarisirung der Türkei, von der es Armenien und den Meerengenschlüssel heischt, und beißt auf den Köder der Hoffnung, im Bund mit den stärksten Westmächten das von preußischen Generalen Geleistete aus dem Osmanenreich tilgen, in die durch Russenblut erlösten Balkanstaaten endlich mindestens religiös-geistigen Einfluß erlangen und durch Einschüchterung oder gar Kleinerung Oesterreich-Ungarns die aus der Mandschurei heimgebrachte Scharte vor dem Auge der Stadtgesellschaft und der Mushiks, der Europäer und Asiaten, auswetzen zu können. Die Kriege in Tripolitanien, Albanien, Makedonien und Thrakien sind Folgen der vom Marokkohader dicht verschnürten Bündnisse und sollen Südosteuropa, damit es nicht von deutscher Macht, Kultur, Wirthschaft durchsickert werde, unter slawo-romanische Vormundschaft stellen. Gelingts und krallt Italien sich in die Balkanflanke der Adria, ist Oesterreich-Ungarn zwischen Slawen (Russen und Serben) und Lateiner (Italer und Rumänen) eingeklemmt und in seinem Leib von den Fremdsplittern, die in den Körper ihrer Nation zurück streben, gelähmt, dann vermag Deutschland nicht mehr, zu gewaltigem Schlag auszuholen. Seine Feinde wollen nicht Krieg: nur, weil sie Angriff und Absicht auf unerträgliche Vorherrschaft fürchten, die Einzwängung der jüngsten Europäergroßmacht in das bisher ihr Erworbene. Darin kann Deutschland, mit seinem Menschen- und Millionenzuwachs, seiner geistigen und wirthschaftlichen Leistung, sich nicht bescheiden; und weil es nicht feindsäligem Wollen unterthan werden, seine wuchtigste Waffe, den mit dem Werkzeug, nach den Methoden der Großindustrie zu führenden Krieg, nicht rosten lassen noch die so schicksalsvollem Unternehmen günstigste Stunde ver-

zaudern mag, enthebt es sich jeder Diplomatenvermittelung und zückt gegen Frankreich und Rußland das Schwert. Setzt sich durch diesen Entschluß, den es von Nothwehr geboten glaubt, der gefährlichsten Verkennung aus und vergißt das Warnwort, das der Schöpfer deutscher Reichsmacht in seiner fruchtbarsten Rede sprach: „Wenn wir Angreifer werden, so wird das ganze Gewicht der Imponderabilien, die viel schwerer wiegen als alle materiellen Gewichte, auf der Seite der Gegner sein, die wir angegriffen haben.“

Präventivkrieg also? Der Schulfall. Zwei Machtgruppen, die einander nicht über den Weg trauen. Frankreich fürchtet, überfallen und als Geisel behandelt, Rußland, abermals für ein Jahrhundert vom eisfrei offenen Meer abgesperrt zu werden. England hat sich verpflichtet, jedem Angriffskrieg gegen Deutschland fern zu bleiben, nicht aber, wie von Berlin verlangt wurde, seine Neutralität für jeden dem Deutschen Reich „aufgezwungenen“ Krieg zugesagt: weil es fürchten mußte, daß auch ein durch aggressives Handeln bewirkter Krieg dem damit Belasteten „aufgezwungen“ scheinen werde. Deutschland wollte nicht eingekesselt sein, nicht einer feindlichen Mehrheit ein Schiedsrecht einräumen, nicht durch die von drei Seiten versuchte Zerrüttung Oesterreich-Ungarns sich selbst schwächen lassen. Von der Behauptung, es habe durchaus den Krieg, nicht als Nothwehr-, sondern als Eroberungmittel, gewollt, wird es verleumdet; so unabsehbaren Krieg, aus dem für die Dauer doch nichts zu heimsen wäre, konnte nur Wahnsinn wollen. Eben so falsch ist, freilich, die Annahme, England, Frankreich, Rußland, die gar nicht gerüstet oder höchstens halb fertig waren (und zur Anschaffung des Nothwendigsten noch ein Jahr brauchten), seien von bewußter Absicht auf Ueberfall ausgegangen. Sie wollten diplomatisch, nicht militärisch kämpfen; und sträubten sich mit allen Wesensfasern gegen beschleunigten Krieg. Dessen Ausbruch war aber nicht aufzuhalten: weil in den Entscheidungstunden der Wille des Strategen stärker als des Politikers war. Den militärisch Verantwortlichen gilt Bismarcks Rath, „in der Kriegsvorbereitung immer einen Schritt hinter dem Gegner zurückzubleiben“, als Schwatz, mit dem ein pfiffiger Notenschreiber ins rauhe Kriegerhandwerk hineinpfuschen wollte. Wenn Mars regire, meinen sie, habe nur ihr sachverständiges Wort noch Gewicht; und wann der Beginn dieser Scharlachregirung zu erwar-

ten sei, könne nur ihr Urtheil lehren. Aus dem uralten, seit den Tagen der Agamemnon und Kalchas fortzeugenden Zwist zwischen Schwert und Hirn sind Zweifel an der Wahrhaftigkeit alles aus Schreibstuben Gemeldeten im Bewußtsein der Kriegsführer haften geblieben. In jeder Hemmung (wir habens wieder erlebt) wittern sie den Versuch, die Waffe, für deren Schlagkraft sie verantwortlich sind, zu stumpfen. Sie glauben nicht, daß Rußland, wie der Zar betheuert, auch mit mobilem Heer bis zum Schwinden der letzten Verständnißhoffnung jeden kriegerischen Schritt, jeden Gestus sogar meiden werde. Glauben nicht, daß England aus bequemer und gerade jetzt einträglicher Neutralität sich sofort ins Getümmel herablassen werde: und halten die londoner Warnung vor solchem Glauben für Bluff, Greys bündiges Versprechen, nach gelungener Friedenswahrung Englands ganze Kraft und alles Ansehen seiner Person für ein würdiges Verhältniß der Triple-Entente zu Deutschland einzusetzen, für öden Schwindel. Ihnen zählt nur die physisch faßbare Thatsache. Sie bedenken nicht, daß Annexion längst nicht mehr das einzige Mittel zur Erlangung von Machtrechten ist: und erblicken in Rußlands und Englands Zögern, mit der Zusage völliger Schonung französischen, belgischen, serbischen Gebietsumfanges sich zu begnügen, den Beweis hinterhaltigen Truges. Sie brauchen nicht zu wissen, daß die Gründung (1815) und die Neutralisirung (1839) des vlamo-wallonischen Belgierstaates von dem Britenwunsch erwirkt ward, das Inselreich gegen Angriff von diesem ihm gefährlichen Theil der nordwesteuropäischen Küste aus zu schützen, und daß England den deutschen Versuch, Belgien als Basis kriegerischen Handelns gegen Frankreich zu benutzen, schon als den Vorläufer einer von dem selben Stützpunkt aus gegen seinen Leib gerichteten Operation abwehren muß. Wichtig dünkt sie nur, die Mobilmachung nicht zu verschleppen, der Heimath jeden Nutzen weiten Vorsprunges zu sichern und den Weg zu wählen, auf dem schnell die Frucht eines Sieges zu pflücken ist. Imponderables zu wägen, einen neutralen Staat, der sich morgen in Krieg entschließen kann, von einem unter Bürgschaftverschluß neutralisirten, der zur Vertheidigung seiner unwiderruflichen Neutralität durch Schwur verpflichtet ist, zu unterscheiden: dazu fehlt ihnen Zeit und Sinn. Weil sie in allem Militärischen sich die höchste Entscheidung

vorbehalten, meinen sie, auch der britische Militärbevollmächtigte, der 1912 in Brüssel ankündete, England werde im Nothfall, ohne zu fragen, Truppen an die belgische Küste landen, habe im Namen des Vereinigten Königreiches gesprochen, und belächeln die Angabe, dieser Oberstlieutenant Bridges sei, des unklugen Einfalles wegen, von der londoner Regirung getadelt, von der brüsseler abgewiesen worden, als jämmerliche Civilistenausflucht. Den Staatsmännern festigt die Kenntniß aller Abkommen, Vorgänge, Stimmungen und Interessenstränge die Ueberzeugung, daß Belgien, um nicht Kriegsschauplatz zu werden, gegen jeden Einbruch, auch anglo-französischen, sich mit all seiner Kraft gebäumt hätte. Der Stratege nimmt die Möglichkeit (Duldung feindlichen Truppenaufmarsches in Belgien) für Gewißheit und schließt daraus: „Wir müssen als Erste drin sein; durchlassen werden die Leute uns schon.“ Uebermacht, denkt er, erzwingt rasch Verzicht auf Widerstand. Und: Den Krieger darf Zwirn nicht binden; Unterhandlung vertrödelt unersetzliche Zeit; das Vaterland ruft.

Den Zustand, der in jedem Hauptbezirk staatlichen Lebens solchen Gedanken den Vortritt erlaubt, nennt neuer Sprachgebrauch „Militarismus“. Er drängt nicht nur in immer stärkere Rüstung: er gewöhnt auch den Bürger, Gelehrten, Kaufmann, Künstler, in die Vorstellung, daß zum Austrag eines Völkerstreites nur der Waffenkampf das taugliche Werkzeug, alles andere unwürdig, unnützlich sei; und durchtränkt jede Wurzelscholle, durchduftet jeden Ast und Wipfel der Nation. Militarismus ist Geistesverfassung und Kulturform. Daß ohne sein Walten Heldenthum und Kriegertugend gedeihen kann, lehrt ein Blick auf England und Frankreich, auf beide Serbenstaaten, Ungarn und Oesterreich, Australien und Kanada. Daß nur er stete Bereitschaft aller Glieder des Volkskörpers zu schleunigem Uebergang in Krieg verbürgt, wird durch Deutschlands Leistung erwiesen, die in aller Menschengeschichte nicht ihresgleichen hat. Im Reich der Materie; als seelische Leistung wird Mancher die freiwillige Waffnung von drei Millionen Insel- und Kolonial-Briten, die heroische Ausdauer und Selbstopferung der in Athemnähe des Feindes fechtenden Serben und Franzosen noch höher schätzen. Zwischen Antwerpen und Trapezunt kämpfen zwanzig Millionen Helden: und die Mehrzahl erwuchs in nicht militaristischen Ländern, auch in denen,

die von Luxuslastern verseucht schienen. Weil Militarismus Bereitschaft zu und Verlockung in Krieg erleichtert und weil er nur ins Weite fortwuchern oder mit Stumpf und Stiel ausgejätet werden kann, soll bis zu seiner Vernichtung Krieg währen. So wills die laute Losung aller dem Deutschen Reich verfeindeten, die leise aller neutralen Mächte. Wie lange nur ihre? Nach dem unahnbar grausen Gemetzel, von dem heute schon fünf Millionen Leichen, zehn Millionen Krüppel, mindestens, zeugen, wird auch zwischen Hamburg und Bagdad der Schrei nach Friedensveranferung jeden anderen überdröhnen. Ist sie, ist die Entwurzelung des Militarismus möglich? Mir: unabwendliche Gewißheit. Deren Nahen nur durch das blöde Trachten verlangsamt würde, einer Macht ein der Lebensfunktion oder dem Selbstgefühl unentbehrliches Stück aus dem Leibe zu hacken. Diese Macht wäre gezwungen, vom ersten Tag nach dem Friedensschluß an der Wiederherstellung ihres Reichskörpers und ihres Ansehens jedes Opfer von Blut und Gut zu bringen. Besinnet, Grey, Briand, Sasonow, in welcher Gewitterschwüle, welchem Elendsdrang Ihr hinschmachten müßtet, wenn diese verstümmelte Macht das unsterbliche Deutschland wäre, das alle Kräfte des Hirnes und der Wirthschaftmuskeln in den Willen zur Spaltung des vor sein Haus gewälzten Blockes und zur Ahndung frevler Ungebühr sammeln müßte! Vergesset aber, Bethmann und Burian, auch nicht, daß Schmächtige noch empfindlicher als Riesen sind und daß Serbien selbst einmal schon aus der Modergruft, in die es geurnt schien, auferstanden ist! Friedensschluß, der, wie der Krieg, Krüppelvölker hinterließe, brächte nur Waffenstillstand. Und wir wollen nicht Frieden, der Waffenstillstand ist, sondern Waffenstillstand, aus dem fester, edler Friede und Europas Ostern wird. Wollen ihn heute: weil er heute möglich und drum nothwendig ist.

Wir: alle nicht von vernunftloser Wuth geblendete Menschen, deren Zahl jeder Tag in Gewimmel mehrt und mit denen aus beiden Lagern, Mann vor Mann, die Toten stimmen. Fernab stehen nur noch, die wähnen, dieser Krieg sei im Wesen anderen Kriegen ähnlich und könne, müsse sogar wie andere, mit Sieg und Niederlage, Vertrag und Entschädigung, enden. Denen noch nicht die Erkenntniß tagt, daß dieses Krieges sicherste, einzig sichere Folge die ungeheuerste Revolution aller Zeiten sein wird, eine Europa durch-

lodernde, den ganzen Erdtheil umpflügende, neben der die von 1789 und 93 ein neckischer Kinderspaß scheinen mag, und daß jeder Mensch guten Willens und naturfrommer Andacht sich inbrünstig mühen muß, diese Revolution vor Blutschuld zu schützen und in die Welt des Geistes einzugrenzen. Kein Staat, kein Volk, keine Klasse, weder Mann noch Weib wird nach diesem Krieg, dieser Sintfluth sein, wie sie zuvor waren. Verfassung und Gesetz, Vorurtheil und Bedenken wird, wie Binsen am Teich, der Wirbelsturm knicken. Lasset uns sorgen, daß von dem Opferaltar des neuen Bundes (der Menschheit mit gotthaft beseelter Natur) lieblicher Ruch himmelan schwebe, wie von Noahs Dankbrunst, da seine zweite Taube im Schnabel ihm das Oelblatt in die Arche getragen hatte, durch dessen Gerippe die Botschaft schimmerte: Friede auf Erden!

Waffenstillstand ist möglich. Nirgends Unentbehrliches noch zu erkämpfen; nichts, wodurch des Kampfes Kraftaufwand zulänglich belohnt würde. Dessen Zweck und Ertrag kann nur die Lüftung, Säuberung, Entseuchung, priesterlose, dogmenlose Heiligung des Erdtheiles sein; die Wandlung sumpfigen, muffigen, von Haß umwölkten, von Neid umzüngelten Bodens in die helle Wohnstatt freier, aus eigenem Recht schaffender, drum fremdes Recht achtender Menschen, die, weil sie stark und auf Vernunft stolz sind, den Willen zu friedlicher Auslese der Tauglichsten, Einzelnen und Völker, bekennen dürfen. Der Wolf wird nicht neben dem Lamm grasen noch der Leu das Hasenpanier schwenken. Die Form des Krieges und anderen Gräuels sich aber, von Grund aus, so ändern wie nach der ersten Sintfluth, da der Fluch und die Verdammung alles Lebendigen von der Erde wich und der Regenbogen die Kluft zwischen Gottheit und Thierheit überbrückte. Diese Hoffnung lächelt Euch nicht? Ihr wollt Rache, Strafe, Züchtigung, Zermalmung des Feindes? Weh Euch, wenn erst Massenzorn Herrschende und Regirende aus dem Gestrüpp solcher Wahnvorstellung treiben müßte! Nur um den Preis eigener Versiechung kann eine Gruppe die andere niederringen. Und hinter dem Denkmal, Trauermal so allschädlichen Sieges höbe der Militarismus sich in höhere, breitere Wipfelswölbung. Jetzt, aus dem Gefild bewährter Waffenehre, nachprüfbarer Kraftprobe, doch unentschiedener Hauptschlacht, ist er zu roden. Jetzt kann die Macht, die ihn aus dem Vermächtniß des Soldatenkönigs und Fritzens

erbte, dann verstauben ließ und erst unter Bonapartes Geißel blank scheuerte, ihn, ohne innere und äußere Verarmung, bestatten. Die Zeit des Wettrüstens starb. Volkswille und Geldnoth hindern, in unbesiegten Ländern, ihre Auferstehung. Rieth Weisheit nicht immer, was morgen sein muß, heute aus freiem Willen zu thun und mit unvermeidlichem Opfer früh noch Nutzen einzuhandeln? Wie Scharnhorst dem Feind, den Führern der französischen Rebellenheere, das Feldgeschrei nach allgemeiner Wehrpflicht von der Lippe nahm, wie Bismarck das allgemeine Wahlrecht, die von Oesterreich ausgespielte Trumpfkarte, in sein Spiel schob, das den Preußen die Vorherrschaft im Deutschen Bund, dann den nicht Habsburg unterthanen Deutschen die Einheit gewinnen sollte: so wird das neue Deutschland die Losung der Feinde zu seiner machen und mit dem Prägestempel seines Geistes zu dem Werth münzen, der ihm gedeiht. „Weil wir im unfertigen, vom Wiener Kongreß verstümperten, der Scheu vor Nationenzersplitterung noch nicht angepaßten Europa von Nachbarsneid bedroht, vom Alb feindlicher Koalition bedrückt waren, haben wir, in Armuth und Reichthum, niemals etwas in der Wehrmachtstärkung Dienliches versäumt noch verknausert. Daß wir in dem Bemühen, den militaristischen Staat zu erhalten, nicht gaukelndem Irrlicht nachtaumelten, hat der Hochsommer 1914 erwiesen. Nun aber ist, im enteiterten Erdtheil, unseres Strebens Ziel: organisirter Friede. Auf das schon als Männerschulmittel unersetzliche Heer können wir nicht verzichten; nur sein Wesen, Dienstzeit und Dienstbetrieb, nach der Erfahrung von gestern und dem Bedürfniß von morgen wandeln. Nichts irgendeiner demüthigenden Verpflichtung auch nur von fern Aehnelndes hinnehmen; aber in dem vom Spinnengewebe grauer Tückeverträge gereinigten, seelisch geläuterten Europa mit Starken uns über den Rüstungumfang verständigen, in redlicher Genossenschaft mit allen Staaten uns unter Schiedsrecht stellen. Ohne Furcht, überstimmt und in Unbill geduckt zu werden: denn die Sehnsucht nach Friedenswahrung wird in jedem anderen Land zehnmal noch, hundertmal mächtiger als in unserem sein und aus keinem der Wunsch auftauchen, uns, nach dem in zwei Sommern, zwei Wintern Geleisteten, muthwillig anzugreifen.“ Spräche Deutschland so: seinem in Zukunftbewußtsein gereckten Geist und dem Muth seiner Seele würde die Welt zujauchzen.

Nicht einen Tag länger dürfte der Krieg, nicht einen unnützes Erinnern an vergeblichem Streit danach währen. „Horchet! Horcht dem Sturm der Horen! Tönend wird für Geistesohren schon der neue Tag geboren. Felsenthore knarren rasselnd, Phöbus' Räder rollen prasselnd; welch Getöse bringt das Licht!“ Das Morgenroth verjüngter Menschheit. Die athmet auf. Läßt, endlich, wieder Vernunft zu Wort kommen, Scham über Selbstvergottung und Feindverteufelung dichte Schleier spreiten. Wer hält die Wette, daß sie aus Waffenstillstand, wenn ihr auch eine Hoffnungblüthe verreifte, erfröre, sich nicht wieder in Krieg entschlösse? Was könnte er ihr bescheren? Den Franzosen Elsaß-Lothringen und Kamerun, den Deutschen Kurland, polnisches, litauisches Gebiet, den Oesterreichern und Ungarn Serbien, die Czernagora, Nordalbanien? Das wäre, statt kräftigenden Friedens, der Keim neuer Kriege; und die Gewißheit zerreibenden Haders im eigenen Haus. Welchem Europäerstaat hat im letzten Jahrhundert die Einverleibung fremden Volksthumes denn leidlich genützt? Rußland, Oesterreich, Preußen, Niederland, Deutsches Reich: keinem; die in Savoyen, an der Seealp Geborenen sind Halbfranzosen und, wie die meisten auf Fremdenindustrie Angewiesenen, der Brandung des Nationalgefühles entrückt. Annexion ist von Hellsicht längst als eine mit Europäergewohnheit unvereinbare Art der Machtdehnung erkannt worden. Sie ist rasch verkündet. Ist der geschluckte Bissen aber unverdaulich und spiee der Schlinger ihn gern wieder aus: Ehre befiehlt, ihn bei sich zu behalten und, noch mit Lebensgefährdung, gegen Feindesgier zu vertheidigen. Deutsche Banken nnd Industriegesellschaften beherrschen (kontroliren: heißt der newyorker Heuchelausdruck) manches ausländische Unternehmen; offen oder hinter eine mit anderen Farben bepinselte Wand versteckt. Sie erwarben die Aktienmehrheit oder eine ihr nahe Summe, aber nicht Gebäude und Boden; und hüteten sich, deutsche Beamte ins Haus zu setzen und die Reichsfahne herauszuhängen. Warum müssen Staaten unklüger handeln? Macht giebt Recht; Machtschein nur Aergerniß. Meines Geistes Auge sieht die Zeit, in der Staaten einander sich in Interessengemeinschaft verbünden, von Pool in Fusion übergehen und, um Kosten zu sparen, zwei Behördenstäbe in einen verschweißen. Das ist zunächst nur für Glieder des selben Reichskörpers denkbar. Weshalb, je dürrer am Tag Elektrischer Voll-

bahnen und internationalen Gerichtsstandes, der Grenzbegriff, je fester Europens Einheit wird, nicht auch für Niederland, Belgien und Luxemburg, für Spanien und Portugal, Skandinavien, das Baltikum von Riga bis ins finische Tornea, für zwei oder drei Balkanstaaten? Die neue Form der Annexion, die dem Starken das Einflußbett öffnet und das Gefühl der Schwächeren schont, ist morgen sicher im Guß. Und (da nach den Dammbrüchen des Krieges, der Sintfluth, Demokratie unaufhaltsam ist) die Stunde nicht weltenfern, in der selbst Großmächte sich in Wehrgenossenschaft bündeln und, neben Rhedereisozietät (für Kauffahrt und Passagiere), nur eine Kreuzerflotte, ein Unterseegeschwader, ein Stehendes Heer noch halten. Warum nicht, da sie einander schon heute in Europa kein Besitzesstück von dauerndem Werth abnehmen können und übermorgen, spätestens, der entknebelte Volkswille hindern wird, daß sie es auch nur wollen? Horcht dem Sturm der Horen! Seinem Wehen wird sich, wenn Wahnsinn ihn nicht länger überheult, gewaltigeres Wunder als dieses entbinden.

Das erste, schüchternste Verlangen strömt jetzt in den Ruf nach der Verstaatlichung aller dem Krieg irgendwie dienstbaren Gewerbe. Der Staat mag sie, wenn er den Privatunternehmer nicht ersetzen und Männer vom Schlag der Ballin, Lloyd George, Rathenau, Stinnes, Thomas nicht für die Leitung werben kann, gegen hohen, aber festen Zins verpachten. Auch den Aberglauben, daß nur der von Profitwuth vorwärts Gepeitschte Ungemeines leiste, hat unsere Sintfluth ja weggeschwemmt. Und nie wieder darf irgendwo eine Menschenschicht entstehen, der aus den Adern verblutender Krieger Gewinn zusickert; die an Ausbruch und langer Dauer eines Krieges, weil er Waffen, Geschosse, Kleider, Stiefel, Pferde, Automobile, Stahlplatten, Stacheldraht, Sprengstoff, Kupfer, Nickel, Gummi, See- und Luftkriegsfahrzeug, Feldküchen, Cement, Beton, Scheinwerfer, Handelstonnage vernichtet und danach, zu thurmhoch gesteigertem Preis, rascher Ersatz nöthig wird, ein ekles Geschäftsinteresse hat. Kein Parlament wird dann Wehrgeräth bewilligen, aus dessen Anschaffung der Hauptgewinn nicht der Staatskasse zufließt. Die Regirung, die sich nicht dazu verpflichtet, bäte vergebens um die Aufnahme in den Verband, der die Reiche, große und kleine, gegen Lebensgefahr und Feuerschaden versichert. Diese internationale Assekuranzgesellschaft

braucht eine starke Polizeitruppe oder Miliz: sonst könnte sie ihren Rechtssprüchen nicht Gehorsam erzwingen; und unvollstreckbares Urtheil ist Plunder, wird Zunder. Sie braucht, ohne Einkunft sich selbst und ihre Europäerlandwehr zu löhnen, einen zinsenden Schatz. Woher ihn aus dem verwüsteten, verarmenden Erdtheil häufen? Woraus, frage ich, die Kriegsanleihen tilgen, den Wiederaufbau des Landes, Wiederaufbau zerstörter Städte und Dörfer, Ersatz des Geräthes bezahlen, die Krüppel und hilflos Hinterbliebenen anständig, hoch über bloße Nothdurft hinaus, bis an das Lebensende versorgen? Einundzwanzig Kriegsmonate haben hunderttausend bis hundertzwanzigtausend Millionen Mark gekostet; dazu kommt die Wiederherstellung und die Last der Invaliden- und Verwandtengehälter. Bare Entschädigung, die neben solchen Summen nicht wie der Pfefferling am Fuß der Riesenbuche aussähe, kann selbst der triumphal Siegende nicht erhoffen. Und Tributzahlung, die durch eine das Lustrum, das Jahrzehnt überdauernde Gebietsbesetzung erpreßt wird, war in Roms Glanz- und Verfallzeit möglich, ists aber heute eben so wenig wie die von Manchem erträumte gewaltsame Forträumung ganzer Stämme und Völker. Kein in die Sintfluth gerissener Staat kann andere Entschädigung erwarten als durch eigene Ersparniß zu bewirkende. Die Großmacht, die der Jahresaufwand für Land- und Seewehr um eine Milliarde kürzt, kann nach einem Menschenalter wieder die Morgenröthe der Finanzordnung sehen. Und was wird aus Schulden und Tilgpflicht? Denn das Ersparte langt höchstens zu ziemlicher Deckung des neuen, aus dem Krieg nachschleppenden Bedarfes. Steuern und Zölle, die auch nur den Zins der schuldigen Zehntelbillion einbrächten, müßten Gewerbe und Handel im Wettbewerb mit unserem Erdtheil, mit Australien und der Gelbenwelt lähmen, den Eigenthumsbegriff zerbeizen, die halbwegs Satten aus Angst vor Vermögenskonfiskation in neutrale Staaten gesunden Haushaltes jagen und den Wagemuth zu ausgreifendem Unternehmen, wie Schimmel das Rosenblatt, morden. Geld wächst nicht wie Heu. Was also soll geschehen?

Was nie noch und nirgends geschah. Nur neue Gedanken, nicht vergilbte, vergrämte, öffnen den Schlund. Nach der ersten Sintfluth fristete Noah sich durch den Anbau der Rebe. Wie sein Sohn Ham, weil er des trunkenen Winzers geblößte Scham be-

guckt und den Brüdern gewiesen hatte, verflucht ward, der Knecht aller Knechte zu sein: so würde der alte Erdtheil dem jüngeren in Knechtschaft verflucht, wenn seiner Menschheit nicht schnell gelänge, die bloße Geschlechtsscham mit dem Mantel der Bruderliebe zu decken. Aus Europas Kriegsschuld werde ein Sühnhort. Aus den Anleihescheinen in allen am Krieg betheiligten Europäerstaaten (und in den zur Anerkennung der Schiedsgerichtsbarkeit bereiten) giltiges, von allen Schuldnern verbürgtes Geld. Nicht ein, wie die Assignaten des Jakobinerkonvents und der Franzosenreichsdirektoren, durch Lüderlichkeit und Betrügerei entwerthbares. Geld, das in jedem der Schiedsrichtergewalt unterthanen Land an jedem Schalter, von jedem Gläubiger zum vollen Nennwerth angenommen werden muß. Wie lange? Bis die vom Krieg Geschwächten das internationale Zahlmittel mit nationalem, Metall oder Papier, einlösen können. Im frühstens vierzig, spätestens sechzig Jahren nach dem Friedensschluß. Der Völkergerichtshof verwaltet den Schatz und sondert, zu gleichen Theilen aus den Anweisungscheinen aller Staaten, davon, was er für sich und seine Miliz braucht. Er darf den seinem Spruch Ungehorsamen mit Geldbuße strafen und alle umlaufenden Anleihescheine des Staates entwerthen, einziehen, vernichten, der, ohne an Leib und Leben bedroht zu sein, den Frieden bricht. Daher winkt europäische Gemeinbürgschaft; winkt ein Band, das zusammenhalten kann und doch nicht Striemen einschnüren, nicht in Athemstod drosseln muß. Der Erdtheil wäre aus der Geldklemme befreit; brauchte nicht Künste und Wissenschaft dorren, Industrie, Technik, Handel und Hausrath in Dürftigkeit zurück sinken zu lassen; nicht durch Steuerfrondrohung seine Bürger übers Meer zu scheuchen. Würde sanft genöthigt, das unnütze Erinnern an vergeblichen Streit flink und tief zu vergraben, damit nicht der Fäulnißstank irgendwo den Willen zu großem, sauberen, dem Recht und der Kultur, den Nächsten und Fernsten fruchtbaren Menschheitgeschäft vergifte. Wer uns selbst nur für schlaue Schachermacher ohne Ideal und Ehrfurcht vor edlem Gebilde des Hirns und der Hand hält, kann nicht zweifeln, daß wir, Nord- und Südamerika, schon der Kundschaft und des Absatzes wegen das neue Papiergeld in Zahlung nähmen, in Umlauf setzten und mit beiden Füßen in das Bundesgehäus einträten, unter dessen Kuppel wir unserer Riesenin-

sel die Angst vor Angriff, die heftiger quälende Pflicht zu unbequemer Militarisirung entbürden dürften. Frankreich, das liebenswürdig unvernünftige, vor unheilbarer Erschöpfung der Zeugerkraft bewahrt; der von altgallischer Fröhlichkeit umkicherte Quell feinstem Gesellschaftvergnügens und bald vielleicht, auf eigenes Verlangen, wie das (auch von Rachsucht) freie Belgien, von dessen Ausbaukosten Deutschland zwei, England und Frankreich je ein Viertel übernehmen, neutralisirt. Großbritanien: Erdmacht und Seemacht, dem grämlichen Wunsch entwachsen, Europens mißtrauisch nörgelnder Vormund zu sein, rauh aus trägem Schlummer, allzu lässigem Behagen geweckt; dem Deutschen Reich, dem es Kohlenstationen und weites, ergiebiges, nicht von Fremdkeilen durchsetztes Siedlerland geöffnet hat, aufrichtig versöhnt; zwischen Gleichberechtigten der Vormann auf dem von Prisenrecht und anderem Mißbrauch neidiger Raubzeit befreiten Meer. Rußland endlich, nach dem Orkan, von Tatarenwust und Spukbleibseln reingefegt; mit breitem Ausgang in stets offenes Meer; fern von der Sucht, aus Glaubensgemeinschaft, über Binnensee und Gebirg hinweg, Machtzoll zu pressen; dem Völkergerichtshof verpflichtet, Balten, Finen, Polen, Ukrainern, Letten kein Staatsbürgerrecht zu stümmeln; Bauerland, das alle Kraft für moderne Wirthschaft, Schulen, Wege aufwendet, seine Städte aus funkelnden Beulen in Sammelbecken für die kräftigsten Volkssäfte wandelt und seinen Tshin, geistlichen und weltlichen, im Feuer fessellosen Massenzornes läutert. Oesterreich-Ungarn ein Staatenbund, zwischen deutschem und schweizer Muster, in den Serbien, mit allem Serbenvolk und guten Handelshäfen, als selbständiger Bundesstaat, wie Sachsen in Deutschland, aufgenommen ist, jeder Balkanstaat, wenn ers will, aufgenommen werden kann; Herr seiner Adriaküste, von der die Westslawen den Erben Roms abschrecken; fest und klar in dem Entschluß, schädliches Vorurtheil auszuschalten, jedem Volk seine Zunge, jedem Glied des Reichskörpers Regungfreiheit zu gewähren; im nahen Orient Sämann und Schnitter. Deutschland ... Ihr werdet es prangen sehen. Wenn Friede geworden ist; und wir nicht mehr, mit Fieberköpfen, umstreiten, welcher Unterseeschuß erlaubt, welcher verboten ist. Wenn überall Freiheit herrscht, Güte, nicht schwächlich, gebietet und Menschenrecht noch im zerlumpten Bettler geachtet wird. Wenn Eu-

ropa vor den Grüften und Urnen der Gefallenen sprechen darf: „Dafür starbet Ihr; nicht für gestern begehrte, morgen verleidete Landfetzen noch für das zeitwidrige Werk künstlicher Einpflanzung von Stammessplittern, um die aus unserem Fleisch und Blut bald Eiter rönne. Ihr starbet für helle Freiheit und würdigen, in Fels gerammten Frieden des Vaterlandes, der Mutter Europa. Und schöner geweihten Tod hat eine deutsche Jungfrau dem Bräutigam niemals erfleht.“ Dann brauchen die Ueberlebenden nicht mehr, damit ihr Sonnentag länger leuchte, die Uhr zurückzustellen.

Einunddreißig von Israel besiegte Könige sah, auf beiden Ufern des Jordan, das alte, in Erinnerung tauchende Auge Josuas. Und sein Runzelmund sprach, was der Herr ins Ohr geträufst hatte: „Große und mächtige Völker vertrieb er vor Euch und bis auf diesen Tag hat nie Einer Euch widerstanden, deren Jeder Tausend ins Weite jagt. Wo Ihr aber andere Völker unter Euch kommen lasset, da müssen sie Euch zu Strick und Netz, zu Stachel und Geißel werden; und solche Wendung wird Euch das gute Land nehmen, das Ihr nun habet.“ So warnte die Stimme, der einen Tag lang, zu Gibeon, das Licht der Welt gehorcht hatte. Das Gestirn über finsterer Welt. Der Jeschua, der sie mit dem Strahl seines Blickes erhellen wollte, hat sich nicht um den Stamm Ephraim, nicht um Israels Kinder gekümmert. Hat nicht ihnen gelebt und ist nicht für sie gestorben. Was war ihr Landgut, ihr von Kriegerruhm geblähter Klüngel ihm? Vor dem Landpfleger steht er; bestätigt nur, daß ihn Pontius den Judenkönig heißt; und öffnet, da Hohepriester und Aelteste ihn hart anklagen, nicht einmal zu lautem Hauch die Lippen. Denn er will das Kreuz. Will, daß die Kriegsknechte ihn anspeien, sein Antlitz prügeln, um sein Gewand würfeln. Die Thorschwelle Jeruschalajims, der Friedensstatt, hat er mit seiner Thräne genetzt. Möchtest Du, sprach er zu der Blinden, „nicht zu spät erst erkennen, was Dir zu Frieden dienet! Noch ist Dirs verborgen. Nah aber der Tag, da die Feinde Dich sammt Deinen Kindern belagern, Deine Feste schleifen, nicht einen Stein auf dem anderen lassen werden: weil Du nicht empfandest, was die Zeit der Heimsuchung von Dir heischt.“ Nur den getreuen Jüngern gab er seinen Frieden. „Nicht, wie die Welt giebt; Euer Herz erschrecke nicht und ängste sich nicht.“ Nicht ein Stein blieb von der Feste, darin die Sieger über einunddreißig Könige Josuas Sonne anstaunten. Der Gekreuzigte aber ist uns auferstanden.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Wir möchten nicht verfehlen, unsere Leser auf den, unserem heutigen Heft beiliegenden Prospekt der Wochenschrift **„Deutsche Politik“** besonders hinzuweisen. Die **„Deutsche Politik“** herausgegeben von den bekannten Politikern Professor Dr. Jäckh, Dr. Paul Rohrbach und Professor Philipp Stein, will frei von aller Parteipolitik ein sachliches Informationsorgan über sämtliche Fragen unserer Welt- und Kulturpolitik sein.

Direction der Disconto-Gesellschaft in Berlin.

Bilanz am 31. Dezember 1915.*)

Aktiva.			M.	pf
Kasse, fremde Geldsorten und Coupons			28 870 212	84
Guthaben bei Noten- und Abrechnungsbanken			104 945 172	23
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen				
a) Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten		M. 628 964 293,34		
b) eigene Akzepte		„ —,—		
c) eigene Ziehungen		„ —,—		
d) Solawechsel der Kunden an die Order der Bank		„ —,—	628 964 293	34
Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen			91 109 441	87
Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere			119 207 310	82
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen			18 483 271	01
davon am Bilanztage gedeckt				
a) durch Waren, Fracht- oder Lagerscheine		M. 14 440 635,04		
b) durch andere Sicherheiten		„ 2 4[illegible]8 612,79		
Eigene Wertpapiere				
a) Anleihen und verzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten		M. 33 356 093,41		
b) sonstige bei der Reichsbank und anderen Zentralnotenbanken beleihbare Wertpapiere		„ 1 576 144.15		
c) sonstige börsengängige Wertpapiere		„ 6 078 820,97		
d) sonstige Wertpapiere		„ 3 007 292,25	44 018 350	78
Konsortial-Beteiligungen			52 092 982	64
Beteiligung bei der Norddeutschen Bank in Hamburg			60 000 000	—
Beteiligung bei dem A. Schaaffhausen'schen Bankverein A.-G.			100 000 000	—
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen			58 438 732	93
Debitoren in laufender Rechnung				
a) gedeckte		M. 385 386 977,80		
davon durch börsengängige Wertpapiere gedeckt	M. 180 935 489,99			
b) ungedeckte		„ 91 909 098,43	477 296 076	23
Außerdem Aval- und Bürgschaftsdebitoren	M. 77 031 830,71			
Wertpapier-Bestände der Pensionskasse und der Stiftungen			5 959 421	—
Einrichtung			200 000	—
Bankgebäude in Berlin, London, Bremen, Frankfurt a. M., Mainz, Frankfurt a. O., Essen, Mülheim, Coblenz, Hattingen		M. 26 963 377,41		
Abz. Hypothek auf Grundstücke Unt. d. Linden 33/34, Lindengasse und Charlottenstraße 37/38		„ 5 000 000,—		
Coblenz		„ 220 000,—	21 743 377	41
Sonstige Liegenschaften:				
Grundstücke Behrenstr. 21/22 u. Französische Straße 53/56 zu Berlin, sowie in Essen und Mülheim			9 006 029	49
			1 820 334 672	61

Passiva.			M.	pf
Eingezahlte Kommandit-Anteile			300 000 000	—
Allgemeine (gesetzliche) Reserve			94 975 000	—
Besondere Reserve			24 000 000	—
Kreditoren				
a) Nostroverpflichtungen		M. 19 386 581,85		
b) seitens der Kundschaft bei Dritten benutzte Kredite		„ 4 991 900,38		
c) Guthaben deutscher Banken und Bankfirmen		„ 130 849 006,35		
d) Einlagen auf provisionsfreier Rechnung				
1. innerhalb 7 Tagen fällig	M. 424 494 886,54			
2. dar. hinaus bis zu 3 Mon. fällig	„ 166 198 062.55			
3. nach 3 Monaten fällig	„ 41 939 025,70	„ 632 631 974,79		
e) sonstige Kreditoren				
1. innerhalb 7 Tagen fällig	M. 408 157 947,91			
2. dar. hinaus bis zu 3 Mon. fällig	„ 65 192 603.54			
3. nach 3 Monaten fällig	„ 1 568 260,66	„ 474 918 812,11	1 262 778 275	48
Akzepte und Schecks				
a) Akzepte		M. 95 940 902,17		
b) noch nicht eingelöste Schecks		„ 4 887 871,78	100 828 773	95
Außerd. Aval- u. Bürgsch.-Verpfl.	M. 77 031 830,71			
Eigene Ziehungen	„ —,—			
davon für Rechnung Dritter	„ —,—			
Weiterbegeb. Solawechs. d. Kund. an d. Order der Bank	„ —,—			
Wohlfahrtseinrichtungen:				
David Hansemannsche Pensionskasse		M. 4 762 884,69		
Hierzu Ueberweis. a. d. Gew.- u. Verl.-Rechng. v. 1915		„ 300 000,—		
Adolph-von-Hansemann-Stiftung		„ 451 840,60		
Schoeller-Stiftung		„ 274 526,75		
Dr.-Arthur-Salomonsohn-Stiftung		„ 50 799,90		
Sonstige Stiftungen für die Angestellten der Gesellschaft		„ 307 808,75	6 147 860	69
		Transport	1 788 729 910	12

*) Die nachsteh. Bilanz enthält nicht d. Vermögensstand uns. Londoner Niederl.

	Transport	1 788 729 910 2
Noch nicht abgehobene Gewinnanteile der früheren Jahre		123 264 —
Rückstellung für Talonsteuer	M. 1 602 142,90	
Hierzu Ueberweis. a. d. Gew.- u. Verl.-Rechnung v. 1915	„ 372 857,15	1 975 000 05
8 1/2 % Gewinnanteil auf M. 300 000 000 Kommandit-Anteile		25 500 000 —
Gewinnbeteiligung des Aufsichtsrats		710 526 32
Gewinnbeteiligung der Geschäftsinhaber		2 060 526 32
Uebertrag auf neue Rechnung		1 235 445 80
		1 820 334 672 61

Gewinn- und Verlust-Rechnung 1915.*)

Soll.	M.	pf	Haben.	M.	pf
Verwaltungskosten einschl. Gewinnbeteiligung der Angestellten	13 993 541	57	Vortrag aus 1914	1 234 080	85
Steuern	2 868 238	30	Kurswechsel und Coupons	2 279 372	04
Wertpapiere	2 595 163	81	Verfall. Gewinnanteilscheine	285	—
Zu verteilender Reingewinn	30 179 355	59	Provision	10 229 867	19
			Diskont und Zinsen	22 966 122	53
			Beteiligung bei der Norddeutsch. Bank in Hamburg	5 100 000	—
			Beteiligung b. d. A. Schaaffhausen'schen Bankverein A.-G.	5 000 000	—
			Dauernde Beteiligungen bei and. Banken u. Bankfirmen	2 826 571	66
	49 636 299	27		49 636 299	27

*) Die nachstehende Gewinn- und Verlustrechnung enthält nicht die unsere Londoner Niederlassung betreffenden Einnahmen und Ausgaben.

Allgemeine Deutsche Credit-Anstalt, Leipzig.

Bilanz-Konto per 31. Dezember 1915.

Aktiva.	M.	pf	Passiva.	M.	pf
Kassa, fremd. Geldsort. u. Kup.	15 931 129	90	Aktienkapital	110 000 000	—
Guth. b. Not.- u. Abrechnungsb.	14 155 573	14	Reserven: Reservefds. I M. 39 450 000.— / II „ 6 350 000 — / Fil.-Res.-Fds. „ 1 125 000.—	46 925 000	—
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen	105 909 052	79	Kreditoren	326 683 094	70
Nostroguth. b. Bk. u. Bankfirm.	16 583 123	06	Akzepte und Schecks	47 786 946	01
Lombards und Reports gegen börsengäng. Wertpapiere	5 665 296	47	Außerdem: Aval- u. Bürgschaftsverpflichtung. M. 9 868 661.17		
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen	4 564 393	90	Beamten-Pensionsfonds	2 359 026	80
Eigene Wertpapiere	38 784 095	42	Aktien-Dividende, noch nicht erhobene	34 381	50
Konsort.- u. Finanzgeschäfte	9 204 952	78	Gewinn- u. Verlust-Konto: Reingewinn	9 034 533	39
Dauernde Beteilig. b. Banken	15 809 000	—			
Debitor. in laufend. Rechng.	293 868 267	95			
Bankgebäude	7 137 900	—			
Immobilien	5 024 046	20			
Hypotheken	7 271 591	79			
Mobiliar	1 000	—			
Pfandbrief-Abt., Aktiv-Saldo	2 913 559	—			
	542 822 982	40		542 822 982	40

Gewinn- und Verlust-Konto per 31. Dezember 1915.

Debet.	M.	pf	Kredit.	M.	pf
Abgaben u. Staatsaufsicht	1 605 098	09	Uebertrag v. vor. Rechnungsj.	392 291	84
Besoldungen	2 893 071	03	Zinsen u. Gew. a. Wechsel	4 683 493	65
Handlungsunkosten	1 745 816	83	„ „ „ „ Effekten	757 140	73
Abschreibung auf Mobiliar	491 124	03	Zins. v. Pfandgesch. u. Hypoth.	542 146	02
Abschreib. auf Bankgebäude	79 629	56	Laufende Rechnung, berechn. Zinsen abzügl. vergütete	4 079 585	13
Filialen-Reservefonds	150 000	—	Vereinn. Prov., ber. abz. verg.	4 020 340	75
Reingewinn d. 60. Rechnungsjahres	9 034 533	39	Agio-Gewinn	191 968	52
			Ertrag der dauernd. Beteilig.	933 555	85
			Ertrag d. Immobilien einschl. Bankgebäude	248 228	93
			Ueberschuß d. Pfandbr.-Abt.	150 521	41
	15 999 272	93		15 999 272	93

Allgemeine Deutsche Credit-Anstalt.

Favreau. Keller. Petersen. Dr. Schoen.

„Adler"
Deutsche Portland-Cement-Fabrik
Actien-Gesellschaft.

Bilanz-Konto
per 31. Dezember 1915.

Aktiva.	M.	pf
Grundstücks-Konto	481 000	—
Grundstücks- u. Gebäude-Kto.	445 000	—
Gebäude- u. Oefen-Kto.	5 040 800	—
Neubauten	2[illegible]0 184	08
Maschinen- u. Inventar-Kto.	2 278 505	—
Neuanlagen	492 600	—
Inventar-Bestand	730 364	10
Kassa-Konto	20 510	80
Konto-Korrent-Kto. Debitor.	692 099	14
Effekten-Konto	534 578	59
Assekuranz-Konto	32 519	38
Cementcentrale	19 000	—
	11 056 561	09

Passiva.	M.	pf
Aktien-Kapital-Konto	5 500 000	—
Reservefonds-Konto	1 216 809	97
Konto-Korrent-Reserve-Kto.	20 000	—
Erneuerungsfonds-Konto	20 000	—
Arbeit.-Unterstützungskasse	24 336	06
Beamten-Pensionskasse	60 354	88
Obligations-Konto	2 270 210	—
Obligations-Zinsen-Konto	51 705	—
Dividenden-Konto	2 340	—
Konto-Korrent-Kto., Kreditor.	1 175 293	99
Kautions-Wechsel-Konto	19 [illegible]	[illegible]
Mehrbeitrag-Steuer-Konto	4 [illegible]	[illegible]
Saldo-Gewinn	692 3[illegible]6	[illegible]
	11 056 561	09

Aktiengesellschaft Johannes Jeserich.
Bilanz per 31. Dezember 1915.

Aktiva.	M.	pf
Grundstücks-Konto	1 002 094	82
Grundstücks-Erwerbs-Konto Salz-Ufer 17	227 845	30
Gebäude-Konto	528 595	88
Maschinen-Konto	137 559	55
Pferde- und Wagen-Konto	10 380	20
Apparate-, elektrische Anlagen- und Utensilien-Konto	87 256	94
Kontor-Utensilien-Konto	1	—
Maschinen- und Geschäfts-Utensilien-Erneuerungs-Kto.	1	—
Bahngleis-Konto	1	—
Patent-Konto	1	—
Assekuranz-Konto	9 502	52
Kassa-Konto	8 329	33
Wechsel-Konto	50 225	16
Effekten- und Beteiligungs-Kto.	237 932	68
Aval-Konto	1 094 386	86
Konto-Korrent-Konto	995 345	65
Inventur-Konto	748 771	39
	5 138 230	28

Passiva.	M.	pf
Aktienkapital-Konto	2 350 000	—
4 % Prioritäten-Anleihe-Konto	180 000	—
4 % Prior.-Anl.-Zins.-Kto.	1 350	—
4 % Prior.-Anl.-Tilg.-Konto	5 500	—
Dividenden-Konto	540	—
Vorzugs-Dividenden-Konto	150	—
Reservefonds-Konto	235 000	—
Spezial-Reserve-Konto	75 000	—
Strassengarantie-Reserve Kto.	425 000	—
Talonsteuer-Reserve-Konto	19 193	70
Delkredere-Konto	42 032	54
Interims-Konto	105 059	30
Aval-Konto	1 094 386	86
Konto-Korrent-Konto	256 241	[illegible]
Gewinn- und Verlust-Konto	343 776	31
	5 138 230	28



Berlin, den 29. April 1916.

Potsdam in Amerika.

Shaw hat das politische Programm aufgestellt, daß Potsdam vernichtet werden müsse. Der Geist Friedrich Wilhelms des Ersten, Drill und Fuchtel, mußte dem irrlichtelirenden Individualisten höchst anstößig sein. Friedrich der Große hätte den ernsten Witzbold gewiß gern an seiner Tafel gesehen, Shaw aber würde wohl abschätzig die Achsel gezuckt haben: „Il pense en philosophe et se conduit en roi.“ Nein, Sanssouci kann Potsdam nicht retten ... Nun aber ist es wieder einmal „anders gekommen“, worüber sich Shaw, dessen literarische Methode ja ganz auf Ueberraschung gebaut ist, am Wenigsten wundern wird. Potsdam in Amerika! Wer hätte Das vor ungefähr einem Jahr gedacht! Damals gab der Präsident Wilson die Parole aus, Amerika dürfe unter keinen Umständen in ein Heerlager verwandelt werden; noch vor wenigen Monaten erklärte er, es gebe Situationen, in denen ein Mann zu stolz sei, zu fechten. Und nun empfiehlt er dem Kongreß Wehrbereitschaft. Von der einen Seite berennt ihn Roosevelt, der das Programm der Regirung als ungenügend ansieht, von der anderen Bryan, der Friedensapostel, der, als geborener Redner, der „force“ die „persuasion“ entgegenstellt und mit dem Silberklang seines Organs alle Streitigkeiten zu schlichten hofft.

Daß Amerika nicht gerade „archiprêt“ ist, läßt sich wohl kaum bestreiten. Im Bericht des Kriegsministers heißt es: „Die augenblicklich vorhandenen Fonds genügen für eine Armee von 5023 Offizieren und 102985 angeworbenen Mannschaften. Von diesen sind 67 000 Mann mobile Truppen, 20 000 sind für die Vertheidigung der Küsten bestimmt und der Rest Sanitätstruppen und Beamte verschiedener Art. Von dieser Gesammtzahl sind unge-

fähr 29000 außerhalb des Kontinents in Verwendung, so daß etwa 46000 mobile Truppen und 13000 Mann für die Küstenvertheidigung übrig bleiben. Von diesen letzten Zahlen gehen noch Garnisonen in überseeischen Besitzungen ab, die den Bestand erheblich vermindern."

Nach einer solchen Darstellung muß jeder Unbefangene und Verständige einsehen, daß Etwas geschehen muß. Denn die Einen fürchten einen Angriff von Deutschland, die Anderen trauen Japan einen Ueberfall zu. Nur ist die Frage, wie weit man gehen müsse, gehen dürfe. Das Logische in einer auf Gleichheit gegründeten Demokratie wäre allgemeine Wehrpflicht, also Potsdam. Hier und da finde ich den Gedanken en passant und gleichsam tastend in der öffentlichen Debatte verwerthet. Der Durchschnittsamerikaner steht einer solchen Umwälzung noch sehr fern. Er denkt, daß es genügen wird, Armee und Marine ein Bischen zu verstärken, und schließlich ist ja auch Edison noch da, Edison, der eine Erfindung machen wird, eine fabelhafte Erfindung, die von allem Einsetzen der Persönlichkeit entbindet. Feig ist der Amerikaner durchaus nicht, aber er ist friedliebend, lebensfreudig, menschenfreundlich; und der Krieg erscheint ihm als ein unpraktischer Unsinn. Hand aufs Herz: haben wir nicht Alle Stunden, in denen wir ihm beistimmen? Patriotismus, Pessimismus, Fatalismus und andere Ismen helfen uns über solche Schwächeanwandlungen hinweg; aber wir können den Amerikaner begreifen, während er uns unbegreiflich findet. (Daß jeder Mensch und daher jede Nation mehr oder weniger problematisch bleibt, gilt dem Amerikaner als ein Paradoxon, das er durch seine Persönlichkeit zu widerlegen scheint.) Er ist also im Augenblick nicht abgeneigt, die Bereitschaft des Landes zu erhöhen: er wird eben etwas mehr Steuern zahlen. Noch ist ihm nicht aufgegangen, daß eine wirkliche Kriegsbereitschaft eine Umstimmung, eine Härtung, vielleicht eine Brutalisirung der Nation voraussetzt.

Wie bekannt, giebt es hier keinen Kindheitdrill, keine strafende, auf den Kategorischen Imperativ gestellte Erziehung. Die Kinder machen im Ganzen, was sie wollen. Ehrerbietung, Respekt, gute Formen, Alles, was wir „Kinderstube" nennen, ist nur auf der sozialen Höhe, in einem engen, anglisirenden Kreise vorhanden. Das ist nicht schlimm, denn bei der Ungezwungenheit des amerikanischen Lebens vermißt man diese Eigenschaften nicht so schmerzlich, wie man sie drüben vermissen würde. Ueber die amerikanische Erziehung den Stab zu brechen, ist thöricht, da es ja hier eben so viele ausgezeichnete und liebenswürdige Menschen giebt wie in Europa; doch vom militärischen Standpunkt läßt sie viel zu

wünschen übrig. Die Armee braucht Gehorsam; und Gehorsam läßt sich nicht in zwei Monaten Miliz-Uebung erlernen. Der Preuße übt Gehorsam von der Wiege bis zur Bahre. Wird es nun nicht unumgänglich sein, in der Erziehung die Zügel schärfer anzuziehen? Wird es möglich sein, sie, wie bisher, in großem Umfang den Frauen zu überlassen? Emigrantenkinder der unteren Ständen sagen ihren Eltern nach wenigen Monaten: No whipping in this country! Wird der Amerikaner geneigt sein, von Kindern und Schülern straffe Unterordnung zu fordern? Schwerlich. Aber der Gedanke der Bereitschaft schließt doch wohl eine solche Härtung in sich: il faut payer pour tout. Daß Einzelne diese Evolution ahnen, ersah ich neulich aus dem Aufsatz eines Viceadmirals, der die Knaben dem weiblichen Einfluß entziehen wollte. Dieser Gedanke schon, der freilich nur flüchtig-zaghaft, zwischen zwei Kommas, ausgesprochen war, beweist, daß die amerikanische Seele sich wandelt, denn an der Frau zu zweifeln, gilt hier (um mich mild auszudrücken) als tempelschänderisch. Wird in einem Volk, das sich militarisirt, der Frau diese Stellung bleiben können? Kriegerische Ausblicke, kriegerische Erfolge stärken den Mann und geben ihm das Heft in die Hand. Wieder verwahre ich mich gegen ein Werthurtheil, zumal ich als Mann, als Deutscher, als ehemaliger Offizier dreifach befangen bin. Ich sage nur, daß in einem Lande, das „bereit“ ist, weniger Raum für feminine Bestrebungen und für Frauenvorrechte sein wird.

Das Wort, das der Fremde in Amerika am Meisten vernimmt, wenn er politischen Diskussionen zuhört, ist graft: Bestechung, Unterschleif. Er steht vor der sonderbaren Wahrnehmung, daß der Amerikaner seinen privaten Verpflichtungen gewissenhaft nachkommt, daß er aber keinerlei Skrupel kennt, sobald er sich dem Staat gegenüber sieht. Das Wort „Staat“ bedeutet ihm ja nur die äußere Abgrenzung; die Fülle von Begriffen, die wir in das Wort hineingezwängt haben, klingt nicht in ihm an, wenn er „state“ sagt. Der Staat ist ihm nichts weihevoll Mystisches wie dem gebildeten Deutschen vom Schlag Treitschkes. „Der gemeine Mann trägt den Staat wie eine Last,“ sagt Hebbel tadelnd; der Amerikaner aber sieht im Staat nur eine Krippe oder, zarter, ein Füllhorn. Irre ich nicht, so müßte diese Auffassung sich ändern, wenn eine wirkliche Bereitschaft erreicht werden sollte. Ruhige Männer berichten, wie sehr die Korruption der russischen Beamten die nationale Leistung vermindert habe; und diese Meldung sollte dem patriotischen Amerikaner zu denken geben. Aber die Ausbeutung des Staates ist mit dem ganzen politischen System so unzertrennlich verbunden, daß eine ernstere, edlere Auffassung

sich vermuthlich nur langsam durchsetzen wird. Daß die Aufstellung eines regelrechten Budgets eine Vorbedingung jeder weitschauenden Militärpolitik sein würde, versteht sich von selbst. Wichtig genug an sich, ist diese Frage doch nur eine Einzelheit in dem tiefgreifenden Umwandlungprozeß.

Ein Arbeiterführer, den ich kürzlich sprach, übte seinen Witz an den Bereitschaftideen, die er in dieser durch und durch kapitalistisch empfindenden Gesellschaft als „grotesk" bezeichnete; aber er vergaß, daß man im politischen Leben mit Generationen rechnen muß. Der Gedanke, der jetzt nur ein Saatkorn ist, mag sich stark, ja, vielleicht üppig entwickeln. In dreißig Jahren schon kann Amerikas Antlitz einen ganz anderen Ausdruck zeigen. Ich, offen gestanden, bin froh, daß ichs nicht mehr erlebe. Helgoland war viel anziehender, als es noch nicht von Kanonen starrte. Aber solche epikureischen Betrachtungen weichen der Nothwendigkeit.

Alfred de Vigny hat einmal gesagt, er wünsche sich „un Rafaël sombre" mit dem selben Adel der Linien. Ein schöner Romantikereinfall; nur wäre wohl ein düsterer Rafael eben kein Rafael mehr. Ein militärisches Amerika, wäre es noch Amerika? Wer will es einem Amerikaner verdenken, wenn er sich nicht leichten Herzens entschließen kann, diesen abschüssigen Pfad zu betreten? Hatte nicht die Geschichte Amerika eine besondere Mission zugewiesen? Und wo bleibt Amerikas Existenzberechtigung, wenn die Neue Welt die alten Probleme auch in der alten Weise behandelt? In der Adoptirung des Bereitschaftgedankens wittern Viele eine Gefahr und Manche erkennen darin eine jähe Abwendung von den ursprünglichen Idealen dieses Landes. Niemand wagt, den „Militarismus" schlechthin zu empfehlen oder auch nur zu vertheidigen; auch die Anhänger der Bereitschaftlehre erklären beschwichtigend, Heer und Flotte seien nur für die Vertheidigung bestimmt. Aber die Begriffe „Offensive" und „Defensive" sind Gallert; sie erinnern an den Diplomaten, der auf die Frage, was eigentlich Intervention bedeute, antwortete: „Genau das Selbe wie Nicht-Intervention".

Doch auf all Das würden die Männer der Bereitschaft antworten: „Unsere Pflicht ist, die Forderung des Tages zu erfüllen. Der Gottheit ins Handwerk zu pfuschen und Amerikas Mission zu besinnen, sind wir nicht gewillt. Noch sträuben Wilhelms Schnurrbartspitzen sich drohend. Und die letzte Rede des Grafen Okuma haben Sie ja wohl gelesen. Wie sagte der Mann in Potsdam? Toujours en vedette!"

Evanston, Ill. Eduard Goldbeck.



Cervantes.

„Ich durchzog die ganze Nacht
Diese Stadt nach allen Straßen,
Um, was Neues sich begiebt,
Auf die Weise zu erfahren.
Denn Sevilla ist ein Ort,
Wo wohl hundert neue Sachen
Jede Nacht geschehen ....“
Calderon.

Auch Cervantes hat eine Stadt nach allen Straßen durchzogen; diese Stadt war die Welt, diese Welt war das Leben. Er ist tief darin eingedrungen, in mannichfacher Verkleidung, als Kammerdiener, Soldat, Sklave, Lohnschreiber, arbeitete sich als armer, einarmiger Krüppel wieder an die Oberfläche, verkroch sich in einen Schlupfwinkel, dann gab er uns einen Spiegel, speculum mundi, in dem das große Bild in tausend Bildern eingefaßt war. Jeder schaut in diesen Spiegel, geblendet anfangs von der in tausend Farben spielenden Fülle. Jeder lacht, lacht aus, lächelt, schließlich weint er; denn Jeder hat früher oder später in dem wimmelnden Treiben sich selbst erkannt, sein eigenes Bild. In jedem seiner Menschen spürte Cervantes dem Wahren nach und fand die Wahrheit, die wir nur betrübten Herzens zu vernehmen im Stande sind. Es ist nur gut, daß der Dichter unser Auge nach kurzem Verweilen wieder zu anderen, bunten und unterhaltsamen Abenteuern ablenkt: sonst könnte geschehen, daß wir uns ängstlich scheuen, einen Blick in den Spiegel seiner Welt, in seinen Spiegel der Welt zu werfen. So gleiten wir weiter, von einem Kapitel zum nächsten, wo der gute Ritter Don Quijote noch mehr Prügel abbekommt; wie lustig und possierlich! Wir spotten, spotten unser selbst und wissen nicht, wie. Wir Zuschauer lachen uns krank in des Wortes wahrster Bedeutung über die Komoedie des irrenden Irren, gar, wenn er vor dem Karren der fahrenden Gaukler, vor „der Hofhaltung des Todes“ Halt macht und seinem getreuen Jünger und Zweifler Sancho Pansa Wesen und Sinn der Komoedie und der Komoedianten erklärt: „und keine andere Vergleichung giebt es, die uns so lebendig vor Augen stellt, was wir sind und was wir sein werden, wie die Komoedie und die Komoedianten“. Wir lachen; es ist aber ein Lachen, das vom Weinen fast nicht mehr zu unterscheiden ist. Nur des Dichters Lachen selbst erhebt sich als reiner Klang, als das geläuterte und befreiende Lachen des Weisen.

Ideale dürfen wir im Leben hegen, nach Belieben, so viel wir wollen, wie unnützliche Blumen in dem Garten, wo wir an Sonn- und Feiertagen zur Erholung ein Wenig auf- und abgehen. Ideale sind eine unschädliche Liebhaberei, aber Illusionen bilden eine böse Gefahr. Illusionen können sich mit der Zeit zur Leidenschaft entwickeln; und Leidenschaft artet manchmal in Wahn aus.

Don Quijote ist der tapfere, unerschrockene Streiter für Recht und Wahn; auf dem zerschundenen Rücken der so geduldigen Rosinante trabt er zum Kreuzzug gegen die Ungläubigen und Ketzer aller inneren Bekenntnisse. In diesem Kampf regnen die Hiebe, Stiche und Sticheleien auf die traurige Gestalt; doch in seinem Inneren trägt Don Quijote keine Wunde davon; kein edleres Organ wird verletzt; der Todesstoß der Erkenntniß bleibt ihm erspart. Don Quijote hat seine Waffen Dulcinea geweiht, der Illusion von Toboso, einem Weib, das gar keine Wesensform angenommen hat. Die bösen Menschen wollen ihm weismachen, daß diese Dulcinea gar nicht lebe. Mag sein. Er aber behauptet trotz Allem, „daß sie die vollkommenste Schönheit auf der Welt ist“; für ihn lebt sie in hundert beseligenden Gestalten. Denn Don Quijote weiß nur von der frommen, einfältigen Liebe des Herzens; die Erregungen der Sinne, so wir fälschlich als Liebe bezeichnen, sind seinem Kindersinn fremd. Er nimmt den Kampf auf für ein Phantom gegen eine erdrückende Ueberzahl von Rittern; es sind freilich nur Schafe, harmlose, erschreckte Schafe, in denen er Ritter sieht; aber wer will mit Sicherheit wissen, ob Dem auch wirklich so sei, ob der grausame Witz, mit dem die Ironie des Schicksals Don Quijote treffen wolte, sich nicht gegen dieses Schicksal selbst gekehrt habe? Don Quijote blutet aus zahllosen Wunden; doch gesundes, rothes Blut rinnt aus dem schmächtigen, verkümmerten, mißhandelten Körper, Blut, das nicht zersetzt ist von den Giftkeimen der Skepsis. Als im Glauben starker und opferfroher Märtyrer seiner Illusionen, ein Seher, wenn auch kein Sehender, kehrt er heim, um zu sterben. Sancho Pansa kniet neben dem ärmlichen Leidenslager seines Herren und weint bitterlich: Ach, sterbet nur nicht, gnädiger Herr, schluchzt er, sondern nehmet meinen Rath an und lebet noch viele Jahre! Wollt Ihr aber aus Verdruß darüber sterben, daß Ihr überwunden seid, so schiebt nur die Schuld auf mich und sagt, die Rosinante sei gestürzt, weil ich sie so schlecht gesattelt hatte. Sancho Pansa saß sein Leben lang sicher und fest auf dem breiten Eselsrücken

eines gesunden Menschenverstandes. Sancho Pansa ist nicht zu Fall gekommen. Die theuer gebüßte Illusion seines Herren erscheint ihm als frevelhafte Schuld, mag der Gute auch bereit sein, sie auf sich zu nehmen. Aber noch niemals hat der Tod einen Stellvertreter gelten lassen.

* * *

Liest man die „Novelas Ejemplares" des Cervantes, so gedenkt man unwillkürlich schöner Friedenstage im madrider Prado und in der Alten Pinakothek in München. Das gigantische Werk eines Landsmannes und Nachfahren des Cervantes ersteht wieder vor dem inneren Auge, wir blättern in den Novelas Ejemplares und betrachten eigentlich das Werk des José Francesco Goya y Lucientes. Hier wie dort feiern die Sieben Todsünden in kaledonisch bangen Gewitternächten ihren höllischen Masken-Sabbath, bis das Licht des Morgens „y es ora" in die Finsternisse leuchtet. Hier wie dort schreitet ein Dichter durch den Halbschatten der engen Straßen im alten Spanien; er setzt sich zu den Mönchen und Schmugglern, zu den Alguazils, Räubern, Dieben und Zöllnern; er belauscht die triefäugigen Hexen, die nächtens den widerlich klebrigen Leib mit Menschenblut salben, er überrascht die Zigeunerinnen und Majas und die im kupplerischen Duft der Mandelblüthen von Cadix rasch bethörten Jungfrauen. Er spürt ihren geheimsten Lastern nach und folgt ihnen in athemloser Hast bei ungewissem Fackelschein durch scheu schlafende Gassen und über verrufene Schleichwege, unerkannt, Einer der Ihren. Und Beide, Cervantes wie Goya, gelangen schließlich auf den großen Friedhof, wo die Gewesenen in aufgeregten Nächten der verfaulten Erde entsteigen und Sinn und Ablauf des Lebens enträthseln: ein Knochenfinger streckt sich empor in das allumfassende Nichts und schreibt ein Wort, ein einziges Wort: Nada, Nichts. Und eine Hand ist noch zu erblicken, eine aus dem Urdunkel geborene Hand, die eine Wage hält, aber: die Schalen, beide, sind umgeworfen. Goya gleicht der Natur; auf alle Fragen wird bei ihm ewig als Antwort die Nacht, das Schweigen: Nada, nichts. Während Cervantes der Hoffnung des Morgens gleicht; er läßt sie immer wieder schüchtern das Haupt erheben aus dem Nebelchaos unserer Schicksale, er läßt sie uns den Himmel des Mitleids zeigen und uns Vergessen finden durch die Gnade des Seins.

Wien. Dr. Moriz Scheyer.



Friedensziele.

Der Isolirte Staat ist Thatsache geworden; aber nicht nach Thünens Voraussetzung. Was in ihm eine hochstehende Landwirthschaft bedeutet, würdigen auch die Bewundere. der internationalen Arbeitstheilung und weltwirthschaftlichen Segens: für uns Lebende und vielleicht auch für unsere Nachfahren. Die politische Schwerkraft mag nach dem Friedensschluß für eine Weile aufgehoben sein; unwahrscheinlich ist eine geologisch-ethische Revolution, die Deutschland mit einem brandenden Meer umgiebt und unsere Nachbarn in friedliche Lämmer verwandelt.

Nicht gewürdigt wurde bisher die wirthschaftliche Aufgabe, die dem Ackerbau und der Viehzucht nach dem Krieg zufallen wird. Ihre Nachfrage nach den gewerblichen Erzeugnissen Deutschlands muß einen Theil der ausländischen ersetzen. Selbst wenn die deutsche Diplomatie günstige Handelsverträge erlangt und die Agitation zu deutsch-feindlichem Boykott unwirksam bleibt, können schwere Zeiten für das deutsche Gewerbe und den deutschen Außenhandel kommen. Alle am Krieg betheiligten und manche neutralen Völker werden so erschöpft sein, daß sie nur ein schwaches Begehren nach den industriellen Erzeugnissen unseres Vaterlandes zeigen können. Wohl wird die Wiederherstellung der Heeres- und Flottenmacht, vielleicht auch deren Verstärkung auf großen Gebieten den Unternehmern Ersatz bieten; aber der private Bedarf der Bürger wird geringer sein. Sogar dem Deutsch-Französischen Krieg folgte ein zehnjähriger wirthschaftlicher Druck, der durch die Anfänge des ausländischen landwirthschaftlichen Wettbewerbes vermehrt wurde und den der Kulturkampf und die Kinderkrankheiten der deutschen Sozialdemokratie noch bitterer empfinden ließen. Eine Vorstellung von der künftigen Depression wird uns nur Deutschlands Lage nach dem Siebenjährigen und dem Befreiungskrieg geben. Wahrscheinlich wird sie aber rascher vorüberziehen, weil unsere erzeugenden Kräfte stofflicher und geistiger Art seit jener Zeit gewaltig zugenommen haben. Um den Bedarfsausfall zu decken, müssen wir die Leistung und damit die Nachfrage der Landwirthschaft erheblich, in Masse und in Güte, steigern. Das läßt sich erreichen durch Meliorationen großen Umfanges, durch Erzeugung bisher aus der Fremde bezogener Stoffe und durch Ansetzung zahlreicher Landwirthe, auch der Invaliden und der aus Rußland heimgekehrten „Kolonisten“. Die Einzelstaaten müssen die Besitzer nicht nur mit Rath, sondern auch durch langfristigen Meliorationkredit unterstützen, einen Theil der

Kosten auf die Staatskasse übernehmen, neue Kulturen anregen, die Ansiedlungthätigkeit mit erhöhter Kraft fortsetzen. Die Befreiungskriege eröffneten das noch nicht abgeschlossene Zeitalter der Güterzusammenlegung, der Gemeintheilung, der Anlage moderner Kataster; die Jahre nach dem Deutsch-Französischen Krieg sahen die Wiederaufnahme der Thaten des Großen Friedrich auf dem Gebiete der Bauernansiedlung; möchten nach dem Kampf, den wir jetzt durchfechten, auf den deutschen Fluren Männer erscheinen, die auch die anderen Bestrebungen des Königs Friedrich erneuen!

In so drangvoller Noth muß Alles ausgenützt werden. Der ‚Wealth of Waste' war dem Nationalökonomen bekannt: wie viel vergeudet wird, wie viele verbrauchte und fortgeworfene Stoffe die heutige Technik neu zu verwenden versteht (Shoddy, Mungo, gepreßtes Leder und andere), wie viel Abgelegtes in Truhen und auf Speichern verkommt, das die Industrie umformen könnte. Diese durch den Krieg verbreitete Erkenntniß müssen Vereine lebendig erhalten. Sie werden hoffentlich auch für die dauernde Verdrängung des Goldes aus dem Zahlungverkehr sorgen und, wenn Das unmöglich sein sollte, dahin wirken, daß nur Doppelkronen geprägt werden, die sich weniger abnutzen. Jedem im Ausland reisenden Deutschen wurde deutlich, welche Verschwendung wir mit dem Goldgeld getrieben haben; sah er doch in den Vereinigten Staaten Eindollarscheine mit einer Kaufkraft von zwei bis drei Mark. In Zukunft sollte Gold nur noch zur Notendeckung dienen und im internationalen Zahlungverkehr verwendet werden, der nach dem Kriege erhöhte Ansprüche dieser Art stellen könnte. Das durchzusetzen, wird in einem Goldwährunglande freilich auch mit dem Beistand des Gesetzgebers schwer sein.

So viel Vertrauen in die Fähigkeit des deutschen Staates, Riesenaufgaben, wie die allgemeine Bodenverbesserung, zu bewältigen, stützt sich auf die Leichtigkeit, mit der die Gemeinwirthschaft im letzten Jahr geschaffen wurde. Das Problem des gerechten Preises hat der Staat noch nicht zu lösen vermocht; und große Mengen Lebensmittel ließ er verkommen. Die deshalb erhobenen herben Anklagen gegen unser Beamtenthum sollten gegen Diejenigen gerichtet werden, die dessen Hochschulbildung im Wesentlichen noch immer, trotz allen Warnungen der Juristen R. von Mohl und Bulming, aus Privatrecht und Prozeßrecht bestehen lassen. Aber nach solchen Erlebnissen wird das deutsche Volk Wandel schaffen. Doch die gute Erfahrung muß uns mahnen, den vom Krieg gewiesenen Weg nach dem Krieg nicht wieder zu verlassen. Daher ist es bedauerlich, daß eine sozialistische Partei mit

dem Programm allmählicher Ausdehnung der Gemeinwirthschaft fehlt. In der Sozialdemokratie sind drei Parteien vereint: eine Arbeiterpartei, eine demokratische und eine sozialistische, die einander hemmen, wie dem Zuschauer scheint. Daß mancher Arbeiterwunsch leichter gewährt worden wäre, wenn ihn nicht die Sozialdemokratische Partei vorgebracht hätte, weiß Jeder; daß ein sozialdemokratischer Theoretiker die Volksgesetzgebung, die höchste demokratische Forderung, die seit Jahren auf dem Parteiprogramm steht, als konservativ und der Partei schädlich verwirft, dürfte Lesern der sozialdemokratischen Literatur bekannt sein; daß viele Sozialdemokraten noch heute an die Theorie des automatischen Zusammenbruches und, als ihn angeblich fördernd, an den Freihandel glauben (weshalb ihre Partei nichts für die Vermehrung gemeinwirthschaftlicher Betriebe geleistet hat), erfordert keinen umständlichen Beweis; das einzige nicht ganz in diese Kategorie fallende Activum ist die mächtige Entfaltung des genossenschaftlichen Gedankens. Wenn sich die drei Parteien von einander lösen wollten! Die sozialdemokratischen Arbeiterbataillone könnten sich nach der Einreihung anderer Arbeitergruppen kräftiger regen, die frei werdenden Demokraten, mit bürgerlichen Demokraten verbunden, eine leistungfähige Partei bilden und daneben könnte eine wirklich sozialistische Partei entstehen, welche, die marxischen Lehren als Spukgestalten Gogols nach verpaßter Rückzugsstunde betrachtend, nichts erstrebte als die planmäßige Ausdehnung der Gemeinwirthschaft mit nüchtern gewählten Mitteln. Da sie einen energischen, auf hartnäckiges und besonnenes Thun gestellten Charakter haben müßte, so würde es unter den Männern, die sie aus anderen Lagern zu sich herüberzöge, Anhänger des Schutzzolles geben, weil er die Zahl der in die Weltwirthschaft verflochtenen Betriebe mindere, also die Verstaatlichung erleichtere.

Wird denn der geschlossene Handelsstaat den Krieg überleben? Das glaubt Niemand. Aber wir haben die wichtige, die einzige Erfahrung gemacht, wie leicht einem intelligenten Volk der Sprung aus der Freiheit in die Organisation wurde. Doch wird der Staat wohl eine größere Zahl öffentlicher Unternehmungen für militärische Zwecke beibehalten oder begründen; auch wird wahrscheinlich eine noch stärkere Anregung dieser Art von der Finanzwirthschaft ausgehen. Wer annimmt, daß nach oder bald nach einem siegreichen Krieg unsere Feinde eine gewaltige Kriegsentschädigung zahlen können, täuscht sich meines Erachtens erstens über das Mißverhältniß der entsetzlichen Höhe der Kriegskosten zu den unmittelbar für diesen Zweck verfügbaren Werthpapieren,

zweitens über die Möglichkeit, sie rasch zu einem angemessenen Preis abzusetzen (soll Amerika Alles kaufen?), drittens über den gesunkenen Werth mancher dieser Papiere. Selbst der fette John Bull wird nach all den eigenen und fremden Ansprüchen einem Gerippe gleichen; schon vor einiger Zeit hat Lord Haldane seinen Zuhörern nicht verhehlt, daß sie nach dem Krieg viel ärmer sein werden. Oder soll Rußland das Bild der Traubenlese von den Dornen bieten? So werden wir selbst als Sieger für die Verzinsung und Tilgung unserer Anleihen aufkommen, also drei bis vier Milliarden jährlich mehr aufbringen müssen. Aus direkten und indirekten Steuern können sie nicht gedeckt werden; selbst mit neuen Monopolen, wie dem für Alkohol, Cigaretten, Zucker, Versicherung (auch das Margarinemonopol wird vorgeschlagen) werden wir nicht ans Ziel gelangen; wir müssen die Reichseisenbahn und die deutsche Einheitpost schaffen, wie schwer das Eine Preußen, das Andere Bayern fallen mag. So wird die Gemeinwirthschaft einen ungeahnten Aufschwung nehmen können, wenn kraftvolle Männer den Widerstand feindlicher Kreise zu überwinden wissen. Die Ausdehnung der Gemeinwirthschaft empfiehlt sich auch deshalb, weil sie das sicherste Mittel zur Verbesserung der wirthschaftlichen Lage der schwächeren nicht-bäuerlichen Klassen ist. Diesem Gedanken begegnet man in der Kriegsliteratur nicht, um so öfter dagegen zwei anderen: Anwendung der Grundsätze, auf denen die Alters- und Invaliditätversicherung beruht, auf neue Gebiete der Sozialpolitik und Einführung des allgemeinen Stimmrechts in alle Gemeinden und Einzelstaaten. Den ersten kritisire ich nur mit der Forderung, alle Deutsche in die beiden Versicherungzweige aufzunehmen, durch Zwang und unter derselben Bedingung staatlichen Zuschusses; die Prämien würden zugleich mit den Steuern erhoben werden. Wohl giebt es große Gebiete der Sozialpolitik, auf denen Männer aller Richtungen für erhebliche staatliche Aufwendungen eintreten können (das Wohnungwesen); aber ob das Deutsche Reich nach dem Krieg die nöthigen Summen haben wird? Das allgemeine, gleiche Wahlrecht ist das Zersetzungprodukt einer verwesenden Gesellschaft, die politisch berufsgenossenschaftlich organisirt war. Die verrotteten Verbände der Vergangenheit brachen zusammen, die menschlichen Atome wurden frei, um sich zu neuen Verbänden zusammenzuschließen. Während unser Wahlrecht nur abstrakte, gleiche Bürger kennt, offenbaren die Wahlergebnisse den Sieg der bestorganisirten wirthschaftlichen Klassen und oft den Sieg ihrer Interessen über die des Wahlkreises. Bei den gewaltigen Wandlungen unserer

Gesellschaft im letzten halben Jahrhundert erscheint das Reichstagswahlrecht schon heute fortschrittlichen Geistern als veraltet. Sollte da nicht das Wahlrecht der Zukunft den offenen Interessenkampf moderner berufsgenossenschaftlich organisirter Klassen eröffnen? Eine Erste Kammer, aus Männern bestehend, die den Klasseninteressen fernständen, müßte das Gleichgewicht zwischen den Klassen herstellen, das aber auch durch die Vereinigung von Interessen zur Ausbeutung des Staates gestört werden könnte.

Volksfreundlich und demokratisch wäre dagegen die Abschaffung des einjährig-freiwilligen Dienstes. Dieser oft vorgetragene Gedanke, so äußerte vor einigen Jahren ein deutscher Kriegsminister, sei ihm sympathisch, scheitere aber an den Mehrkosten: Dreißig Millionen Mark jährlich. Sind diese Bedenken nicht gehoben, nachdem der Krieg bewiesen hat, daß der Dienst allgemein auf etwa anderthalb Jahre herabgesetzt werden kann, wenn die militärische Jugenderziehung eingeführt wird? Die Tüchtigsten werden am Ende ihrer Militärzeit befördert; und wer Reserveoffizier werden will, macht die vorgeschriebenen Uebungen und weist die erforderliche allgemeine wie besondere Bildung nach. Diese Einrichtung steht in enger Beziehung zu der Möglichkeit, eine wissenschaftliche Bildung ohne den Besuch Höherer Schulen zu erwerben. Das ist aber schon jetzt möglich in Folge der Popularisirung der Wissenschaften, der Volkshochschule, der Fachschulen u. s. w. Solche Bildungsgelegenheiten müssen vermehrt werden.

Seit dem Erscheinen bekannter Bücher über allerlei Sprachdummheiten und den papiernen Stil ist das Interesse an der Reinheit und Schönheit unserer Sprache in immer weitere Kreise gedrungen. Aber von voller Uebereinstimmung sind wir weit entfernt; boshafte Menschen haben sogar behauptet, daß der Beruf einiger Reformatoren sich besonders im Fanatismus und in der Willkür ihrer Entscheidungen äußere und daß, abgesehen von der verminderten Anwendung der Wörter „Derselbe“ und „Welcher“ wenig besser geworden sei. So scheint die Zeit für eine entscheidende That gekommen zu sein. Wie man nach dem Deutsch-Französischen Krieg an die Rechtschreibung und die Reinigung des Wortschatzes von fremden Eindringlingen ging, so mögen nach diesem Krieg Grammatiker, Sprachforscher, Kenner des deutschen Schriftthumes, Meister des Stiles zusammentreten, um alle unsere Zweifel zu lösen. Nicht eine deutsche Akademie wird vorgeschlagen, sondern eine Versammlung zur Beantwortung bestimmter Fragen, die ihr vorgelegt worden sind. Wie empfänglich das deutsche Volk für jeden Schritt in dieser Richtung, selbst für ein bloßes

Versprechen, sein würde, beweist die durch den Krieg hervorgerufene Wahl deutscher Grußformen, die Verbannung und Verdeutschung von Fremdwörtern, die Beseitigung fremder Firmenschilder, die, wenn die Inhaber sie nicht durch andere ersetzt haben, zum Theil ihre Wiederauferstehung erleben könnten, sobald der patriotische Sturm vorübergebraust ist.

Noch höher gehen die Wogen der Zeit! Deutsche Lehrer wollen das Schulwesen auf vaterländischer Grundlage neu aufbauen. Die Bewegung schlägt eine dem Humanistischen Gymnasium feindliche Richtung ein. Für Jeden begreiflich, der die Heißsporne der Antike gekannt hat. Ohne klassische Bildung konnte man nach ihnen nicht logisch denken, nicht naturwissenschaftlich beobachten noch eine anständige Gesinnung haben. Und wenn man von den Früchten dieser Erziehung kostete oder ihre Gesinnung prüfte (ich spreche natürlich von den italienischen Humanisten des sechzehnten Jahrhunderts ....) Doch diese Ansprüche sind begraben und man kann an die Frage vom Standpunkt des Nützlichen herantreten. Es giebt Berufe, für die eine gründliche klassische Bildung erforderlich ist, die sich aber nur durch einseitigen Betrieb erwerben läßt. Auf die Ueberlastung mit modernen Bildungmitteln darf man verzichten, in der Hoffnung, daß die Zöglinge sie später leicht erwerben und daß die entlasteten Schulen ihnen Etwas von dem klassischen Schönheitsinn übermitteln werden.

Wohin aber auch jene Wogen treiben: mögen sie auch das gestrandete Schiff der Universitätreform wieder flott machen! Hier ist der Hafen genau bekannt, in den wir hinaussteuern müssen. Trägheit, Unwissenheit, Interessen hindern noch, ihn zu erreichen.

Möchte der tiefe vaterländische Ernst die Berufenen bewegen, auch diese Frage vorurtheillos zu erörtern: Weshalb sind wir so verhaßt? Bisher wurde geantwortet: Unsere großen politischen und wirthschaftlichen Erfolge haben uns viele Feinde geschaffen und die unfreundliche Gesinnung ist in allen Welttheilen künstlich durch die niedrigsten Verleumdungen geschürt worden. Beides ist nur allzu wahr. Aber es läßt sich beweisen, daß wir in Nord und Süd, in Ost und West unbeliebt waren, ehe wir große Erfolge hatten und angegriffen wurden. Es ist keine erfreuliche Aufgabe, aber die Berufenen, Dichter, Frauen, Schulen, müssen sie anpacken. Sind nicht die Turgenjew, die Thackeray, die Dickens die größten Erzieher ihres Volkes gewesen?

Walter Hermann.



Selbstanzeige.

Forderungen und Verheißungen. Zur Sozialität des Krieges und des Friedens. München, Georg Müllers Verlag.

Der Autor wendet nichts ein, wenn sich flachköpfige, besserwisserische Rezensenten an seinem Buch vergreifen; hat vielmehr Das über sich ergehen zu lassen. Es gab noch keinen Gedanken, der nicht seine Besserwisser gefunden hätte. Der Autor darf aber sich verwahren, wenn man ihn mit Bestrebungen zusammenbringt, die ihm fremd sind und die nur ein flachköpfiger Mann verwandt finden kann und als verwandt verkoppeln, irreführend Jene, die nicht sich selbst informirt haben. Allerdings erweist sich ja auch meist der flachköpfige Mann als ein Rezensent von Beruf; und die Nicht-informirten sind gewarnt. Weil mein Buch „Forderungen und Verheißungen" die Grundforderung nach einer „sozialen Verbesserung" des Lebens stellt, darf man es noch nicht mit der Organisation der Besserwisser, den Melioristen, vergleichen, die auch diese Grundforderung stellen. Aber welcher gute Mensch stellte sie nicht? Diese Organisation, eine von den Kriegserscheinungen, hat sich eben in einem Buch von Aufrufen vorgestellt, von Aufrufen an den „thätigen Geist". Zuerst besticht die Sache, die sich neu geberdet, aber man sieht bald, daß es sich um die alte Sache einer Aufhäufung schöner Forderungen handelt, eine Sache, die alle Jahrzehnte (wenn nicht öfter) sich wiederholt. Hier besteht bescheidener Weise der thätige Geist im Melioriren, im Aufpflastern. Man ist bald im Klaren und läßt sich nicht mehr dadurch irreführen, daß bedeutende Schriftsteller wie Heinrich Mann, Brod, Werfel sich in den Kreis der Melioristen ziehen ließen: sie werden bald und leicht wieder herausfinden. Dann bleibt nur noch die empfohlene „Verbesserungmethode"; und sie hätte selbstverständlich die Wirkung, die die Kurpfuscherei der Therapeutik voraus hat: sie machte eine Krankheit noch komplizirter, brächte neue Bazillen ein und so weiter. Ich will nicht eine Wunde so meloriren, sondern suche ihre Diagnose zu stellen, statt sie zu überdecken; Krankheiten des sozialen Lebens nicht zu bemildern, sondern zu begründen. Und vielleicht nicht ganz konventionell und gut beweisbar zu begründen: 1. mit der noch immer vorhandenen Möglichkeit des Hungers; 2. mit der Möglichkeit der Arbeitlosigkeit (Arbeit nicht als Erwerb, sondern als Arbeit); 3. mit der noch immer dauernden Berauschung an dem Wort einer Freiheit (und den damit zusammenhängenden Vorurtheilen). Ich baue kein System des Paradieses auf, sondern suche festzustellen, aus welchen Gründen wir kein Paradies uns hier machen können; sonst nichts. Und ich citire jetzt, zu jedem dieser drei fundamentalen Punkte, einen oder zwei Sätze aus dem Buch, gekürzt, nur, um die Feststellung, die Forderung anzudeuten und die Haltung.

„Die Möglichkeit des Hungers ... muß gestrichen werden. Eben so, wie heute Niemand mehr gefoltert wird, weil es zu sehr mittel-

alterlich wäre, darf Niemand mehr verhungern können. Es ist nicht weniger mittelalterlich." Immer der Hunger als Thatsache, nicht erst mit Bezug auf den Hungernden. „Das Mittelalterliche am Hunger steckt in seiner Bedeutung, die mit dem Hungern als schmerzlicher Verrichtung nichts mehr zu thun hat." Weiter: „Um es einfach zu sagen: Der Staat muß für seine produktivsten Geister, was immer nur die feineren sind, sorgen; nicht weniger als für seine Angestellten, Witwen und Waisen. So lange die Institution des Hungers Möglichkeit ist, nicht endgiltige Vergangenheit, so lange muß eine Versicherung des Geistes arbeiten und seine pekuniären Verhältnisse ordnen." „Die Arbeitlosen sind die Pioniere des Hungers. Nur: in dem Augenblick, in dem wir den Hunger abschaffen, bleiben sie noch immer da" ... „Es wird genug Einfältige geben, die nun anheben werden: jetzt, da er keinen Hunger mehr habe, brauche man sich um den arbeitlosen Mann nicht mehr zu kümmern. Das ist sehr falsch. Es ist aber auch noch eine Sünde wider den Geist des Staatsbegriffes, den ich als ein Versprechen der Volkshebung auffasse. Der Staat wird seine glücklichste Form erreichen, wenn er die Kräfte der Nation vollkommen ausnützt, produktiv macht und so weiter. Darin ist die Nation durchaus unselbständig und ganz auf den Staat angewiesen; er muß für sie sorgen. Und ganz zuerst für Jene, die keine Arbeit haben, nicht, weil sie sonst keinen Verdienst und also Hunger haben würden, sondern einfach, weil sie sonst keine Arbeit haben würden, weil in ihnen das Gefühl der Unnützigkeit um sich griffe, ein Menschen entwürdigendes Gefühl. Solche Herabdrückungen ihres Reichthums kann sich keine Verwaltung leisten; sie haken sich gleich in ihr Gewissen ein." Noch einmal: Hunger, Nichtarbeit und Freiheitgerede sind die drei Begründungen unseres unsozialen Lebens; für mich. Daraus ließe sich Etwas wie eine system-einheitliche Ausgestaltung machen. Daran liegt mir jetzt nicht, nur an der Anregung, der Feststellung. Ich schließe hier mit einem Abschnitt, der über die Freiheitlüge spricht: „... muß sagen, daß es eigentlich überhaupt keine Freiheit giebt. Was es giebt, sind Freiheiten, Gewerbefreiheit, Vereinigungfreiheit, Redefreiheit; und so haben wir uns noch einige Freiheiten stückweise erworben und erkämpft. Langweilig wirkt dagegen schon, immerfort von der Freiheit zu sprechen, die mehr als ein Begriff sein soll .... Man schlage die echten Kämpfe an: und man wird finden, daß die echten Kämpfe nicht der Freiheit galten, die es nicht giebt, sondern immer nur den Freiheiten, die es noch nicht giebt. Aber den Heroikern der Idee an sich, die so stürmisch nach ihr als nach einer gottähnlichen Erscheinung rufen, Denen ist es schon gar nicht um die Fruchtbarkeit des freien Lebens zu thun, sondern um den Sturm der lauten Worte. Man kann nicht einmal sagen, daß ihnen die Fruchtbarkeit der Freiheit wenig am Herzen liege, man muß sagen, daß ihnen auch die Arbeit überhaupt wenig am Herzen liegt, weshalb sie ja auch nur Reden halten und jeden Augenblick begeistert sind."

Theodor Tagger.



Bankbilanzen.

Das Bankenjahr 1915 unterschied sich in wesentlichen Punkten vom Jahr 1914. Es hatte eine ununterbrochen gute Konjunktur, während 1914 mit den ersten fünf Kriegsmonaten belastet war. Damals herrschte Ungewißheit; am Meisten über die Gefahren, mit denen die Wirthschaft noch zu rechnen hätte. Wahrscheinlich waren mehr Vorräthe im Land als heute; aber sie waren schlechter vertheilt. Die Industrie konnte nicht übersehen, wie weit sie mit ihren Lagerbeständen reichen werde und wie groß die Geldreserven sein müßten, damit der Zufluß der Betriebsmittel nicht stocke. Von solchen Hemmungen ist das Jahr 1915 frei geblieben. Als die Reichsbank vor Weihnachten 1914 den amtlichen Wechselzinsfuß auf 5 Prozent herabsetzte, wußte man schon, daß im Bezirk des Kredits die Schwierigkeiten geringer wurden. Der Reichsbanksatz ist nicht gestiegen; und die Lebensäußerungen des Geldes waren niemals störend. Der Privatdiskont betrug im Durchschnitt $4^1/_8$; Tägliches Geld war zu 2, manchmal auch zu 1 bis $1^1/_2$ Prozent angeboten. Das Geld war bereit: für die Kriegsanleihe und für die gewerbliche Arbeit. Ein Kreislauf in der Güterbewegung, von einer Raschheit und Regelmäßigkeit, wie er niemals zuvor erlebt worden war. Die Schwerindustrien, Eisen, Stahl, Kohle, Maschinen, arbeiteten bis zur Athemlosigkeit. Was das Heer brauchte, mußte in riesigen Stapeln geliefert werden. Die Güterproduktion wurde in den Kriegsrahmen eingespannt und es zeigte sich, daß sie in ihn hineinpaßt. Wie groß das Gesammtergebniß der Produktion war, läßt sich nicht feststellen. Bescheidene Schätzungen sagen: Zwei Drittel der höchsten Friedensleistung. Die Börse blieb in einer zuvor nie gesehenen Begeisterung für die großen Industriekanonen und treibt in ein nicht ungefährliches Fahrwasser. Im Juni 1915 sagten die Banken, daß sie sich wieder am Werthpapiergeschäft betheiligen würden. Einen amtlichen Börsenhandel giebt es aber noch nicht; nur den „freien Verkehr“. Man darf sich darunter nicht einen Jahrmarkt, wie er im Frieden Herz und Sinne der Börsenbesucher erfrischt, vorstellen. Von den 2500 Papieren, die der berliner Kurszettel anzeigt, dienen noch nicht hundert zur Erheiterung der Spekulanten. Die kleine Zahl steigert den Eifer. Und die Enge der Geschäfte war der Entwickelung alter Verpflichtungen nicht hinderlich, sondern förderte sie sogar. Das Börsenmoratorium, das seit Kriegsausbruch gegolten hatte, konnte im November 1915 schmerzlos beseitigt werden. Ein von den berliner Banken gebildetes Hilfssyndikat kam überhaupt nicht zur Wirksamkeit. Der gute Stand der Kurse erleichterte die Lösung der noch unerledigten Termingeschäfte. Eine Zersplitterung des Geldes durch Angebote neuer Industriepapiere wäre nicht nur schädlich für die allgemeine Bereitschaft, sondern auch, bei dem Mangel einer sicheren Kurskontrole, bedenklich gewesen. Trotzdem konnten die Banken ältere Betheiligungrechte mit gutem Gewinn zu Geld machen.

Wer von den Banken Geld lieh, hatte 6 Prozent Zinsen zu

zahlen; die Vergütung für Depositengelder ging im Durchschnitt nicht über 2 bis 2½ Prozent hinaus. Der Unterschied sicherte einen fetten Gewinn. Die acht berliner Großbanken, Diskontogesellschaft, Deutsche, Dresdener, Darmstädter, Berliner Handelsgesellschaft, Kommerz- und Diskontobank, Nationalbank, Mitteldeutsche, heimsten aus Kontokorrentzinsen und im Wechseldiskontgeschäft insgesammt 142 Millionen ein (gegen 127 im Jahr 1914 und 120 im letzten Friedensjahr 1913). Das machte 8,3 (gegen 7,3) Prozent des eigenen Kapitals (Aktien und Reserven) von 1704 Millionen und 57 (54) Prozent des Rohgewinnes von 250 (232) Millionen aus. Die Wechselbestände vergrößerten sich (um 684) auf 2491 Millionen. Im Jahr 1913 hatten sie 1763 Millionen betragen. Der Krieg hat das Wesen dieser wichtigen Vermögensanlage geändert. Die Banken halten stets auf ein möglichst großes Wechselportefeuille, um ihrer Bilanz ein stahlhartes Rückgrat zu geben. Im Frieden nimmt der Kundenwechsel die Konten ein; im Kriege geht die Erledigung der Kreditansprüche des Reiches allen anderen Geschäften vor und die unverzinsliche Schatzanweisung herrscht in den Portefeuilles. Bei Ausbruch des Krieges wurde der Reichswechsel als Werkzeug des Kredits und „bankmäßige Deckung“ eingeführt. Diese Schuldverschreibungen sind nöthig, um den freien Raum zwischen den Kriegsanleihen und innerhalb der Einzahlungfristen auszufüllen. Das Reich diskontirt seine Wechsel bei der Reichsbank, die sie dann an Banken, Industrie, Sparkassen, Großkapitalisten weitergiebt. Die geben sie bei der Zeichnung der Kriegsanleihe in Zahlung. So wird die schwebende Reichsschuld getilgt. Die Banken haben stets einen großen Posten unverzinslicher Schatzwechsel in ihren Beständen; denn es giebt, außer der Baranlage, keine bessere und rascher verwendbare Unterbringung fremder Gelder als die kurzfristigen Schuldtitel des Reiches. Daß der Privatwechsel geringere Bedeutung hatte als das Reichspapier, war bei der Vorherrschaft der Barzahlung natürlich. Das fürs Heer Gelieferte wird sofort bezahlt. Der Händler oder Fabrikant braucht nur Kredit, um ins Geschäft hineinzukommen. Hat er den Auftrag erhalten und ausgeführt, so ist er alle Geldsorgen los. Dann tilgt er seine Bankschuld und verwandelt sich aus einem Schuldner in einen Gläubiger. Die Banken haben dem Bedürfniß der Heeresverwaltung mit Kredit gedient; denn die Aufgaben wachsen im Quadrat der Entfernung vom Kriegsanfang. Sie haben Rohstoffgesellschaften finanzirt und den Ankauf von Vorräthen erleichtert. Aber die Zahlkraft der ehemaligen Schuldner ist im Wachsen. Die Summe der fremden Gelder hat sich, bei den acht Banken, von 5319 auf 6853 Millionen vergrößert. Im Jahr 1913 hatte sie 4804 Millionen betragen. Sie war nie so groß wie im Jahr 1915. Und diese Ansammlung war möglich, obwohl durch drei Kriegsanleihen 25 600 Millionen aufgesogen worden waren. Bei den deutschen Banken allein wurden 16 235 Millionen gezeichnet. Die sind natürlich zum größten Theil den Einlagen entnommen worden. Trotzdem hat deren Schlußziffer Ende 1915 eine Steigerung von 1534 Millionen gezeigt.

(Bei den Sparkassen waren, nach den drei Kriegsanleihen, 500 Millionen mehr eingezahlt als im Januar 1914.) Zeichen der Erschöpfung?

Die Debitoren haben sich, aus den erwähnten Gründen, nur wenig vergrößert: von 3216 auf 3297 Millionen. (1913: 2815 Millionen.) In ihnen sind auch die Restdarlehen aus der Auflassung der Börsentermingeschäfte enthalten. Was nicht durch Abnahme oder Lieferung beseitigt werden konnte, erhielt neuen Vorschuß. Diese Vorschüsse haben jedoch auf dem Konto Reports und Lombards nichts mehr zu suchen, sondern sind einfache Außenstände im Kontokorrent. Die Reports und Lombards, die in unmittelbaren Beziehungen zum regulären Börsengeschäft stehen, verlieren an Bedeutung, wenn der amtliche Börsenhandel und der Terminhandel fehlt. Schon im letzten Friedensjahr waren die Anlagen in diesen Darlehen zusammengeschrumpft, weil die Börse, geängstigt von politischen Vorahnungen, ziemlich still geworden war. Im Jahr 1913 sind rund 800 Millionen Mark in Börsengeldern ausgeliehen gewesen. 1914: 740; 1915: 891 Millionen. Die große Ziffer des vorigen Jahres wird durch die Beleihung der Kriegsanleihen erklärt, die Zeichnungen ermöglichte. Die Störung des deutschen Ueberseehandels ist natürlich unseren Banken nicht lieb, hat sie aber von ihren Acceptschulden entlastet. Seit einem Jahrzehnt waren die Acceptkonten nicht so niedrig wie Ende 1915: 599 Millionen (gegen 1005 in 1914 und 1309 in 1913). Auch die gute Versorgung der Industrie mit Barmitteln trug dazu bei. Tempora mutantur. Früher zeigte man besorgte Mienen, wenn die Ziffer der Accepte zu groß war. Heute wäre Jeder froh, wenn das Accept der Banken für die Zahlung überseeischer Waaren begehrt würde.

Die Ueberleitung der fremden Gelder in die besten Vermögenssammelstellen der Bilanz hat die Liquidität gefördert. Die Durchschnittsliquidität, bei strenger Auswahl der greifbaren Mittel (Barbestände, Bankguthaben, Wechsel, Reports und Lombards, deutsche Staatspapiere), hat sich bei den acht Banken von 53,6 auf 60 Prozent gehoben. So allgemein war die Beweglichkeit in den Bilanzscharnieren wohl noch nie. Auch mit den Dividenden haben die Institute sich auf neue Rentabilitätbedingungen eingestellt. Wenigstens zum Theil. Die größte Leistung hat die Deutsche Bank vollbracht. Sie ist auf die letzte Friedenshöhe von 12½ Prozent zurückgekehrt, die sie im Jahr 1915 nur verlassen hatte (10 Prozent), um nicht von der allgemeinen Dividendenkürzung abzuweichen. Man darf ohne Uebertreibung behaupten, daß kein Kreditinstitut, wo auch immer auf der bewohnten Erde, etwas dem Abschluß der Deutschen Bank Aehnliches vorweisen kann. (Die Reichsbank nehme ich aus; sie gehört nicht in die Reihe der Aktienbanken.) 250 Millionen Mark Aktienkapital, 180 Millionen offener Reserven, 2541 Millionen fremder Gelder, 88 Millionen Bruttogewinn, 31,25 Millionen Dividende. Das darf sich, mit einigem Selbstgefühl, ganz vorn an die Rampe stellen. Auch die Diskontogesellschaft paradirt mit ansehnlichen Zahlen. Sie hat im Jahr 1915 die Aufnahme des Schaaffhausenschen Bankvereins

vollendet und neue Beziehungen zum rheinisch-westfälischen Arbeitgebiet, durch Angliederung der Rheinischen Bank in Essen und Uebernahme einiger Filialen der liquidirenden Mittelrheinischen Bank, geknüpft. Auf das Kommanditkapital von 300 Millionen (die Reserven betragen 119) wurde ein Rohgewinn von 49,6 (39,8) Millionen erzielt. Die Dividende, die 1914 von 10 auf 8 Prozent gesetzt worden war, konnte auf 8½ Prozent erhöht werden. Sie nimmt 25,50 (18) Millionen in Anspruch. (Der Schaaffhausensche Bankverein, der nach erfolgter Reinigung wieder zum westdeutschen Provinzinstitut wurde und da selbständig arbeitet, hat auf sein im Besitz der Diskontogesellschaft befindliches Aktienkapital von 100 Millionen 5 Prozent Dividende gebracht. Ein Schönheitfehler in seinem Abschluß ist ein Verlust von 1,30 Millionen durch eine zu spät entdeckte Unterschlagung bei einer Depositenkasse.) Wäherend die Diskontogesellschaft 2,59 Millionen (2,12) Verluste auf Effekten abbucht, schreibt die Dresdener Bank 6 Millionen (nach 5 Millionen im Vorjahr) auf Kontokorrent- und Konsortialkonto ab. Diese Minderbewerthungen sind nicht als dauernde Verluste zu betrachten. Aendert sich die Konjunktur für einzelne schwache Posten später in günstiger Weise, so können aus den Stillen Reserven Gewinne werden. Die Größe der Rückstellungen hinderte die volle Ausnutzung des Bruttogewinnes von 41 Millionen. Die Dividende auf 200 Millionen Aktienkapital bleibt 6 Prozent. Dagegen konnte die Darmstädter Bank, die noch einen Verlust aus Finanzoperationen (966 000 Mark), aber nicht mehr aus Effekten (im Vorjahr 861 000 Mark) vom Gewinn abzuziehen hatte, die Dividende von 4 auf 5 Prozent erhöhen. Für 1913 waren 6½ Prozent bezahlt worden. Die Berliner Handelsgesellschaft hatte ihre Dividende im Vorjahr (um 3½) auf 5 Prozent verkürzt. Fürstenberg liebt die Politik der Vorsicht. Er sorgte also schon nach 1914 für eine besondere Kriegsreserve (4 Millionen), in die er nun wieder 2 Millionen hineingelegt hat. So schafft er sich jetzt schon alle Schäden vom Hals, die die Liquidirung des Krieges etwa noch bringen könnte. Ohne diese Vorsorge hätten statt 6 Prozent 8 Prozent vertheilt werden können. Auch die Kommerz- und Diskontobank hat vorsichtig bilanzirt. Sie ließ die Kriegsdividende von 4½ Prozent ungeändert (für 1913 waren 6 Prozent bezahlt worden), obwohl der Reingewinn um beinahe 700 000 Mark die Vorjahrssumme übersteigt. 2 Millionen Mark sind für besondere Abschreibungen verwendet worden. Die Nationalbank für Deutschland hat, nach der bösen Kur im Jahr 1914 (15 Millionen Abschreibungen), 4 Prozent bequem zu zahlen vermocht. Die Mitteldeutsche Kreditbank übernahm zwei Privatbankhäuser und betheiligte sich an einem dritten kommanditarisch. Die Dividende blieb auf der Kriegsstufe von 5½ Prozent (1913: 6½); Verluste konnten aus dem Erträgniß gedeckt werden. Das Bankenjahr 1915 widerlegte Lügen und lieferte überzeugende Beweise von der Gesundheit der deutschen Wirthschaft.

Ladon.

Friedrichs dunkle Tage.

In den ersten drei Jahren des Krieges hatte, trotz der Ueberzahl der Gegner und den Schwankungen des Kriegsglücks, Friedrich niemals das Bewußtsein der inneren Ueberlegenheit und des Vertrauens auf den endlichen Sieg verloren. Selbst nach der schweren Niederlage bei Kunersdorf (1759), die ihn dicht an den Rand des Abgrundes trieb, richtete sich, als die Feinde in der Ausnutzung des Sieges zauderten, die geniale Elastizität seines Wesens sehr rasch wieder in die Höhe: mit neu gesammelten Kräften begann er eine energische Offensive gegen die in Sachsen vorgedrungenen Oesterreicher unter Marschall Daun. Hier aber traf ihn am zwanzigsten November 1759 ein neuer Schlag, der schmerzlichste, den er bisher erlebte. Er hatte mit großer Kühnheit den General Finck mit 13 000 Mann in den Rücken der feindlichen Aufstellung gesandt, wo der General den Gegnern unter Umständen höchst gefährlich werden konnte, selbst aber, weit von dem preußischen Hauptheere entfernt, bei eigener Bedrängniß von jeder Unterstützung abgeschnitten war. Hier ließ sich Finck durch feindliche dreifache Uebermacht überraschen, nach kurzem Kampf bei Maxen einschließen und ergab dann sich und sein ganzes Corps der Gefangenschaft. Das war für Friedrich nicht nur ein empfindlicher Verlust an Streitmitteln, sondern ein schwarzer Fleck auf dem bis dahin in Glück und Unglück rein bewahrten Ehrenschilde des preußischen Heeres. Ein Armeecorps kann im Kampf besiegt, ja, vernichtet werden, aber niemals darf es auf freiem Felde die Waffen strecken. Das selbe Urtheil sprach ein halbes Jahrhundert später auch Napoleon über General Duponts Kapitulation von Baylen aus. Friedrich hat den Eindruck des Finckenfanges von Maxen niemals wieder verwunden. Von diesem Tage an wurde er schwankend im Vertrauen auf seine Offiziere und Soldaten und damit auch in seiner bisherigen, stets die Schlacht, die Vernichtung des feindlichen Heeres suchenden Strategie. Allerdings hat er dann im Jahr 1760 noch zwei Schlachten geliefert, die man jedoch in gewissem Sinn als nothgedrungene Vertheidigungskämpfe bezeichnen kann: die eine in Schlesien bei Liegnitz am fünfzehnten August, wo er, von zwei feindlichen Armeen umstellt, für sich selbst ein zweites Maxen besorgen mußte und dann mit plötzlichem Vorstoß den keckften Gegner, den General Laudon, überwältigte; die zweite aber am dritten November bei Torgau, als Marschall Daun, die Elbe hinabrückend, Brandenburg bedrohte, während russische Schaaren von Osten gegen die Neumark vorgingen, Friedrich aber, die nahe Erschöpfung aller seiner Hilfquellen vor Augen, sich zu einem hoffentlich entscheidenden Schlag auf die große österreichische Armee entschloß, der dann vielleicht Daun aus ganz Sachsen nach Böhmen vertreiben und bei Maria Theresia endlich die Neigung zum Frieden erwecken möchte. Siegen oder sterben, schrieb er seinem zweifelnden Bruder Heinrich, ist meine Losung; ein anderes Verfahren ist gut in anderer Lage, aber nicht in

dieser. Und in etwas näherer Ausführung an seinen Minister Finckenstein: Wenn wir den Krieg in die Länge ziehen und ich nicht jetzt die entscheidende Schlacht liefere, so kommt im bevorstehenden Winter der Friede nicht zu Stande und in einem weiteren Feldzug stehen die Sachen schlimmer als jetzt. Die Bataille, schreibt er bald nachher, muß Alles dezidiren.

Er erfocht einen glänzenden, aber nicht den gehofften entscheidenden Sieg. Daun verlor 20 000 Mann, aber behauptete sich in Dresden und einem großen Theil von Sachsen. Schon am sechsten November schrieb der König an Finckenstein: Die Schlacht ist als ein Ereigniß anzusehen, das uns vor großem Unheil bewahrt hat, aber nicht als ein Triumph, der uns den Weg zu Eroberungen und wichtigen Vortheilen eröffnet hätte. Und am siebenten dem englischen Minister Pitt: Die Zahl unserer Feinde ist zu überlegen, als daß wir mit Grund uns schmeicheln könnten, entscheidende Vortheile über sie davonzutragen und dadurch ihren Stolz und ausschweifenden Ehrgeiz zu brechen. Es ist, schreibt er einige Wochen später, ein glücklicher Zufall, der mich dieses Jahr beschützt hat; aber unsere Gefahren wachsen und wachsen.

Mit jedem Tage sehen wir dann seine Stimmung sich mehr und mehr verdüstern. Am sechsundzwanzigsten November 1760 spricht er sie seinem Gesandten in London, Knyphausen, aus. Ganz einfach sage ich Euch: trotz der gewonnenen Schlacht bin ich verloren, wenn der Krieg im nächsten Jahr fortdauert. Es fehlt viel daran, daß all mein guter Wille, meine Anstrengungen, das Menschenmögliche zu thun, ausreichen könnten, mich gegen die Masse meiner Feinde aufrecht zu erhalten. In diesem Feldzug habe ich 90 000 Mann gegen 232 000 aufgestellt und ich zweifle sehr, daß ich im nächsten auch nur diese Ziffer erreichen kann. Wenn England mir nicht hilft, entweder, indem es durch einen Separatfrieden mit Frankreich, in den ich eingeschlossen würde, dieses von der Koalition abzieht, oder, indem es die Türken zum Kriege gegen die Kaiserhöfe bestimmt (was die Pforte von Englands Aufforderung abhängig machte), so bin ich im nächsten Jahre zu Grunde gerichtet.

Doch geschah nicht das Eine und nicht das Andere. Vom Frieden war keine Rede, die Türken schlossen mit Preußen einen Freundschafts-, aber keinen Bundesvertrag und blieben ruhig. Der Winter verging, die Operationen des Feldzuges von 1761 mußten beginnen: und mit allen jenen Sorgen im Herzen erhob sich der König, ungebeugt im Entschluß, auszuhalten bis zum letzten Athemzug und das Menschenmögliche zu leisten. Und nun begann das Allernöthigste, der gesunde Zustand seiner Armee, ihm zu versagen. Der lange Krieg hatte die jungen Männer des eigenen Landes verzehrt; der kaum ausreichende Ersatz bestand zum großen Theil aus im Feindesland erpreßten Rekruten und geworbenem fremden Gesindel, raublustigen Abenteurern und vaterlandlosen Reisläufern. Was ich mehr als alles Andere fürchte, schrieb Friedrich an seinen Bruder, ist die Gefahr, mit

solchen Truppen eine Schlacht liefern zu müssen. Mit großem Leidwesen, sagte er einem seiner Generale, gestehe ich Euch, daß meine Infanterie nicht mehr so gut ist, wie sie gewesen. Einige Freibataillone oder Franctireurs wurden gebildet, schmolzen aber bald wieder zusammen. Auch an Offizieren war gleicher Mangel; eine Anzahl noch bartloser Jünglinge aus preußischen Adelsfamilien meldete sich, aber auch eine Menge fremder, wenig zuverlässiger Subjekte wurde im Drang der Noth angenommen. Was die Generale betraf, so klagte Friedrich über ihre Rathlosigkeit bei jedem selbständigen Schritt; stets riefen sie nach seinen Weisungen; den Meisten fehlte Muth des Geistes und Festigkeit. Gar Mancher unter ihnen mochte vor jedem Entschluß mehr die Ungnade des Königs als das Schwert des Feindes fürchten.

Unter solchen Umständen stand dem königlichen Feldherrn die Regel fest, daß er dem Zufall des Glücks nichts mehr einräumen dürfe, also gefährliche Schlachten vermeiden müsse, denn der Ausgang einer Feldschlacht ist nie vorauszusehen. Das hat auch Moltke 1870 gesagt, aber freilich bei seinen Mitteln das Kühnste wagen dürfen. Friedrich war bei der Unzulänglichkeit seiner Streitkräfte entschlossen, sich auf die vorsichtigste Defensive zu beschränken. Ich werde Alles thun, schreibt er dem Bruder am fünfzehnten November, was die Klugheit mir erlaubt, jedoch, ohne Etwas zu hasardiren. Ich werde eine solche Stellung nehmen, daß ich bei jeder sich darbietenden Gelegenheit einen guten Streich führen kann. Mehr aber soll man von mir nicht verlangen; ich erkläre rund und nett, daß ich Wunder nicht thun kann. Ich stehe hier als Vedette, schreibt er in einem späteren Brief, schaue, woher der Wind weht, und denke an den Spruch des Augustus: Festina lente. Eben so an Finckenstein: Ich thue, was ich kann, um nichts an unseren Angelegenheiten zu verderben, damit Alles für uns gut enden möge; aber es hängt nicht mehr von mir ab, für die Ereignisse einzustehen. Sobald ich etwas Positives über unsere Operationen und die der Feinde melden kann, werde ich es thun; einstweilen aber Eile mit Weile. Die altgewohnte rasche Initiative seines Handelns hat er aufgegeben; er wartet die Bewegungen seiner Feinde ab, bereit, sich dorthin zu wenden, wo ein kleiner Vortheil winkt oder wo die größte Gefahr droht.

So führte er mit sicherer Hand die kriegerische Schachpartie von 1761. Er erfuhr, daß Russen und Österreicher sich in Schlesien zur Eroberung der Provinz vereinen wollten. Er ließ also in Sachsen nur die kleinere Hälfte seines Heeres unter dem Befehl seines Bruders zurück und führte Mitte Mai die größere persönlich in das am Schwersten bedrohte Land. Hier stand Laudon mit einer bald bis auf 70 000 Mann verstärkten Armee auf den Abhängen des Sudetengebirges und erwartete den Anmarsch des ungefähr eben so starken russischen Hauptheers von Polen her an die Oder. Er mußte aber lange warten, denn bei der Finanznoth in Petersburg und dem Widerwillen der russischen Generale gegen ihre österreichischen Genossen vollzogen sich

ihre Bewegungen Schritt auf Schritt in höchster Bedächtigkeit. Um sie noch weiter zu hindern oder gar völlig abzuschrecken, sandte ihnen Friedrich ein Corps von 20 000 Mann entgegen, etwa ein Drittel seiner ganzen Streitmacht. Hier in freier Luft, recht und links die noch vereinzelten Feinde im Auge, wallte wieder die alte Kampflust in ihm auf und von den gedrückten, vorsichtigen Entschließungen des Winters blieb nur der damalige Vorbehalt in Kraft, während der geduldigen Defensive eine sich etwa bietende Gelegenheit zu einem guten Streich zu benutzen. Die Führer der detachirten Corps erhielten also die Weisung, sehr klug, sehr vorsichtig zu sein, keine große Schlacht zu wagen (was sich bei dem Mißverhältniß der Kräfte von selbst verbot), aber die Augen offenzuhalten, wo sie eine einzelne Kolonne der russischen Armee anträfen, ihr keck und dreist an den Hals zu gehen und ihr womöglich den Fuß auf die Gurgel zu setzen. Für sich selbst entwarf Friedrich für die Zeit bis zur Ankunft der Russen ähnliche Pläne gegen Laudon; er hatte keinen Zweifel, wenn ihm hier ein erheblicher Schlag gelänge, würden die Russen sogleich wieder nach Polen zurückkehren. Laudon aber, sonst eben so streiteifrig wie der König, wollte und sollte diesmal nicht vor der Ankunft der Russen schlagen; er wich also jedem Angriffsversuche Friedrichs behutsam weichend aus. Prinz Heinrich, des Königs Bruder, hatte als bedächtiger Methodiker an der Detachirung gegen die Russen viel auszusetzen; der König antwortete ihm am siebenundzwanzigsten Juni: „Gewiß, in einem Krieg zwischen gleichen Kräften ist Euer System dem meinigen vorzuziehen, aber Das ist eben nicht unser Fall. Wir haben nur zwei Heere und vier uns gegenüber. Da müssen wir uns nothwendig des einen entledigen, um uns dann gegen die anderen wenden zu können, und vor Allem die Zeit genau bemessen, damit jede unserer Armeen doppelt erscheinen kann, indem sie rasch nach einander gegen zwei feindliche kämpft. In diesem Sinn habe ich jene Detachirung gemacht."

Allein gegenüber der russischen Uebermacht hatte sie ihren Zweck nicht erreichen können. Am sechsundzwanzigsten Juni hatten die Russen die Grenze Oberschlesiens überschritten und Laudon wandte sich sofort nach Süden, um ihnen vom Gebirge zur Oder entgegenzuziehen. Die Gefahr rückte näher; an größere Schlachten war für den Augenblick nicht mehr zu denken, denn auch die Niederlage des einen Feindes hätte der kleinen preußischen Armee solche Verluste gebracht, daß sie dem anderen Gegner nicht mehr gewachsen geblieben wäre. Also wieder die vorsichtigste Defensive. Friedrich hielt sich zwischen den feindlichen Armeen, um durch geschickte Manöver ihre Vereinigung zu hindern. Zum ersten Mal geben hier seine Briefe vollständigen Aufschluß über den Scharfblick der Beobachtung, die Meisterschaft der Erwägung und die Raschheit des Entschlusses, womit er dem vordringenden Feind jedesmal am entscheidenden Punkt den Weg verlegte. Dieses Spiel setzte sich beinahe zwei Monate fort, bis endlich jeder der beiden Gegner, zurückgehend, aus Friedrichs Gesichtskreis ver-

schwand, um unbemerkt von ihm, in weitem Bogen nordwärts marschirend, Niederschlesien zu erreichen, worauf sie dann, am siebenzehnten August, ihre Vereinigung bei Liegnitz vollzogen. Jetzt galt es, sich gegen die mehr als doppelte Uebermacht in möglichste Sicherheit zu setzen. Friedrich sammelte seine Truppen, 55 000 Mann gegen 132 000, in der Nähe von Schweidnitz, der wichtigsten Festung der Provinz, in einem großen Lager bei Bunzelwitz, das er durch kolossale Arbeit binnen kurzer Frist mit einer gewaltigen Feldbefestigung umgab. Wenn sie hier anstürmen, sagte er, werden sie ihre besten Truppen verlieren. Laudon forderte dennoch den Angriff: Wenn wir hier eindringen, so ist der König und sein Heer mit einem Schlage vernichtet und der Krieg glorreich beendigt. Aber der russische General Butturlin war der Meinung des Königs und weigerte den Sturm. Die beiden Feldherren verhandelten Wochen lang ohne Ergebniß; am dreiundzwanzigsten September verließen die Russen das völlig ausgesogene Land und gingen nach Polen zurück.

Friedrich athmete auf; er hielt den Feldzug für beendet und glaubte noch einmal die preußische Sache gerettet. Er verließ das Lager und marschirte südwärts, um durch eine Demonstration gegen Mähren Laudon aus seiner festen Stellung heraus in das ebene Land zu locken und ihm dort einen schweren Schlag zu versetzen. Da aber kam das Unheil über ihn. Laudon überfiel am ersten Oktober das schwach besetzte Schweidnitz und nahm die Festung mit nächtlichem Sturm. Damit hatte er festen Fuß in Schlesien gefaßt; und Friedrich konnte nicht hindern, daß die österreichische Armee in einem Drittel der Provinz, eben so wie Daun seit der Eroberung Dresdens in Sachsen, ihre Winterquartiere nahm. Friedrich bezog eine wohlgesicherte Stellung bei Strehlen, wo er wenigstens Breslau vor einem feindlichen Angriff deckte. Im Dezember, wo die Operationen aufhörten, nahm er sein Quartier im breslauer Schloß. Hier empfing er eine neue Unglückskunde. Nach einem zweimaligen vergeblichen Versuch hatten die Russen bei einer dritten Belagerung trotz heldenmüthigem Widerstand Kolberg zur Kapitulation gezwungen und waren damit die Herren in ganz Hinterpommern geworden. So zog sich der eiserne Ring um den König und den kleinen Rest seines Staates immer enger zusammen; immer ferner entschwand die Möglichkeit, ihn aufs Neue zu durchbrechen. Und um die Finsterniß des künftigen Geschickes vollständig zu machen, verwirklichte sich jetzt auch das letzte, seit Monaten besorgte Unheil: der einzige starke Bundesgenosse, dessen Unterstützung dem König den Riesenkampf ermöglicht hatte, England, sagte sich offen von ihm los.

An der Spitze der englischen Regirung hatte bis dahin William Pitt gestanden, der größte und gewaltigste aller Minister, die jemals Englands Geschicke geleitet haben. Zwischen ihm und Friedrich bestand ein reines Verhältniß gegenseitiger Anerkennung und Bewunderung; Beide wußten, wie sehr die eigene Leistung durch die des

Anderen erleichtert wurde, und so that Jeder das Mögliche, die Erfolge des Anderen zu fördern. Mit diesem Verfahren wurde Pitt der Begründer der englischen Weltmacht in Nordamerika und Ostindien. Im Jahr 1760 aber trat ein Wechsel auf dem englischen Thron ein; und mit dem neuen König kamen auch neue Personen an das Regiment. Sehr bald richteten diese ihren Thatendrang auf die Untergrabung der von Pitt gewonnenen Stellung. Es war ein Kampf des Neides und der Eifersucht, der ewige Kampf der mittelmäßigen Geister gegen die wahrhaft geniale Größe. Um die Volksgunst zu gewinnen, drängten sie auf raschen Frieden; den preußischen König haßten sie, weil England ihm durch wiederholten Vertrag die Integrität seines Gebietes verbürgt und auf jeden Separatfrieden ohne Preußen verzichtet hatte. Als nun Pitt im Juni, gerade auf Friedrichs Wunsch, eine Unterhandlung mit Frankreich begann, ruhten sie nicht eher, als bis Pitt an den Preußischen Gesandten die Frage richtete, welche Opfer Preußen zur Erlangung des Friedens zu bringen bereit sei. Friedrich empfing die Botschaft in dem Augenblick, wo das russische Hauptheer in Schlesien einbrach. Aber im Angesicht dieser furchtbaren Gefahr wies er die englische Zumuthung mit stolzer Unerschrockenheit zurück und erklärte unter Anrufung jener Verträge, daß er nie einen Frieden unterzeichnen würde, der seinem Staat auch nur eine Fußbreite Landes entziehen sollte. Am siebenten Juli schrieb er an Pitt, es sei unmöglich, daß von dem Minister eine solche Frage gestellt worden sei; der Preußische Gesandte müsse ihn mißverstanden haben. Er führt dann näher aus, wie bisher die Welt daran gewöhnt gewesen, daß England seinen Freunden sein Wort halte, und wie undenkbar für ihn sei, in feiger Nachgiebigkeit seinen Staat einer Demüthigung auszusetzen. „Die Gesetze," fährt er fort, „die meine Prinzipien mir vorschreiben, sind erstens, nie eine Handlung zu beschließen, über die ich erröthen müßte, wenn ich meinem Volke darüber Rechenschaft abzulegen hätte, und zweitens, für das Wohl und den Ruhm des Vaterlandes meinen letzten Blutstropfen dahinzugeben. Rom hat die herrlichsten Triumphe erfochten, weil es nach der furchtbaren Niederlage von Cannae nicht zurückgewichen ist. Diesem Beispiel denke ich zu folgen." Von Landabtretung war dann weiter keine Rede; auch verließ der französische Unterhändler London nach kurzem Aufenthalt. Doch ging die Minirarbeit gegen Pitt ihren Gang; und gleich nach dem Fall von Schweidnitz wurde Friedrich tief erschüttert durch die Nachricht, daß am fünften Oktober Pitt seine Entlassung aus dem Ministerium erhalten habe. Er hatte keinen Zweifel, daß damit für ihn die Auflösung des englischen Bundes besiegelt sei, was sich denn auch bald nachher amtlich bestätigte.

So erschien in diesen letzten Monaten 1761 die Lage des Königs verzweifelt. Seine Staaten, zum Theil vom Feinde besetzt, zum Theil tief erschöpft, sein Heer auf 60000 Mann geschmolzen, der Ersatz noch mehr als das Jahr zuvor schwierig, jedes Anzeichen fremder

Hilfe trügerisch. Also kein Hoffnungstrahl, kein Ausweg in Rettung, auf keiner Seite. „Ich lebe in Aengsten," sagte er, „meine Nahrung ist Kummer und Sorge und diese Speise stärkt nicht." In ihm erlosch wohl die Freude am Leben; aber, so lange er athmete, nicht die Arbeitlust, die Pflichttreue, die geistige Fruchtbarkeit. Wenn er in den Friedensjahren seinen Tag von früh vier Uhr bis abends um zehn Uhr streng dahin geregelt hatte, daß er zehn Stunden der politischen Thätigkeit, dem Studium und der Bescheidung der Akten der Civil- und Militär-Verwaltung, der einlaufenden Briefe und Bittschriften, und vier Stunden philosophischen oder historischen Forschungen, wissenschaftlichen oder dichterischen Produktionen und Kunstgenüssen widmete: so war natürlich im Kriegslager solche Regel nicht möglich. Sicher war nur, daß er nicht erst um vier, sondern schon um drei Uhr morgens sich erhob, weil um diese Zeit die Mehrzahl der Corpsberichte einlief und Befehle darauf zu erlassen waren. Dann wurden, wenn es sich nicht um weitere Märsche oder Schlachten handelte, die Quartiere revidirt, die Posten beritten, Mängeln und Bedürfnissen thunlichst abgeholfen oder neue Pläne geschmiedet. War damit das Tagewerk erledigt, so eilte der König zu seinen Büchern, seiner besten Freude im Glück, seiner Trostquelle in Bedrängniß. Es waren vor Allem die philosophischen Schriften des Alterthumes, namentlich die der Schule der Stoiker, aus denen er seit jungen Jahren seine innere Stärkung schöpfte. In seiner Seele lag ein unverwüstlicher Wissenstrieb und ein unermüdlicher Drang nach Sicherheit und Selbständigkeit des Urtheils. Er forderte festen Grund unter seinen Füßen für jede Lebenslage, unerschütterliche Prinzipien für jegliches Handeln. Von Anfang an war ihm deutlich, daß diese Forderung nur erreichbar sei bei einer eben so fest begründeten Stellungnahme zum Universum; und so durchforschte er mit rastloser Gründlichkeit die theologischen und metaphysischen Systeme aller Zeiten. Ich habe mehr gelesen, meinte er, als alle Benediktiner zusammen. Das Ergebniß war, daß ihm die Existenz Gottes und die Unsterblichkeit der Seele beweislos erschienen, aber über jeden Zweifel hatte sich ihm das ewige Moralgesetz erhoben; die Pflicht also eines Jeden, für die Anderen, des Königs, für Staat und Volk zu leben und zu wirken, dafür alle seine Fähigkeiten auszubilden und alle seine Kräfte einzusetzen, unter Geringschätzung aller irdischen Aeußerlichkeiten und eigenen Vergnügungen, unter Verachtung aller Widerwärtigkeiten des Schicksals. Und wahrlich, nicht leicht war gerade für ihn die Erfüllung der gebieterischen Aufgabe. Denn ihn hatte die Natur neben der Genialität des Geistes und der Energie des Willens auch mit einer reichen und feinen Genußfähigkeit ausgestattet: er liebte den süßen Reiz des stärkenden Schlafes, er würdigte als Kenner die Freuden der wohlbesetzten Tafel, er schlürfte durstigen Ohres den Wohlklang einer melodischen Musik ein und nichts war ihm erquicklicher als die Lust eines geistreichen, witzsprühenden Wechselgesprächs. Alles aber mußte zu-

rücktreten vor dem Gebot der Herrscherpflicht. Mit eiserner Willenskraft beugte er jeden Trieb des Genusses unter die unverbrüchliche Regel. „Ob ich lebe, ist gleichgiltig, aber es ist nöthig, daß ich handle“: war sein Lieblingwort. Wollte einmal in schweren Augenblicken die Kraft ihm erlahmen, so stählte er sie aufs Neue in den alten Quellen, in den Schriften seiner Philosophen. „Hätte ich meine Bücher nicht gehabt, ich wäre irrsinnig geworden“, sagte er später von diesen Wintertagen in Strehlen und Breslau.

Immer drückender aber belasteten dennoch die finsteren Sorgen sein Gemüth. Oft stiegen Gedanken an Selbstmord in ihm auf. „Wozu dieses Hundeleben verlängern, wenn das unentrinnbare Verhängniß das Ende ist? Das Leben ist ein einziger fortgesetzter Schmerz, der Tod ist das Ende aller Schmerzen.“ Der Gedanke war nicht neu in ihm; seit Jahren trug er ein Büchschen mit Opiumpillen bei sich, als Schild gegen die Gefahr, lebendig in Gefangenschaft zu gerathen. Jetzt, in Strehlen, arbeitete er zwei größere Gedichte aus: Reden des jüngeren Cato und des römischen Kaisers Otho, als sie im Begriff standen, nach der Niederlage ihrer Sache Hand an sich zu legen. Dann aber trieb ihn doch die Pflichttreue wieder von dem lockenden Vergehen hinweg. Ich werde aushalten, sagte er, bis zum letzten Augenblick, aber den vollendeten Sturz werde ich nicht überleben.

Gegen Ende Dezember kam eine Nachricht aus Konstantinopel, daß bei der Pforte sich kriegerische Stimmungen zu regen begönnen. Auf der Stelle loderte bei Friedrich Lebenslust und Thatendrang wieder auf. Er sandte dem Bruder einen Feldzugsplan, wie man dann die Offensive zu ergreifen und in Böhmen und Mähren einzubrechen habe. „Sehr wohl,“ erwiderte der kaltblütige Prinz, „aber wenn die Türken, wie ich glaube, doch nicht losgehen?“ Der König, durch diese Frage wieder vor die hoffnunglose Lage gestellt, entwarf darauf einen zweiten Plan, in dem sich auf wunderbare Art echte Strategie und tiefe Verzweiflung vermischten. Dann gebe ich alles Andere preis, versammle meine Soldaten bis auf den letzten Mann um meine Fahne, falle in schleunigem Zug mit dieser Masse auf die nächste feindliche Armee und besiege sie, eile zur Schlacht mit der erschreckten zweiten, werfe auch sie und verfolge dann die schon retirirende dritte. Woher die heimathlos gewordene Armee Ersatz an Menschen und Material für die eigenen Verluste nehmen würde, blieb dabei ungesagt. Es war der strategische Grundgedanke, zur Entscheidung des ganzen Krieges die Schlacht zu suchen und dafür alle Kräfte zu vereinen, in einer von dem wirklichen Boden abgelösten Ueberspannung: es war zugleich die Aufforderung zu einem glorreichen Todeskampf.

Das Aeußerste blieb dem König erspart. Während dieser Erörterungen erhielt er die Nachricht, daß eine seiner grimmigen Feindinnen, die russische Kaiserin Elisabeth, gestorben sei und ihr Nachfolger, Zar Peter der Dritte, sein begeisterter Verehrer, nicht nur Frieden, sondern ein Bündniß mit ihm zu schließen wünsche. Damit waren alle Wolken plötzlich verscheucht und breite Wege zum Frieden offen.

In so fester und harter Arbeit ist der Bau der preußischen Großmacht begründet worden. Hart und fest ist sie, trotz schweren Unwettern, ein Jahrhundert lang geblieben. Dann hat die Härte sich gemildert; eine freiere Gesinnung und Bewegung ist entstanden, ohne daß die Festigkeit des Baues darunter gelitten hätte. Ein französischer Diplomat hat vor dreißig Jahren einmal gesagt, in jedem Preußen stecke ein Stück vom Alten Fritz. Wenn dieses Wort wahr bleibt, wenn in jedem Preußen ein Stück von Friedrichs Fleiß und Pflichttreue fortlebt, so wird sein Werk zum Heil der kommenden Geschlechter fest bestehen. Es wird dann ein Haus sein, an welches die Winde stoßen und die Fluth heranbraust; und dieses Haus fällt nicht, denn es ist auf einen Felsen gebaut. Heinrich von Sybel.

Wie schwer ist es für ein gequältes Herz,
In der Verzweiflung kummervollen Banden
Zu helfen und zu retten allerwärts,
Wo stets Gefahr und Noth entstanden.
Wie schwierig, wider all die wilden Schaaren
Mit rasch gerafftem Kriegsvolk loszufahren,
Zugleich an hundert weit getrennten Plätzen
Zu rathen, rüsten, ordnen und entsetzen!
Ich fühle, wie die Bürde mich erdrückt.

Schaut nach Flandern! Seine Schanzen gilts zu stürmen, zu gewinnen.
Mit dem Ungarn Seit' an Seite legt in Asche Belgrads Zinnen!
Muß beim Klange dieser Namen heißer nicht das Blut Euch rollen?
Denkt Ihr nicht der blutgetränkten Ehrenfelder, wo den vollen
Siegeskranz der edle Prinz Eugenius sich errungen,
Der Bewunderte, der jeden seiner Gegner hat bezwungen?

Alles ruft bei solchem Wagen
Eurem Muthe zu: Glück auf!
Mit Euch alle Herzen schlagen,
Die um Deutschland Sorge tragen,
Folgen Eurem Siegeslauf.

Seht die vielen Völker alle, die sich wider uns verschworen,
Die in dünkelhafter Ehrsucht völlig den Verstand verloren;
Unverzagt nur, meine Helden! Trefft sie mit dem Wetterschlage
Eures Zornes, Eurer Hiebe, daß die Menschheit künftiger Tage
Diesem Sturmlauf ohnegleichen, diesem Sieg der Minderzahl
Wider eine Welt von Feinden thürm' ein bleibend Ehrenmal.

Rings von Noth und Tod umgeben,
Denkt in Eurem Rachefest,
Daß in diesem harten Leben
Ohne Kampf und Fährniß eben
Sich kein Ruhm gewinnen läßt.

König Friedrich von Preußen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Deutsche Effecten- & Wechsel-Bank.

In der heute stattgehabten Generalversammlung wurde die für das Jahr 1915 zu verteilende Dividende auf

Reichsmark 15.—

für jede Aktie festgesetzt, deren Auszahlung gegen Einlieferung des Dividendenscheines Nr. 13 sofort an unserer Kupons-Kasse in den Vormittagsstunden von 9—11 Uhr erfolgt.

Die einzureichenden Kupons müssen auf der Rückseite entweder mit Firmenstempel oder Namen des Einreichers versehen sein.

Frankfurt a. M., den 18. April 1916.

Deutsche Effecten- & Wechsel-Bank.

Deutsche Effecten- & Wechsel-Bank in Frankfurt a. M.

Gewinn- und Verlust-Konto für 1915.

Debet.	M.	pf	Kredit.	M.	pf
Verwaltungs-Spesen (Saläre, Gratifikationen und Ehrengaben, Tantiemen an d. Oberbeamten, Drucksach., Bücher, lithograph. Arbeiten, Kontor-Spesen, Handwerker-Rechnungen, Beiträge zur Kriegsfürsorge usw.)	747 860	55	Saldo von 1914 (Vorgetragene)	426 391	07
Steuer (Staats- und städtische Steuern und Abgaben)	229 717	44	Coupons und Sorten (Gewinn auf Coupons und Sorten)	55 020	19
Immobilien (Abschreibung)	20 000	—	Wechs. (Zins. u. Gew. a. Wechs.)	961 184	26
Abschreibg. (a. Bet. i. feindl. Ausl.)	150 000	—	Effekten u. Konti à metà (Zinsen und Gewinn)	170 494	07
Reingewinn pro 1915	2 215 694	02	Konsortial-Konto (Zinsen u. Gewinn auf Konsortial-Beteilig.)	49 075	95
			Provis. (Vereinnahmte Provis.)	823 214	19
			Zinsen (Saldo d. Konto-Korrent- u. Prolongations-Zinsen, sowie Erträgnis d. dauernd. Beteil.)	857 497	—
			Miete (Vereinnahmte Miete)	20 485	28
	3 363 272	01		3 363 272	01

Bilanz-Konto am 31. Dezember 1915.

Aktiva.	M.	pf	M.	pf
1. Nicht eingezahltes Aktienkapital			—	—
2. Kasse, fremde Geldsorten und Coupons			668 741	06
3. Guthaben bei Noten- und Abrechnungs-Banken			2 937 941	77
4. Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen:				
a) Wechsel (m. Ausschluß von b, c und d) u. unverzinsl. Schatzanweisungen des Reichs u. d. Bundesstaaten	21 358 858	19		
b) eigene Akzepte	—	—		
c) eigene Ziehungen	—	—		
d) Solawechsel der Kunden an die Order der Bank	—	—	21 358 858	19
5. Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen			3 378 958	94
6. Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere			708 719	50
7. Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen davon am Bilanztage gedeckt				
a) durch Waren, Fracht- oder Lagerscheine	—	—		
b) durch andere Sicherheiten	—	—		
8. Eigene Wertpapiere:				
a) Anleihen und verzinsliche Schatzanweisung des Reichs und der Bundesstaaten	1 239 703	78		
b) sonstige bei der Reichsbank und anderen Zentralnotenbanken beleihbare Wertpapiere	31 615	03		
c) sonstige börsengängige Wertpapiere	1 492 851	62		
d) sonstige Wertpapiere	860 760	71	3 624 931	14
9. Konsortialbeteiligungen			1 965 130	93
10. Dauernde Beteiligung. b. anderen Banken u. Bankfirmen			3 322 500	—
11. Debitoren in laufender Rechnung:				
a) gedeckte	44 491 370	50		
b) ungedeckte	3 675 932	—	48 167 302	50
Außerdem: Aval- und Bürgschaftsdebitoren	324 476	29		
12. Bankgebäude			1 745 000	—
13. Sonstige Immobilien (abzügl. Hypothek von M. 200 000.—)			575 000	—
14. Sonstige Aktiva (Mobilien)			1	—
			88 453 085	03

Passiva.		M.	pf	M.	pf
1. Aktienkapital				30 000 000	—
2. Reserven				3 200 000	—
3. Kreditoren:					
a) Nostroverpflichtungen		268 630	46		
b) seitens der Kundschaft bei Dritten benutzte Kredite		—	—		
c) Guthaben deutscher Banken und Bankfirmen		9 738 253	54		
d) Einlagen auf provisionsfreier Rechnung					
1. innerhalb 7 Tagen fällig	M. 6 003 435,91				
2. darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig	„ 4 513 578,60				
3. nach 3 Monaten fällig	„ 4 141 481,02	14 658 495	53		
e) sonstige Kreditoren					
1. innerhalb 7 Tagen fällig	M. 3 896 979,22				
2. darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig	„ — —				
3. nach 3 Monaten fällig	„ — —	3 896 979	22	28 502 358	69
4. Akzepte und Schecks:					
a) Akzept		23 855 681	28		
b) noch nicht eingelöste Schecks		585 773	54	24 441 454	82
Außerdem:					
Aval- und Bürgschaftsverpflichtungen		324 476	29		
Eigene Ziehungen M.		—	—		
davon für Rechnung Dritter M. —.—		—	—		
Weiterbegebene Solawechsel d. Kund. a. d. Order d. Bank		—	—		
5. Sonstige Passiva:					
Dividende, un[illegible]				3 577	50
6. Reingewinn				2 215 694	02
				88 453 085	03

Frankfurt a. M., im April 1916.

Deutsche Effecten- & Wechsel-Bank.

4% Anleihe der Schiff- und Maschinenbau-Aktiengesellschaft „Germania“

jetzt

Fried. Krupp Aktiengesellschaft Germaniawerft Kiel-Gaarden.

Bei der am **12. April 1916** im Geschäftsgebäude der Germaniawerft stattgehabten **XIV. Verlosung** von Teilschuldverschreibungen sind die folgenden **Nummern zur Rückzahlung** mit 102% am **1. Oktober 1916** gezogen worden:

Lit. A. 30 Stück zu M. 5000, rückzahlbar mit M. 5100. Nennwert M. 150 000.

Nr. 33 112 121 130 132 141 181 219 259 298 336 402 436 472 498 514 516 528 632 672 673 690 729 750 763 789 843 897 906 986.

Lit. B. 88 Stück zu M. 2000, rückzahlbar mit M. 2040. Nennwert M. 176 000.

Nr. 1060 1103 1129 1163 1180 1210 1211 1216 1232 1360 1450 1456 1559 1568
1579 1591 1687 1708 1744 1745 1837 1941 1952 1975 1999 2036 2047 2069
2075 2118 2126 2127 2186 2190 2242 2283 2295 2317 2360 2398 2469 2483
2488 2552 2567 2569 2581 2602 2627 2631 2647 2688 2694 2698 2731 2736
2758 2789 2802 2810 2965 2976 3033 3038 3131 3183 3239 3242 3247 3278
3279 3356 3366 3628 3643 3655 3685 3732 3773 3841 3843 3880 3885 3895
3968 3970 3974 3992.

Lit. C. 208 Stück zu M. 1000, rückzahlbar mit M. 1020. Nennwert M. 208 000.

Nr. 4002 4078 4086 4117 4214 4229 4300 4307 4309 4317 4333 4368 4392 4585
4593 4654 4666 4689 4694 4701 4703 4720 4747 4761 4811 4853 4903 4919
4920 4921 4988 5121 5126 5148 5169 5176 5197 5251 5259 5311 5418 5441
5461 5510 5511 5590 5613 5615 5632 5637 5683 5699 5708 5713 5774 5782
5799 5856 5884 5897 5936 5944 6054 6065 6066 6097 6102 6120 6170 6176
6209 6213 6234 6265 6416 6456 6479 6564 6599 6638 6658 6662 6708 6860
6873 6917 6963 6973 7004 7023 7042 7070 7157 7177 7181 7212 7237 7271
7298 7303 7380 7415 7419 7482 7493 7494 7565 7572 7650 7667 7761 7769
7832 7866 7915 7946 7989 8012 8016 8083 8084 8100 8141 8159 8163 8212
8239 8265 8280 8331 8348 8380 8405 8409 8415 8564 8567 8621 8640 8672
8686 8716 8717 8793 8819 8890 8923 8989 8993 9032 9055 9191 9242 9255
9281 9283 9301 9309 9314 9350 9372 9436 9597 9660 9722 9763 9786 9840
9889 9913 9917 9992 9995 10 006 10 068 10 069 10 086 10 090 10 101 10 123 10 135
10 210 10 260 10 263 10 307 10 312 10 320 10 359 10 404 10 415 10 441 10 444
10 463 10 530 10 632 10 675 10 681 10 715 10 765 10 822 10 834 10 883 10 900
10 946 10 964 10 982 10 991 10 997.

Lit. D. 120 Stück zu M. 500, rückzahlbar mit M. 510. Nennwert M. 60 000.

Nr. 11 099 11 108 11 150 11 246 11 262 11 300 11 309 11 339 11 341 11 363 11 407
11 415 11 450 11 473 11 513 11 520 11 554 11 590 11 608 11 641 11 659 11 720
11 722 11 742 11 758 11 773 11 861 11 878 11 971 12 019 12 022 12 179 12 224
12 234 12 274 12 367 12 390 12 392 12 397 12 427 12 445 12 461 12 483 12 504
12 507 12 508 12 542 12 555 12 572 12 593 12 619 12 623 12 635 12 640 12 645
12 660 12 709 12 752 12 794 12 808 12 842 12 895 12 907 12 936 13 011 13 021
13 134 13 176 13 191 13 246 13 280 13 281 13 293 13 359 13 360 13 418 13 485
13 502 13 626 13 640 13 698 13 707 13 724 13 752 13 801 13 834 13 837 13 924
13 946 13 956 13 994 14 012 14 014 14 020 14 050 14 095 14 097 14 116 14 223
14 244 14 246 14 254 14 265 14 336 14 366 14 441 14 458 14 477 14 540 14 569
14 579 14 626 14 660 14 715 14 716 14 837 14 852 14 978 14 989 14 992.

Die Verzinsung dieser Teilschuldverschreibungen hört am **1. Oktober 1916** auf.

Aus **früheren Verlosungen** sind folgende Teilschuldverschreibungen noch **nicht** zur Einlösung vorgezeigt worden:

Zur Rückzahlung am 1. Oktober 1914:

Lit. D zu ℳ **500** Nr. 11 914.

Zur Rückzahlung am 1. Oktober 1915:

Lit. B zu ℳ **2000** Nr. 2010.
Lit. C zu ℳ **1000** Nr. 5610, 6805, 6897, 8226.
Lit. D zu ℳ **500** Nr. 11 168, 11 334, 11 338, 11 650, 12 113, 12 462.

Die Generalversammlung vom 19. April d. J. hat die Auszahlung einer Dividende von

8%

für das abgelaufene Geschäftsjahr 1915 beschlossen. Der Dividendenschein Nr. 18 unserer Aktien gelangt **von heute ab mit 80 Mark** bei der **Bank für Handel und Industrie** zur Auszahlung.

Berlin, 19. April 1916.

Reiss & Martin Aktiengesellschaft.

Bekanntmachung.

Die Zwischenscheine für die 5% Schuldverschreibungen des Deutschen Reiches von 1915 (III. Kriegsanleihe) können vom

1. Mai d. J. ab

in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen umgetauscht werden.

Der Umtausch findet bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen“, Berlin W 8, Behrenstr. 22,** statt. Außerdem übernehmen sämtliche Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung bis zum **22. August d. J.** die kostenfreie Vermittlung des Umtausches.

Die Zwischenscheine sind mit Verzeichnissen, in die sie nach den Beträgen und innerhalb dieser nach der Nummernfolge geordnet einzutragen sind, während der Vormittagsdienststunden bei den genannten Stellen einzureichen. Formulare zu den Nummernverzeichnissen sind bei allen Reichsbankanstalten erhältlich.

Firmen und Kassen haben die von ihnen eingereichten Zwischenscheine in der **rechten Ecke oberhalb** der Stücknummer mit ihrem Firmenstempel zu versehen.

Berlin, im April 1916.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.



Berlin, den 6. Mai 1916.

Der wahre Wilson.

Neuer Bund.

Nicht ein Stein blieb von der Feste, darin die Sieger über einunddreißig Könige Josuas Sonne anstaunten. Der Gekreuzigte aber ist uns auferstanden." Nicht einem Stamm, wie Mohammed, von dessen Sterbelager Omar vors Zelt trat und schrie, sein Krummsäbel werde jede Kehle breit spalten, die den Tod des Propheten zu behaupten wage. Der aus dem Felsgewölb im Garten Josephs von Arimathia Auferstandene lebt nicht unter dem Schirm einer Drohung, die Zweifler schrecken soll. Lebt Allen, die, ohne seinen erstandenen Leib betastet zu haben, an die Auferstehung seiner Seele glauben. Am siebenten Tag nach Ostern, am Sonntag Quasimodogeniti, wird, nach der Mahnung aus Petri Erster Epistel, Bosheit und Trug, Heuchelei und Neid abzuthun und, wie die Neugeborenen von reiner Milch, nur von lauterer Vernunft sich zu tränken, von der Kanzel das vorletzte Stück der Johannisbotschaft gekündet. „Da am Sabbathabend, in einem aus Furcht vor den Juden verriegelten Gemach, die Jünger versammelt waren, kam Jesus, trat mitten unter sie und sprach: ‚Friede sei mit Euch!' Wies an Händen und Seite ihnen die Wundmale und sprach zu den ob solchen Wiedersehens Beglückten abermals: ‚Friede sei mit Euch! Wie mich der Vater gesandt hat, also sende ich Euch.' Danach hauchte er sie an und ließ dem Odem die Worte folgen: ‚Nehmet hin den Heiligen Geist! Welchen Ihr nicht die

Sünde abnehmet, auf Denen bleibt sie als Last; wen Ihr aber von der Sünde lossprechet, Der ist losgesprochen.' Dem Jünger Thomas, den sie den Zwilling nannten, sagten, weil er an diesem Abend gefehlt hatte, die Elf, daß der Herr unter sie getreten sei. Thomas antwortete: ,Das kann ich nur glauben, wenn ich die Wundmale gesehen, mit meinen Fingern die Nägelspur betastet, meine Hand in seine Seite gelegt habe.' Am nächsten Sabbathabend waren die Zwölf versammelt. Wieder waren die Thüren verriegelt und wieder trat Jesus ein. Alle grüßte sein Ruf: ,Friede sei mit Euch!' Dann sprach er zu Thomas: ,Lege Deine Hand in meine Seite, betaste mit Deinen Fingern die Nägelmale an meinen Händen und wandle aus einem Ungläubigen Dich in einen Gläubigen.' Thomas antwortete: ,Mein Herr und mein Gott!' Und hört aus Jesu Mund: ,Weil Du mich gesehen hast, glaubst Du. Selig aber sind, die nicht sehen und dennoch glauben.'" Noli me tangere: das Wort steht am Thor jedes Glaubens, der sich als schützende, wärmende, nur einem Lichtquell offene Kuppel über das Erdrund wölben will. Nicht berühren sollst Du mich; nicht aus Tastsinn, Gesicht, Gehör, sondern aus dem vom Gnadenborn einer Gottheit befruchteten Schoß Deines Willens den Glauben erwachsen lassen. Braucht diese Gottheit, sich zu behaupten, Gewalt, muß die Fluchdrohung Mosis oder der Säbel Omars ihr Achtung werben, dann wohnt sie in den verwitternden Zwingburgen alter Bünde. Ein neuer Bund, wie das Abendland keinen je sah, wurde möglich, seit ein Menschenkind, ohne Beweis durch Tastsinn, Gesicht, Gehör, die Auferstehung des irdischem Auge vertrauten Leibes, also neue Gottheit, geglaubt hatte. Weil Maria aus Magdala sie innig glaubt, kann die gestern noch als Teufelsweibe Verachtete ihre fromme Inbrunst in das Hirn Petri und Johannis übertragen. Weil in zwei Jüngern der Glaube felsfest ward, können zehn, unter denen nicht nur ein in Zweifel neigender Thomas ist, sich an ihn klammern und eine Gemeinde schaaren, der er im Wirbel des Geschehens Dach und Diele wird. Weil zuversichtliche Hoffnung, deren Hitze kein Luftzug kleinmüthigen Mißtrauens gekühlt hat, in Jerusalem, in Galilaea Unerschautes sichtbar werden ließ, erblicken heute noch niederländische Calviner an ihrem Sterbebett des Heilands Hochgestalt. Daß er kommen, in der letzten Lebensstunde sie aus der Verstrickung in Sündenschuld lösen werde, ist aus der Mutterbrust gesaugter Glaube.

Und in den Bezirken seelischen Seins erzwingt der unbeirrbar leidenschaftliche Wunsch immer das Gesicht seines Zieles. Keimt in diesem deutschen Lenz, in dem der Saft nicht jäh, sondern mit sachter Stetheit, die gute Frucht verheißt, aus der Wurzel in Halm und Gesträuch steigt, irgendwo auch der Glaube an die Auferstehung Europas und an neue Menschheit im erneuten Erdtheil, dessen Wunden und Kreuznägelmale jeder Finger betasten kann? Leben diesem Glauben unter uns schon Jünger? Als eine durchsichtig wärmende Kuppel wird er sich über die Wüste, über stumme Noth und heulendes Elend wölben, wenn Einer ihn inbrünstig hegt.

Hunderttausende wird er, abermals Hunderttausende der heiligen Sache werben. Wenn er, mit den anderen Jüngern, nicht die Mühe der Wanderschaft, die Pein der Verfolgung scheut. Kann ohne Frühlingsgewitter aus Ostern Pfingsten, ohne Verfolgung und Rächerwuth aus eingesplitterten Zweifeln kräftige Glaubenseinheit werden? Horchet durch den Nachhall der Frühlingsfeststimmung in die Heimath der Christenlehre zurück. Die Sadduzäer Hanan, Alexander, Jochanan herrschen; ihr Werkzeug ist der Hohepriester Kajaphas, dessen lahmer Wille dem rüstigen des Schwiegervaters Hanan unterthan bleibt. Sie haben das Weltheil gekreuzigt. Und ihr harter, nie vom Nachtthau, von der linden Zähre des Mitleidens aufgeweichter Sinn soll dulden, daß ein Klüngel Friedsamer mit dem Vermächtniß des schmählich Hingerichteten sich in die Gunst urtheilloser Masse einschleiche? Dann wäre der Arbeitaufwand, der Machtzuwachs, den der dunkle Nisanmond ihnen gebracht hat, zinslos vergeudet. Wärs klüger gewesen, den Verführer selbst, den Seelenfänger, der sich durch langes Weilen und oft wiederholtes Mahnen entwerthen mußte, weiter durchs Judenland streifen zu lassen und ihm die Kunde vorauszuschicken, des Strolchzuges Hauptzweck sei, dem Säckelwart Münze zu häufen. Das Handeln der Sadduzäer, berichtet Josephus, zeugte stets von noch grimmerer Härte als das irgendeiner anderen Sekte im Bereich des Tempelpatriziates. Aus ihrer Reihe war die Losung ergangen: „Lieber eines Mannes Tod als Verseuchung und Untergang des ganzen Volkes." Hanan ist, hundertmal schwerer als Pontius, mit der Kreuzigungschuld bebürdet: und kann dem Fluch der Ueberlebenden nur entschlüpfen, wenn er seine „Ordnungpartei", die Heerde der Jahwe-Imperialisten,

zum Sieg führt und aus allen Wegen Israels, aus jeder Schollenritze das vom Mundhauch des Verführers genährte Unkraut jätet. Im Schatten des Heilandsgeistes erfröre die Hochblüthe der Priesterschaft. Weh ihr, wenn dieser Schatten sich zu breiten vermöchte! Wider ihn waffnet Zorn, der sich, weil er am Staub alter Satzung klebt, fromm wähnt, geschäftig seine Büttel. Welche Strafen darf die Judenheit ohne Einspruch der römischen Staatsgewalt, des milden Syrerlegaten Vitellius, verhängen, vollziehen? Einkerkerung und Auspeitschung. Im Sanhedrin jauchzen Petrus und Johannes unter der Geißel. Die Leute, die am Tempel, vom Tempel leben, denen jede Mauer des Heiligen Hauses ungeheuren Gewinn ausschwitzt und die sich deshalb zur Tempelhut berufen, vom Himmelsherrn erkürt glauben, wollen mit Befehl und Verbot, mit Strafe und Pein Seelen bändigen, in ihres Wollens Puls freie Geister zwingen: und ahnen nicht, welches Glück das Erlebniß des Leidens für die vom Herzen umarmte Sache den Gequälten bereitet. Einer warnt sie: der alte Rabbi Gamaliel, ein weiser Enkel des weisen Hillel. Dieser berühmteste Gelehrte und duldsamste Priester Israels spricht zu den Sanhedrinsgenossen: „Ist die neue Lehre gebrechlicher Frevel, dann zerfällt sie von selbst. Ist sie das Gebild ernsten Geistes, dann wollte sie Gott; und das Wagniß des Versuches, ein von Gott gewolltes Werk zu vernichten, kann niemals gelingen.“ Echolos hallt des Warners Stimme über die Häupter hin; wann ward im Funkengestiebe aufgeschürter Fanatismen Vernunft beachtet? Stephanus wird das erste Opfer der blinden Wuth. Vor Judensprossen aus Alexandria und Ephesus, Kilikien und Kyrene hat er, in der Synagoge der Libertiner, die Juden Rebellen gescholten, die noch das Augenzeugniß bestreiten und schweren Verbrechens schuldig seien, seit ihr Haß den Messias ans Kreuz schlug. Predigt, die den Galiläer zum Messias stempelt, auf den hohen Sitz des verheißenen Erlösers hebt, darf nicht ungesühnt bleiben. Die Tempelpfründner schicken Horcher aus. Wie kann die Regirungsippe dem Frechen rasch an den Kragen? Hat er nicht Moses etwa, den Bringer des Glaubensgesetzes, durch die Anführung nicht als wahr erweislicher Thatsachen in der Oeffentlichen Meinung herabgewürdigt? Er hat; muß also dem Sanhedrin Rede stehen. Werden, ruft er den Richtern zu, „Eure harten Schädel, Eure unbe-

schnittenen Herzen immer denn, wie Eurer Väter, sich wider den Heiligen Geist aufbäumen? Haben Eure Ahnen nicht jeden Propheten verfolgt, jeden Ankünder des Heilands am Leben gestraft? Da der Heiland sich Euch zeigte, wurdet Ihr seine Mörder. Und das Gesetz, das Ihr aus dem Munde des Boten Jahwes empfinget, habt Ihr verlüdert. Mein Auge aber sieht den Himmel offen und zur Rechten Gottes den Sohn des Menschen." Hurtige Finger fahren in die Ohrmuschel, sie so ruchloser Kündung zu verstopfen. Ueber die von Wuth gekniffene Lippe rinnt, aus knirschenden Zähnen, Geifer. Was ist gegen solchen Frevel des Gesetzes Vorschrift? Also lautet sie im Deuteronomium: „Der Träumer, der Euch in den Glauben an neue Gottheit überreden will, muß sterben. Führet ihn, so wenigstens zweier Zeugen Zunge ihn schuldig spricht, vor das Thor der Stadt. Die Hand der Zeugen werfe den ersten Stein. Danach steinige alles Volk den Bösen, daß er völlig vernichtet werde. Denn er wollte Dich dem Herrn, Deinem Gott, entführen, dem Du die Befreiung aus Egypterland, aus Knechtschaft, zu danken hast." Stephanus wird vor die Stadt geschleppt. Die Zeugen, die den ersten Stein werfen sollen, entkleiden sich ihrem Obergewand und legen es vor die Füße eines Jünglings, der aus weit offenem Auge der Urtheilsvollstreckung zuschaut. Nun bückt er selbst sich nach einem Stein. Ist selig, zur Hinrichtung des Lästerers mitwirken zu dürfen. Und wird von diesem Tag an der Scherge eifernder, nach Ketzerei schnüffelnder Priester. Mit deren Erlaubnißschein dringt er in verdächtige Häuser; zerrt die der Christenlehre Anhangenden, Männer und Frauen, vor die Richter oder ins Gefängniß. Keiner (in der Epistel an die Galater wird es bezeugt) hat die Gemeinde Christi hitziger verfolgt; kein Anderer je sich williger in den Dienst des alten Gesetzes hingegeben. In mancher Nacht hört er, freilich, durch die Finsterniß die fernen Seufzer der nach seiner Angabe eingekerkerten Frauen; liegt er schlaflos und besinnt den Sanftmuth, die lautlos tapfere Weltentsagung seiner Opfer und die in Wundern noch nachwirkende Erdwanderung Dessen, für den sie froh leiden und sterben; oft röthet sich ihm das Gesichtsfeld, weil er glaubt, das Blut des Stephanus, das sein Steinwurf aus den Adern rief, noch einmal aufspritzen zu sehen. Grausend aber wendet er sich von der Lockung solcher Gefühlsgaukelei und rafft sich in den Entschluß, mit un-

erbittlicher Strenge jeden Bruch überlieferten Glaubensbrauches zu ahnden und niemals Einen zu schonen, dem das Gesetz nicht die ummauerte Heimstatt des Wollens und Handelns ward. Dieser Saulus wird der Schrecken, das Scheusal der Jüngerschaar. Wird, nach dem Tag von Damaskus, der Apostel Paulus, der den Sektenglauben in die Maße der Weltkirche weitet. Gamaliels Schüler, der so lange der firnen Weisheit des Lehrers alle Poren der Seele verschloß, hört aus verhängter Sphäre die Frage: „Warum, Saule, eiferst Du wider mich?“ Durch brüllendes Gewitter schallt sie, hell wie Lerchenruf aus der Höhe, ins Ohr des Uebermüdeten, der, im Todeslenz des Kaisers Tiberius, aus der Dürre des heißen Iturerlandes auf wunden Füßen, mit entzündeten Augen in die von Gottessegen und Menschenarbeit befruchtete Hochebene von Damaskus gewandert ist. Streifte eines Blitzes Strahl sein Hirn? Saulus stürzt: Paulus steht, mit bestaubter Stirn, doch mittäglich leuchtender Seele, vom Boden auf. Der Christ Hanania wird ihm Arzt, Heiler, Bekehrer, Bruder. Schuppen fallen von Pauli Auge; die Spitze, die seit Monden sich in sein Fleisch gebohrt hat, reißt er mit ungestümer Willensgewalt heraus, mit ihr den Satansknecht, der ihm das Herz geprügelt hat; und empfängt alsogleich die Taufe. Der Sinnenlose, dem alle Gluth im Hirn brennt, war der wildeste Christenverfolger; wird der eifrigste, der grimmste Christ. Er hebt den brünstig umfangenen Glauben hoch über den Essenismus hinauf; löst ihn aus dem Eintagsleben der nahen Weltunterganges gewissen, der Menschendämmerung zuwallenden Sekten; vermählt ihn dem Willen zur Macht; und sichert durch diesen Bund ihm Unsterblichkeit.

Keimt in unserem Frühling der Glaube an die Auferstehung Europas und an neue Menschheit im erneuten Erdtheil, dessen Wunden und Kreuznägelmale jeder Finger betasten kann? Als eine durchsichtig wärmende Kuppel wird dieser Glaube sich über die Wüste, über stumme Noth und heulendes Elend wölben, wenn ihn die Inbrunst eines Starken gehärtet, der Wille zu Staatsmacht ihn mit Leuchtkraft durchglüht hat. Hunderttausende wird er, abermals Hunderttausende der heiligen Sache werben. Die braucht den Stephanus und den Paulus; braucht die Hingebung des Martyrermuthes und den staatsmännischen Kopf. Werdet, Deutsche, die Europäer bleiben, nicht in Thierwildheit zurücksin-

ken wollt, des neuen Glaubens thätige Apostel! Lasset Euch weder von dem Geplärr des Ewig-Gestrigen lähmen, der Euer reines Wollen auf eine Utopia, die unfruchtbare Insel müßiger Träumer, weist, noch von den Schergen der blinden Gewalt schrecken, der Eure Denkrichtung nicht in ihren Kram paßt. Hanan vermag im Waffenrock nicht mehr, als er im Priestergewand vermocht hat. Er kann Ketzer (von heute: die morgen Kirchenväter sein werden) pönen, ihre Seelenhaut mit der Peitsche seiner Büttel zerstriemen, sie aus dem Gehörskreis ihres Volkes, aller Völker steinigen, mit Eisennägeln ihre Bewegungfreiheit hemmen; doch niemals mit plumper Faust den Geist erdrosseln. Der steigt aus Leibesgruft, wandert über Grenzsteine, unter Schlagbäumen hinweg und wirbt auf dem weiten Erdrund sich Jünger. Furchtlos rege sich, wer im Innersten Bereitschaft empfindet; wer ins Ohr der Seele je den Klageruf auffing: „Warum eiferst Du wider das Menschheitsehnen nach Heiligem Geist?“ Wir wollen Deutschland; stark, lustig, hell, in anmuthiger, nicht steif protzender Würde und ernster Fröhlichkeit. Dieses Deutschland ist der Menschheit unentbehrlich; ihm aber auch die Menschheit. Nicht, sie zu knechten oder in seine Wesensfarbe umzufärben, ist sein Beruf; sondern, als ein kräftiges Glied in ihr, mit ihr, in stetem Austausch gesunder Lebenssäfte, zu gedeihen. Wir wissen, daß in jeder Hochzeit Deutschlands wirksamste Waffe der Gedanke war; Spaten, Pflug, Schöpfer, nicht, wie Mörser, Haubitzen und Stickgas, Zerstörer. Wir wollen, daß der Gedanke, nicht der Degen, deutschem Handeln den Pol und das Ackergefild bestimme; der Staatsmann, nicht Fortunens Zufallsgünstling auf der Walstatt oder im Tauchboot. Damit nicht eines Tages Geschichte urtheile: mit nie erschautem Aufwand völkischer Kraft, Genialität und Beharrlichkeit habe Deutschland für ein längst zum Gespenst geschrumpftes, verfahltes Ideal gegen den Klüngel seiner Feinde gefochten, die mit der leichtfertigen Anmaßung, der wirren Unwissenheit des Dilettanten doch die Erkenntniß der Richtung verbanden, in die alle großen Zeichen der Zeit heute die Menschheit weisen. Damit Klio nicht seufze: mit bewunderswerthem Werkzeug des Hirnes und des Armes sei auf der einen Seite unnützlichem Zwecke gedient, mit untauglichem Werkzeug und zerfahrenem, nutzlos verstäubendem Willensdrang auf der anderen Seite die Bereitung des als Nothwendigkeit Erkannten schmählich ver-

stümpert worden. Wir wollen, daß Europa gesunde, nicht als Krüppel hinsieche; sauber werde, nicht noch ekler verschmutze. Daß den Lebensfragen des Erdtheiles Antworten gefunden werden, die dem Bedürfniß der Völker, stämmiger und schwacher, genügen und ohne störenden Ergänzungstreit drum den Tag des Friedensschlusses lange überdauern. Wir wollen nicht, daß man mit der Größe einer Zeit prahle, die nur vernichtet; denn uns ist Größe das Merkmal des Schöpfervermögens. Wir wollen, daß auf reinem Grund das freie Volk fortan seines Schicksals Schmied sei und am Wohlstand, am seelischen Aufstieg anderer Völker sich neidlos freuen dürfe; daß Güte, nicht schwächlich, gebiete und Menschenrecht noch im zerlumpten Bettler geachtet werde. Da habt Ihr den Grundriß unseres Glaubens und Wollens. Schaaret, die Ihr unter seinem Kuppelgewölb wohnen möchtet, aus allen Lagern geschwind Euch zum Treubund. Stählet Euch in das Gelübde Tapferer, endlich Etwas zu wagen. Erst durch Wagniß werdet Ihr der Helden würdig, die draußen froh bluten. Niemals ist, nirgends, ohne Frühlingsgewitter aus Ostern Pfingsten geworden.

Die Frage.

„Bis Columbus Amerika fand, war, seit Weltgeschichte ist, Europas Antlitz ostwärts gekehrt. Das Gesetz allen Handelns wies von West nach Ost. Der Atlantische Ozean lag im Rücken der Welt. Als die Türken Konstantinopel erobert hatten, war der Weg in den Orient gesperrt und Europa, wenns nicht ersticken wollte, zur Umkehr nach West gezwungen. Die Europäer, die sich, endlich, auf das unbekannte Westmeer wagten, fanden es um das Doppelte größer, als sie erwartet hatten, und landeten auf einen leeren Erdtheil. Ist die Thatsache, daß eine Hälfte der Erdkugel sich verbarg, bis neue Civilisation möglich wurde, der Einbildnerkraft nicht unbegreiflicher als das bunteste Märchenwunder? Der Ehrgeiz eines Kapitäns, der eine neue Handelsstraße sucht, schafft der Menschheit den Raum zu neuem Seelenerlebniß; schenkt ihr die neue Welt, durch deren blühende, duftende Wälder klare Quellbäche rauschen und deren Lebensinhalt zwar aus der alten Erde übernommen, doch von deren Schlacken und Ueberdrußwarzen befreit ist. Hat nicht jedes Schiff die Hoffnung ganzer bedrückten Geschlechter an diese Küste getragen? Vom Zwischendeck erblickt

sie der Auswanderer. Noch würgt ihm das Heimweh die Kehle. Aber er naht ja der Pforte des Erdenparadieses, in dem er, fern aller Kümmerniß, allem Tyrannendruck Einzelner und begünstigter Klassen, ohne hemmende Schranken als freier, redlicher Mensch fortan unter Brüdern hausen wird. Die Männer, die Amerika schufen, haben das Banner freier Menschlichkeit in seinen Boden gepflanzt. Seitdem hat Tyrannei sich ins Gewand des Fleißes, sogar der Güte verkleiden gelernt. Was ist Freiheit? Mir zeigt sie sich in dem Bild einer großen Maschine, deren Theile so geschickt und behutsam zusammengesetzt sind, daß nirgends ein Theil die Bewegung des anderen hindert; sonst verbiegt sich die Maschine und steht still. Wenn der Gang eines Schiffes der Windstärke vollkommen angepaßt ist, fährt es leicht durch die Wellen und man sagt von ihm, daß es frei laufe. Auch der Mensch ist nur da frei, wo alle Kräfte und Interessen, der Einzelnen, der Stände, der Verwaltenden und Regirenden, zu richtiger Handlung ineinandergreifen; wo Männer und Frauen von Allem entbürdet sind, was ihnen erschwert, das Beste zu wollen, zu leisten und frohes Hoffen in Wirklichkeit umzugestalten. Sind wir in solchem Sinn heute noch frei? Ist unsere Heimath noch das Land der Hoffnung, in dem der Rechtschaffene eine höhere Lebensstufe ersteigen kann als irgendwo unter anderem Himmel? Wir stehen vor der Gefahr völligen Versagens, tragischer Mißwende: und retten kann uns nur der muthige Entschluß, die neue Tyrannis nach Gebühr zu behandeln. Die Macht des Großkapitalismus ist hier so erstarkt, daß sie unsere Entwickelung beherrscht. Dürfen wir den widrigen Zustand abwarten, der uns eine in Sonderinteressen verstrickte Regirung brächte, oder müssen wir in das Licht aufstreben, das die Freiheit des Menschens, seines Wollens und Unternehmens ausstrahlt? Meiner Ueberzeugung ist es ein von Gottes Wink geschaffenes Himmelslicht. Wir wehren uns gegen jede Form der Vormundschaft und begnügen uns, im Land freier Menschen, nicht mit der leutsäligen Geberde thronender Industriekönige. Noch der menschenfreundlichste Trustherrscher wirkt schädlich: weil er dem Eigennutz, der Gruppengewalt Kräfte dienstbar macht, die nur in Freiheit das Gemeinwohl zu fördern vermögen. Wir müssen den Betrieb des Politikergeschäftes so läutern, daß der boss und das Sonderinteresse darin keine Stätte mehr finden

und jeder Redliche ohne Scham, jeder mit gleichem Recht, darin mitarbeiten kann. Wir müssen jedem Menschen jede Arbeitmöglichkeit, bei gerechtem Lohn und würdiger Behandlung, verbürgen. Weil große Völker vergessen hatten, was Freiheit, des Glaubens und Denkens, des Wollens und Handelns, ist, kamen einst Europäer in diesen Erdtheil und begannen den zähen Roderkampf gegen die Wildniß. Die Ideale dieser Männer leben in unserem Herzen; doch erst, wenn sie wieder bestimmend auf das Handeln der ganzen Nation einwirken, kann Amerika leisten, was es der Menschheit verheißen hat. Dann erst werden alle nützlichen Kräfte erlöst, alle edlen Herzenstriebe beflügelt, der neuen Freiheit alle Thore geöffnet werden. Aus ihr weht der Athem des Lebens, um sie die reine Luft, deren Kraft die Schiffe des Columbus westwärts bewegte. Schiffe mit köstlicher Fracht: mit der Verkündung gleicher Pflichten und Rechte, freier Bahn für jeden Bethätigungdrang und einer Glücksverheißung, deren Einlösung die Aufgabe Amerikas in der Gemeinschaft dürstender Menschheit ist."

Diese Sätze habe ich aus den Wahlreden des Herrn Woodrow Wilson gesammelt (die, unter dem Titel „Die neue Freiheit; ein Aufruf zur Befreiung der edlen Volkskräfte", auch in deutscher Sprache veröffentlicht worden sind): um anzudeuten, wie das Wesen des Mannes ist, über den in den letzten Monaten, Wochen so manche Rede ging. Thörichte und, leider, auch zum Erbarmen schamlose. „Ein verstaubter Dutzendprofessor." „Ein verbissener Deutschenfeind, der geschworen hat, Englands Niederlage mit allen Mitteln zu hindern." „Ein von England gekaufter Lump." So schwatzt, aus dem Kittel eines Patterjotenthumes, das mit heiliger Vaterlandliebe nirgends Gemeinschaft hat, faule Unwissenheit. Verbrennet, endlich, neunundneunzig Hundertstel aller in Kriegsdeckel gehefteten, am Krieg schmarotzenden „Literatur", liefert all diese Gedichte, Reden, Romane, Abhandlungen, Prahlereien und Traktätchen dahin, wo allein sie noch nützen können: in die Papiermühlen; und weidet Euch wieder an Büchern, aus denen die klare Rede wachen Geistes in Euren einströmt. Dann kehrt sacht vielleicht reine Vernunft in ihre Heimath zurück und weckt die Pflicht zur Achtung fremder Menschenwürde. Wie Rodin und Hodler, Maeterlinck und Verhaeren, Kipling und Wells, Forain und Raemaekers, Spitteler und D'Annunzio durch zorniges Eifern gegen Deutschland

nicht in ihrer Künstlerschaft entwerthet werden, so wäre auch Herr Wilson, der Gelehrte und Politiker, noch kein Wicht, weil er deutscher Volksart und Staatssitte englische vorzöge. Daß ers je that, ist durch irgendein Anzeichen niemals erwiesen worden. Ob der Präsident der Vereinigten Staaten ein Adler ist, wird zu beurtheilen sein, wenn er zu Hochflug die Schwingen gespreitet hat. Sicher: ein Mann hohen sittlichen, hohen geistigen Ranges. Auf den wir, wenn er unser wäre, stolz sein dürften (und der so sprechen könnte, wie ich, vor vierzehn Tagen, ihn hier sprechen ließ). Mindestens ein Fichte Amerikas. Im Staat Virginia hat eine Irensprossin ihn einem Schottenenkel geboren. Von Blutes wegen hat also der fast Sechzigjährige nicht die Vorbestimmung zu blinder Verhimmelung Englands. Als Schüler der Princeton-Universität schreibt er gegen die „Kabinetsregirung"; tadelt muthig die Heimlichkeit und Verantwortungscheu, die im Staatsgeschäft waltet und den Volksdrang nach thätiger Mitwirkung von Jahr zu Jahr fester einschläfert. Dem Review-Aufsatz folgt ein Buch über „Kongreßregirung", das ihm den Ruf auf einen Lehrstuhl der jüngsten Frauenhochschule einträgt. Aus dem Präsidium der Princeton-Universität (die man, als die Lieblingstätte der vornehmen und reichen Jugend, das Bonn Amerikas nennen könnte) scheidet er nach achtjähriger fruchtreicher Amtswaltung, weil ein Vermächtniß von zwölf Millionen an Bedingungen geknüpft worden war, von deren Annahme der Präsident ernste Schädigung seiner Hochschule (durch Vertiefung des Klassenspaltes) fürchtet. Um sein Ideal, das Gebild seiner Denkkraft, nicht besudeln zu lassen, geht er. Und wird, als der klug tapfere Bekämpfer häßlichen Mißbrauches, zum Gouverneur des Staates New Yersey gekürt. Den löst er aus dem Joch, in das ihn die Trusts gebeugt haben. Vertritt, wider die eingewurzelte Unsitte, die den Gouverneur in schriftlichen Verkehr mit dem Landtag beschränkt, seine Reformpläne persönlich im Parlament, auch in der Wählerversammlung und in der Presse; zögert nicht, die Namen der widerstrebenden Abgeordneten laut ins Land hinaus zu rufen. Und drückt, mit der Hilfe leidenschaftlichen Volkswillens, seine Entwürfe durch. Er hat das Leben Washingtons, die Geschichte des Amerikanervolkes, das Wesen des Staates in guten Büchern dargestellt und in der Aufsätzesammlung „Nur Literatur" über den Politiker, Dich-

ter, Schriftsteller so Gescheites ausgesprochen wie in zwei Welten seit manchem Jahr kaum ein Anderer. Dann, als Neuling auf dem höchsten Sitz der Republik, weithin sichtbare Fehler gemacht. Im Kreis der Staatshäupter nur er? Dieser liebt sein Volk und hat den Willen, es bergan zu führen, auf die Höhe des Ideals, von der es in Sumpf abgeglitten ist. Der Leute, die ihn, weil Schmieriges in der Zeitung stand, begeifern, muß Deutschland sich schämen.

Der Staatsrechtslehrer Wilson, der nun im Namen der Vereinigten Staaten von Amerika spricht, steht auf der Ueberzeugung: daß die Ankündung, vom März 1915 an werde die Kaiserliche Regirung die Gewässer um Großbritanien und Irland als Kriegsgebiet behandeln, dem Völkerrecht schroff widersprach; daß die vorbedachte Methode deutscher Unterseekriegsführung mit den Urgeboten der Menschlichkeit nicht vereinbar ist; daß diese Methode, die, ohne den dünnsten Rechtsgrund, ohne Gewissenseinspruch, große Ozeandampfer und unbewaffnete Passagierschiffe vernichtet und Hunderte friedlicher Amerikaner ums Leben gebracht hat, das unbestrittene Recht der Neutralen, das heilige Vorrecht aller nicht im Krieg Mitkämpfenden leichtfertig zertrümmert; daß der Kaiserlichen Regirung, deren Aufrichtigkeit und guter Glaube nicht bezweifelt wird, weder gelungen ist noch gelingen konnte, ihre Methode den Grundsätzen der Menschlichkeit anzupassen. Und da jeder deutschen Vorsichtzusage eine ihr schrill widersprechende Unterseethat gefolgt sei, müsse die Regirung der Vereinigten Staaten, die lange, weil sie für Deutschlands Volk und Regirer wahrhaftige Freundschaft empfinde, sich in Geduld beschieden hat, den diplomatischen Verkehr mit der Kaiserlichen Regirung abbrechen, wenn die Methode des Unterseekrieges nicht ohne Säumniß aufgegeben, das nicht zu Angriff bereite Fracht- und Passagierschiff geschont, das Gebot der Menschlichkeit, des Völkerrechtes, der Neutralenansprüche wieder in Wirksamkeit gesetzt wird. Das ist der Hauptinhalt der Note, die der Amerikanische Botschafter am zwanzigsten Aprilabend dem Staatssekretär unseres Auswärtigen Amtes vorgelegt hat. Dürfen wir die Beschwerde eines großen, freien, von Jugendkraft strotzenden Volkes, für das ein Mann vom Gewicht und Schlag Wilsons das Wort führt, an den Regeln des Studentenstreites messen? Uns an Worte klammern, den „ganz und gar ungehörigen" Ton verbitten und

als Vorwand der Antwortweigerung ausnützen? Das wäre des ungeheuren Gegenstandes, der streitenden Nationen, der Menschheit unwürdig. Wenn Präsident Wilson, nach gründlicher Prüfung, überzeugt ist, eine lange Kette deutscher Kriegerhandlungen habe das Gesetz der Menschlichkeit und heiliger Völkersitte durchscheuert, in Stücke zerwetzt, hat er nicht nur das Recht: hat er die Pflicht, mit rückhaltloser Deutlichkeit zu reden. Diese Pflichtleistung schuldet er dann nicht nur seinem, sondern auch unserem Land. Denn wir wollen, Volk und Regirung, nicht, daß Unhaltbares zugesagt, Zusage nicht gehalten werde; und wir können, ob Solches geschehen sei, in dem (nicht lange mehr, Kaiser und Kanzler, mit Nutzen erträglichen) Dunkel des Belagerungzustandes erst nachprüfen, wenn ein derber, nicht durch Verbot zu bergender Griff unserem Auge den Thatbestand ganz entschleiert hat. Herr Wilson fordert nicht Neues. Ist Unhaltbares zugesagt, Zusage nicht gehalten worden? Nur darum dreht sich der Streit. Denn gegen Wilsons Grundsatz, daß noch im wüstesten Krieg die Stimme der Menschlichkeit und des Völkerrechtes gehört werden müsse, wird ein von der Sittlichkeit unserer Kulturzone auch nur Gestreifter sich niemals sträuben; der Princeton-Professor könnte sich auf Goethe und Bismarck berufen (die in der Vorstellung des Wesentlichen einander nicht so fern sind, wie träges oder feindliches Phrasierthum wähnt). Sind die Angaben des Amerikaners richtig? So nur lautet die Frage. Der Reichskanzler, der, ehe er antwortet, die Beweismittel beider Parteien von allen Seiten durchleuchtet, verdient den Dank jedes gewissenhaft redlichen Deutschen; und ist nicht „schlapp“, sondern stark. Auf seines Amtes besondere Weise: stark, wie der allein verantwortliche Hüter des Reiches, deutscher Treue und Glaubwürdigkeit, immer sein muß.

Die Kühnheit des Kanzlers darf nicht der des Tauchbootskommandanten ähneln. Das Schicksal von siebenzig Millionen Deutschen nicht in die Hand eines wagemuthigen Tauchbootsführers gegeben sein; auch nicht eines als Staatsmann vermummten. Solchen Fergen aber ersehnen dem Reichsschiff die frechen Brüller, deren ungehemmtes Treiben dem Vaterland nachgerade gefährlicher wird als alles Trachten des tief in sein Land zurückgeschlagenen Feindes. Hätten diese Pistols ihre Nase, statt sie mit dem Kanarienfekt der Frau Hurtig zu begießen, ins Buch der Ge-

schichte gesenkt, dann müßte ihr Schrei nach dem starken Mann in der Erinnerung an den athenischen Großgerber Kleon ersticken. Der war auf Prahlhansenart, nach Maulheldenmeinung stark. Der schalt den weisen Perikles, weil er vor dem Wagniß jede mögliche Folge wog, einen schlappen Philosophen und verdächtigte, als Haupt der schuftigen Sykophantensippe, alle unabhängig das Volkswohl, nicht die nährende Volksgunst Erstrebenden dem Staatsgericht. Angeberei und Einschüchterung hielten ihm unbequeme Redner und Schreiber vom Hals; raubten den Athenern ihr höchstes Gut, das freie Wort, und mehrten dem Geldgierigen das Vermögen. „Perikles verlangte die ruhige Erwägung aller Angelegenheiten; Kleon benutzte alle Mittel, die fieberhafte Aufregung des Volkes zu nähren und zu steigern. Perikles suchte nur durch Vernunftgründe zu wirken und alles Einwirken unklarer Stimmungen zu beseitigen; Kleon trieb den leichtgläubigen großen Haufen durch Weissagung, erdichtete Orakelsprüche, aufreizende Meldungen aller Art in die heftigste Erregung. Er verhüllte den Bürgern die Gefahr der Lage und stellte den Sieg, der ihnen neuen Vortheil und Gunst bringen müsse, als Gewißheit vor ihr Auge." (Curtius). „Annektiren und evakuiren": war schon Kleons Losung. Der ganze Peloponnes wird unterworfen; aus Arkadien Tribut erpreßt. Höret ihn gegen Mytilene und Sparta wettern! Nur Schrecken bändigt die Inselbewohner; nur schlappe Kerle können den Athenern von unbarmherzig grausamer Kriegsführung abrathen. Die Mytilenäer, die uns schmählich überfielen, müssen auf die Knie gezwungen und vernichtet werden: sonst droht von ihrer Arglist nach ein paar Jahren uns neuer Krieg. Diodotos mahnt Euch, dem politischen Zwist, der nicht als ein Rechtshandel abzuthun sei, Haß und Rachsucht fern zu halten und, ungeblendet von Leidenschaft, nur das Heil, die Zukunft des Staates zu bedenken? Das alte Geflenn der Flaumacher, die von Großmuth und Menschenliebe faseln, wo nur von mitleidloser Anwendung jeder erlangbaren Waffe die Rettung aus Lebensgefahr zu hoffen ist. Sparta? Wenn es im Peloponnes, in Megaris, Nisaia, Pegai, Troezen, Achaja alles den Athenern gebührende Land herausgegeben hat, erst dann darf von Waffenstillstand die Rede sein. Was Spartas Gesandte stammeln, lohnt nicht des Hörens Mühe; jeder Spartaner lügt, wenn er den Mund aufthut. Kleon kommt an das Ziel seines Wollens. Die

Gesandten reisen ab und die würdigem Friedensschluß, der die feindliche Genossenschaft lösen konnte, günstigste Stunde ist versäumt. Weil die Stimme staatsmännischer Besonnenheit überheult, das wichtigste Staatsgeschäft vom Leichtsinn des rohen, unwissenden Massenumschmeichlers verlüdert worden ist. Glaubt der von Gedächtniß pünktlich Bediente nicht, unsere Kleons, die blonden und den schwarzen, leibhaft vor sich zu sehen? Ob den Pistols und dem Schmock als Feldherren und Geschwaderchefs auch nur das Eintagsglück lächeln würde, das ihrem unsterblichen Vorbild bei Pylos die Mitarbeit des Demosthenes und der Verrath des Spartanerführers Menedaios bescherte, ist eben so ungewiß wie die Hoffnung, daß morgen die wilde Grazie eines neuen Aristophanes mit des Witzes kantiger Pritsche der Gerbersbrut das Fell gerben werde. Zehnmal zehnfach hätten sie solche Züchtigung verdient. Sind sie stark, weil sie, weit hinter der Front und der Fluth, alltäglich zweimal den Mund aufreißen und Welteroberung, Umweltvernichtung heischen, die Andere vorn mit ihren Knochen erkaufen sollen? Weil sie nichts Taugliches gelernt, nur rasch die Redensart des Kraftprotzen aufgeschnappt haben, die Grundmauer aller Staatskunst, die Seele, Geschichte, Wirthschaft der uns feindlichen Völker, die hürnenen und die reizbar dünnen Stellen ihrer Haut niemals sahen und mit plumpem Geschmeichel die Menge in Allmachtwahn und Selbstvergottung ködern? Offenbart Stärke sich in der Sucht, den niedrigsten Trieb als den edelsten anzupreisen und mit solcher Meßbudenkunst, Roßtäuscherlist den Beifall schwieliger Herzen, schweißiger Hände zu heimsen? Wären unsere Perikles und Diodotos noch schmächtigeren Wuchses: aus ihnen redet Vernunft; rast nicht Tobsucht. Sie werden nicht von Lieferung an das Heer und das darbende Volk reich, nicht von Verbänden und Profitmachergruppen für Wühlarbeit bezahlt; ihnen doppelt die Nothzeit nicht den Sold, schmort auf dem Kriegsfeuer nicht ein fetter Braten. In den Grenzen ihres Hirnvermögens dienen sie, auf ihre Weise, bescheiden und ohne Eigennutz dem Vaterland. Dessen Interessen (neue Turnväter lallen: „Belange") verräth, mit oder ohne Bewußtsein, wer aus sicherem Versteck vor dem Feinde die Regirer ehrloser Schwäche zeiht.

Daß der Abgeordnete Dr. Ernst von Heydebrand sich in die Nachbarschaft so schlimmen Gebündels verirrt hat, empfand ich

wie Körperschmerz. Einsam habe ich oft den tapferen Ernst, die von scharfäugigem Verstand beherrschte Wollenskraft dieses Mannes, die stahlblanke Wucht seiner in Nüchternheit gedämpften Rede gerühmt; als die in Landtag und Reichstag einzige Persönlichkeit ihn der Beachtung, auch des Gegners, empfohlen. Was er jetzt, leider, drucken ließ, ist trauriges Geschimpf; öder, als ein rauhbeiniger Junkerfresser erträumen konnte. In einem Kalender für Dorfkinder höbe dieser Erguß eines in zänkischen Kleinmuth verärgerten Herzens sich nicht über die Niederung des Gesammtflußbettes. Nirgends glimmt auch nur ein Fünkchen vom Blinkfeuer eines Staatsmannskopfes. Jeder Handlanger des Auswärtigen Amtes, noch der Verfasser der Sussex-Note kann, wenn er aus seinem Unterstand diesen Heydebrand qualmen sah, mit gereckten Schultern höhnen: „Das will mich richten, Meinesgleichen verdammen!“ Amerika, pfaucht der Abgeordnete und Parteiführer, „stand schon vor dem Krieg in enger Beziehung mit (zu) unseren Gegnern.“ (Das Deutsche Reich auch: zu Italien, Japan, Portugal, Rußland, sogar, wie uns in jedem Jahr mindestens zweimal betheuert wurde, zu Großbritanien. Solche „Beziehung“ war das gute Recht der Vereinigten Staaten; daß sie sich in einem Vertrag ausgedrückt habe, ist unwahrscheinlich und wird nicht durch das winzigste Merkmal erwiesen.) Im Krieg stand Amerika zuerst heimlich, „später öffentlich auf der Seite unserer Gegner“. (Das müßte erwiesen werden; nach meiner Kenntniß der Vorgänge hat die Republik nirgends die Neutralenpflicht verletzt.) Herr Wilson ist „insolent“; seine „Anmaßung kann nicht übertroffen werden“; weil es seinen „Wahlchancen so paßt“, beruft er sich auf Gebote der Menschlichkeit, „die nur noch durch die (von der) Scheinheiligkeit übertroffen wird, mit der sie geltend gemacht wird.“ Die Amerikaner sind „Geschäftsleute“, zu denen ein Reich von der Stärke Deutschlands nur in derbster Deutlichkeit reden darf. Sie haben den kämpfenden Staaten Waffen und Munition geliefert. (Wir auch, als Neutrale, in jedem Krieg der letzten Jahrzehnte. Und waren im Burenkrieg, auf engerem Absatzgebiet, in der selben Lage, wie Amerika jetzt ist: wir konnten den Briten, doch, wegen der englischen Seesperre, nicht den Freistaaten am Vaal und Oranje Geschütz und Geschoß verkaufen. Zweifelt ein noch halb Vernünftiger, daß die amerikanischen Privatfirmen, die den

Feind waffneten, eben so gern uns alles Verlangte nach Hamburg und Bremen spedirt hätten? Die Ausfuhr des Kriegsgeräthes war nur durch ein Sondergesetz zu hindern; und die Gründe, die offen dagegen sprachen, kamen weder aus Gewinngier noch aus „Beziehung“.) Ohne diese Lieferung wäre der Krieg „seit mehr als Jahresfrist“ beendet. (Eine freundliche Vorstellung; die nur, leider, als Irrthum zu erweisen wäre, selbst wenn Herr Lloyd George, ohne erkennbaren Anlaß, gelogen hätte, als er sagte, alles aus Amerika Gelieferte habe höchstens ein Sechstel der Gesammtleistung betragen.) Deshalb „schreit das Blut Hunderttausender gen Himmel gegen diese Art ‚Menschlichkeit‘“. (Nicht lauter als das Blut all Derer, die vom Feuer deutscher Gewehre, kruppischer und ehrhardtischer Kanonen hingestreckt worden sind; und darunter waren, bis gestern, sehr viele Deutsche.) „Wir sehen den endlichen Sieg winken“, sollen auf ihn aber „freiwillig verzichten“ und „die beste, wirksamste Waffe gegen unseren Todfeind England aus der Hand legen, weil Das den politischen und geschäftlichen Interessen der Amerikaner so paßt! Also dahin sind wir glücklich gekommen!“ Dahin: daß öffentlich angedeutet werden kann, im Deutschen Reich könne heute irgendeinen Zurechnungfähigen der Wunsch bekriechen, eine wirksame, den Sieg verbürgende Waffe nicht anzuwenden, weil er vor Amerikas „insolenter Forderung“ schlottert. Dahin: daß ein Parteiführer, dessen Wesensfeste und Parlamentstrategie höher, mit Recht, als jedes anderen geschätzt wird, in einer Verhängnißstunde des heiß von ihm geliebten Vaterlandes öffentlich über Dinge und Menschen spricht, die er niemals auch nur im Morgengrau der Erkenntniß sah. Ihn deshalb „scheinheilig“ zu schelten, wäre rüpelhaft albern. Er ist zu klug, um von der verlorenen Sache der preußischen Wahlrechtswahrung sich in Groll stimmen zu lassen; zu lange in Reinlichkeit gewöhnt, um die allzu hoch überschwingende Massenhoffnung auf Unterseesieg mit dem Wind seines Mundes zu der Fluth schwellen zu wollen, die den Kahn seiner Partei von der Sandbank heben und wieder flott machen werde. Aber glaubt der Ernste ernstlich, auf dem Riff des unwissenden, mit seiner Unwissenheit wie mit Herakleskraft prunkenden Naturburschenthumes die Sintfluth überleben, ohne die blasseste Dämmerahnung von Geschichte und Willenstrieb, Bedürfniß

und Sehnsucht fremder Hauptvölker, von den Pflichten und Rechten imperialer Weltpolitik durch die Weltwende schlüpfen zu können? Auch nach dem Krieg wird eine Konservative Partei nothwendig sein. Möglich aber (trotz dem Bündniß mit der Schwerindustrie, das beiden Partnern noch nicht drei Dutzend Parlamentsitze sichert) nur, wenn sie vom Wirbel bis zur Zehe sich völlig erneut, dem umgepflügten Boden, dem umgewühlten Wollen der im Kleinsten, im Größten gewandelten Zeit ihr Denken und Handeln angepaßt hat. Und wenn nie wieder an Lostagen deutschen Lebens ihr Führer mit dem Dreschflegel in die Werkstatt staatsmännischer Feinmechanik poltert. Daß sie dem Heer tüchtige Führer gab, wird man ihr danken; daß die Wirthschaftleistung ihrer Berufsklasse hinter der geistig gründlicher geschulten Stände weit zurückblieb, vielleicht mit ungerechter Schnelle, ins Schuldbuch vergilbten Kastenvorrechtes schreiben. Dem Landwirth hat überall der Krieg reichlicheren Gewinn beschert als dem Gewimmel der Städter. Der sei ihm neidlos gegönnt. Nur soll Einer, „ders aushalten kann“, nicht den von Verlust in Dürftigkeit Gedrückten mit rauher Belehrung über Patriotenpflicht belästigen. In seinem Bezirk soll er für verständig soziale Wirthschaft und ehrliche Preisbildung sorgen; aber nicht Menschen, die mehr gearbeitet, durch Fleiß eine weitere Wissenszone und damit eine richtigere Werthung des politisch Möglichen und Nothwendigen erworben haben, herrisch, weil sie anders als er empfinden, aus dem Gitter des Nationalgefühles weisen. Das hat einst Hanan gethan.

Das hat Herr von Heydebrand gethan. „Wir haben einen Fraktion-Patriotismus, der alles außerhalb der eigenen Fraktion Liegende als Ausland betrachtet, dem man jeden Schaden thun kann, wenn nur die Fraktion Vortheil davon hat.“ So spottet Bismarck. Dessen Geist die Lärmer von heute niemals begriffen haben; und dessen Namen sie drum unnützlich entweihen. Neben ihm scheint Herr von Bethmann ein tollkühner Waghals. Bismarck hat immer, noch auf des Schlachtglückes steilstem Grat, mit dem schlimmsten Ausgang als mit Wahrscheinlichkeit gerechnet. In jedem seiner drei Kriege alles zur Schwichtigung der Neutralen Erdenkliche versucht. Sich selbst, im Reichstag, bescheinigt, daß er, im Dienst des Vaterlandes, „Herausforderung, Drohung, Beschimpfung“ hingenommen, zu sänftigen getrachtet, im Nothfall

sogar „ein Nachlaufen oder Wettkriechen“ nicht gescheut habe; denn: „Der Vernünftigere giebt nach.“ Ward Vernunft nun schon Unsinn? Der in alle Sättel gerechte, in Shakespeares Herrenwelt heimische Kürassier ein Flauer im Glauben an Preußens, an Deutschlands Sendung? Sehet ihn in Versailles, mit der weißen Mütze und dem schwefelgelben Kragen, im Mondschein, schlaflos, auf der Leiter vor dem gemeinen Mann auf dem Mauerwachtposten. „Glauben Sie, daß wir je nach Paris hineinkommen?“ Die Zuversicht des Gemeinen hilft dem Kanzler in Schlaf. Höret ihn! „Internationalen Streit, der nur durch einen Völkerkrieg erledigt werden könnte, habe ich niemals aus dem Gesichtspunkt des göttinger Comment und der Privatmensurenehre aufgefaßt, sondern stets nur in Abwägung der Rückwirkung auf den Anspruch des deutschen Volkes, in Gleichberechtigung mit allen anderen großen Mächten Europas ein selbständig politisches Leben zu führen, wie es auf der Basis der uns eigenthümlichen nationalen Leistungfähigkeit möglich ist. Die Politik hat nicht die Aufgabe der Nemesis; die Rache ist nicht unser. Die Politik ist eine Aufgabe, mit der eigentlich nur die Schiffahrt in unbekannten Meeren eine Aehnlichkeit hat. Man weiß nicht, wie das Wetter, wie die Strömungen sein werden und welche Stürme man erleben wird. In der Politik kommt noch hinzu, daß man wesentlich von den Entschlüssen Anderer mit abhängig ist und nie selbständig handeln kann. Für einen Staatsmann ists leicht, im Kabinet oder in der Kammer mit dem populären Wind in die Kriegstrompete zu stoßen und sich danach an seinem Kaminfeuer zu wärmen, oder von der Tribüne donnernde Reden zu halten und dem Musketier, der im Schnee verblutet, zu überlassen, ob sein System Sieg und Ruhm erwirbt oder nicht. Nichts leichter als Das. Weh aber dem Staatsmann, der sich in dieser Zeit nicht nach einem Kriegsgrund umsieht, der auch nach dem Krieg noch stichhaltig ist!“ Das ist Bismarck. Wer erdreistet sich in die Behauptung, das weise, in vulkanischer Wallung noch von Höflichkeit gezäumte Genie dieses Mannes hätte ein Reich von der inneren und äußeren Kraft, der Jugendfülle und Zukunftgewißheit Amerikas jemals, auch wenn sein Deutschland nicht schon von neun Feinden umdroht war, behandelt, wie Herr von Heydebrand empfiehlt? Hätte die Wirksamkeit sittlicher nicht behutsam gegen die militärischer

Machtmittel abgewogen und schweigend geduldet, daß mit der Bürgschaft sicheren Sieges, die nur ein schlapper Tropf noch verschleudern könne, vor dem überwachten Auge des Volksgemüthes herumgefackelt werde? Wäre er Kanzler, dann hätte Herr von Heydebrand, am Morgen nach dem Absturz vom schmalen Fels seines Ruhmes, in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung gelesen: „Von hochkonservativer Seite, die sonst das Vorrecht wachsamer Autoritätstützung, nicht immer unentgeltlich, in Anspruch nimmt, wird neuerdings der Versuch unternommen, durch Preßtreiberei und rednerische Demagogie auf Entschlüsse von ungewöhnlicher Tragweite einzuwirken. Die Kaiserliche Regirung erinnert sich gern der Thatsache, daß sie von der Konservativen Partei, in deren besten Tagen, oft ersucht worden ist, unter keinen Umständen solcher Wühlarbeit eine Mitbestimmungmöglichkeit zu gewähren. Im Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit wehrt sie jeden Versuch dieser Art ab. Ihr Handeln erwächst aus pflichtgemäßem Ermessen aller ihr und zum großen Theil nur ihr genau bekannten Zustände, Machtmittel und Stimmungen. Und noch weniger als im Alltagsbetrieb der Reichsgeschäfte ist sie in der Stunde internationaler Entscheidung gewillt, ihr zugedachte Ansehensschmälerung von der Rechten geduldiger als von der Linken hinzunehmen. Wenn sie anderer Stützen bedürfte . . .“

Die Antwort.

Nun (spricht Herr von Heydebrand), „ich denke, die deutsche Antwort wird unseres Landes und der großen Stunde würdig sein.“ Das denke ich auch; und hege die Hoffnung, daß diese Stunde Herrn von Bethmann in seines Schicksals Größe aufwachsen sieht. In die Kriegstrompete zu stoßen, donnernde Reden zu halten, noch einem Botschafter die Pässe zu schicken und alle Tauchbootführer ins Gelöbniß unbarmherziger Seebirsch zu pflichten, würde dem Kleinsten leicht. Was sollte ihn hemmen? Unwissende und Gemiethete priesen ihn als den starken Mann der Verheißung. Drei Tage lang hörte er nicht nur von Butternoth, Rinderversenkung, Kalbfleischwucher, Hühnerhausse und Schweineschwänze; nicht nur den Volksseelenschrei nach dem Nährmittel-Diktator, der, versteht sich, nicht ein weitsichtiger Industriehäuptling oder Großkaufmann, sondern ein strammer Hinterfrontmarschall sein soll. Alldeutschlands Schmock und die Pistols der Etape sängen ihm Hosianna.

Und stellt sich am Wochenschluß nicht das von hundert Speichelzungen zugesicherte Heil ein: der Kanzler hätte den Beifall ins Trockene gespeichert; und schöbe die Schuld auf die Marine ab, die, leider, mehr versprochen habe, als sie leisten konnte. Ein Knirps wäre zu solchem Schauspiel, Lustspiel, zu solcher Kraftposse noch stark genug. Muth gehört, ein starkes Herz nur zu dem Entschluß, rasch, gegen künstlich geschaffene aura popularis, das Nothwendige, das nicht Schimmernde, das dem Mob der Politik erst spät Einleuchtende zu thun. Gilt der Studentencomment und die Privatmensurenehre oder wird nüchtern geprüft, ob die an die Reichsspitze gebrachte Beschwerde zulänglich begründet ist? Nicht wesentlich neues Zugeständniß, das, als ein Zeichen schwächlicher Nachgiebigkeit, bestöhnt werden könnte, wird uns abverlangt; nur behauptet, das schon Zugesagte sei nicht geleistet worden: weils im Rahmen der gewählten Seekampfmethode nicht zu leisten war. Wird die behauptete Thatsache als wahr erwiesen, dann ist ein Fehler zu sühnen. Und solcher Pflicht weicht Deutschland niemals aus.

Daß Herr Wilson für alle neutralen Staaten zweier Welten das Wort führt, mit allen sich, ehe er die Beschwerde schrieb, verständigt hat, ist gewiß. (Laut hat ihm freilich bisher nur eine Europäermacht zugestimmt: Monaco. „Als Herrscher, als Seeforscher und Gelehrter schließe ich mich der Beschwerde an, die Ihr edles Empfinden der Menschenwürde gegen solchen Schimpf erhebt, wie er von den deutschen Waffen dem Neutralenrecht, der Seemannsehre, dem Menschheitgewissen angethan ward.“ Albert Honorius, Fürst aller Monegassen, Rentner des berühmtesten Spiel- und Hurenhauses, weiland unser Gönner, hat diesen Satz in Washingtons Weißes Haus telegraphirt. Olet; non dolet.) Ist unvermeidlich, auch ihnen sich, allen, zu verfeinden: wir werden nicht zittern. Laden wir aber ohne übermächtigen Zwang (durch Vortheil oder Ehre) die Feindschaft der Neuen Welt auf uns, dann spielen wir die Trumpfkarte unserer Feinde aus. Was wünscht der Feind? Daß wir in Bruch mit Amerika gerathen. (Der mit den United States würde automatisch den mit den Südstaaten bewirken.) Was würde ihn bitter enttäuschen und bald in Resignation zwingen? Wenn wir rasch unverrückbare Basen zur Verständigung mit Amerika fänden. England hat die Wehrpflichtfrage vertrödelt, weil es hoffte, die Antwort könne ihm dadurch erleichtert werden, daß die Vereinigten Staaten eine Million Mann gegen uns auf-

stellen. Einigen wir uns mit ihnen jetzt schnell und wahrhaftig, dann flammt sofort der Zwist Amerikas und aller Neutralen gegen England auf, das die Handelssperre lockern, auf die (nur von Schweden nicht geduldete) Frachtschnüffelei verzichten muß. Das dann aber, kreischen die Pistols und Schmock von Tronje, aufathmen kann: weil ihm Frachtraum und Nahrung gesichert ist. Darüber wird später zu sprechen sein; und zu hindern, daß aus dem U noch länger ein X gemacht werde. Straucheln wir blind in neue Feindschaft, dann spielen wir Englands Spiel. Die Wirkung des Bruches wäre ungeheuer; bis nach Südosteuropa; bis in das Herz von Kanada, Australien, Japan (auf deren Konto ein Riesentheil der überseeischen Waffen- und Geschoßlieferung an unsere Feinde zu buchen ist), China, Indien und Afrika. Eben so gewaltig wäre, für uns, die Wirkung endgiltigen, gegen Nachforderung fest verkitteten Einvernehmens. Nur dürfte es nicht mit saurem Gesicht bereitet, empfangen werden. Wir wollen nicht thun, was der Feind wünscht; aber auch keine Giftpille schlucken. Weder Unwahrhaftigkeit noch Schiebung. Jeden Kampf, der sein muß. Keinen vermeidbaren; keinen, aus dem nur Schreckensherrschaft den Sieg holen kann. Wärs so gemeint, daß durch die mitleidlose Ertränkung aller wehrlosen Menschen, Weiber, Greise, Kinder aus Neutralenland jedes Schiff von der Fahrt nach Großbritanien abgeschreckt werden soll: Millionen guter Deutschen würden solchen Sieges nicht froh; und mancher kühne Tauchbootskommandant flöhe aus so harter Pflicht gern ins Meergrab. Nie wieder könnte Deutschland im alten Rang mit der Menschheit, in ihrer Gemeinschaft leben. Denn es hätte sich nicht nur dem Völkerrecht entkettet, sondern auch ein Wort gebrochen, das Schwur sein mußte. Das war abzuwägen, ehe es verpfändet wurde. Nun ists zu spät. Wird die von ihm uns verschanzte Stellung als unhaltbar erwiesen, dann muß sie, früh, mit dem stolz erhobenen Haupt des Selbstüberwinders, geräumt werden. So hat der tapferste Feldherr oft schon gehandelt; den General, ders nicht that, getadelt; und nie vor dem Phantom einer „Ehre“ gezaudert, die zum Wappenschild im Leichenzug eines Volkes werden könnte.

Das Schwert sei des Hirnes Werkzeug, der Feldherr des Staatsmannes Gehilfe. Und wer das Schwert ein verrostetes, neuer Menschheit nicht mehr würdiges Werkzeug schilt, uns nicht deshalb eine lumpige Schneiderseele. Da jeder Tag die Erkennt-

niß breitet, daß Kriegsmittel zu gedeihlicher Endung des Grauses nicht genügen, heischt Nothwendigkeit, uns, Alle, wieder in Vernunft, die Wurzelscholle der Politik, zu gewöhnen. Auch in die Vorstellung, daß noch hinter unseren Grenzen saubere, sittlich zart empfindende, schwertlos muthige Menschen wohnen. Dem Präsidenten Wilson ist Krieg entsetzlicher Frevel; das blutrünstige Bleibsel aus den Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten, vor denen Goethe Amerikas schwärmende Jugend einst warnte. Er will internationales Gesetz und einen Schiedsgerichtshof, der es auslegen, anwenden und die Vollstreckung des Spruches verbürgen kann. Dürfen wir ihn darob schmähen? Hundert Millionen werden sich morgen um sein Panier schaaren. Ist ihm zu verargen, daß ihn manchmal die Ahnung beschlich, das nach Kriegstriumph in Europa allmächtige Deutschland werde sich eines Tages drohend gegen Amerika wenden und das Wunder der spät entdeckten Erdhälfte für seinen von allzu langer Orientirung verbrühten Machtschmaus begehren? Er irrt (als Amerikanerkind, nicht als Englands Knecht); und wird die Mündung unserer in seine Straße rüstig erleben. Wenn jedes Auge erkannt hat, daß selbst die stärkste Koalition uns, in noch so langwierigem Kampf, nicht niederzuringen vermag, daß die Stimmenmehrheit in einem Sprechsaal also nicht, wie die Zeit der zwei Machtgruppen wähnen ließ, der Ausdruck überlegener Kraft war, dürfen wir, ohne Zagheit vor Mißverstand, die Bereitschaft zu organisirtem Frieden bekennen, der jedem Staat das Hoheitrecht wahrt. Jeden Pfad, der an dieses Ziel führen kann, werden wir willig und ohne Vorurtheil prüfen. Kleidet die Antwortnote an Amerika diesen Willen in das dem großen Gegenstand angepaßte Gewand (ohne Geckenborte und Mißtrauensbehang): wir wären um eine wichtige Wegesstrecke vorwärts gekommen; und dem Schreckgespenst des Militarismus würde noch unter Sommermonden ein Kopf abgehackt. Den fünften Kanzler hat das Bündel der Kriegserklärungen nicht aus dem Ruf gelöst, in Ethisirung der Politik zu neigen. Deutschlands Geschichte und Genius wird ihm danken, wenn jetzt, was Schwäche sein sollte, Gigantenkraft wird. Zwei im Innersten ähnlich gestimmte Walter im Haus freier Völker könnten schnell einig werden. „Friede sei mit Euch!“ Müssen an jedes neuen Glaubens Schwelle Martyrer verröcheln? Der Stiftersitz des Paulus ist leer.



Der Weg der Sozialdemokratie.

Als vor ein paar Wochen die sozialdemokratische Reichstagsfraktion, die innerlich längst auseinander gefallen war, sich spaltete, haben kluge Leute, die auch von der Politik vor Allem die schöne Linie verlangen, gemeint: Das sei im Grunde gar keine reinliche Scheidung; die theoretischen Gegensätze liefen herüber und hinüber; unter den Achtzehn säßen (doch sehr vereinzelt) Männer, die ehedem durch ihre maßvolle Sinnesart sich auszeichneten, während in der Fraktion Leute verharrten, die wir früher zu den Erzradikalen zu zählen gewohnt waren. Man wird vielleicht gut thun, die Theorie, soll heißen: die Frage nach der Stellung der Einzelnen zu Karl Marx, einstweilen bei Seite zu lassen. Vermuthlich hat bei der Scheidung das Persönliche, haben die Schicksale, Erlebnisse, Verbindungen, Freundschaften stark hineingespielt. Im Allgemeinen aber darf man wohl sagen: Bei dieser Trennung haben die Leute mit Wirklichkeitsinn von den fanatisch in ihre Doktrin Verstrickten sich geschieden. Daß unter den Doktrinären als Spitzführer auch Eduard Bernstein aufmarschirt, der einst in einer seiner besten wissenschaftlichen Kampfschriften nach einem neuen Kant gerufen hatte, der der Sozialdemokratie aufzeige, wo ihr scheinbarer Materialismus höchste Ideologie sei, ist, so gesehen, nicht einmal verwunderlich. In seinem langen londoner Flüchtlingsleben verlor er wahrscheinlich das Schätzungvermögen für die völkischen Werthe. Und ward, wie Andere, auch bürgerliche Leute, vor ihm, selber zum Ideologen.

In den Streit der zwei Gruppen sich zu mischen, die fleißig Schriftsätze austauschen und wohl noch bis zum nächsten Parteitag austauschen werden, hat keinen Sinn. Den meisten dieser Schutzschriften merkt man an, daß ihre Verfasser gewöhnt sind (oder wenigstens gewöhnt waren), morgens aufs Gericht mit Akten zu gehen. Sie führen ihren Handel unter Berufung auf Schriftstellen und Beschlüsse, die sie für Gesetze halten und durch die doch noch nie ein großer geschichtlicher Prozeß entschieden worden ist. Uns Andere interressirt bei Alledem nur die eine Frage: Wird die Spaltung bleiben und sich gar vertiefen oder wird am Schluß der neuen Entwickelung, die Vielen von uns (und ich glaube: nicht zu Unrecht) eine Hoffnung erscheint, wieder der Kompromiß stehen, der alles Ursprüngliche, Eigengerichtete in den großen Einigungbrei zusammenstampft?

Im Grunde haben wir, was wir jetzt erleben, ja schon einmal gehabt. Von 1869, wo neben den lassallischen „Allgemei-

nen Deutschen Arbeiterverein" die von Bebel und Wilhelm Liebknecht begründete „Sozialdemokratische Arbeiterpartei" trat, die nachmaligen eisenacher „Ehrlichen", bis zum gothaer Kompromißprogramm von 1875 haben wir in Deutschland zwei, eine Weile sogar noch mehr sozialdemokratische Parteien und Gruppen gezählt. Die Dinge lagen zu mTheil damals ja anders als heute. Der Gegensatz zwischen Groß- und Kleindeutschland spielte mit hinein; unter den Radikalen überwogen die aus bürgerlichen und akademischen Schichten Zugewanderten; die autokratische Verfassung der Lassalleaner war auf einen genialen Mann zugeschnitten und mußte zum Hemmschuh werden in der Stunde, wo Andere, nicht gleich von der Natur Ausgestattete sich dieselbe diktatorische Gewalt anmaßten. In einem Stück aber war die Situation doch ähnlich. Auch die Lassalleaner waren, wie man heute sagen würde, national, und hingen an dem Staat, in den sie hineingeboren waren. Trotzdem nahmen sie in Gotha von den „Ehrlichen" die internationale, die staatlose und staatfeindliche Satzung an. Gustav Mayer, der ein vortreffliches Buch über Johann Baptist von Schweitzer und die Sozialdemokratie geschrieben hat, führt unter den Gründen, die diese Lösung heraufführten, an: die übertriebene Furcht vor dem Rothen Gespenst, die am Anfang der siebziger Jahre Regirung und Bürgerthum zu erfassen begann, und die Anträge zum verschärften Kontraktbruch- und Preßgesetz, die sich durch die Reichstagsverhandlungen jener Tage ziehen. Aus der Geschichte kann man immer lernen, wenn man sie sinngemäß auszulegen weiß. Bei Manchem, was in diesen Wochen über die sozialdemokratische Scheidung geschrieben worden ist, wird man die Furcht nicht los, daß, die sich trennten, mit Gewalt zusammengepredigt werden sollen. Bedingungen über Bedingungen werden gestellt. Widerrufen sollen die Anhänger der Reichstagsfraktion und bekennen. Die Lehre vom Klassenstaat abschwören und feierlich geloben, daß Keiner von ihnen in der Republik noch eine unter Umständen erstrebenswerthe Staatsform sehe. Ich habe immer gefunden, daß Bekenntnisse in der Politik wenig Werth haben. Mehr noch als sonst im Leben sind sie hier Wort- und Lippendienst. Durch ihr Handeln hat die Mehrheit unserer sozialdemokratischen Volksgenossen erwiesen, daß sie den Weg zum Vaterlande wiederfand. Auf ihm sie festzuhalten, muß unsere Aufgabe sein, nicht, sein Beschreiten durch künstliche Hindernisse ihnen zu erschweren.

Dr. Richard Bahr.



Verse.

Anton Bruckner.

Symphonie.

Musik, Du aller Künste göttlichste, die Du, o Wunder, die Klänge ordnest,
Daß sie die Schritte heut zum Tanz beflügeln,
Indeß sie morgen, anders angeordnet,
Der Seele tiefste Ahnungen verkünden,
Schwermuth und Jubel deuten und erwecken,
Heil Dir, Du göttliche, Du reinste Kunst,
Dir lausch' ich jetzt, Thränen des Danks im Auge,
Da wiederum ein Großer, ein von Dir erwählter Meister,
Die Seele mir befeuert: Anton Bruckner.
Wie weitet sich der Saal, darin vielhundert Menschen
Den Klängen Deiner Schöpfung festlich lauschen!
Denn Größe ist ein jeder Ton, den Du uns spendest,
Weihe und überirdischer Feierklang!
Wie hehr das Weltgeschehn auch sei, wie herzzerfleischend der Schmerz, die Lust wie taumelnd,
Du übertönst sie doch mit Deinen Tönen und die Akkorde, die Du weckst,
Fürwahr, was nie ein Weiser ahnen, niemals ein Dichter künden kann,
Du sagst es, weil Deine Kunst, der Sphärenklänge Echo,
Nicht Menschenstimme hat, nein, Gottes Stimme,
Und ist so hoher Klang, so brausend mächtig:
Sie sprengt des Saales Decke, drin wir lauschen,
Der Himmel wölbt sich über uns erhaben
Und wir sind selbst jetzt reiner, klanggebadet.
Größe ist Deine Kunst, heiligste Größe!
Was Edles in uns schlief, Du weckst es auf
Und unser schwerstes Leid, die bangsten Sorgen, die uns zu Boden drückten
Sie schweben aufwärts auf den Wellen Deiner Klänge,
Die Lüfte sind ein Meer geweihter Schönheit,
Ein brausend Meer erhabner Harmonie.
Und da, wenn auch mein irdisches Aug' geschlossen ist im Lauschen,
Ich seh doch klar vom Himmel niederlächeln
Das klangverklärt, unirdisch reine Angesicht Beethovens;
Er blickt hernieder, lauscht, wie er nur lauscht,
Und nun, da mächtig brausend einmal noch die Töne sich gewitterstark erheben,
Zum Schlußakkord vereinigt: da verklärt ein Lächeln, wie nur Heilige es lächeln,
Lächeln der Freude und des Beifalls, Lächeln der seligen Befriedigung
Sein ewiges Angesicht. Des Saales Decke schließt sich,
Die Luft verebbt. Wir Menschen aber lispeln,
Begeistert und voll Danks, zwei hohe Namen:
Beethoven — Bruckner.

Prag. Hugo Salus.



Der blinde Krieger.

Ich sah Den, der den Frieden nicht mehr sehn
Und der die Kränze einst nur tasten kann,
Am Arme eines Kameraden gehn,
Den steuerlosen, preisgegebnen Mann,
Sah eines Lächelns lichte Wolke ziehn
Um seinen Mund und seine dünnen Wangen,
Als sucht' ein Sommertag am grauen Haus
Ein freundlich Fenster, seinen Strahl zu fangen.
Er aber sah nicht, daß die Sonne schien,
Und war kein Weg aus seiner Nacht hinaus.

Ihm blieb des Blindgeborenen Glück versagt,
Der eine Welt sich träumt, die nie gewesen.
Er konnte sehn und sah zuletzt die Wuth
Und sah zuletzt das Sterben und Verwesen;
Und sah den Raben, der das Roß benagt,
Und seine letzte Farbe war das Blut.

Dies Bild lebt in ihm, bis er nicht mehr lebt,
Ein gräßlich Grau, ein fratzenhaftes Roth,
Und Keiner giebt ihm, wenn Ihr Allen gebt.
Er konnte sehn und sah zuletzt den Tod. . .
Lüg' ihm ein Bild ins Ohr, der lächeln kann
Und seinen letzten Blick that in das Grauen,
Lüg' ihm den Wald, den See in seine Nacht,
Lüg' ihm, bis er vergißt sein letztes Schauen.
In seiner Seele sternenlosem Schacht
Laß leuchten ihm, was seine Sehnsucht sann . . .

Dresden. Julius Ferdinand Wolff.



Dem Sommer zu.

Die Toten sitzen im Garten. Die grünenden Zweige,
Reich beblättert, schlägt auseinander der Südwind;
Da sitzt ein Bleicher, still. Blick ruhig hin!
Auch er ist ruhig; auf den Knien die Hände,
Sitzt er, geschlossenen Auges, voll Sanftmuth.

Ward Abend Dir über dem Hinschaun? Die Amsel flötet
Unsichtbar. Doch droben auf röthlichem Thurmwerk,
Ganz licht in dem Lichten, steht auch ein Toter und schimmert,
Hochaufgerichtet, still, geschlossenen Auges,
Abenddurchrieselt; Du darfst ihn anschaun.

O die Geduldigen! Geh ein ins Haus vom
Graugewordnen, beschatteten Garten: am Fenster
Sitzt wieder Einer, aufgestützt den Arm,
Aehnlich Einem, der einschlief; jedoch er athmet
Schon längst nicht mehr; Geduld nur haucht aus ihm.

Nicht unwohnlich scheinen sie Dir. Auch nächtens,
Wenn Mond Dich weckt, weißhändig, und Du am Fenster,
Neben dem vollen Lichtstreif, ihn stehn siehst, dunkel,
Den Schatten, angelehnt, als schaut' er nach draußen:
So schreckt er nicht, dieweil sein Herz nicht schlägt.

Sie gehn und kommen nicht; sie sind zugegen
Auf einmal, verlangen nichts; sie sprechen niemals.
Knie nicht hin! Weine nicht! Laß sie gewähren! Sie rauben
Nicht Licht, nicht Luft Dir, odemlos, schattenlos. Gehe
Lieber hinaus, wenn Dich das Schluchzen würgt.

Geh nicht zum Friedhof! Dort ist Alles leer.
Die Blumen, wie fortverlangend wehn sie im Winde.
Leer sind die Gräber; Erde rieselt drinnen;
Uhren der Ewigkeit wurden sie. Hoch in den goldnen
Lüften wandern die Toten, zu scheiden zögernd.

Ein Wenig Liebe noch! Sie starben, Jeder,
So eilig! Gerne erführen sie noch ein Wohlthun,
Wie jenes Ungethane, das die Lider
Ihnen geschlossen hätte weich, doch sie mußten,
Wie Thüren im Winde, schwer die Augen selber schließen.

Einmal, im Sommer, wenn Du mittags einschliefst
Im Garten sonnenheiß, wird Einer tonlos,
Fern, sagen: Friede . . . Keine Glocke läutet.
Eine kleine, blaue Blume, goldfädig,
Hält ein Toter Dir hin; die Hand ihm zittert.

Albrecht Schaeffer.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Hein, Lehmann & Co. Actiengesellschaft
Eisenkonstruktionen, Brücken- u. Signalbau.
Bilanz-Konto per 31. Dez. 1915.

Aktiva.	M.	pf
Grundstücks-Konto	1 911 625	86
Baulichkeiten-Konto	677 994	13
Maschinen-Konto	420 886	40
Verzinkerei-Anlage-Konto Düsseldorf	1	—
Werkzeug-Konto	1	—
Handlungs-Utensilien-Konto	1	—
Gleisanlage-Konto	1	—
Modell-Konto	1	—
Fuhrwerks-Konto	1	—
Automobil-Konto	1	—
Kassa-Konto	39 129	7
Effekten-Konto	1 175 702	93
Waren-Konto	4 513 420	97
Aval-Debitoren-Konto	488 796	80
Debitoren-Konto	3 023 406	48
Hypotheken, Besitz-Konto	10 200	—
	12 261 170	24

Passiva.	M.	pf
Aktien-Kapital-Konto	3 500 000	—
Hypotheken-Konto	467 300	—
Aval-Konto	488 796	80
Dividenden-Konto	2 940	—
Kreditoren-Konto	4 851 823	62
Arbeiter-Unterstützungs-fonds-Konto	80 744	18
Delkrederefonds-Konto	100 000	—
Extra-Reservefonds-Konto	140 000	—
Reservefonds-Konto	700 000	—
Dividend.-Ergänzungsfonds-Konto	250 000	—
Erneuerungs-Konto	500 000	—
Talonsteuer-Konto	24 500	—
Gewinn- und Verlust-Konto	1 155 065	64
	12 261 170	24

Die für das Geschäftsjahr 1915 auf **12 pCt. = M. 120,—** pro Aktie festgesetzte Dividende gelangt vom **1. Mai d. J.** ab in **Berlin** bei der **Dresdner Bank,** in **Düsseldorf** bei der **Deutschen Bank Filiale Düsseldorf,** bei der **Bank für Handel und Industrie Filiale Düsseldorf,** bei dem **Barmer Bankverein Hinsberg, Fischer & Comp.** zur Auszahlung.

Der Vorstand.

Abschluss der
Deutschen Bank, Berlin

am 31. Dezember 1915.

Aktiva.	M.	pf	M.	pf
1. Nicht eingezahltes Aktienkapital			—	—
2. Kasse, fremde Geldsorten und Kupons			77 150 700	80
3. Guthaben bei Noten- und Abrechnungs-Banken			225 442 013	13
4. Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen				
a) Wechsel (mit Ausschluß von b, c und d) und unverzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten	1 018 631 574	18		
b) eigene Akzepte	—	—		
c) eigene Ziehungen	8 367	70		
d) Eigenwechsel der Kunden an die Order der Bank	—	—	1 018 639 941	88
5. Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen			105 562 855	30
6. Report- u. Lombard-Vorschüsse gegen börsengängige Wertpapiere			329 745 744	76
7. Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen. davon am Abschlußtage gedeckt			166 264 320	78
a) durch Waren, Fracht- oder Lagerscheine	94 097 201	19		
b) durch andere Sicherheiten	34 271 860	44		
8. Eigene Wertpapiere				
a) Anleihen und verzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten	151 541 059	73		
b) sonstige bei der Reichsbank und anderen Zentralnotenbanken beleihbare Wertpapiere	2 143 200	84		
c) sonstige börsengängige Wertpapiere	14 157 498	46		
d) sonstige Wertpapiere	131 865	29	167 973 624	32
9. Konsortialbeteiligungen			49 597 219	94
10. Dauernde Beteilig. bei anderen Banken u. Bankfirmen			63 763 547	95
11. Schuldner in laufender Rechnung				
a) gedeckte	765 149 894	25		
b) ungedeckte	145 509 378	30	910 659 272	55
Außerdem: Bürgschaftsschuldner	196 370 237	70		
12. Bankgebäude			44 500 000	—
13. Sonstiger Grundbesitz			1	—
14. Sonstige Aktiven			1	—
Summe der Aktiven			3 159 299 243	44

Passiven.	M.	pf	M.	pf
1. Aktienkapital			250 000 000	—
2. Rücklagen			178 500 000	—
3. Gläubiger in laufender Rechnung				
a) Nostroverpflichtungen	21 456 956	77		
b) seitens der Kundsch. bei Dritten benutzte Kredite	7 934 594	25		
c) Guthaben deutscher Banken und Bankfirmen	168 882 090	13		
d) Einlagen auf provisionsfreier Rechnung				
1. innerhalb 7 Tagen fällig . . . M. 948 493 267.46				
2. darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig . . . „ 301 789 963.69				
3. nach 3 Monaten fällig . . . „ 178 396 295.78	1 428 679 526	93		
e) sonstige Gläubiger				
1. innerhalb 7 Tagen fällig . . . M. 768 582 155.65				
2. darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig . . . „ 60 396 087.93				
3. nach 3 Monaten fällig . . . „ 85 674 268.43	914 652 512	01	2 541 605 770	09
4. Akzepte und Schecks				
a) Akzepte	113 195 178	65		
b) noch nicht eingelöste Schecks	9 602 333	73	122 797 512	38
Außerdem: Bürgschaftsverpflichtungen	196 370 237	70		
Eigene Ziehungen	8 367	70		
davon für Rechnung Dritter . . . M. —.—				
Weiter begebene Eigenwechsel der Kunden an die Order der Bank	—	—		
5. Sonstige Passiven				
Unerhobene Dividende	407 441	—		
Dr. Georg von Siemens-Fonds für die Beamten	8 929 109	43		
Rückstellung für Talonsteuer	660 000	—		
Uebergangsposten der Zentrale und der Filialen untereinander	6 755 824	35	16 752 374	78
6. Reingewinn			49 643 586	19
Summe der Passiven			3 159 299 243	44

Deutscher Eisenhandel Aktiengesellschaft

Berlin.

Bilanz am 31. Dezember 1915.

Aktiva.			M	pf
Grundstück Sickingenstraße		M. 1 823 378,90		
Abschreibung		„ 150 000,—	1 673 378	90
Grundstück Neue Grün- und Alte Jakobstraße		M. 3 407 308,60		
Abschreibung		„ 250 000,—	3 157 308	60
Inventar		M. 1,—		
Zugang		„ 11 693,96		
		M. 11 694 96		
Abschreibung		„ 11 693,96	1	—
Waren, Bestand			510 584	43
Kasse und Bankguthaben		M. 4 429 968,59		
Wechsel		„ 1 121 420,57		
Effekten (Kriegsanleihe und Konsols)	M. 222 781,—			
Zugang an Kriegsanleihe	„ 819 443,30	„ 1 042 224,30	6 593 613	46
Debitoren			4 452 951	75
Beteiligungen		M. 20 357 000,—		
Vermehrung in 1915		„ 266 000,—	20 623 000	—
			37 010 838	14

Passiva.		M	pf
Aktien-Kapital		23 000 000	—
Teilschuldverschreibungen	M. 7 403 500,—		
ab Tilgung	„ 203 500,—	7 200 000	—
Hypotheken		85 000	—
Reservefonds		2 000 000	—
Rückstellung für Talonsteuer		300 000	—
Rückstellung für Kriegsfürsorge		100 000	—
Kreditoren		1 912 394	26
Ausgeloste, nicht behobene Teilschuldverschreibungen		3 000	—
Noch nicht abgehobene Dividende		490	—
Gewinn			
Vortrag von 1914	M. 126 950,13		
Gewinn aus 1915	„ 2 283 003,75	2 409 953	88
Gewinn-Verteilung:			
Reservefonds 5% vom Reingewinn	M. 114 150,19		
Dispositionsfonds	„ 250 000,—		
4% Dividende	„ 920 000,—		
10% Tantieme an den Aufsichtsrat nach Zahlung von M. 24 000,— auf Handlungsunk. (§ 17 d. Satzungen)	„ 75 885,36		
4% Super-Dividende	„ 920 000,—		
Vortrag für 1916	„ 129 918,33		
	M. 2 409 953,88		
		37 010 838	14

Gewinn- und Verlust-Rechnung am 31. Dezember 1915.

Debet.		M.	pf
Abschreibung auf:			
Grundstück Sickingenstraße	M. 150 000,—		
Grundstück Neue Grün- und Alte Jakobstraße	„ 250 000,—		
Inventar	„ 11 693,96	411 693	96
Rückstellung für Talonsteuer		50 000	—
Rückstellung für Kriegsfürsorge		100 000	—
Netto-Gewinn		2 283 003	75
		2 844 697	71

Kredit.	M.	pf
Gewinn auf Waren und Beteiligungen	2 679 741	01
Zinsen	164 956	70
	2 844 697	71



Berlin, den 13. Mai 1916.

Lebensmittel.

Hirn und Schwert.

Jedem Sterblichen, dem Einzelnen und der Volkheit, erblindet die Seele, wenn er kleiner ist als sein Schicksal und, sich selbst erst, dann Andere darüber hinwegzutäuschen, auf ellenhohen Socken der Welt kündet, so schwer wie ihm sei Keinem je das Athmen, das Handeln geworden, weil nie zuvor Verkennung, Neid, tückischer Haß Einem, wie ihm, jeden Schöpfborn vergiftet habe. Das stärkste Hirn, von dem die Erdgeschichte aus dem Bezirk der Willensthat berichtet, ist dem Verhängniß nicht entgangen: Bonapartes. Der ist noch im Käfig nicht träg, nicht müde geworden; hatte noch auf Sankt Helena den hellen Geist und das frische Gedächtniß wie an dem Tag, da er dem Minister Dejean, in dessen langer Kostenrechnung zwölfhundertdreißig von einem Armeecorps in Fontenay verzehrte Rationen standen, zurief: „Hier stimmts nicht. Dieses Corps war damals in Rochefort und ist auf dem Marsch nach Spanien nicht durch Fontenay gekommen. Ihre Haushaltsrechnungen sind falsch." Eine Rechnungzeile unter Hunderten: und die Rüge wurde durch die Prüfung als richtig erwiesen. Solches hätte der Unermeßliche auch in Longwood noch vermocht; noch im Todesjahr gewußt, wie viele Geschütze bei den Torres Vedras und auf den graudenzer Wällen standen. Im All aber, als kosmische Erscheinung, sah er sich immer schief. „Frankreich

versteht meine Stellung nicht und mißversteht drum fast täglich mein Handeln. Die fünf oder sechs Familien, die Europens Throne besetzt haben, ärgert, daß ein Korse nun eben so hoch sitzt wie sie. Nur durch Gewalt kann ich mich halten; nur durch Einjochung sie zwingen, mich als Ihresgleichen zu behandeln; wenn sie nicht mehr vor mir zittern, ist mein Reich zerstört. Deshalb muß ich jede feindsälige Unternehmung niederschlagen, jede Drohung schon rächen. Was einen eingewurzelten Herrscher kaum berührt, wird mir zu ernster Sorge. So lange ich lebe, komme ich mit diesen Schreckmitteln aus. Ist mein Sohn nicht ein großer Feldhäuptling, kann er nicht, was ich kann, dann muß er vom Thron herunter. Ein Mann genügt nicht zur Festigung einer Monarchie. Eingesessene Könige führen Krieg, um eine Stadt zu nehmen oder eine Provinz zu zerstücken; bei mir gehts immer um das Dasein, des Kaisers und des Reiches. Auch im Inneren stehe ich anders als ein angestammter Monarch. Der mag müßig in seinem Schloß hocken und schamlos lüdern: Niemand bestreitet ihm das Herrschaftrecht, will ihn verdrängen, ersetzen, Niemand darf ihn, dem nur das Geburtrecht, nicht Menschenbeistand, auf den Thron half, der Undankbarkeit zeihen. Mit mir ists anders. Jeder General wähnt, auf den Thron eben so viel Recht wie ich zu haben. Jeder Sichtbare bildet sich ein, er habe mir am achtzehnten Brumaire den Weg vorgezeichnet. Gegen all diese Leute muß ich streng sein; wenn ich ihnen Vertraulichkeit erlaubte, griffe ihr Wille bald in meine Macht, ihr Finger in den Reichsschatz. Sie lieben mich nicht; daß sie mich fürchten, genügt mir. Nach außen und drinnen stützt mich nur die Furcht. Ließe ich sie schwinden: ich würde schnell entthront. Das Verdienst Eines, der so hoch zu steigen vermochte, muß, als des in seinem Jahrhundert größten Mannes, in jeder Stunde von der dankbaren Menschheit gewürdigt werden.“ Selbst Dieser also, der die großen Zeichen der Zeit aus klarem Auge erkannte und Tyrannis zunächst nur als eine die Völker in Selbstbestimmungrecht tragende Brücke wollte, er sogar meint, durch die Schwere des (selbst geschmiedeten) Schicksals den Grenzen der Menschheit entrückt zu sein. Er will nicht belehrbar scheinen; darf nicht: sonst wiche die Furcht; bräche der Balken, der sein Machtgehäus stützt. Da er Alexander von Humboldt für einen Preußenspion hält, ihm hundertmal bei Hofempfängen den Na-

men abfragt, nie aber ein anderes Wort an ihn vergeudet und dem Polizeiminister Savary die Ausweisung des Lästigen befohlen hat, wagt keine Schranze Widerspruch; und Graf Chaptal, Minister des Inneren, kann das Vorurtheil des Kaisers nur dadurch entkräften, daß er sich stellt, als kenne ers nicht, und vor Napoleons Ohr Humboldt als den gelehrtesten Erdforscher der Zeit und einen Pfeiler französischen Ruhmes preist. Weil dieser Minister, den ungemeines Können und Pflichtbewußtsein aus dem Dutzend hebt, so nützliche Heuchelei in jedem Nothfall wiederholt und sich nie in die Aufwartekunst des mit Schwanz und Pfoten wedelnden Hündchens erniedert, wird er weggejagt. Und der Abschied durch die giftigste Kränkung der Mannheit erzwungen. Während der Minister dem Herrn Vortrag hält, läßt Bonaparte sich, abends, die Ankunft des Fräuleins Bourgoin (von der Comédie-Française) melden, das jeder Höfling und Lakai als Chaptals Freundin kennt. „Sie soll warten; ich bin bald fertig.“ Der Minister hört, daß sein Mädchen für einen Nachtbesuch zum Kaiser geholt worden ist; rafft seine Papiere zusammen, geht: und schickt am nächsten Morgen die Bitte um schleunige Verabschiedung in die Tuilerien. Mußte, nach solcher Gefühlswirrung, erst das Geheul im dresdener Gespräch mit Metternich, erst die klägliche Flucht aus Fontainebleau erweisen, daß der Korse kleiner war als sein ungeheures Schicksal? Den Baumeister Ibsens scheucht Schwindel vom First der Häuser, die seine Kunst schuf. Bonaparte, der als Sechsundzwanzigjähriger in Italien, mit einem dünnen, schlecht gerüsteten, schlecht genährten, gekleideten Heer vier österreichische Armeen schlug, von dort bis an Wiens Thore vordrang und, wie auf goldenem Wagen der Kriegsgott Ares, durch Europa toste, versteigt sich in den Wahn, als Imperator einsam auf einer schlanken Säule, von Kanonen und Bayonnettes, von Furcht und Schrecken geschirmt, hausen zu können. Zu müssen: weil er anders ist, als jemals zuvor irgendein Sterblicher war, sich in anderem Glanz, von ganz anderer Gefahr, Mißgunst und Tücke umlauert sieht; weil ein Sondergebild seiner Wesensart nur auf halber Höhe zwischen Gottheit und Menschheit zu athmen vermöchte. Als die Säule geborsten, dann, mit Blutkalk, vermörtelt war, hielt, über dem Grab des Glückes, auch der Glaube nicht mehr als Bindemittel; trug der nur fürs Auge geheilte Schaft nicht länger die

Herrlichkeit. „Denn mit Göttern soll sich nicht messen irgendein Mensch. Hebt er sich aufwärts und berührt mit dem Scheitel die Sterne, nirgends haften dann die unsicheren Sohlen und mit ihm spielen Wolken und Winde. Was unterscheidet Götter von Menschen? Daß viele Wellen vor Jenen wandeln, ein ewiger Strom; uns hebt die Welle, verschlingt die Welle und wir versinken.“

Weil er, in stolzer Bescheidung, sich immer, noch auf nie erträumten Machtgipfeln, als Menschen, nur Menschlichem nah verwandt fühlte, konnte Bismarck sein Werk schaffen und in dauerndes Gedeihen fördern. In keiner Minute seines vielfarbigen Erlebens hat er die Lösung aus dem Allzusammenhang erstrebt. Vor die Hauptausgabe seiner Reden das terentische Homo sum gesetzt; und schon verdrossen dreingeblickt, wenn der Trab einer geschmeidigen Zunge einen Genius oder Dämon in den Hünenleib einquartirte. Auch er hat seine Vision gestaltet; auch er gewußt, daß Recht überall aus Macht wurde. Doch sein Werkzeug war der Gedanke; und sprach im Hirn Bonapartes der Feldherr, so in Bismarcks der Künstler das erste Wort. Der Urkünstler vom Stamm des Buddha, Moses, Perikles, der nicht aus schlechtem Wortstoff, aus verwitterndem Stein und zerschleißender Leinwand, sondern aus Willen und Herzen vieler an eine Daseinskette gereihten Menschengeschlechter seine Schöpfung wirkt. Humor und Skepsis (solche Wörter aus Menschheitbesitz soll auch der Allzudeutsche nicht übersetzen), die dem Korsen stets fern blieben, waren im Wald und am Hof, in der Pommernhaide und am biarritzer Strand, im frankfurter Bundeshaus und in der friedrichsruher Altväterstube des Märkers zuverlässigste Gesellen: und hielten ihm den Drang nach Ueberhebung in Gottähnlichkeit eben so weit vom Hals wie der fröhlichen und der düsteren Majestät seines Vetters Shakespeare, des im Bezirk der Vorstellung und hoher Bildnerkunst stärksten Hirnes. Diesem Deutschen (durch dessen Adern gewiß auch Slawenblut rann) wurde sein Sankt Helena der Sockel zu neuer Größe; die alle zuvor erlangte noch überragte. Ihm vollendete Leidens Bitterniß erst die Persönlichkeit. Grund zu Klage über Neid, Undank und jegliche Form der Gemeinheit hätte auch er gehabt, den Parteigenossen, in seiner Amtszeit und in den Tagen der Vehme, niederträchtig verdächtigten, den neun Zehntel der Heimathpresse in Dreck zerrten, der von ihm ge-

schaffene Reichstag ohne ein Nachrufswort scheiden ließ und „Aufrechte“ vom Schlag der Bennigsen, Miquel, Hohenlohe wie einen Pestkranken mieden. Lächelnd sprach er, halb mit Erbarmen, von so Jämmerlichem; und verkletterte sich nie auf die Zinne des Luftspiegelschlosses, wo ein Mensch thurmhoch über der Menschheit thront. Weil seines Geistes Acker früher bestellt und gründlicher gepflügt war als Bonapartes (der armistice mit amnistie, section mit session verwechselte und die rentes viagères, nach trügendem Gehör, voyagères nannte). Weil in ihm des Künstlers Fähigkeit war, die Welt als Schauspiel zu genießen, an dem er mitwirkte und das er nun, ruhend, betrachtet. Weil er nie von dem Allmachtrausch des Feldherrn trunken ward, der sich berufen, durch Himmelsbefehl verpflichtet glaubt, Recht und Gesetz mit dem Schwert zu zerfetzen und Ordnung zu stiften, die seinem Heer, der Sicherung seiner Zerstörerarbeit frommt. Obwohl er die Schmiedung der preußischen, der deutschen Waffe ermöglicht und vor unvermeidlicher Anwendung nicht gezaudert hat, ist Bismarck vom Feind selbst nie als Vertreter des „Militarismus“ gescholten worden. Der droht nicht von allgemeiner Wehrpflicht, langer Dienstzeit, starker Rüstung und steter Züchtung der Führer aller Grade. Der wird erst, wenn der im Heer heute noch unentbehrliche Geist bis in die Tiefen des Bürgerthumes fortwirkt, bis auf die Höhen, wo Reichsschicksal berathen wird; wenn das Denkorgan hörbarem Urtheil weniger gilt als irgendein Kriegsgeräth; die nutzlose, dumme Knebelung unbequem selbständigen Meinens nirgends mehr redlichen Zorn weckt; der Beamte (in Fritzens und Steins Ausdrucksweise: ein Volksdienstbote) sich dem Unbewaffneten, der ihn bezahlt und dem er würdig zu dienen hat, vorgesetzt wähnt. Das in solchem Zustand heimische Volk ist im Wollen und im Gefühl militarisirt; hat seine Sache auf die Kugel der Kriegsfortuna gestellt und muß auf Politik eben so verzichten wie auf innere Gemeinschaft mit anderen, nicht durch den Zufall des Krieges ihm angeketteten Völkern. In diesem Zustand, der im letzten Lustrum Bonapartes den Zusammenbruch der Kaiserei vorbereitete, sah Bismarck die Lebensgefahr, die der kräftigste Staat nicht gesund überstehen könnte. Weder für sich noch für seine Landsleute ersehnte er Triumphatorsruhm, dessen Tropengluth in jeder Zone die Seelen ausdörren muß. Nie hat er darüber geklagt, daß

Moltkes Generalstabswerk seinen Namen nicht nannte; nie aber auch, nicht einmal in Kriegszeit, die Herrschaft des Soldaten über den Staatsmann, des Werkzeuges über den Meister, geduldet. Wehrhaft zu sein, zu bleiben, dünkte ihn Pflicht; nicht weniger wichtig, durch Rechtswahrung und Achtung fremden Volkswerthes die Thür zur Freundschaftwerbung offen zu halten. „Greifen wir an, so wird das ganze Gewicht der Imponderabilien, die viel schwerer wiegen als die materiellen Gewichte, auf der Seite der Gegner sein, die wir angegriffen haben. Die deutsche Politik hat nicht auf Prestige hinzuarbeiten; da sie Interessenpolitik, nicht Machtpolitik, sein soll, ist jetzt ihre Aufgabe, Kriege zu verhindern. Das kann sie, wenn die Leiter das Geschäft verstehen, auch, ohne dem deutschen Volk so schwere Opfer aufzuerlegen, wie die neue Militärvorlage thut." 1893: als General Von Caprivi die russische Rückversicherung, wie von zehn Waffenrockträgern mindestens neun, „zu komplizirt" gefunden und Politik durch Militarismus (mit Freisinnsstuck) ersetzt hat. Von Staatsmännern, die ihr Geschäft zu verstehen behaupten, forderte Bismarck, daß sie ihr Land vor Ueberfall schützten und, wenn sies nicht vermochten, keinen Wehlaut über Unglimpf und Niedertracht ausstießen. Denn: jedem Sterblichen erblindet die Seele, wenn er kleiner ist als sein Schicksal und, sich selbst erst, dann Andere darüber hinwegzutäuschen, auf ellenhohen Socken der Welt kündet, so schwer wie ihm sei Keinem je das Athmen, das Handeln geworden, weil nie zuvor Neid und Haß Einem, wie ihm, jeden Schöpfborn vergiftet habe.

Zwischen den Wegen Bonapartes und Bismarcks muß Deutschland wählen. Will es Triumph (also seinen Enkeln sicheres Unheil): dann muß es sich aus der Menschheitgemeinschaft lösen, jedem unfreundlichem Auge mit blankem Schwert drohen und seinen Krieg, ein Jahr, zwei Jahre, weiterführen, bis rechts und links „annektirt und evakuirt" werden kann. Will es in die majestätische Vernunft zurück, die es bis in Mannbarkeit betreute: dann muß es aus falscher (also fortfälschender) Ideologie sich rasch in die Erkenntniß retten, daß Kriegsmittel den Krieg höchstens noch in Waffenstillstand enden können. Verriegeln die Kriegsgewinnheimser ihren Schädel noch länger dieser Gewißheit und rühmen, was aller Gräuel grausester ist, durch den Mund ihrer Miethlinge, Magister, Schreiber, Verbandssekretäre, als Hoch-

zeit: ihre schäbige Sache ist nicht des deutschen Volkes. Das sehnt sich aus Nebeln in Klarheit. Glaubt nicht mehr, daß der ganze Westen, der breite Ostrand Europas nur von Gaunern, Strolchen, Straßenräubern bevölkert sei. Will nicht seinen Stempel fremder Volksart gewaltsam aufprägen noch die eigene als Allheilmittel ausbrüllen, von dem die Welt, mag sie auch Tod vorziehen, genesen müsse. Will nicht Gewöhnung in Prahlsucht und Lüge, sondern Lüftung seines Hauses und Läuterung seiner Seele: als den einzigen Ertrag, der abscheuliche Metzelpflicht heiligen kann. Setzt diese Mehrheit, die an Zahl und gesundstämmiger Natur überwältigende, sich leise gegen Profitwuth durch, die, unbewußt oder bewußt, ihr Kriegsziel für des Vaterlandes ausgiebt, dann weicht die Militarisirung der Geister, endlich, wieder in den ihr hörigen Bezirk: und fruchtbare Politikerarbeit wird möglich. Dann müssen wir, uns, nicht Fremden, zu Nutz, gestehen, daß wir die uns feindlichen Völker eben so verkannt haben wie sie uns; ihre Streitkraft und ihre Seelenstärke. Der schlecht besonnene, nach voller Erfüllung noch unergiebige Wunsch, siebenzig Millionen Menschen der Welt in bis ins Winzigste spaltloser Wollenseinheit zu zeigen, muß bestattet, den allzu lange gebundenen Geistern die Freiheit zu Wirkung durch den Gedanken wiedergegeben werden. Der Minister, Staatssekretär, Präsident dem Wink der Militärgewalt nur da gehorchen, wo ers vor Gewissen und Volkheit verantworten kann. Die ganze Nation jeder Verlockung in Geschimpf und Geflennstolz widerstehen; die Trugkunst Derer, die Stimmung „machen“ wollen, wie eines Hausdiebes Schandthat verachten; in edler Tapferkeit alle Kriegsmittel abwehren, von denen nicht Entscheidung, nicht anständiges Ende des Kampfes zu erwarten ist. Deutschland muß wählen. Heute. Sonst wird es zu spät.

Wer noch im zweiundzwanzigsten Kriegsmonat Belehrung durch Beispiel braucht, mag sie aus dem Rückblick auf den deutschen Zwist mit den Vereinigten Staaten von Amerika holen. In neuer Geschichte fände er nirgends zwischen Militarismus und Politik eine breitere Kluft. Der Seestratege, der den Trumpf seiner Hoffnung, den Dreadnought, fürs Erste zurückhalten muß, kann nur mit einer Waffe, dem Tauchboot von zulänglichem Fahrtradius, England, den mächtigsten Feind, ernstlich schädigen. In Inseleinsamkeit, Rohstoffmangel, Nahrungnoth, Friedensbedürf-

niß zwingen oder nur durch schmerzende Nadelstiche in grimmere Kriegswuth ärgern? Diese Frage mußte der Staatsmann stellen; und ihr andere nachschicken. Ist vom Platz des Unterseebefehlshabers aus ein neutrales von einem feindlichen, ein bewaffnetes von einem unbewaffneten Handelsschiff sicher zu unterscheiden? Auf den großen Wasserstraßen die vom Willen einer Macht verkündete Abgrenzung eines unbefahrbaren „Kriegsgebietes“ in beschworenes Völkerrecht einzufügen? Ist der Nutzen eben so gewiß wie der Schade, der durch die von solcher Kriegsführung untrennliche Kränkung der Neutralen entsteht? Wird unsere gute Sache nicht, selbst vor freundlich Gesinnten, darunter leiden, daß wir genöthigt sind, aus dem Wasserversteck Wehrlose, Greise und Kinder, Frauen und Krüppel, in Qual und Tod zu schleudern? Erst nach der Antwort konnte Entscheidung fallen. Triumphsucht hätte vielleicht erwidert: „Wenn wir jedes erreichbare Schiff, ohne seiner Herkunft, seinem Ziel und Zweck (Fracht oder Passage) nachzufragen, torpediren und, aus Grundsatz, den Fahrgästen und der Mannschaft Rettung, auch, wo sie bequem wäre, versagen, ist schnelle Verödung der Zone, die wir ‚Kriegsgebiet‘ heißen, wahrscheinlich. Der höchste Sold wird für eine Fahrt in fast sicheren Tod nicht Seeleute heuern. Ueber drei Monate hinaus langt Englands Nährmittelvorrath kaum; fangen wir im März, noch vor der Weizeneinfuhr, mit ganzer Arbeit, ohne Gewissensschwindel, an: im Hochsommer winselts um Gnade. Spätestens; Salpeter, Mangan, Kupfer, Nickel, Baumwolle, Gummi, Leder kann ihm schon früher ausgehen oder, von der Luft aus, in den Docks vernichtet werden. Menschheit und Menschlichkeit sind Begriffe, mit denen nur der Schwächling noch seine Traumpaläste möblirt; nehmen wir sie in unser Zeughaus auf, dann wird daraus nichts Rechtes. Ich wende die Waffe an, die ich habe, und bürge, so lange kein Unbefugter mir dreinreden darf, für den Erfolg. Jeder Schiffsbauch von Torpedos oder Minen geschlitzt, nie Mann noch Maus gerettet, Luftbomben, wie Hagelwetter, auf Städte und Dörfer, Belgier, Nordfranzosen, Russen, Serben durch Hunger zu Flehrufen an ihre Regirungen gekirrt: so wird Friede.“ Wird vielleicht Eintagstriumph; dem Aechtung, Scheidung aus dem Menschheitkreis, Verzwergung auf ödem Strand, hinter Haßriffen, folgen müßte. Wer Menschlichkeit zu den überwundenen

Begriffen warf, sinkt in Thierheit. Wer im zwanzigsten Jahrhundert nach dem Christus sich in Kriegsformen entschlösse, deren Hammurabis und Agamemnons Heere sich geschämt hätten, dürfte nicht staunen, wenn wider ihn der kleine Ring menschlichen Gemeinsinnes sich in Eisenstachel aufsträubte. Und wäre auch nur kurz befristeter Triumph ihm gewiß? Durch die Kanalluke, die von deutscher Hand nicht zu schließen ist, könnte England des Lebens Nothdurft erlangen; und auf Behagen spendenden Ueberfluß so willig wie wir verzichten. Leichter: denn es wüßte, daß ihm bald neue Helfer erstünden. Wirksamer, also gewissenloser Unterseekrieg riefe die Vereinigten Staaten an die Seite unserer Feinde. Wir verlören die in ihren Häfen liegenden Schiffe und die Möglichkeit, von der Funkenstation Sayville aus Nachricht, die uns als wahr gilt, über Mittel- und Südamerika hin zu säen. Wie lange würde es danach dauern, bis Argentinien, Brasilien, Chile, deren Herz für die Lateinersache schlägt, sich der Nordvormacht ihres Erdtheiles anschlössen? Kein Europäerstaat dürfte noch auf Ueberseezufuhr rechnen; keiner drum Ausfuhr erlauben, durch die ihm selbst das Nahen des Nothstandes beschleunigt würde. Die letzten Sperrlücken schließen sich, das Getröpfel hört auf und Selbsterhaltungtrieb zwingt die in Europa noch Neutralen in den Unterstand neben der Streitgruppe, an deren endgiltige Uebermacht sie, unter solchen Umständen, glauben. Mit zwei oder drei Genossen stünden wir bald im Kampf gegen zwei Welten. Das hat der Politiker erkannt. Nur, leider, nicht früh genug; erst, als die Machtfehde zwischen militärischem und politischem Wollen, zwischen Schwert und Hirn, nach altem neues Unheil gestiftet hatte. Deshalb war noch ein Jahr nach dem (nicht nur von Ewig-Blinden bejauchzten) Untergang der „Lusitania“ von Schrecken und Angst Nutzbares nicht erreicht. Und die Note vom vierten Mai nöthig.

Wozu sie durchleuchten? Jeder Sachverstand erschaudert vor ihren Fehlern. Eine von internationaler Pflicht geforderte Schrift kann niemals gelingen, wenn zwei Drittel des Rumpfes Zwecken innerer Politik in Dienstbarkeit zugekrümmt werden. Ton- und Machart recken sich nicht um eines Nagelrandes Breite über die Sussex-Note: und so ist Alles gesagt. Besonders unerfreulich die Wehklage über die „Hungerqualen vieler Millionen von Frauen und Kindern.“ Daß der Feind uns im Kriegsfall die Seezufuhr

sperren werde, hat schon Caprivi, 1893, als unvermeidliche Folge harten Kampfes erwähnt und damit die Forderung großer Kreuzer begründet, die den Weg in unsere Häfen vor Verschluß schützen sollten. Ohne irgendeinen Anflug von Sentimentalität sprach Bismarck darüber. „Droht Hungersnoth, dann können wir Kartoffeln essen, statt Branntwein daraus zu machen. Der Uebergang von Rüben- zu Getreidebau würde aber erst möglich, wenn der Krieg zwei Jahre dauerte. Das braucht Graf Caprivi, der keinen Ar und keinen Halm besitzt, nicht zu wissen; aber es würde uns beruhigen, wenn wir einen Kanzler hätten, ders wüßte.“ Da Bismarck meinte, schon eine franko-russische Seesperre werde unbrechbar sein, und weder an mehrjährigen Krieg noch gar an einen gegen England zu führenden dachte, empfahl er, den Brotgetreidebau so zu fördern, daß Deutschland ohne ernste Sorge das Stocken der Zufuhr ertragen könne. In Marinevorlagen und Agrarprogrammen der seitdem verstrichenen dreiundzwanzig Jahre hat der Hinweis auf die Hungersgefahr oft und wirksam um Kriegsschiffe und Schutzzölle geworben; ist niemals aber gesagt worden, erst nach Völkerrechtsbruch könne diese Gefahr uns dräuen. Was nur im Inland, von dem im Schatten wohnenden Volkstheil, geglaubt wird, taugt nicht in Noten, die das ganze Erdrund mißtrauisch durchhechelt. Die Rüge, den britischen Aushungerungplan nicht vereitelt zu haben, dürfte Präsident Wilson mit der Antwort abwehren, er habe hundertmal ja aus Deutschland, von der höchsten Amtswarte, gehört, daß dieser Plan schließlich scheitern müsse. Ists so: dann brauchen wir Wilsons Eingriff nicht. Ists anders: dann mußte Klugheit abrathen, die Amerikaner ahnen zu lassen, wie wichtig uns gerade jetzt ein gutes Verhältniß zu ihrer Staatsgewalt und Wirthschaft sei. Doch beträchtlicher als der Inhalt der Note ist der allen Tauchbootführern verkündete Befehl zu Rückkehr in die Formen des Kreuzerkrieges. Damit ist die Hauptforderung der Vereinigten Staaten zugestanden und, trotz den unwirschen und wehleidigen Sätzen, dem Bruch einstweilen vorgebeugt.

„Die Wirkung endgiltigen, gegen Nachforderung fest verkitteten Einvernehmens wäre für uns gewaltig. Nur dürfte es nicht mit saurem Gesicht bereitet, empfangen werden. Wir wollen nicht thun, was der Feind wünscht; aber auch keine Giftpille schlucken. Weder Unwahrhaftigkeit noch Schiebung. Jeden Kampf, der sein

muß. Keinen vermeidbaren; keinen, aus dem nur Schreckensherrschaft den Sieg holen kann. Kleidet die Antwortnote an Amerika den deutschen Willen zu organisirtem, jedem Staat das Hoheitrecht wahrenden Frieden in das dem großen Gegenstand angepaßte Gewand (ohne Geckenborte und Mißtrauensbehang): wir wären um eine wichtige Wegesstrecke vorwärtsgekommen; und dem Schreckgespenst des Militarismus würde noch unter Sommermonden ein Kopf abgehackt." Die Hoffnung, die ich vor der Veröffentlichung der Antwortnote hier aussprach, ist leidig enttäuscht worden. Den Lärmern hat Herr von Bethmann sich nicht gebeugt; aber auch die Stunde nicht ausgeschöpft, die niemals wiederkehrt. Wäre er in seines Schicksals Größe emporgewachsen, dann hätte er jeden zänkisch scheltenden, jeden um Mitgefühl wimmernden Ton verboten und das Hauptstück so, ohne Bedingniß, geformt:

„Daß wir im Daseinskampf gegen eine an Volks- und Heereszahl uns ungeheuer überlegene Koalition jede erlangbare Waffe anwenden, braucht in der Auseinandersetzung mit einer Nation von dem Selbstbewußtsein und der wehrhaften Jugend der amerikanischen nicht erst begründet zu werden. Wir sind aber auch überzeugt, durch die unlähmbare Wucht unserer Kriegsführung der großen, uns nicht minder als Anderen heiligen Sache der Menschlichkeit, der Civilisation und des Friedens besser als mit rasch gesprochenen, rasch verhallenden Worten zu dienen. Woran ist im letzten Jahrzehnt jedes Streben nach internationaler Vereinbarung über alle dazu geeigneten Wehrfragen (der Land- und der Seewaffe) gescheitert? An der Thatsache, daß die Machtgruppe, die solche Vereinbarung laut empfahl, von dem stillen Wunsch geleitet war, uns und unsere Bundesgenossen in der Entscheidungstunde internationalen Rechtsstreites zu majorisiren; uns den Willen einer Mehrheit aufzuzwingen, der die uns feindsälige Gruppe stets gewiß sein durfte. Solchem im Voraus bestimmten Spruch sich zu beugen, hätte das Selbstachtungbedürfniß des deutschen Volkes niemals erlaubt. Jetzt erst, da erwiesen ist, daß selbst die stärkste Koalition uns, in noch so langwierigem Kampf, nicht niederzuringen vermag, daß also die Stimmenmehrheit nicht der Ausdruck einer Uebermacht war, sind haltbare Grundlagen für internationales Abkommen über Wehrfragen möglich. In der außen und innen unerschütterlichen Stellung, in der uns nach einund-

zwanzig Kriegsmonaten das Auge der nicht befangenen Menschheit sieht, braucht kleinliche Furcht vor Mißverständniß uns nicht von der Gewissenspflicht abzuschrecken, die gebietet, unsere Bereitschaft zu organisirtem Frieden (bei ungeschmälerter Wahrung aller Souverainetätrechte) freimüthig auszusprechen. Jeden Weg, der an dieses Ziel führen kann, werden wir, von welcher Seite er auch empfohlen werde, willig und ohne Vorurtheil prüfen; erweist er sich als beschreitbar, dann war das furchtbare Völkerringen für Menschheit und Menschlichkeit nicht ertraglos; dann kann ihr aus der Blutsaat unverwelkliche Frucht reifen. Aber wir können warten und den feindlichen Völkern getrost und mit reinem Gewissen die Erwägung der Frage überlassen, ob Verständigung auf der hier angedeuteten Basis, im Geist der großen Zeichen unserer Zeit, nicht fortwährender Entkräftung ihres Staatskörpers, sicherer Verwüstung Europas und bisher auf keinem einzigen Kampfgefild bestätigter Siegeshoffnung vorzuziehen ist."

Der deutsche Gestus mußte rasch und groß, kühn und vornehm sein. Auf Amerika und die anderen Neutralen, für die Herr Wilson sprach, nicht auf unsere Wütheriche, Wirkung ertrachten. Die ward, noch einmal, verpaßt. Daß in diesem Zwist der Präsident harte Zwangsmittel gegen England nicht versprechen könne, die Erwähnung solchen Wunsches deshalb von Klugheit und Würde widerrathen werde, habe ich schon am zweiundzwanzigsten April geschrieben. Ungern lesen wir jetzt in der (einstweilen) letzten Note aus Washington: die Regirung der Vereinigten Staaten werde nicht dulden, daß der berliner Beschluß, die am vierten Februar 1915 angekündete Unterseetaktik aufzugeben, an irgendeine Bedingung geknüpft werde. Das wäre, wie alle Wirrung der fünfzehn bangen Monate, vermieden worden, wenn auch über dem Wasser Staatsmannsgeist geschwebt hätte. Der weiß: Was Entscheidung verzögert, was peinigt, ohne nach Menschenermessen Vernichtung vorzubereiten, ist immer (und glitzert es noch so hell) gefährlich. Wäre unsere Stellung ungünstiger, wenn Politik vom ersten Tag an dem Tauchbootkrieg nur die Zerstörung feindlicher Streitkräfte als Ziel gesetzt hätte? Haben wir Vortheil davon, daß ein paar Hundert Briten und Neutrale ertranken? Wiegt die (unbequeme, nicht unerträgliche) Verengung des englischen Frachtraumes den Schaden auf, den der versteckte

Kampf gegen Unbewehrte uns im Welturtheil schuf? Still denke J der den drei Fragen nach. Der allgemeine Mißmuth über die berliner Mainote und deren Folgen ist nutzlos. Wir müssen vorwärts. Aus Triumphsucht in Vernunft; aus Militarismus in Politik. Sonst senkt das Unwägbare den Feinden die Schale. Weltrüstung wird nach diesem Krieg unmöglich; daß sie von uns versucht werden könne, schreckt selbst freundlich Neutrale aus dem Wunsch deutschen Sieges. Weiset ein Ziel, das die unbefangene Menschheit freudig ersehnen darf! Entschnüret Euch dem Wahn, ringsum regire, überall, krämernde Habgier den Willen. Nur mit erblindeter Seele leben Menschen und Völker von Brot allein. Und keines anderen Eroberers Werk währt als des Gedankens.

Psalter und Harfe.

Kolmar von der Goltz hat den einzigen Feldherrnerfolg, den in diesem Krieg ihm die Machtvertheilung ermöglichte, nicht mehr geschaut. Der (nicht ruhmlose, doch) ertraglose Ausgang des Zuges, den im vorigen Jahr General Townshend, mit ungefähr dreitausend Briten und zehntausend Indern, vom Ufer des Persergolfes aus begonnen hatte, ist im Wesentlichen wohl der goltzischen Strategie zu danken. Townshend hatte die Türken aus ihren Stellungen am Schat-el-Arab gedrängt und einen auf den Trümmern von Ktesiphon, zwanzig Kilometer vor Bagdad, erfochtenen Sieg gemeldet. Wurde dann aber, im November 1915, von neuen Türkendivisionen hundertfünfzig Kilometer weit zurückgeworfen und in Kut-el-Amara eingesperrt. Hundertdreiundvierzig Tage lang hat er sich dort gehalten; sich erst in Gefangenschaft ergeben, als sein Geschoßvorrath fast völlig verbraucht, seine Mannschaft ohne die nöthigste Nahrung, jeder Entsatzversuch des Generals Aylmer gescheitert und die Proviantzufuhr (auf dem Tigris) mißglückt war. Im Gesammtbild des Völkerkrieges scheint die Waffenstreckung der tapferen kleinen Schaar ein unbeträchtlicher Fleck. Doch den Türken war sie, nach dem Verlust von Erserum, Trapezunt und wichtigen Bezirken armenischen Landes, gewiß eine Freude; weil sie den Sultanstruppen das Selbstvertrauen gestärkt und für absehbare Zeit die Gefahr anglo-russischen Zusammenwirkens getilgt hat. Und die Kunde, daß nicht nur bei Gallipoli, sondern auch am Tigris England von Türken geschlagen worden ist, muß in Indien,

besonders unter den sechzig Millionen dort lebender Mohammedaner, Britaniens Ansehen arg schmälern. Als Kut-el-Amara fiel, war Goltz schon der Qual des Fleckfyphus erlegen. Jahre lang galt er als Deutschlands tüchtigster General; war, außer dem alten Grafen Haeseler, der einzige, den das Ausland kannte. Nicht ohne Fehl; doch eine Persönlichkeit und nicht nur, wie Schlieffens spitze Zunge gespottet hatte, „halb Türke, halb Journalist". Seine Hauptwerke (über die Geschichte und die Entwickelung des Krieges) werden dauern; und wer den kleinen alten Herrn, noch vor zwei Jahren, auf dem Pferd im Grunewald sah, merkte sogleich, daß er, trotz der Brille, nicht einen Stubengelehrten vor sich hatte. Die Organisation und Erziehung des Türkenheeres hatte ihm Ruhm eingetragen, den auch die nachhamidische Zeit, die Herrschaft des Ausschusses für Einheit und Fortschritt, nicht zu bleichen vermochte. Ob ihm aber lieb war, daß die Mehrheit der Landsleute ihn immer Goltz Pascha nannte? Als Deutschen, als Ostpreußen fühlte der Mann sich, den eine Bürgerstochter dem bielkenfelder Freiherrn geboren und der selbst dann hinter der Schwelle des vierundzwanzigsten Lebensjahres aus nichtadeligem Haus die Gefährtin erkiest hatte. Ein Sonderling, hieß es, der kaum noch in unsere Tage paßt; ernsthaft, ohne Schimmersucht, mit unbeugsamem Willen zu Wahrhaftigkeit. Seit er an der Spitze des Ingenieur- und Pioniercorps gestanden, das Festungwesen geleitet und, sechs Jahre lang, das Erste (ostpreußische) Corps geführt hatte, sah das Heer in ihm den mannichfach Erfahrenen und Bewährten, der, wenns einmal sein mußte, die Armee gegen Rußland führen werde. Das war „sein" Krieg; der, dessen Nothwendigkeiten und Möglichkeiten er wie kein Anderer durchgrübelt hatte. Schicksal des Menschen, wie gleichst Du dem Wind! Wäre, als Generaloberst Von Bock und Polach, wegen hemmenden Siechthumes, die Berufung zum Oberbefehlshaber im Osten ablehnen mußte, im August 1914 die Wahl auf Goltz gefallen: nach Menschenermessen wäre er als Feldherr des von Ludendorffs Planen geleiteten Heeres eben so berühmt geworden, wie Marschall Hindenburg heute ist. Kolmar Goltz, der schon 1866, als Lieutenant, bei Trautenau verwundet, 1870 als Generalstabsoffizier ins Oberkommando der Zweiten Armee aufgenommen worden war, blieb zunächst, ohne Wirkenskreis, in Berlin; wurde dann Kaiserlicher Statthalter in Belgien (aus dem

brüsseler Palast trieb das Kriegerblut in fast jedem Morgengrau den Alten in die flandrischen Schützengräben); und folgte ein paar Monate später dem Ruf des Sultans in die Türkei. Was er in Konstantinopel und auf Gallipoli für die Bereitschaft und Widerstandsfähigkeit des Osmanenheeres geleistet hat, wird die Kriegsgeschichte uns lehren. Wer aus Südost heimkehrte, pries die unerschöpfliche Lebenskraft, den unermüdlichen Eifer des Dreiundsiebenzigers; halbe Tage lang auf dem Gaul; immmer der Erste, der Letzte im Dienst. Wie ein Jüngling froh, da, endlich, eine vorwärts weisende Aufgabe ihm winkte. Nun erst, rief er lachend, „wird sich zeigen, ob ich ein richtiger Feldmarschall bin oder nur den Titel mit Würde trage!" Das hat sich gezeigt. Townshends Zug war, wie die meisten Britenunternehmungen bisher, von Dilettanten besonnen und schlecht vorbereitet worden. Daß er aber so früh, so weit vor Bagdad, das er erobern sollte, zum Stillstand kam und die starken Mannschaftbleibsel in Kut-el-Amara durch Geschoßmangel und Hunger gebändigt werden konnten, ist doch wohl der Strategie Goltzens zu danken. Danach, rief ein junger Lieutenant, der ihn schwärmend geliebt hatte, „war der Pour Le Mérite dem Alten totsicher." Der hätte den Entgang des Ordens leichter verschmerzt als zuvor das Schwinden der Wirkensmöglichkeit. Auch Charles Townshend (ein als Schwiegersohn des belgo-jüdischen Wahlfranzosen Cahen d'Anvers parisirter Brite) hat geknirscht, als er, statt eines Befehlshaberamtes in Flandern, eins in Mesopotamien erhielt; ist aber jung und darf auf einen langen Schaffenstag hoffen. Kolmar Goltz ist, auf Asiens Erde, im Bett gestorben, ehe er den Umfang des Feldherrnkönnens zu offenbaren, zu leben vermochte, was er gelehrt hatte. Ueber den Wassern des Tigris singen goethische Geister: „Des Menschen Seele gleicht dem Wasser: vom Himmel kommt es, zum Himmel steigt es und wieder nieder zur Erde muß es, ewig wechselnd. Wind ist der Welle lieblicher Buhler; Wind mischt vom Grund aus schäumende Wogen. Seele des Menschen, wie gleichst Du dem Wasser! Schicksal des Menschen, wie gleichst Du dem Wind!" Die Kaukasusarmee Nikolais Nikolajewitsch muß in Armenien nun, da im Land der zwei Flüsse Türkentruppen frei geworden sind, auf kräftigeren Anprall gefaßt sein. Und die Engländer müssen sich über die neue Schlappe mit der lauten Betonung der Thatsache hinweg-

trösten, daß der Irenputsch der Pearse und Casement nicht klüger vorbereitet war als das Bagdad-Abenteuer, daß von der Grünen Insel, so lange Redmond mit Carson geht, nichts Ernstes zu fürchten ist und daß ihrem Handel der Tauchbootgraus nicht mehr droht.

Am vorletzten Apriltag haben die Vertreter Englands, Frankreichs, Italiens, Japans und Rußlands dem Baron Beyens, der im Havre die Auswärtigen Angelegenheiten des Königreichs Belgien leitet, eine Note übergeben, deren Wortlaut die fünf Mächte verpflichtet, „dazu mitzuwirken, daß der Friedensschluß dem Königreich Belgien den Besitz des ungeschmälerten Kongostaates sichert und diese Kolonie von den Verlusten, die sie (durch den Angriff deutscher Schiff- und Landmannschaft) erlitten hat, besonders entschädigt." Die Bürgschaft der Fünf kommt spät. Daß sie jetzt kommt, nährt den Glauben, König Albert habe den Rath der Vernunft gehört, nach einundzwanzig Monaten fruchtlosen Wartens nicht noch länger auf die Hilfe der Genossen zu bauen, sondern sich, ehe es zu spät wird, mit dem Deutschen Reich zu verständigen, dessen Kanzler im April die Räumung Belgiens verheißen hat. Stärkere Beschwörung, als je vernommen ward, soll Vernunft übertönen. Deshalb jetzt die Doppelversicherung: In Westeuropa und in Mittelafrika bleibt Dir, König, Alles, was Du im Juli 1914 besaßest, und alles Zerstörte wird auf des bösen Feindes Kosten wiederhergestellt. Wichtiger ist, daß die selben fünf Mächte sich verpflichtet haben, nur gemeinsam, nicht jede für sich, mit dem Deutschen Reich einen Handelsvertrag abzuschließen. Wenn die Sintfluth verlaufen ist, herrscht in den fünf Hauptstädten wohl wieder Besonnenheit. Aber der übereilte Beschluß war als eine Folge des alltäglichen Geredes über den Mythos von dem sich selbst genügenden Mitteleuropa vorauszusehen. War dieses Gebild, das sich (daher der Name) von der Nordsee bis nach Bagdad dehnen soll, nicht, ehe Krieg wurde, den Wirthschaftern just so erreichbar? „Sehr schön; nur nicht viel reden": Franz Joseph.

Der thörichte Irenputsch, dem nur ein winziges Bruchtheilchen der Städter dienstbar wurde, und die Wahrscheinlichkeit einer (zunächst freilich ideell nur befristeten) deutsch-amerikanischen Verständigung hat in England dem Willen zu allgemeiner Wehrpflicht das letzte Hinderniß aus dem Wege geräumt. Die einstimmige Annahme des Gesetzes, das dem Britenheer fürs Erste höchstens

sechs neue Divisionen (ohne die nöthigen Offiziere und Unteroffiziere) zuführen kann, hat in Frankreich stärker als in seiner Heimath gewirkt. Der alte Herr Clemenceau, der alltäglich gegen die Trias Poincaré-Briand-Joffre tobt, sah, endlich, wieder einmal den Himmel offen. „Die Tage der Paradeeitelkeit sind dahin. Wilhelm, dessen Scheintriumph bei Verdun einen so schlimmen Fleck bekommen hat, sieht seine Kraft schwinden. Jeder Deutsche fühlts jeden Tag. Das eiserne Deutschland verröchelt. Auf festem Rechtsgrund entsteht ein neues Europa. Unsere Freude ist doppelt: weil Jenes stirbt und weil Dieses naht. Damit der Glanz des gehofften Erfolges auf das Herrscherhaus zurückstrahle, war dem Kronprinzen die Leitung des Vorstoßes gegen Verdun anvertraut worden. Ein Posten, von dem die Geschichte reden werde. Da konnte der Prinz in Sicherheit die Heldenpose zeigen, mit Worten (während der alte Haeseler die Arbeit besorgte) die Welt bewegen und, vor dem Auge der Photographen und Buntbildermacher aller Erdtheile, feierlich in die Steinhaufen einziehen, die dem Archaeologen Verdun bedeuten würden. Plan und Vorschrift waren auf echt germanische Art geregelt. Doch unsere unerschauten Haarigen hindern die Ausführung mit einem Veto, das die ganze mordlüsterne bocherie in Stillstand zwingt. Vor dieser brutalen Thatsache verstummt sogar die Lügnergewohnheit der neuen Germanen. Da ein Sieg sich nicht einstellen will, hat der bitterlich enttäuschte alte Haeseler sich von der kaiserlichen Modellpuppe getrennt, die nicht einmal zu einer Erfolge vortäuschenden Grimasse zu brauchen war. Ehe er für immer in die Requisitenkammer geschoben wurde, hat er die Verantwortlichkeit für das arge Abenteuer von sich auf den Großen Generalstab abgewälzt, dem die Ausführung des Kaiserlichen Befehles zufällt: ‚Der Kronprinz erobert Verdun, die größte Festung der Welt!‘ Leider wars nie die größte Festung der Welt. Wie furchtbar viel dazu fehlte, deuten die Ueberlebenden an, die, zur Ergänzung des Mannschaftbestandes, hinter die Front gebracht wurden. Nie vielleicht war eine ‚Vertheidigung‘ an so seltsame Vorbedingungen geknüpft. Wahrscheinlich aber ward nie auch solche Leistung hastig herbeigeholter Männer erlebt. Männer, die Ihr gestern noch, auf dem Weg an ihr Geschäft, auf der Straße trafet, wurden über Nacht unbezwingbare Helden: weil sie schwei-

gend beschlossen hatten, daß nicht sein dürfe, was, wie ringsum geflüstert wurde, sein müsse. Niemals ward solcher Angriff, niemals solche Abwehr erblickt. In keiner anderen Zeit war solche Häufung von Zerstörungmittel möglich. Kein Land konnte solches Angebot bartloser Männlein ahnen, die, zwischen Graubärten, mit lachendem Auge und übermenschlicher Seelenkraft, dem höllischen Stahlgewitter trotzen. Wir habens erlebt. Als der ungeheure Vorstoß des Kronprinzen die dichten Massen der nur an Triumph über Wehrlose gewöhnten Halbmenschen endlich in den Bereich unserer Waffen gebracht hatte, entstiegen, wie einst die aus Drachenzähnen geborenen Krieger, die Männlein mit den blauen Stahlhelmen der Erde: und vor dieser unbrechbaren Mauer erstarrte der ‚unwiderstehliche' Ansturm. Diesmal wars nicht der Franzosenzorn alter Zeit. Nein. Nur die standbildhaft erhabene Unbeugsamkeit, an der aller Wahnsinn des rasenden Stromes verbrandet. Alles aus bisher unbekannten Angriffsmöglichkeiten Erlangbare wurde ausgenützt; und auf unserer Seite war der Stoizismus des Widerstandes aller Theaterei, allem eitlen Gemächel so fern, daß die Schlichtheit des herrlichsten Schauspieles uns, im Gepräng des Krieges, zunächst kaum seine Großheit richtig sehen läßt. Die Redner, die unsere Wehrarbeit erschwert haben, werden einst schwitzend über all diese Dinge berichten und mühsam, mit gewaltigem Citatenaufwand, erweisen, daß wurde, was war. Und Männer, die dann noch jung sein werden, mit halb, zur Stärkung des Gedächtnisses, geschlossenen Wimpern und schamhaft versteckten Ruhmesnarben, werden lächelnd den Kopf heben und uns mit dem kleinen, großen Wort aufrütteln: ‚Ich war dabei!' Frankreichs Handeln, das war, ist und sein wird, überschreitet die Grenzen des nur Möglichen. Frankreich will nicht herrschen, erobern, knechten; es kämpft für sein Recht, zu leben, so zu leben, wie sein Genius will. Hand in Hand mit allen Völkern, die würdig sind, das Recht zu sichern und in Freiheit zu leben, läßt es sein Blut hinströmen und ist gewiß, daß dieses Blut ewig neue Blüthe treiben wird. Lasst uns, Freunde, aber nicht lange in solchem Anblick weilen. Noch ist unser Werk nicht vollendet. An der Marne, am Yser, bei Verdun haben wir durch nirgends und niemals zuvor übertroffene Willenskraft die Glücksmöglichkeiten wiederhergestellt, die ein unglaubliches Zusammenwirken von

Schwachheit und Fehl uns geraubt zu haben schien. Ohne Kriegsführergenie, ohne die Oberleitung, die unser Volk fordern durfte, hat die innere Gewalt des edelsten Blutes, die in Eintracht unbezwingbare Macht junger und alter gekerbten Herzen die stärkste Barbarenfluth gedämmt. Sie weit zurückzustauen, bleibt unsere Pflicht. Salamis war eine große Sache; doch erst die Vorbereitung von Plataea. Die Thermopylen boten den Schutz eines Engpasses. An der Marne, am Yser, bei Verdun sahen die Thäler uns die organisirte Wildthierheit hemmen. Auf den Lebenden lastet die schwere, die fast erdrückende Pflicht, der Toten sich würdig zu zeigen. Nicht eine Stunde, nicht eine Minute lang dürfen wir diese Pflicht vergessen. Ans Werk drum, Alle, damit alle Fehler der Schwachheit unschädlich gemacht werden! Unsere großen Toten sollen Schöpfer sein, nicht heldische Zeugen eines Tragoedienendes. Verdun ist der gewaltigste Akt in dem gewaltigsten Drama unseres Widerstandes. Der genügt aber nicht. Wir müssen zum Angriff vorgehen. Nicht zu einer Offensive, die erst durch die Auslegerkunst des Generalstabsberichtes Bedeutung erhält, sondern zu einer, die der Erläuterung nicht bedarf. Vorbereitung, Wissenschaft, Methode, Manöver: wer die in diesen vier Worten lebenden Begriffe vergäße, käme nicht ans Ziel. Die Anstrengung unserer Bundesgenossen ist bewundernswerth. In der vorbestimmten Stunde wird Geräth und Mannschaft bereit sein. Nicht zu früh, nicht zu spät. Wir brauchen eine Gewalt, die der Riesenmaschine die volle Wirksamkeit verbürgt. Sie zu schaffen, ist die ernsteste Aufgabe dieses Tages. Denn uns würde ein mißlungener Streich ungeheures Opfer kosten. Jedes der Zukunft würdige Volk bereitet sich für ein neues Leben. Unser Vorsprung ist so ansehnlich, der Strahl unseres Willens so stark, daß wir hoffen dürfen, in Herrlichkeit das großartige Werk zu krönen, dem selbst die Französische Revolution nur mit erstem Stammeln die Lebensmöglichkeit vorbereitete. Wir dürfen uns nicht lange mehr begnügen, stets zu sagen: Auf morgen! Wann und wie aus der Glocke der Schicksalsschlag ruft: Schmach Jedem, der dann noch nicht verstanden hat, unter welchen Bedingungen allein der endgiltige Sieg zu erstreiten ist! Vor dem Ruf der Bürgerpflicht, der Kriegerpflicht muß der Patriot in Bereitschaft stehen; an jedem Tag und in jeder Stunde auf der Lippe die Antwort: Hier bin ich!" (L'Homme Enchaîné.)

Nicht aus allen Franzosenherzen heult die Wuth dieses greisen Tigers. (Die Wahnvorstellung, der achtzigjährige Graf Haeseler, der ohne irgendwelche Amtsbürde in die Argonnen ging, sei heimlich der Generalstabschef des Kronprinzen gewesen und, weil der Plan der Maasoperationen ihm undurchführbar schien, aus dieser Stellung geschieden, scheint nicht auszujäten; mag also weiterwuchern, wie das Geschimpf über den Prinzen, der sich in Stille bescheidet.) Alle aber sind in den Entschluß geeint, den Untergang einem der Knechtung ähnelnden Zustand vorzuziehen. Und wer sich nicht beugen, ergeben will, ist noch vom gewaltigsten Artillerieaufwand nicht leicht überwindbar. Die kühleren Köpfe, deren Mund Generalissimus Joffre ist, sagen: „Einstweilen glauben wir nicht, daß Verdun fällt. Seit dem zwanzigsten Februarabend berennen es die Deutschen: und sind am achten Mai noch nicht bis an die innere Befestigunglinie gelangt. Fällt es, wider Erwarten, dennoch, so ists nicht mehr als eben ein Stück einer ungemein starken Vertheidigerstellung. Der rasche Fall der von den Deutschen putzig überschätzten Festung hätte vielleicht die Zuversicht der Franzosen für ein Weilchen erschüttert und den Sturz der Regirung bewirkt. Auch darauf darf der Feind längst nicht mehr hoffen. Die Republik will sich nicht auf der Höhe 304, nicht irgendwo vor Verdun verbluten. Muß sie, im dritten oder vierten Monat des Widerstandes, auch diese Stellung räumen: sie hat andere, Dutzende, und wird getrost abwarten, ob die Deutschen, nach den Erfahrungen und Verlusten auf den Höhen, in den Schluchten der Maas, alle, eine nach der anderen, erobern werden."

Seit den Tagen des von zwei emsigen Theatermachern fünf zusammengestoppelten, von manchem hemmunglosen Unterzeichner zu spät bereuten Aufrufes „an die Kulturwelt" ist nie wieder aus einem Stück deutscher Prosa so lauter Hohn vom Ausland, feindlichen und neutralen, in die Heimath zurückgehallt wie aus dem Artikel, den ein preußischer Hofprediger, Licentiat Doehring, am Karfreitag im Lokalanzeiger veröffentlicht hat. Horchet auf!

„Es war von langer Hand vorbereitet, abgefeimt ausgesonnenen und mit einem kaum zu überbietenden Maß von Tücke und Falschheit durchgeführt, was da an dem mittelsten Kreuz auf der Schädelstätte vor Jerusalem seinen Abschluß fand. Wenigstens war es als Abschluß gedacht von Denen, die den ganzen teuflischen Plan ausgeheckt und unter skrupelloser Benutzung aller, aber auch aller Mittel

zu verwirklichen verstanden hatten. Schon die Ankläger Jesu kannten den fürchterlichen Satz: ‚Der Zweck heiligt die Mittel‘ und handelten Dem entsprechend, als sie sich zu gemeinsamer Aktion mit dem Römer Pontius Pilatus verbanden. Ob unschuldig Blut vergossen wurde oder nicht! Karfreitag einst. Und heute. Niemals ist gegen einen Einzelnen infamer gesündigt worden als damals. Niemals ist gegen ein Volk infamer gesündigt worden als heute. Der Einzelne war Jesus. Das Volk sind wir Deutsche. Die Parallelen, wie man an ihm verfuhr und wie man an uns verfährt, sind schreiend deutlich. Diese Feststellung hat für mich etwas unbeschreiblich Ergreifendes. Was am Meisten in die Augen springt, ist Dies: Das Urchristenthum hat das Große, Weltüberwindende in dem Leben Jesu und den Grund zu seiner Erhöhung zur Rechten des Vaters in seinem Gehorsam bis zum Tode, ja, bis zum Tode am Kreuz gesehen. Versuchen wir, Das mit einem uns gerade jetzt geläufigen Wort wiederzugeben, so muß es lauten: Sein Grundsatz für Leben und Leiden war Durchhalten! Doch beachten wir noch ein Zweites. Das Durchhalten Jesu hatte ein Ziel. Freilich nicht ein selbstgestecktes, sondern ein gegebenes. Aber nicht zufällig gegeben, als hätte es auch irgendwo anders liegen, leichter erreichbar sein können! In welch letzterem Falle es Grund zu Mißmuth und Unwillen in sich getragen hätte: warum muß es gerade so weit liegen, warum kann es nur unter so großen Opfern erreicht werden? Und was dann noch mehr zu fragen wäre. Für Jesus gabs kein Warum. Seit Jesu Tod ist der Beweis erbracht, daß man sterben kann und nicht nur sterben muß. Daß also Alles, was zum Tode führt, ja, noch der Tod selbst eine Zielstrebigkeit in sich trägt, die über das Ende unseres natürlichen Lebens und über unseren Grabeshügel himmelhoch hinausweist, wenn anders das Opfer des Lebens eine Gabe des Erdenkindes in die Hände seines himmlischen Vaters ist. Dann lohnt sichs, zu sterben. Dann hat es Zweck und Sinn. Die häufigste Frage, die man heute hört, lautet: Wie lange dauert der Krieg noch? Man schelte mich nicht leichtfertig, wenn ich mit einem Wort, das sich nach Scherz anhört, aber von mir bitter ernst gemeint ist, antworte: Bis er zu Ende ist. Deutsches Volk! Soll der sterbende Jesus am Kreuz für Dich eine Verheißung sein, soll Deinem Karfreitag ein Ostern folgen und Deine Sache die Welt überwinden, wie seine sie überwunden hat, dann halte an Deinem Kreuz, in diesem Krieg aus, bis über Deine Feinde die Nacht, über Dir aber der Ostermorgen anbricht.“

Aus dem Muschelschloß dieser Hauptsätze summt seltsame Offenbarung. Hanans Gericht und die Kreuzigung des Galiläers: nicht höchste, tiefste Tragoedie, darin jeder Handelnde an sein Recht glaubt und, im Mantel seiner Wesenheit, glauben muß; sondern ein Vorstadtstück von hehrer Unschuld und abgefeimter Tücke oder ein Krippenspiel von Gott und der Teufelsrotte. Jesus: der Erste

(trotz den Weisen Indiens und Egyptens, trotz Seneca und Sokrates), der Willensbereitschaft zum Tod erweist. Seines Lebens und Leidens Grundsatz: „Durchhalten!“ Nie hatte solche Deutung Einem gedämmert. War auch die Auferstehung etwa dem Durchhälterdrang zu danken? Das von der Zehe bis an den Scheitel gewaffnete Deutschland, dem alltäglich gesagt wird, daß der Zweck ihm, der Sieg, jedes Kriegsmittel, Luftbombe und Torpedo, Flammenwurf und Senggas, heilige, in Gleichniß mit dem friedsamsten Geistkünder gerückt, der Schmerz und Schmach wehrlos zu dulden gebietet und sich selbst, ohne auch nur das Schwert seiner Zunge zu zücken, unüberwunden und durch Gottheit unüberwindlich, in die Hand der Peiniger giebt. Weiß dieser Hofprediger nicht, daß die Judenheit sich wider Jesus kehrte, weil er sie in seines Athems Feuer verbrennen wollte? Daß er, mit in Reine geweihtem Bewußtsein, den Krieg begann, der ihm Gewissenspflicht war? Steht Deutschland, wie Dieser, vor Hohepriester und Statthalter? Und wird durch so wunderliche Klitterung dem Glauben an Deutschlands Selbsterkenntniß, an die redliche Würde seiner Himmelshirten gedient? Die Kirche im Krieg: ein langes Kapitel; das erst im Frieden ans Licht gelangen wird. Jeder Tag schwellt die Gefahr der Auswanderung. Jedem Sterblichen erblindet die Seele, wenn er der Welt kündet, nie zuvor habe Neid, Verkennung, tückischer Haß Einem, wie ihm, jeden Schöpfborn vergiftet und Keinem sei drum das Athmen, das Handeln so schwer.

Fleisch und Knochen.

Dem deutschen Volk würde, trotz Feindestücke und Reichstrauer, nach unübertroffener Leistung das Athmen, das Handeln nicht schwer, wenn es der Nahrung für morgen sicher sein dürfte. Noch ist sie ihm bei Sonnenaufgang nicht für den Mittag gewiß. So gehts nicht weiter. Höret, Kaiser und Fürsten, Staatswächter und Feldherren, den Ruf: So, wie es bisher, mit irrem Eifer, versucht wurde, geht es nicht weiter! Hier ist eine Stätte, wo politischer Verstand mit militaristischem (nur das Kriegsbedürfniß, den Kriegszweck besinnenden) in Eintracht und gleichem Rechtsanspruch arbeiten kann; arbeiten muß. Wir verlieren den Krieg, wenn wir nicht so viel Nährstoff im Land haben, daß ihm Hungersnoth fern bleiben muß: und alles Gewimmer ob der Niedertracht

des Aushungerers trüge dem Erliegenden dann nur noch Schande und Spott ins zerfallende Haus. Uns naht die Gefahr, den Krieg zu verlieren, aber auch schon, wenn der Feind aufrichtig glaubt, Hungersnoth könne uns mählich entkräften: denn in der festen Burg dieses Glaubens wird er, noch mit zerschundenem Leib, den Friedensschluß aufschieben, bis unserer Jungmannschaft sogar, der nie müden, einst der Flügel des Willens lahmt. Und soll er nicht glauben, woran wir, an seiner Stelle, nicht zweifeln würden? Er braucht nur die Aemtererlasse zu lesen. Jede Woche bringt ein Bündel neuer Vorschriften, Verbote, Fastenbriefe. Zwei fleischlose, zwei fettlose Tage; in armen Bezirken sinds drei. Brotkorn, Kartoffeln, Fleisch, Butter, Zucker, Oel, Schmalz, Mehl, Fische, Kaffee, Thee, Seife da oder dort in Beschlag genommen. Gestern Karten, heute Stempel aufs Mittelstück, morgen Nummern, wie in den Fegefeuern der Schauspielhäuser. Keine Gewißheit, mit dem Pappfetzen das Achtelpfund Fleisch zu erlangen, das zu schwer erschwinglichem Preis als Tagesration verheißen wird. Kaum ein Hoffnungstrahl, als früher Bittgänger aus der Butterprozession ein paar Gramm ins Reliquiarium heimzuschleppen. Ein Pfund Wurst sechs bis acht Mark; ein Huhn achtzehn (ein fein gemästetes, als „occasion“ ausgezettelt, zweiunddreißig); eine Speckseite vierzig; eine Gans fünfundfünfzig. Bäuche schrumpfen. Magere Weibchen rennen sich, vor und nach den Aufwartestunden, die Sohlen wund, für den Mann Fleisch einzufangen; sonst tobt er abends: „Faules Aas!“ Einsame, Männer und Frauen, denen Dienstleute und Boten zu theuer würden, hocken stumm vor dem Petroleumkocher: kein Brenn- und kein Nährstoff; doch lieber Brot und Rettig als Stunden lang ins nichtlenzlich duftende Gedräng. In der Thiergartenstraße knüpft Kommerzienrath Arminius Hamster, der bis an den Martinstag mit Gottes bester Gabe versorgt ist, vor dem Fasan mit Champagnerkraut das Abwischtüchlein in die Weste und spricht: „Frechheit, von Noth zu faseln! Weil der Krieg uns entbehren lehrt, ist er ein Segen. Nee, kein Mandeleis; nur Erdbeeren.“ Jeder Zoll eine Stütze des Durchhälterthumes. Nicht weit davon, auch noch im Außenwesten, werden Schlächterläden gestürmt, Eierpyramiden aufs Pflaster gekleckert, Obstkarren umgestülpt. Alles kommt, von Amtes oder Zeilenlohnes wegen, in die Zeitung. Der Feind liests; und schmunzelt: „Sie

sind bei den Brotkrawallen von 1789; wenn die Bastille gefallen ist, wird an Frieden zu denken sein.“ Starret Ihr? Säßet Ihr in Paris oder London: Ihr dächtet wie er. So gehts nicht weiter.

Was war, ist gewesen. Kein Fehler, der zu machen war, vermieden worden. Fromme mögen darin die himmlische Rächung des Hochmuthes ahnen, der „unsere tadellose Organisation“ bummelnd durch alle Feldetapen speichelte (und mit bebändertem Knopfloch heimkam). Ob eine Civilexcellenz, ein Unterstaatssekretär, sechs Stabsoffiziere, zwei Dutzend Oberbürgermeister unzulänglich waren: Sühnböcke nützen uns nicht. Alle haben, in dicht gefüllten Schreibscheunen, mit Schädel und Feder sich krank gedroschen. Alle zu viel geschanzt. Neue Behörden? Nicht besser denn Babels Götze aus Leimen. Ein von Henne Pfiffig bebrütetes Kartensystem, das des Wartens Qual kürzt? Nagelpflege für Einen, der seit dem Johannisfest nicht gebadet hat. Höchst- und Allerhöchstpreise? Ohne Enteignung der Waare (die nur der Zwang oder des Gewinnes Magnet vorlockt) der Zauberspiegel in Mephistos Hexenküche. Philisterflüche über Fleischwucher? Der Speck, der in Kellern hängt oder auf Sprungfedern unter Frau Zungenwursts Daunen schwitzt, macht siebenzig Millionen den Kohl nicht fett. Ein Metzger, der großen Krankenhäusern, Fremdenherbergen, Speisewirthschaften verpflichtet ist, muß zwei, drei Centner im Haus halten. Halb gepökeltes Fleisch taugt noch nicht auf die Wägschale. Und unbefugt hastigen Ausverkauf wird, so dürfen wir hoffen, auch an Beamten der Richter ahnden. Kleine Mittel; Hefpflaster auf der Pestbeule. Die Hoffnung auf Erntesegen? Der gefältelte Drache, den ein Knabe in Frühlingswind aufsteigen läßt. Wird er ihn wiedersehen? Im vorigen Herbst hieß es: Reichliche Mittelernte. Im Winter: Seit Jahrzehnten war keine so schlecht. Wer bürgt für bessere? Leidlicher wirds ja, wenn das Vieh von der Weide gefressen hat und das Korn in der Mühle klappert. Doch wie lange währt solche Seligkeit? Salpeter, wichtige Futtersorten, die kräftigsten Knechtsarme fehlen. Nach einer Weile ist Alles im alten Stand. Lesen wir abermals auf verstänkertem Holzpapier den Rath, Brennesseln zu fressen, hohle Kindermagen mit Marmelade („Heldenfett“ nennens die Feldgrauen) auszukalken, Saubohnen englisch, ohne Butter, zu schlingen und das p. t. Antlitz mit Soda zu waschen. Alles: Quark. Daß wir die für eng eingeschränkten Bedarf nöthigen

Nährmittel haben, ist vom höchsten Amtssitz aus oft betheuert worden. Wissentlich falsche Aussage wäre hier tausendfach ärgerer Frevel als Meineid im Mordprozeß. Denn an der Nahrungdecke mußte der Beschluß über die Art der Kriegsführung hängen; ist sie kurz, dann gehörte Triumphsucht in den Maulkorb. Wir müssen glauben, daß wir genug haben. Dann liegts, weithin, auf dem Land; noch auf der Wiese, im Stall oder schon auf der Tenne und Bodendiele. Was in der Großstadt von Schweinhunden bis in den Mittag fettsten Profites beschnüffelt wird, ist für die Katze (die mit dem Aufwand zweier Markstücke kaum für einen Tag zu sättigen ist). Sorget, endlich, nun aber für weise Vertheilung!

Vor sechs Jahren empfahl ich hier Nährmittelcentralen; und fragte, wie lange man noch, bei anarchisch tollem Wettbewerb um die Kundengunst, von unserem Einzelhandelsbetrieb wohlfeile Versorgung mit gutem Nährstoff erwarten wolle. „Hohe Miethpreise, hohe Verzinsung des entliehenen Geldes, Lichtkosten, Gesellen, Verkäuferinnen, Austräger, Ladenputz: die zur Deckung solcher Spesen nöthige Summe will verdient sein; und von dem Verdienst heischt noch ein Halbdutzend großer und kleiner Kommissionäre seinen Theil. Zusammenschluß würde zwei Drittel der Geschäftskosten ersparen. Dann gäbe es keinen Kredit, keinen Stapelverlust, keinen Tribut an die Tausendfüßer des Zwischenhandels." Kein Minister nahm den Vorschlag in Obhut. Vor drei Monaten rieth ich, die Versorgung der Städte den Gewerkschaften, sammt dem Bureaukram und den Bureaukraten aller Rangklassen, anzuvertrauen. Deren Leiter wissen, wie Solches gemacht wird. Sind bei Schmalhans zu Haus und würden Arminium Hamster eben so derb zausen wie den Großgrundbesitzer Jasomirgott Freiherrn von Schlapping auf Klein-Schwänzchen in der Mark. Das Gezeter über den Vorzug der Reichen müßte verstummen und Mißmuth sich von der löblichen Regirung wegwenden. Aber: Sozialdemokraten; gestern noch richtig gehende. Denen Vollzugsgewalt überlassen? Ein Tribunat, mit dem Gedächtnißruch der Gracchus, Rienzi, Siéyès? Undenkbar. Abgelehnt. Meinetwegen; wenn Nützlicheres erdacht wurde. Nichts. Ein steter Wirrwarr von Befehlen und Gegenbefehlen. Der Tyrann von Mottenburg klagt den Staatssekretär an. Der fleht mit Dreimännerinbrunst Gottes Zorngericht auf Agrarierhäupter herab. Unsere im Pökel des Majoritätbewußtseins über Schamröthe hinausgeräucherten, bürger-

lichen“ Demokraten ächzen aus bräutlichem Langen: „Nur das Militär hat das Genie, wir meinen: den Geist.“ Morgen der Jammer von gestern. Und die Reichsgefahr schwillt. Zu spät für Volkstribunenthat. Nur ein Diktator kann rasch helfen. Dem müßten alle Behörden, in Land- und Stadtgemeinden, der Bundesstaaten und des Reiches, ohne Widerrede gehorchen. Volksnoth bricht Partikularrecht: Erstes Gebot. Daß über Schwarzwald und Allgäu Buttergebirge ragen, beide Mecklenburgen gespickt, breite Elbkurven mit Weizenmehl zugeschüttet werden könnten, während anderswo Lampenöl auf Stockfisch tropft, darf nicht geduldet werden. Alldeutschland ein Kranz aus Verbrauchsgenossenschaften. Wer durch Gelöbniß der Diktatur unterthan wird, erwirbt mit dem Verzicht auf Wahl und Einkauf der Nährmittel das Recht auf zureichende Kost. Ob er im Heim, aus gemeinsamer Haus- oder Straßenküche, in Kaserne, Schule, im Biersaal, aus dem Victualienauto gespeist wird: er empfängt, zu festem Preis, was er braucht. Jeder Nährmittelhändler wird (gut besoldeter) Ein- oder Verkäufer im Reichswaarenhaus. Mangelts an Köpfen und Händen: Freiwillige vor! Zaudern sie: der Reichstag zwingt für die Kriegsdauer alle nicht Wehrfähigen in Arbeitpflicht. Aus einer Centrale kommt der Bedarf eines Hauses oder Häuserblockes, vom Frühstück bis ins Abendbrot. Ob Rübe oder Korn gebaut, Bier gebraut, Schnaps gebrannt, das Blumenbeet dem Gemüse eingeräumt, Suppe verlöffelt, Kuchen gebacken werden soll, bestimmt der Diktator; der in jeder Provinz einen Statthalter, in jeder Gemeinde einen Maier hat. Selbst aber, aus gründlicher Kenntniß aller Vorrathsmengen, die Vertheilung durchs Reich hin ordnet. Wo ist der in so ungewöhntes Amtsmaß paßliche Mann? Einen sehe ich: Herrn von Tirpitz. Ein Name, der Vertrauen weckt; ein Kopf, der in Reichsbedrängniß nicht feiern dürfte; ein stämmiger Wille, der Bauern und Viehschacherer, Korn- und Kohlenkönige in gleiche Pflicht pferchen wird; und hinter der Seebärenfront die List des verschmitztesten Kaufherrn. Sein Generalstabschef könnte Herr Dr. Rathenau sein, der dem Heer die Rohstoffe gesichert hat und durch dessen Glatze die Konstruktorgedanken funkeln. Sputet Euch! Deutschland wird nicht dem Haß, will nicht dem von deutschem Leichtsinn aufgepäppelten Aberglauben des Feindes erliegen. Will, ohne Geseufz, in Handlung so groß wie sein Schicksal werden.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Bad Salzbrunn. Bereits im vergangenen Jahre konnte Salzbrunn auf sein hundertjähriges Bestehen als Badeort zurückblicken. Eine Feier dieses Jubeltages ist schon damals im Hinblick auf den Krieg verschoben worden, sie muß aus demselben Grunde auch dieses Jahr unterbleiben. — In gerechter Würdigung der ausgezeichneten Heilerfolge, die die Salzbrunner Kronenquelle bei Blasen- und Nierenleiden aufzuweisen hat, hat die Fürstliche Badeverwaltung sich entschlossen, ein Sanatorium für Nierenkranke hierselbst zu errichten. Dasselbe ist dem Luisenbade gegenüber in dem bekannten „Dachrödenshof" untergebracht und wird unter Leitung von Herrn Dr. med. Schneider Anfang Mai eröffnet. Was die Nahrungsmittelversorgung anlangt, so sind gemeinsam mit den beteiligten Behörden alle nötigen Schritte eingeleitet worden, so daß eine kurgemäße und ausreichende Beköstigung gewährleistet werden kann. Unser Bad wird also auch in diesem Jahre in der Lage sein, nach wie vor seine altbewährten Kräfte für Kranke und Erholungsuchende zu entfalten.

Deutsche Erdöl-Aktiengesellschaft zu Berlin.
Bilanz per 31. Dezember 1915.

Aktiva.	M.	pf	M.	pf
I. Deutsche Erdölunternehmen.				
1. Elsaß: a) Eigene Erdölwerke: Grundstücke, Gebäude, Raffinerie- und Bergwerkseinrichtungen			2326781	76
Mobilien			2	—
Oelgerechtsamen			2	—
Oelquellen			2	—
b) Verein. Pechelbronner Oelbergwerke G. m. b. H.: Sämtliche Geschäftsanteile im Nennbetrage von M. 3 500 000			4553757	05
2. Sonstige Erdöl- und Benzinraffinerien: alleinig. Besitz und Beteiligung, Nennbetrag . . . . . M. 4 050 500 Buchwert			3510333	80
3. Deutsche Mineralöl-Industr.-Aktienges., Wietze in Hannover. Beteiligung im Nennbetrage von M. 4 130 000			4090000	—
II. Oesterreichische Erdölunternehmen.				
Verschiedene Beteiligungen an Rohölgruben, Raffinerien, Transport- und Lagerungsunternehmen			4151303	99
III. Rumänische Erdölunternehmen				
„Concordia", Rumänische Petroleum-Industrie A.-G., Bukarest Beteiligung im Nennbetrage von Lei 9 189 750	4458235	13		
„Vega", Rumänische Petroleum-Industrie A.-G., Bukarest Beteiligung im Nennbetrage von Lei 2 240 000	1085891	—		
„Credit Petrolifer", Gesellschaft zur Förderung der Entwicklung der Rumänischen Petroleum-Industrie, Bukarest Beteiligung im Nennbetrage von Lei 2 555 000	1268465	—		
Erste Rumänische Bohrgesellschaft A.-G. in Liqu., Ploesti Beteiligung im Nennbetrage von Lei 257 000	195318	40	7007909	53
IV. Verkaufs-, Transport- und Lagerungs-Unternehmen.				
„Olex" (A.-G. für österr. und ungarische Mineralölprodukte, Wien). Beteiligung im Nennbetrage von Kr. 2 368 400	1616433	—		
Deutscher Mineralöl-Verkaufsv. G. m. b. H., Berlin (Oelkontor). Sämtl. m. 25% eingez. Geschäftsanteile i. Nennbetr. v. M. 500 000	125000	—		
„Köhlbrand" Industrie-Ges. m. b. H., Berlin. Sämtliche voll eingezahlte Geschäftsanteile im Nennbetrage von M. 20 000	20000	—		
Weit. Invest. dieser Ges. durch Darl. seitens der Dea bestr.	980111	80		
Umschlagsanlage Regensburg	221209	23		
„Pechelbronn" Seetransport-Ges. m. b. H., Hamburg. Sämtliche voll eingez. Geschäftsanteile im Nennbetrage von M. 20 000	20000	—		
Weit. Invest. dieser Ges., durch Darlehn seitens der Dea bestr.	1508126	95		
Fahrzeuge	851518	98	5342399	96
V Kaliunternehmen.				
Verschiedene Beteiligungen			20646[illegible]	[illegible]
IV. Bestände.				
Rohölbestand	598340	11		
Bestand an Halb- u. Fertigfabrik.: a) in Rumänien M. 2 169 519,35 b) in deutschen Raffinerien, auf deutschen Lägern und unterwegs befindlich . . . . M. 2 690 863,74	4860383	09		
Materialien und Fastagen auf den Umschlagsanlagen und im elsässischen Bohrbetrieb	329829	61	5788552	81
Staatspapiere			9624065	30
Kassenbestand und Postscheckguthaben			37369	50
VII. Verschiedenes.				
Verwaltungsgebäude-Grundstück Berlin-Schöneberg			775920	—
Beteiligung an Patentunternehmen			1	—
Deutsche Bohrgesellschaft für Erdöl G. m. b. H., Berlin, Volleingezahlte Beteiligung im Nennbetrage von M. 500 000,—			500000	—
Kriegsschmieröl-Gesellschaft m. b. H., Berlin, Eingezahlte Beteiligung im Nennbetrage von M. 4000,—			4000	—
Mobilien			1	—
Vorausgezahlte Versicherungsbeträge			18567	30
Vorausgezahlte Kesselwagenmiete und Transportkosten			72728	07
Bürgschaften und Kautionen . . . . M. 5 431 026,40				
Debitoren: Tochter- und Konzerngesellschaften	11678869	23		
Verschiedene	29573795	83	41252665	06
			91121024	21

Passiva.	M.	pf	M.	pf
Aktienkapital			30750000	—
Anleihen			9603720	—
Gesetzliche Rücklage			7492000	20
Sonderrücklage			1230223	64
Selbstversicherungsfonds			1385388	13
Delkredere-Rückstellung			65147	—
Rückstellg. f. Anleihezins. u. ausgeloste Schuldverschreibungen			151185	—
Nicht erhobene Dividende			52915	—
Rückstellung für Talonsteuer			163650	50
Bürgschaften und Kautionen . . . . M. 5 431 026,40				—
Hypotheken-Konto Berlin-Schöneberg			775920	—
Kriegsrücklage			6500000	
Kreditoren: Konzerngesellschaften	8950392	98		
Verschiedene	11385089	70	20335482	68
Reingewinn			12615392	06

Gewinn- und Verlust-Rechnung per 31. Dezember 1915.

Soll.	M.	pf.
Geschäfts- und Verwaltungskosten	1486391	98
Steuern	333293	38
Aufgeld für Schuldverschreibungen	285330	—
Anleihezinsen	468837	50
Abschreibungen:		
1. auf eigene Erdölwerke im Elsaß (außer Vereinigte Pechelbronner Oelbergwerke G. m. b. H.)	1982233	22
2. auf Verschiedenes	378523	01
3. auf Beteiligungen	8714911	40
4. Rückstellungen:		
auf Delkredere-Konto	32647	—
für Talonsteuer	35187	—
Kriegsrücklage	6500000	—
Reingewinn	12615 92	06
	32832751	55

Haben.	M.	pf.
Vortrag aus 1914	315315	98
Geschäftserträgnis	32517435	57
	32832751	55

Die für das Geschäftsjahr 1915 für unsere Aktien **Nr. 1—30750 auf 20 pCt** festgesetzte und durch die Generalversammlung genehmigte Dividende gelangt von **heute ab** bei den Banken:

Direction der Disconto Gesellschaft, Berlin W 8, oder einer ihrer Filialen,
S. Bleichröder, Berlin W 8,
Dresdner Bank, Berlin W 56, oder einer ihrer Filialen,
A. Schaaffhausen'scher Bankverein A.-G., Köln, oder einer seiner Filialen,
Hardy & Co. G. m. b. H., Berlin W 56,
Essener Credit-Anstalt, Essen-Ruhr, oder einer ihrer Filialen,

gegen Einlieferung der Gewinnanteilscheine

Nr. 7 für die Aktien Nr. 1—6625,
Nr. 6 „ „ „ Nr. 6626—8000
Nr. 5 „ „ „ Nr. 8001—13000
Nr. 4 „ „ „ Nr. 13001—20500
Nr. 3 „ „ „ Nr. 20501—30750

mit M. 200 zur Auszahlung.

Berlin, den 3. Mai 1916. **Der Vorstand.** R. Nöllenburg.

Bilanz am 31. Dezember 1915.

Aktiva.		M.	pf
Grundstück- und			
Gebäude-Konto	5 856 395,81		
Zugang	1 912 709,57	7 769 105	38
Maschinen-Konto		1	—
Kassa-Konto		87 405	71
Wechsel-Konto		30 133	14
Effekten, Beteiligungen und Hypotheken		30 249 416	90
Pensionsfonds-Anlage-Konto		2 984 120	—
Debitoren-Konto		56 269 127	35
Aval-Debitoren-Konto		711 433	75
Fabrikations-Konto, Vorräte		14 779 220	44
		112 880 293	67

Passiva.	M.	pf
Aktien-Kapital-Konto	30 000 000	—
Reservefonds-Konto	3 971 705	10
Spezial-Reservefonds-Konto	1 123 823	35
Beamtenpensionsfonds-Konto	3 069 302	70
Beamt.- u. Arb.-Unt.-Fds.-Kto.	1 488 859	90
Kredit.-Kto. einschl. Anzahl.	60 027 386	93
Aval-Kreditoren-Konto	711 433	75
Gewinn- u. Verlust-Kto.:		
Vortrag aus 1914 753 947,94		
Gewinn pro 1915 11 733 831,—		
Verteilung:		
30% Dividende	9 000 000	—
Rückl. f. Kriegswohlfahrtzw.	1 000 000	
Zuwendg. a. Beamt.-Pens.-K.	600 000	—
Zuwendung a. Beamten- und Arbeiter-Unterstützungsfds.	400 000	—
Aufsichtsratstantieme	612 700	18
Vortrag	875 081	76
	112 880 293	67

Gewinn- und Verlust-Konto.

Soll.	M.	pf
An Handlungs-Unkost.-Konto	1 247 659	67
„ Bilanz-Konto, Reingewinn	12 487 781	94
	13 735 441	61

Haben.	M.	pf
Per Saldo-Vortrag	753 947	94
„ Zinsen- und Beteiligungs-Gewinne	1 963 735	52
„ Fabrikat.-Ueberschuss	11 017 758	15
	13 735 441	61

Die Dividende von **30%** gelangt **sofort** gegen den Dividendenschein **No. 27** unserer Aktien mit **300 M.** bei den **Gesellschaftskassen** in **Berlin** und **Karlsruhe sowie** den Kassen nachbenannter Bankhäuser: **Bank für Handel und Industrie in Berlin, Frankfurt a. M., Hamburg** und **Hannover, S. Bleichröder, Berlin, Nationalbank für Deutschland, Berlin, Direction der Disconto-Gesellschaft, Berlin, Bremen, Essen (Ruhr)** u. **Frankfurt a. M., Dresdner Bank, Berlin, Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Leipzig, Mannheim, München, Nürnberg, Stuttgart, Bremer Bank Filiale der Dresdner Bank, Bremen, A. Schaaffhausen'scher Bankverein Aktges., Berlin, Köln u. Düsseldorf, A. Levy, Köln, Sal. Oppenheim jr. & Co., Köln, Norddeutsche Bank in Hamburg, Hamburg, Rheinische Creditbank, Karlsruhe i. B. und Mannheim,** zur Auszahlung.

Berlin, den 3. Mai 1916.

Deutsche Waffen- und Munitionsfabriken.



Berlin, den 20. Mai 1916.

Berlin und Paris.

Reichssekretäre.

Der Rücktritt des Staatssekretärs Klemens Delbrück (eines höchst fleißigen, gescheiten und geschickten Mannes ohne Schöpfervermögen, der, nach amtlicher Mittheilung, ging, weil er Zucker hat, nach der Volksmeinung, weil wir keinen haben) und die Tagung der bundesstaatlichen Finanzminister unter dem Vorsitz des Reichsschatzsekretärs haben, wieder einmal, an die traurige Thatsache erinnert, daß die Reichsverfassung den meisten Deutschen, sogar vielen in Parlament und Presse thätigen Herren, nach neun Lustren noch immer ein Buch mit sieben Siegeln ist. Die den Reichsämtern vorgesetzten Staatssekretäre sind nicht selbständig noch verantwortlich, sondern die Ersten Vortragenden Räthe des Kanzlers, der sich in abgegrenztem Geschäftskreis von ihnen vertreten lassen kann. Auch dann bleiben sie ihm untergeben; und daß sie fast immer jetzt schnell zu Preußischen Staatsministern ernannt, also gleichberechtigte Kollegen des Kanzlers werden, ist nicht ungefährlich. Verantwortungpflicht wächst ihnen dadurch nicht zu. Aus Preußen soll und muß der breiteste Strom in den Bezirk des Reichsgeschäftes einfließen. Als Preußens Ministerpräsident, Minister für Auswärtiges und Stimmführer hat der Kanzler seine starke Stellung im Bundesrath; als Alleinträger der Verantwortlichkeit und einziger Kaiserlicher Minister hat er

die Möglichkeit zur Einwirkung auf das Reichsoberhaupt. Die festesten Wurzeln seiner Kraft liegen in Preußen. Dessen Minister für Finanzen, Landwirthschaft, Handel, die verschwinden müßten, wenn ihre Ueberzeugung sich von der des Ministerpräsidenten und Kanzlers trennte, dürfen nicht im Schatten der Reichsämter stehen. Im Rath der deutschen Finanzminister gebührt der Vorsitz dem preußischen Ressortchef, nicht dem Reichsschatzsekretär, dessen Hauptaufgabe die Vermittelung zwischen den Finanzwirthschaften Preußens und des Reiches ist und der in solcher Versammlung nur als Vertreter des Kanzlers, dem er stets untergeben bleibt, einen locus standi hat. Das hat noch Bismarck gesagt; und warnend hinzugefügt: „Wenn in der Reichspolitik das Preußische Staatsministerium in den Hintergrund tritt und die zur Ausführung der Bundesrathsbeschlüsse verpflichteten Reichsbeamten selbständige Stellungen einnehmen, so geschieht Das auf Kosten der nichtpreußischen Bundesstaaten und ist nicht geeignet, deren Neigung zur Betheiligung an den Reichsgeschäften und zur Hingabe an die Reichspolitik zu fördern." Die Herren Lentze, von Schorlemer, Sydow werden seit Kriegsanfang kaum noch, die Herren Delbrück und Helfferich alltäglich genannt; sind aber für Steuerstreit und Lebensmittelnoth weniger haftbar als die preußischen Excellenzen. Nach dem Krieg wird die (längst nothwendig gewordene) Reform der Reichsverfassung nicht mehr aufzuschieben sein; einstweilen müssen wir den Geist, nicht nur den Buchstaben, des Reichsgrundgesetzes in gewissenhafter Treue wahren. Das geschieht nicht, wenn ein Reichsschatzsekretär sich für eine Politik einsetzt, die an der zuständigen Stelle Preußens nicht gebilligt wird. Ist die Nachfolge Delbrücks Herrn Helfferich zugefallen, dann hat er, als Hauptvertreter des Kanzlers und preußischen Ministerpräsidenten, die Macht zur Wiederherstellung der zerbröckelnden Einheit. Herr von Bethmann scheint ihm durchaus zu vertrauen und in Preußen giebt ihm der Vorsitz und die Finanzerfahrung ein nützliches Doppelgewicht. Die ums Reichsamt des Inneren ragenden Klippen sieht er gewiß. Die spitzigste: statt eigener Verwaltung, die Erlebniß und Lehre, den Athem des Wirkens und der Wirklichkeit bringt, nur Laboratorienversuche, aus denen der Weg in graue Theorie kürzer als unter den grünen Wipfel des Lebensbaumes ist. Die Allvertretung, Allaufsicht, Gesetzmacherei, Paragraphenflickerei

hat mit Verwaltungpraxis nicht mehr gemein als Pathologische Anatomie mit Arztkunst. Schon deshalb war aus der Hauptzuchtstätte der Bureaukratie die richtige Beantwortung der Nährmittelfrage nicht zu erwarten; und gäbe man einer Abtheilung dieses Reichsamtes morgen einen Sondernamen: sie bliebe, was sie zuvor war (wie Schaumwein nicht, weil man die Firmenzeichen Ayala oder Irov auf die Flasche pappt, Champagner wird). Herr Helfferich wäre behend genug, um die Verfeindung der großindustriellen und agrarischen Organisatoren seines Ruhmes länger zu hindern, als die Vorgänger Posadowsky und Delbrück vermochten. Das ginge nicht über die Kraft Eines, der im Reichsschatzamt nur den Schaum des Anleihenmachers abgeschlürft und die Sorge, dem Reich eine neue Jahreseinkunft von fünftausend Millionen Mark zu schaffen, dem Erben hinterlassen hätte. Wenn er den Willensflug nicht von Alltagsarbeit lähmen, eingesessene Mächler nicht noch höher, wie Spargelkraut im Sommer, aufschießen läßt, seine unhaltbare Schrift über die Kriegsgenesis vergißt und auf rednerische Zermalmung unserer Feinde fortan verzichtet, kann er, als ein moderner, geistig vielsprachiger Mensch, Heilsames erwirken. Unsere Pflicht wäre, ins neue Amt ihm nicht alten Groll, aus der Kolonial- und Schatzamtszeit, nachzutragen. Seine, niemals zu vergessen, daß nur aus Preußens fester, saftiger Erde ihm Lebenskraft zuströmen kann, nicht aus den Reagensgläsern seines Reichsamtes. Ist er der Gekürte: Glückauf! Doch die Verantwortung haftet, morgen wie gestern, an dem Kanzler; auch für die Führung und den Abschluß des Krieges; für die Zeitwahl und die Bedingung. Da ist Stellvertretung unerlangbar.

Nährwaarenhäuser.

Seit ich, vor acht Tagen, meinen alten Ruf nach Lebensmittelcentralen erwähnte, werde ich vielfach gefragt, in welcher Zeit er erschallt sei. Auch in einer von Klagen über Fleischnoth durchheulten. Die Herren Delbrück und von Schorlemer hatten nur Theuerung, nicht Noth, zugegeben und alle Wege, auf denen der Glaube ans Ziel der Preisminderung zu gelangen hoffte, „ungangbar“ genannt. Fleisch, Milch, Butter, Gemüse, Kartoffeln wurden den Massen beinahe unerschwinglich; Futtermangel zwang, das Jungvieh zu verschleudern oder zu verschenken. Freiherr von Schor-

lemer hatte einen verständigen (und deshalb grob gescholtenen) Satz gesprochen; Fleisch, sagte er, ist als Nahrungmittel weder unentbehrlich noch unersetzlich. Das kann nur Befangenheit leugnen. Der Durchschnittsdeutsche hängt allzu fest an karnivorischer Gewohnheit; eine Mahlzeit ohne Fleisch befriedigt ihn nicht, Gemüse schätzt er nur als Zuspeise; und im Wirthshaus, das er ja viel öfter und lieber aufsucht als der einem anderen Volk Angehörige, fordert er in neun von zehn Fällen ein Fleischgericht. Wird ihm aber Ersatz in genügender Fülle und Ansehnlichkeit geboten? Nein. Der beste Ersatz, ein nahr- und schmackhafter, wäre: Fisch. Frischer Schellfisch ist das leckerste Essen, das sich erdenken läßt; Schollen, Rothzungen, Aale, Flundern, Makrelen, Heringe, Flußfische aller Art behagen dem Gaumen. Und wären billig zu liefern. Auch in den Verkehrscentren großer Städte aber muß man lange nach einem Fischladen suchen; und findet selten einen, der den Appetit reizt. Kleine Becken mit trübem Wasser, worin ein Fischgewimmel wie im engsten Pferch umherschnappt; meist ein Schuppenhautgeruch, der die Kauflust schnell verweht. Die Versuche, Seefische als Massennahrung der Städter einzuführen, konnten bisher nicht gelingen, weil die gewählten Mittel untauglich waren. Schlechte Luft, im Schaufenster ein grünlicher, verstaubender Bassintümpel, drüber unansehnliche Räucherwaare, getrockneter Kabliau, marinirtes Störfleisch und eine rostige Büchse, deren Schrotinhalt mit Kaviarfarbe bepinselt ist: so gehts nicht. Doch lasse ich nicht von dem (schon 1910 laut bekannten) Glauben, daß hier ein Riesengeschäft zu machen und obendrein noch der dem Philanthropen lohnende Lorber leicht zu pflücken wäre. Eine Gesellschaft von dem Rang, der Leistungfähigkeit und Küstenkenntniß der Hamburg-Amerika-Linie müßte sich der Sache annehmen. An den besten Plätzen, vom Weißen bis zum Gelben Meer, vom Persischen bis zum Ochotskijschen Golf, den Fang aufkaufen; kühlen und sauberen Transport sichern; in allen großen und mittleren Städten aus Eisen und Glas Hallen bauen und darin, nach dem Aufwand aller Künste moderner Ladenausstattung, Reichen und Armen Fische jeglicher Herkunft und Familie feilbieten. Wer solche Massen kauft, kann Fischern und Fischergenossenschaften die Bedingungen vorschreiben und, bei reichlichem Profit, billiger liefern, als in uns naher Zeit je geliefert ward. Seht Ihr die Hallen? Ein

ungemein begabter Schüler Messels müßte sie bauen; dem Eisenstil, wie der Meister, grazile Schlankheit ablisten. Nichts unseren muffig verödenden Markthallen Aehnliches. Große, blitzblanke Marmorbassins. Springbrunnen, Schilf, Küstengräser, Muscheln, Seesterne, kräftig duftende Pflanzen. Was aus Meeren, Flüssen, Bächen, Teichen zu holen, den erreichbaren Wassern abzufangen ist, sei hier zur Schau und zum Kauf gestapelt; auch, weils dazu gehört, Krickenten, Möweneier, Rogenpastete und die Tafelschätze südlicher, östlicher Küsten. Am Tag und abends Alles im hellsten Licht. Glaubt Ihr nicht, daß die Käufer sich drängen würden und das Einerlei deutscher Ernährung rasch wohlthätigem Wechsel wiche? (Nur in Wilmersdorf und in Charlottenburg ist, bis heute, diese Anregung auf fruchtbaren Boden gefallen. Aber die dort eingerichteten Fischhallen sind klein, unansehnlich und nur dem Bedürfniß der ärmsten Leute angepaßt, die sich denn auch in dichten Schaaren hineinschieben. Den raschen Eifer der Gemeindeverwaltungen muß man loben. Doch die für die Nahrungwirthschaft großer Städte wichtigste Arbeit bleibt noch zu leisten.)

Noch Anderes könnte geschehen; müßte. Wer wachen Auges durch die neuen Straßen der Hauptstädte geht, sieht überall die selbe Entwickelung. So lange grellgelbe Plakate Miether zu ködern suchen und bunt getünchte Hauspläne die Herrlichkeit der Loggien, Badstuben, Vacuumreiniger, Dachgärten (mit Sonnenbadgelegenheit) anpreisen, nisten nur arme Spatzen im Erdgeschoß der Protzenburgen, die der Westberliner und der ihm nachstrebende Provinzstädter nun einmal liebt. Schankwirthe, die mit Grammophon, Billard und ehrbar verfetteter Kellnerin die noch ringsum beschäftigten Bauarbeiter und Handwerker, Ladendiener und Unterbeamte heranlocken; kleine Metzger, Bartscherer, Grünkram- und Kurzwaarenhändler, Bäcker (die sich, wenn der Platz für zwei Balkontische langt, Konditoren nennen) und anderes nöthige Krämervolk. Das währt nicht lange; ist erst Alles vermiethet, grenzt die Straße nicht mehr an freies Feld oder Laubenkolonien, dann müssen die Trockenwohner das Nest räumen. Das prangt bald nun im Strahlenglanz modischer Ausstattungwunder. Fenster und Thüren sind in unechten Marmor, Porphyr, Granit gerahmt; von Decke und Wand blinken Kacheln, die an Alt-Delft erinnern möchten; die Körper der Glühbirnenträger verschlingen sich zu gold-

farbigem Geknäuel. Der Bartscherer hatte zwei Messingbecken, das alte Zunftzeichen, herausgehängt, ins Schaufenster Bartbinden, Mund- und Haarwasserflaschen, Brillantinebüchsen gestellt und die Phantasie höchstens mit der geheimnißvollen Inschrift „Pariser Artikel“ angeregt. Der Coiffeur (Friseur klingt wohl schon zu deutsch) hat drei theure Wachsbüsten mit Leonardolächeln und geräumigem Busen, vor dem die Quartaner den Schulanfang verträumen, rabenschwarze und rothe Locken, Geräth aus Kristall, Elphenbein, Schildkrot, Perlmutter, Tulasilber; fast Alles, was Menschenbegehr (und meist Alles „auf Kredit“). Vor des Krämers Thür stand die Eierkiste, ein Faß mit kalifornischen Aepfeln, eine Schachtel mit Bruchstärke und Waschblau; die „Kolonialwaaren- und Delikatessenhandlung“ hat eine Straßenausstellung von Hasen und Hühnern, Rehen und Enten, Fasanen und Früchten und hinter den breiten Scheiben häuft sich jeglicher Schmauszubehör. Beim kleinen Metzger waren, unter zwei dünnen Gasärmchen und zwischen rothen und weißen Papierblumen, Lungen, Nieren, Kalbsrippen, Schweinsfüße (auf Blechschüsseln) zu sehen und allwöchentlich einmal meldete das Gemisch von Kesselqualm und Blutgeruch, das über den Holzstuhl gehängte Leintuch und die graue Pappe am Fenster die Bereitschaft zum Verkauf Frischer Wurst; die Großschlächterei und Fleischwaarenhandlung zeigt ganze Kälber und halbe Ochsen, Lendenstücke von nie gesehenem Umfang, fünf Lebern, zehn Zungen, zwanzig Schinken, vom leuchtenden Blutroth bis ins zarte Blaßrosa alle Fleischfarben der Jordaenspalette. Natürlich läuft Alles dem neuen Licht zu. Und natürlich können die Inhaber solcher Läden nicht billig verkaufen. Zählet, wie viele große Schlächtergeschäfte (mit den Bäckern, Butter-, Obst-, Cigarren- und Zuckerzeughändlern stehts eben so) Ihr bei einer Wanderung von Zehnminutendauer findet: und fraget Euch dann selbst, ob unser Einzelhandelsbetrieb noch haltbar, bei so anarchisch tollem Wettbewerb um die Kundengunst eine wohlfeile Versorgung mit guten Lebensmitteln noch möglich ist. Hohe Miethpreise, reichliche Verzinsung des entliehenen Geldes, Lichtkosten (gerade die Fleischer suchen einander zu überstrahlen und beleuchten jetzt, der Reklame wegen, oft auch an Feierabenden die der Kundschaft geschlossenen Läden), Gesellen, Verkäuferinnen, Austräger, Ladenputz: die zur Deckung solcher

Spesen nöthige Summe will verdient sein; und von dem Verdienst heischt noch ein Halbdutzend großer und kleiner Kommissionäre seinen Theil. Ists da ein Wunder, wenn all diese Händler noch lauter als ihre Abnehmer klagen und über den Irrwahn wüthen, der ihnen fetten Profit nachrechnet? Durch Zusammenschluß könnten sie zwei Drittel ihrer Geschäftsunkosten sparen. Längst haben Mill, Rogers, Roscher, Gide, Lexis warnend auf die Ueberzahl der Kleinkaufleute hingewiesen. Seitdem sind auch in Deutschland, nach dem Muster der Whiteley, Boucicaut, Wanemaker, Siegel & Cooper, Waarenhäuser entstanden; und haben durch die Handelsvernunft ihrer Grundsätze (Barzahlung bei Einkauf und Verkauf, also weder Wucherzins nach Schuldausfall, rascher und großer Umsatz, der im Einzelnen mit kleinem Gewinn auskommen kann) das Detaillistengekribbel besiegt. Das genügt noch nicht. Ists nicht Wahnsinn, daß zwischen zwei berliner Querstraßen drei Bäcker, Schlächter, Fruchthändler mühsam ein Prahlerleben fristen? Wäre das Elektrische Licht vom Mittelstand bezahlbar, wenn es in zehntausend getrennten, in der Ueppigkeit ihrer „Aufmachung“ konkurrirenden Betrieben verhökert würde? Und ist die Ernährung des Menschen unwichtiger als die Beleuchtung seiner Wohn- und Arbeitstatt?

Wir brauchen Lebensmittelcentralen. Die Warenhausbesitzer haben das Bedürfniß erkannt und verkaufen, weil sie billiger sein können als der Kleinhändler, beträchtliche Victualienmengen. Die im Haushalt einer Hauptstadt dennoch nur winzig scheinen. Die Lebensmittelabtheilung wird meist, damit die Ausdünstung sich nicht zu weit verbreite, ins oberste Stockwerk gelegt. Fleisch, Käse, Obst, Fisch, Gemüse, Heringsbrühe, Butter, scharf Geräuchertes im selben Raum. Der erlaubt keine Massenspeicherung; und da das Beste, die Zugwaare, in aller Frühe, oft von Detaillisten der Nachbarschaft, aufgekauft wird, ist nachher selten viel Reizendes zu holen. Wir brauchen weite, luftige Hallen, in denen auch Damen sich so behaglich fühlen wie in Wertheims Palast am Leipziger Platz. Alles Eßbare und manches Trinkbare müßte drin zu haben sein; und das Auge würde noch im Winter angenehmer gelabt als vor Libertyblousen, Pelzwerk und Battisthemden. Das Riesenrund der Gemüsehalle, wie das frankfurter Palmenhaus von der Blüthengalerie, von den weißen Obstständen umringt. Neben dem Fleischsaal das Geflügel. Unterm Dachgewölb die

Bäckerei. In kühlen, hellen Katakomben Milch, Eier, Butter; hinter hermetischem Verschluß Käse, Gewürze, alle stark riechende Zuthat. Welche Varietät der Ernährung würde möglich, welche Spesensumme erspart! Zehn Lebensmittelcentralen, dreißig von einer Gesellschaft geleitet; dreihundert, wenn sie ihre Sache gut macht. Aus den fernsten Ländern könnte das dem Europäer Schmackhafte (und nicht von Staates wegen Verbotene) eingeführt werden. Kein Kredit; kein Stapelverlust; kein Tribut an die Tausendfüßer des Zwischenhandels (dem Frankreich, nach Gides Berechnung, vor sieben Lustren schon in einem Jahr sieben Milliarden hinwarf); unvermittelter Einkauf vom Produzenten; eigene Wagons, wie jetzt nur Großbrauer und Spediteure haben; kein Zwang zur Verschleuderung zu hastig erhandelter oder im Schaufenster unansehnlich gewordener Waare; nicht mehr Personal, als man stetig beschäftigen kann; die Generalunkosten ein Drittel der für den selben Umsatz vom Kleinhändlerheer aufzubringenden. Die Formen unserer Alltagsversorgung tragen noch immer den Stempel der radlosen, motorlosen, telephonlosen Zeit. Morgens kommt der Milchmann, der Bäckerjunge, die Zeitungfrau; morgens und abends der Schlächtergeselle; der „Kaufmann“ muß täglich zweimal den Lehrling schicken, das Dienstmädchen viermal oder noch öfter auf die Straße. Die thörichteste Kraftvergeudung. Wenn meine Lebensmittelcentralen (die, da sie sicher in jedem Haus der Umgebung ein paar feste Kunden hätten, auch die Zeitungdistribution übernehmen könnten) eingerichtet sind, bestellt die Köchin durchs Telephon: „Morgen früh nach Sieben eine Mandel Eier, zwei Liter abgesahnter Milch, anderthalb Pfund Eßbutter, eine Ente, drei Pfund Suppenfleisch, vier kleine Rothkohlköpfe, Roggen- und Weizenbrot wie jeden Tag; außerdem Kartoffeln, Kaffee, Nelken, Kapern, Edamer, Kastanien, Johannisbeermarmelade, Gurke, Essig und einen Napfkuchen ohne Rosinen.“ Ists weniger: schadet nicht; der Junge muß doch ins Haus ... Wer wagts? Geben Millionäre Geld, Kommunen billigen Baugrund? Oder müssen wir warten, bis irgendein Wertheim oder Tietz, Emden oder Jandorf sich zur That aufrafft? Seit wir Waarenhäuser haben, sieht das Kleid der Arbeiterin und ihrer jungen Brut anders aus als zuvor; nicht geringer und noch wichtiger wäre der Wandel in der Massenernährung, wenn wir Lebensmittelhäuser hätten. Daß in

solchen Häusern Fleisch und Gemüse, Kartoffeln und Butter wohlfeiler zu haben wären als von dem nach sechs Seiten tributpflichtigen Kleinhändler, ist gewiß. Wer wagts? Ein Staatspraktiker, der nicht verschmäht, sich für ein Weilchen einmal aus seiner Amtswürde zu wickeln, hätte Kapitalisten und Organisatoren rasch unter einem Hut. Und den Landwirthen, die kein Vernünftiger, für Preußens Zukunft Sorglicher entkräftet sehen möchte, bliebe, was ihnen gebührt. Nur das Schmarotzerheer verlöre ein paar Divisionen.

Mein Vorschlag geht schon ins siebente Lebensjahr; scheint mir aber auch in der Kriegszeit noch nicht veraltet. Wäre für die Erzeugung und für die Vertheilung der Nährmittel nicht viel leichter vorzusorgen, wenn wir, statt des Kleinhändlergewimmels, als Einkäufer und Verkäufer starke Centralen hätten? Geld (was man heute so nennt) ist in Fülle frei; in diesem Bezirk könnte es hecken. Habt Ihr, Granatenmacher, Holz-, Tuch- und Lederlieferanten noch nicht genug Diamanten und Perlen? Her: Pour le profit!

Die Belagerten.

Um den unbequem Lebenden ins Bewußtsein zu rufen, welche Leidenslast ein zum Kampf für Freiheit, Selbstbestimmungrecht und Ehre entschlossenes Volk tragen kann, habe ich aus dem Tagebuch des Künstlers und Sammlers Edmond de Goncourt wichtige, noch jetzt, gerade jetzt lehrreiche Stellen gewählt und übersetzt. Vier Tage nach Sedan hatte Jules Favre den Sturz Louis Napoleons und seines Hauses „im Namen des Gemeinwohles verzeichnet" und, wie vor ihm der Graf von Palikao, geschworen, Frankreich werde nicht an Friedensschluß denken, ehe es den Feind vom Reichsboden vertrieben habe. Aus dem Kaiserreich wird wieder die Republik. An deren Spitze tritt die „Regirung der Landesvertheidigung". Die bleibt in der Hauptstadt, um die das deutsche Heer sacht schon den Eisenring legt. Wird mitbelagert, unfrei, vom Aufruhr der Communards bedroht, in Kapitulation gezwungen. Trotzdem sie, nach Quinets Wort, „die Sache der Menschheit verficht". Wie heute, versteht sich, ihre Erbin.

September 1870. In der Hauptstadt der frischen Nährmittel, der Jahreszeiterstlinge den Haufen, Pariser, in Selbstberathung vor dem Stapel blecherner Konservenbüchsen zu sehen: wie Ironie wirkts. Nach einigem Zaudern treten die Leute in den Laden und

kaufen eingekochtes Hammel- und Rindfleisch, alle möglichen und unmöglichen Konserven. Kein Mensch hätte je geglaubt, daß sich das reiche Paris einst von solchem Zeug nähren werde. Die Gewerbe sind völlig umgewandelt. Den Vordergrund der Wäschegeschäfte füllen Waffenröcke und Joppen für Nationalgardisten; aus den Luken der Kellerwerkstätten hört man den Hammer, der Eisen schlägt, und durch die Gitterstäbe sieht man Arbeiter, die Harnische schmieden. In den Speisewirthschaften wird die Karte kleiner. Gestern gabs die letzten Austern; aus dem Fischreich sind uns nur Aale und Gründlinge noch geblieben. In den Markthallen dringt der helle Ton der in die Durchschlagsgewehre gestoßenen Ladestöcke durch das Getös der Abladearbeit. An der Seine tragen die friedlichen Angler die Mütze der Nationalgarde. Die Fenster des Louvre-Museums sind durch Sandsäcke geschützt. Auf der Straße jammern die Weiber in kleinen Gruppen über die Theuerung der Lebensmittel. Die Mauern des Collège de France sind mit Zetteln beklebt, die Verbandstoff und Wundmittel anpreisen; ein soeben angeklebter veilchenfarbiger Zettel heischt die Bildung der Commune, fordert die Schließung des Polizeipräsidiums und ruft zum Massenaufstand. Im Luxembourg ein Gedräng von Hammeln; in der Enge, zwischen Gittern, wimmelts wie in einer Büchse mit Regenwürmern. Am Fluß, bei den Schießständen, hat ein Zelt sich als Speisehaus aufgethan; tapfer essen da ziemlich gut gekleidete Frauen Bratkartoffeln. Die Natur scheint sich in dem Gegensatz zu gefallen, den die Romanschreiber gern für Seelenzusammenbrüche wählen. Nie hat uns die Septemberlandschaft so heiter gelächelt, nie war des Himmels Blau so rein, das schöne Wetter so strahlend schön. Auf dem Boulevard des Italiens kams zu wilder Bewegung gegen die Schlächter; die Regirung solle selbst das Vieh verkaufen und die Zwischenhändler ausschalten, die das Massenelend ausbeuten wollen. Eine Frau wetterte über Theuerung und Mangel des Unentbehrlichsten und klage die Krämer an, die Waare zu verstecken, um sie nach acht Tagen dann zu verdoppeltem Preis auszubieten. Mit zorniger Stimme schrie sie, das Volk, das kein Geld zur Vorrathshamsterung habe, müsse alltäglich das Nöthigste einkaufen und immer werde, immer das Ding so gedreht, daß der Arme leide und der Reiche leidlich wegkomme. Paris ist unruhig; es bangt für seine gewohnte Portion.

In der Rue Saint-Honoré sehe ich Frauen die Fensterladen eines Krämers einstoßen. Der, erzählt mir Eine, hat fünfzig Centimes für einen sauren Hering genommen. Den hat der Käufer, ein Mobilgardist, auf einen Stock gehißt, einen Papierfetzen herangehängt und draufgeschrieben: „Von einem Offizier der Nationalgarde für fünfzig Centimes einem armen Mobilen verkauft!" Hinter mir höre ich stöhnen: „Es giebt ja schon nichts mehr zu essen!" In den Fleischwaarenläden sieht man wirklich nur noch ein paar Würstchen in Silberpackung und Gläser mit Trüffelkonserven. Wo sonst Rehkeulen, Fasanen, anderes Wild, Fische lockten, ist nun Alles leer. Nebenan, in grellem Gaslicht, von dem eine Wand aus Blechbüchsen funkelt, verkauft ein dickes, lustiges Mädel Liebig-Extrakt... Kanonendonner hat mich geweckt. Der Sonnenaufgang leuchtet grellroth. Aus der Ferne grollt die brutale Gewalt. Auf der Straße Männer und Weiber in stummer Erwartung. Kein Schwatz, kein Gekneip in den Schänken. Alles ist wie erstarrt; und über den Männern, den Weibern liegt ein so düsterer Ernst, daß die Landschaft, trotz ewig blauem Himmel, ewig strahlender Sonne, Etwas von der Trauer dieses stummen Harrens anzunehmen scheint. Von Zeit zu Zeit sprengt aus dem Staub der Landstraße ein Reiter heran, manchmal ein Junge mit hinten geblähtem Kittel; von Zeit zu Zeit taucht eine weiße Fahne mit rothem Kreuz auf. Dann murmelts, leise, in jedes Ohr: „Verwundete!" Und die Neugier der Menge umlagert in rohem Gedräng den Wagen. Ich sehe einen Liniensoldaten mit erdfarbigem Antlitz und staunendem Auge von Nationalgardisten in die Kirche tragen, die jetzt Lazaret ist und von deren Wänden in gotischen Buchstaben die noch feuchte Inschrift kündet: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Ein anderer Verwundeter hat sein dürftiges Taschentuch um den Kopf geknüpft und über den Beinen ein grünes Daunenkissen. Ueberall, in Gefährten jeglicher Art, erblickt man bleiche Gesichter, sieht man rothe Hosen, auf die das Blut große schwarze Flecke gemacht hat.

Oktober 1870. Heimlich wird Pferdefleisch in die Parisernahrung eingeschmuggelt. Vorgestern brachte Pelagie ein Lendenstück, das ich, weil der Anblick mich bedenklich stimmte, nicht aß. Gestern setzte man mir bei Peters ein Roastbeef vor, dessen schwärzliche Röthe meinem Malerauge verdächtig war; und der Kellner betheuerte nur zaghaft, das Pferd sei ein Ochse gewesen. Heute ist

Sonntag: und die schmerzliche Erregung, die Trauer des Wochenendes scheint, sammt dem Zug der Verwundeten, ganz vergessen. Paris glänzt von heiterer Lust und strömt aus allen Thoren ins Freie. Ringsum Sommerkleider, dicke Knoten auf den Hüften, kleine Hüte. Junge Mädchen erklettern, wie Zicklein, auf der Gürtelstraße die Sandböschung und gucken durch die Schießscharten. Auf hohen Wägelchen, die ein mit Silber betreßter Nationalgardist lenkt, sieht man elegante Damen, die, den Nasenklemmer in der Hand, von Bastionen, Schanzkörben, Kavallerie reden. Im Abendgrau, vor dem rothen Licht eines Patrouillebootes, höre ich, am Quai, einen Mann zu einem anderen sagen: „Die kommen uns also nun auch noch auf den Hals!“ Der Satz scheucht mich aus dummen Traum, wie Phantasie ihn gern webt, und flüstert mir den Verdacht ein, daß Straßburg gefallen sei. Das Abendblatt, das ich auf dem Boulevard kaufe, bringt die Bestätigung ... Die Leute, die uns regiren, sind mittelmäßig; und eben deshalb vernünftig. Sie haben nicht recht den Muth, Etwas zu wagen, und ahnen nicht, daß in einer Zeit wie dieser Unmögliches möglich wird. Der sechste Oktobertag bringt den ersten Herbstnebel. Winter in der Luft. Man fühlt den kalten Thau, von dem die Blätter feucht sind, bis in die Knochen. Die Mobilgardisten singen morgens nicht; ziehen sich stumm, ohne heiteres Gelärm, an. Wirkwaarenwagen, wie man sie in abgelegenen Flecken Frankreichs findet, bieten ihnen Gewebe und Baumwollmützen an, mit denen einzelne ihre Ohren schützen. Nach der Suppe steigt aus dem durchwärmten Bauch wieder Fröhlichkeit und von Tisch zu Tisch hüpft Knabengelächter. Auf der Straße erblickt man oft fette alte Dirnen mit einem rothen Kreuz auf dem Herzen; sie schwelgen in der Bereitschaft, mit sinnlichen Händen Verwundete zu tätscheln und zwischen amputirten Gliedern Zärtlichkeitkunden aufzulesen. Am zehnten Oktober hole ich mir eine Fleischkarte. Die Erinnerung an die langen Reihen der Großen Revolution, von denen eine arme alte Base mir sprach, erwacht beim Anblick dieses Gedränges von zerlumpten Betteln, Kriegsmützenmännern, Kleinbürgern. Das schiebt sich in den hastig eingerichteten, weiß verkalkten Raum, wo, allmächtig in dem Offiziersrock der Nationalgarde, unsere nicht allzu redlichen Lieferanten um einen Tisch sitzen und in höchster Instanz verfügen, ob und was wir essen dürfen. Ich

trage ein blaues Papier heim, das mir das Recht giebt, für mich und meine Bedienerin täglich zwei Rationen rohen Fleisches oder vier Portionen der in den Volkskantinen bereiteten Kost einzukaufen. Die Kartenabschnitte reichen bis in den vierzehnten Novembertag. Ein wunderliches Gefühl, mehr schmerzhafter Erniedrigung als der Furcht, zu wissen, daß diese nahen Hügel nicht mehr uns gehören, diese umsonnten Häuschen nicht mehr Freunde und Bekannte herbergen, mit dem Fernrohr, auf dieser Pariser-erde, nach Husarenpelzmützen und schwarzweißen Fahnen zu spähen und sich zu sagen: Da, hinten, viertausend Meter von uns, kauern die bei Jena Besiegten. Man lebt einsam, tauscht höchstens Gedanken ein, die, wie die eigenen, um einen Punkt kreisen, liest nur das Neuste, das nie Unerwartete über einen jämmerlichen Krieg, das Preßgeschwätz über Niederlagen, die zu „offensiven Rekognoszirungen“ aufgeputzt werden, muß, weil Gas gespart wird, vom Boulevard weichen, kann, weil Alles früh ins Bett geht, sich nicht mehr des Nachtlebens freuen, weder lesen noch sich in den reinen Bereich des Gedankens aufrecken, klebt an dem elenden Kleinkram der Ernährungfrage, hat nichts von Alledem, woran der Geist des Parisers sich sonst erquickte, verkümmert in der einen plumpen, gleichfarbigen Vorstellung: Krieg. Der Pariser langweilt sich in Paris fast wie in einer Provinzstadt. Vor mir ging abends ein Kerl, der, die Hände in den Taschen, beinahe fröhlich trällerte. Plötzlich blieb er stehen und schrie, als wäre er nun erst erwacht: „Verdammt schlecht gehts, Donnerwetter!“ So empfinden Alle. Am Ende einer engen Sackgasse, unter einer Gassonne, öffnet sich eine Pforte, durch die der Haufe in den Saal zur Weißen Königin strömt. Ein Tanzsaal wie alle auf dem Boulevard de Clichy. Deckengemälde, Bogenbehänge aus rothem Sammetpapier, zwischen Säulen kleine, schmale Spiegel, Gaskronen aus Zink und Glas; nur aus dreien brennt heute Licht. Die Leute, die in ruhiger Zeit hier tanzten, machen jetzt Gesetze. Wo die Musikanten saßen, thronen, in Schwarz, die würdigen Mitglieder des Vorstandes und die vorgemerkten Redner. Durch den bläulichen Pfeifenqualm erkennt man, auf Bänken oder an Trinktischen, Nationalgardisten, Mobile, vom Hutrand bis an den Stiefelschaft rothe Vorstadtphilosophen, Arbeiter in blauer Jacke, Weiber aus dem Volk, Hürchen, Jungmädel mit rother Kapuze,

sogar Kleinbürgerfrauen, die ihren Abend anders nicht hinzubringen wüßten. Klingelzeichen; mit der Glocke spielt, wie ein Kind, das Volk ja auch im Abgeordnetenhaus gern. Tony Révillon steht auf und verkündet die Gründung des Montmartre-Klubs, der die Freiheit sichern, also Monarchie, Adel, Klerus vernichten soll. Dann liest er aus der Zeitung von Rouen vor. Rührend ist, zu sehen, wie gläubig diese Menschenheerde sich allem Gedruckten und aller Rednerei hingiebt, wie wunderbar fern sie von aller kritischen Regung ist. Die in Heiligkeit geweihte Demokratie kann einen Katechismus anbieten, der an Mirakelgeprahl den alten noch übertrifft: fromm schlucken die Leute Alles herunter. Aus der Albernheit, die das Unglaublichste ohne Zubereitung verschlingt, schwingt sich plötzlich ein Hauch edlen Empfindens, leidenschaftlicher Hingebung, glühender Brüderlichkeit. Da erwähnt wurde, daß hundertdreiundzwanzigtausend Franzosen in Deutschland gefangen seien, brach aus allen Herzen ein Schrei, der dann in Trauergeflüster versickerte; und kein Wort schildert die Blicke, die Einer zum Anderen schickte. Nach Tony Révillon sprach der Bürger Quentin; mit starkem Pathos bewies er, daß alles seit Sedan hereingebrochene Unheil durch eine Commune verhindert worden wäre. Im Vorraum, wo man einst Tanzmarken erhielt, unterzeichnet nun Jeder die Petition, die schnelle Einsetzung der Commune, der neuen, aber schon bewährten Vorsehung, fordert. In Batignolles endlose Menschenreihen vor den Schlächterthüren. Brave, zermürbte Greise; kupferfarbige Nationalgardisten; alte Weiber, die Ruhebänkchen mitgebracht haben; kleine Mädchen mit großen Marktkörben, in denen die schmale Kost heimgeschleppt werden soll; Dirnchen mit offenem Haar, Schnuppernase und girrendem Blick, der die Veteranen, die Ordnungwächter, anködern soll. Jede Waare wird mit der Vorsilbe „Wall" den Käufern empfohlen; man sieht nur noch Walldecken, Wallbetten, Wallhüte, Wallpelze, Wallhandschuhe. In den Markthallen siehts seltsam aus. Wo es einst frische Seefische gab, wird jetzt Pferdefleisch verkauft; statt der Butter das Fett unbekannter Thiere, das, in Vierecksform, weißer Seife ähnelt. Da die Felder geplündert werden, giebts noch viel Gemüse; auf diesem Markt ist drum das Gekribbel dichter als anderswo. Um Kohl, Sellerie, Blumenkohl wird heftig gestritten. Ein Geschwirr von Fragen und Angebot,

Scherz und Schimpf; dann, plötzlich, ein lauter Stoßseufzer. „Ach, Du mein Gott!“ Die Hallenweiber haben einen Franctireur erblickt, den man auf einer Bahre nach Haus trägt. In der Rue de Tournon nur ein helles Loch. Unter einem Budendach hängen Blumenkohlköpfe und Lauchbündel. Hungrige Augen starren sie an. Vor dem Stand der Fruchthändlerin liegen, in breiter Blutlache, zwei große Hirsche mit geschlitztem Hals und bloßem Eingeweide; in einer Kinderbadewanne Riesenkarpfen mit bläulichem Maul. Der letzte Schein einer in einem alten Kupferleuchter verglimmenden Kerze zeigt mir den fahlrothen, rund durchlochten Hals eines jungen Bären und seine vom Tod rückwärts gebogenen Tatzen. Morgen wird das hungernde Paris sich um das Fleisch dieser Zöglinge des Zoologischen Gartens balgen. Ich betrachte das verschlossene Prunkhaus der Paiva und frage mich, ob es nicht das Hauptbureau der pariser Preußenspionage war. Ueberall Trugersatz der gewohnten Nährmittel. Aus den Luxusbäckereien holt man Kakaobutter in die Küche. Wo sonst köstlichste Leckerei lockte, blinken auf Marmor höchstens noch ein paar Blech- oder Zinkbüchsen mit Gemüsekonserven. In Romainville sehe ich, durch dichte Regensträhnen, die Heimkehr der Feldplünderer. Was sich an Scheusäligkeit nur erdenken läßt; was Phantasie aus Lumpen zurechtflicken kann. Männer schieben schwere, mit Kartoffeln beladene Karren; Kinder schleifen an einem Bindfaden eine Cigarrenkiste mit was Grünem drin vorwärts. In nassen, von Regen glänzenden, bis ans Gesäß bedreckten Röcken keuchen gebückte Weiber einher; andere haben ihre Unterröcke geschürzt, ringsum Taschen daraus gemacht und blößen schamlos große Flächen ihres Fleisches. Kleine Mädchen tragen ächzend Säcke auf ihren Köpfen; die nassen Kleider sind so fest an den Körper geklatscht, daß man die Bäuchlein und die dünnen Schenkelchen bis in die winzigste Krümmung erkennt. Zuletzt naht ein Bummler, der in der hochgereckten Hand den langen Leib eines frisch gehäuteten schwarzen Katers schwenkt. Das Konzert Pasdeloup ist ausverkauft. Ich habe einen Platz, finde in der Musik aber nicht Vergessen und eile aus Mozarts Pastorale wieder auf die Straße. Der ganze Boulevard ist eine Messe. Wollgewebe, Chokolade, Sultanpastillen, Kokosnußscheiben, Bücher, Waffen (die mir aus der Requisitenkammer eines Theaters zu kommen

scheinen), Wunderschachteln: Alles wird auf dem Asphalt des Fußsteiges feilgeboten. Ein kleiner Hecht, nicht größer als ein Gründling, kostet zwei Francs. Gräuliche Bengel brüllen mit schon versoffener Stimme: „Madame Badinguet oder die verehelichte Bonaparte, ihre Liebhaber und ihre Ausschweifungen!“ An der Thür des Théâtre-Français höre ich von Lafontaine, daß Metz gefallen ist. Auf allen Gesichtern Schmerz und Wuth; auf allen der zornige, heldisch bewußtlose Wille, nicht Frieden zu schließen. Alles heult: „Hoch die Commune!“ Während ich die Abendzeitung kaufe, fragt mich eine alte Dame, ob der Kurs der Staatsrenten drin stehe. Ironie! Bürgerkrieg, Hungersnoth, Beschießung: wirds morgen unser Schicksal?

November 1870. Bei Brébant erzählt Saint-Victor (der Dramenkritiker), General Trochu rühme sich, nach vierzehn Tagen werde Paris nicht mehr belagert sein. Allgemeines Hohngelächter. Die den pariser Oberbefehlshaber kennen, schildern ihn als ärmlichen, nur im engen Gesichtskreis des Militarismus heimischen Geist; er sei gegen jede Erfindung, jeden neuen Gedanken und hindere Ernsthaftes eben so schroff wie das Gespinnst des Wahnes. (Daran fehlts nicht. Wir haben hier sogar Leute, die Hunden Tollwuth einimpfen, die wüthigen Thiere auf die Preußen loslassen und dadurch Paris retten wollen.) Einer hat empfohlen, durch Zerstörung der Maschinen und Austrocknung der Sümpfe den Preußen in Versailles das Wasser zu entziehen. Ein Anderer, sie mit Kohlenstoffbrandern auszuräuchern. Waffenstillstand wollen sie nicht. Ich zweifle, ob die Diplomatengeschichte der Welt ein wüsteres Machwerk kennt, als die Denkschrift des Herrn von Bismarck dem Leser bietet. Seine mitleidige Klage über die Hunderttausende, die der Hunger töten werde: so, ungefähr, müßte der Jesuitismus eines Attila sich äußern. Auf der Frühstücksrechnung stehen fünfzehn Centimes für die Serviette. Die Regirung hat das kohlensaure Kali und andere Stoffe, die sie zur Pulverbereitung braucht, in Beschlag genommen; und den Wäschern, denen aus Boulogne, Neuilly und anderswoher Wettbewerber zulaufen, gehts schlecht. Eine Schlächterei, die sich jetzt Hippophagie nennt, stellt, unter Gasflammen, eine elegante, von Laub und Rosen umkränzte Muskelfigur aus: einen Esel, dessen Bauchfell in zierliche Schnüre und Spitzen zerschnitzelt ist. Zwischen den Schanzen an der

Seine wimmelts von Soldatendirnen aller Sorten. Vor mir geht eine am Arm eines Linienmannes. Ohne Hut, die Perücke wie eine Krone oder Kuchenform über dem Scheitel; schwarzer Wollrock mit langer Schleppe; die Taille dicht unter den Brüsten; Pilgerkragen mit Rüsche, die von unten wieder bis auf die Schulter klettert; weißes Seidenhalstuch; in der Hand ein schwarzes Strohkörbchen. So sieht, im Gnadenjahr 1870, das zu gefälligem Gebrauch den Soldaten feile Bordellmädchen höheren Grades aus. Um Halbelf erlischt, auf Befehl des Oberkommandos, in den Schänken das Gas; in Frontins Weinkeller, vor dem vom Kellner auf den Tisch gestellten Talglicht, ist mir, als säße ich wieder in einer der unterirdischen Kneipen, wo ich in Berlin manchmal aß. Neffter, der mit mir ist, nennt sich einen Germanen, kündet eine neue Bartholomäusnacht und Frankreichs Zerfall an, preist Herrn von Bismarck als den größten Staatsmann aller Zeiten und bestellt Ale und Porter, weil er nur danach schlafe. Der Verwundete ist in Gunst. In offenem Wagen sieht man ihn von mütterlichen, hausfraulichen Händen getätschelt. Er ist Modeartikel; manchmal auch Blitzableiter. Er schirmt die Wohnung vor Pöbelseinbruch, Brandstiftung, Plünderung und später wohl vor preußischer Requisition. Das Vertrauen ist hin. Einer sagte mir neulich: „Von der Nationalgarde reden wir doch lieber nicht erst. Die Linie wird den Kolben in die Luft heben. Die Mobilgarde vielleicht ein Weilchen halten. Die Seemannschaft ohne rechten Glauben feuern. So wird man sich schlagen; wenn man sich überhaupt schlägt." Die Nachwelt soll nicht etwa vom Heldenthum der Pariser des Jahres 1870 berichten. Das ganze Heldenthum bestand darin, daß die Leute Pferdefleisch statt des Rindfleisches aßen und die Bohnen mit ranziger Butter verschlangen. Das merkten sie kaum; der Pariser weiß ja nie recht, was er ißt. Auch das Café de la Cascade, wo so viele Nachtfeste gefeiert wurden, ist nun Lazaret geworden. Der obere See ist ausgetrocknet und mein Tritt scheucht ein ganzes Gewölk von Vögeln auf, die im Schlamm Würmer suchten. Kein springendes, tanzendes Wasser mehr; in dem dunklen Spülicht, der in dem Becken geblieben ist, waschen in die Felskurven eingekapselte Soldaten ihre schmutzigen Hemden. Das Futter für ein Pferd kostet jetzt täglich dreizehn Francs. Ein Lumpensammler, der in der Halle für eine Sudelküche ein-

kauft, erzählt, daß eine Katze sechs, eine Ratte einen, ein Pfund Hundefleisch anderthalb Francs kostet. Im Boulogner Wald stoße ich auf den Mann mit dem Fernrohr. Der ruft: „Wer will die Preußen sehen? Man sieht sie sehr gut. Immer heran!“ Aus dem großen Becken im Luxembourg-Park werden Karpfen, auch ungeheure Goldkarpfen gefischt. Vor Bulliers Ballhaus steht ein mächtiger Frachtwagen, aus dem ein Mann, wie Heubündel in eine Scheune, Matratzen in den Tanzsaal wirft. Der dient nun als Verbandplatz. Auf dem Pferdemarkt sind die armen Thiere so ausgehungert, daß sie das Holz des Querbalkens, um den ihr Halfter geschlungen ist, fressen und die Späne, die ihren Zähnen entfallen sind, vom Boden aufzulecken trachten. Das Pökelfleisch, das die Regirung freigegeben hat, ist unentsalzbar, ungenießbar. Was bleibt mir? Ich muß einem meiner letzten Hühnchen mit einem Japanerschwert den Hals abschneiden; kopflos flattert es ein paar Sekunden lang über dem Garten: gräßlich! Leute, die gestern in Wohlstand hausten, sind ins schwärzeste Elend gesunken. Eine fein gekleidete Dame verlangt vom Schlächter für einen Sou Pferdeschabsel; als eine andere Dame ihr ein Silberstück in die Hand steckt, bricht ihr Weh in Thränen aus. Merkwürdig, wie manchen Menschen, besonders oft Denkern, Idealisten jedes Gefühl fürs Vaterland fehlt. Das, sagt Renan, war im Alterthum natürlich; da aber der Katholizismus das Vaterland in den Glauben verlegt hat und der Idealismus der Erbe des Katholizismus ist, fühlt der Idealist sich nicht so eng an den Boden gebunden. „Seine Heimath ist da, wo er denken darf“: ruft Renan; und läßt sich von der Logik dieses Satzes, trotz Berthelots nervösen Zwischenrufen, so weit fortreißen, daß er nicht fühlt, weshalb Fremdherrschaft die Patriotenherzen empören, in Raserei reizen muß. Ich gehe; fast wüthend. Meine Freunde stehen wirklich allzu hoch über der Menschheit.

Dezember 1870. In einem funkelnden Feuilleton sagt Saint-Victor, Frankreich müsse sich von der Vorstellung, die es bisher von Deutschland hatte, endlich trennen. Die Dichter hatten es als das Land der Unschuld und Gutmüthigkeit, des Gefühls echt platonischer Liebe gemalt. Das Fabelland der Werther und Lotte, der Hermann und Dorothea habe die grausamsten Krieger, die tückischsten Diplomaten, die verschmitztesten Bänker hervorgebracht (auch die gierigsten Dirnen). Wir müssen uns vor dieser Rasse

hüten, die uns ein Kindsgemüth vorgaukelt: in ihrer Blondheit lauert die Heuchelei und verschlagene Unverträglichkeit der Gelben. In den Hallen giebts nicht mal mehr Gemüse und Kräuter. Kein grünes Hälmchen auf den Tischen. Manchmal langt eine Händlerin in den Korb und zieht, mit knickernder Hand, zwei, drei Blättchen, Sauerampfer oder Kohl, hervor, um die dann die Weiber raufen. Auf der Speisenkarte: Büffel, Antilope, Känguru; Herkunft des Fleisches feierlich verbürgt. Ein frisches Ei kostet fünf Viertelfrancs. Irgendwer kauft alle Kerzen auf, färbt sie und schmilzt daraus das Fett, das so theuer bezahlt wird. Hundecotelettes sehen sehr nett aus; ganz wie Hammel. Nur vom Essen wird noch geredet: was, wo, wie man essen kann. „Kokosbutter verstänkert für mindestens drei Tage das Haus.“ Elegante Pariserinnen machen aus ihrem Ankleidezimmer einen Hühnerstall. Auch an Leuchtmitteln fehlts schon. Kaum noch Brennöl; die Kerzen fast ausverkauft. Noch schlimmer: in dieser Kälte wird Holz, Steinkohle, Coke von Tag zu Tag rarer. Hungersnoth, Frost, Finsterniß; und die Zukunft bedroht uns mit Leid und Gräuel, wie sie Belagerte noch niemals erlebten. Vor den Krämerthüren knäuelt sichs gefährlich; was noch an Blechbüchsen blieb, wird errafft. Alles magert ab und läßt die Kleider enger machen. Theophile Gautier jammert, er müsse, zum ersten Mal, Hosenträger anlegen: weil sein Bauch das Beinkleid nicht mehr festhalte. Kein blutiges Fleisch, schlechte, schädliche Konserven ohne Nährwerth und Stickstoff: man wird nie recht satt; bleibt hungrig, wenn man sich noch so voll stopft. Auf allen Straßen Weihnachtmesse. Gemüse, Muffs, Lawendelpakete, Pferdeschmalz: Alles wird dem Fußgänger angeboten. Für ein Kohlhäschen, das er zärtlich, als wärs sein Kind, auf dem Arm trägt, fordert ein Bauer fünfundvierzig Francs. Trotz den Preußen baut Paris Neujahrsbuden. Aus den Abfällen der Barackenbretter entstehen dürftige Büdchen, die spärlich mit armsäligem Spielzeug behängt und belegt werden. In einem Wirthshaus gackert neben mir ein Pärchen: das Frauenzimmer in Sammet, er, wohl Polytechniker, jetzt, stramm, als Kanonier verkleidet. Was mir einst unerträglich gewesen wäre, ist heute angenehm: weils mich an gestern erinnert. Weihnacht. Ein Juwelier hat in seinen Glaskästen Trinkeier in Watte ausgestellt. Die Sterblichkeitziffer schwillt. Nicht

immer ist Hunger die Todesursache; oft ists Kummer, Heimweh nach der eigenen Wohnung, Sehnsucht nach dem Sonneneckchen bei der Hauptstadt. Das neuste Genußmittel ist Arsenik. Dieses Gift, wird in der Presse erzählt, giebt den steyrischen Gemsenjägern die frische Geschmeidigkeit: nehmt also, statt des Frühstückes, eine Arsenikpille! Wüste Weiber, die Pöbelfurien gleichen, gehen in Schwärmen auf Holzraub aus. Eine deutsche Zeitung sagt, der „psychologische Moment“ für die Beschießung sei gekommen; enthüllt der Ausdruck nicht die ganze deutsche Wildheit? Alles schilt über die Unthätigkeit der Regirung. General Trochu verzaubert das Handeln mit träger Ausflucht; und versucht er einmal was, so bleibts fruchtlos. Die Wände sind kahl. Alles dem Auge Erfreuliche ist fort; die entrahmten Zeichnungen liegen in Mappen, die Rahmen, mit schöner Bildnerzier und mattem Altgoldschimmer, in dreckigen Zeitungen, die Bücher, in umschnürten Haufen, auf der Erde; die erschütternde Wirkung der Schwergeschütze könnte Alles zerstören. Gestern eines Künstlers Heim: heute die Höhle hinter einem Kramladen. Viele Kleinbürger gehen um Sieben schlafen und stehen um Neun auf. Im Bett friert man nicht; und der Hunger thut nicht so weh. Nachts blinkt nur noch aus den in Lazarete umgewandelten Häusern Licht. Man hört die Hähne krähen und glaubt, zwischen Dorfmauern umherzutasten. Der Avrongipfel ist geräumt worden. Ein General hat gesagt: „Erster Akt unseres Todeskampfes!“ Ein Fluch liegt auf Frankreich. Alles ist wider uns. Währen Frost und Beschießung fort, dann fehlts bald an Wasser, die Brände zu löschen. In den Häusern ist alles Wasser, bis an die Kaminecke, fast schon Eis. Seit ich das ekle Pferdefleisch esse, schlafe ich wenig. Neugier treibt mich in den Laden des englischen Schlächters Roos. Ich sehe allerlei seltsame Beutestücke. Auf einem Ehrenplatz hängt an der Wand der enthäutete Rüssel des jungen Elephanten Pollux. Zwischen unnennbarem Fleisch und absonderlichen Hörnern empfiehlt ein Ladendiener Kamelnieren. In einem Kreis lüsterner Frauen geht des Meisters Junge in hohem Trab. „Lende und Rüssel vierzig Francs das Pfund. Theuer? Ich weiß noch gar nicht, ob ich auf meine Kosten komme. Statt der erhofften dreitausend sinds nur zweitausenddreihundert Pfund. Die Füße? Zwanzig Francs. Das Uebrige zwischen acht und vierzig. Nehmen Sie doch die Blut-

wurst! Elephantenblut ist das edelste. Kann ich aufrichtig empfehlen. Das Herz wog fünfundzwanzig Pfund. Und meine Blutwurst ist mit Zwiebeln gemacht!“ Ich kaufe zwei Lerchen. Auf dem Neujahrsmarkt bieten, vor elenden Buden, die von Kälte klappernden Händler den durchfröstelten Schaugängern Hampelmänner mit verzerrten Bismarckköpfen an. Abends, bei Voisin, sehe ich die gerühmte Elephantenblutwurst wieder: und sie ist in meinem Diner das Hauptstück. Restaurant Ersten Ranges. Mein Diner!

Januar 1871. Solchen Neujahrstag sah Paris noch nie. Beschießung, Hungersnoth, grimmige Kälte. Trotzdem tobt abends Besoffenheit in viehischer Lust durch die Straßen. Schreitet die Menschheit fort? Der Skeptiker zweifelt. Nach so langen Jahren der Civilisirung, nach so vielen Predigten über Völkerverbrüderung herrscht und drückt, trotz allen Verträgen zur Sicherung des europäischen Gleichgewichtes, die wilde Gewalt, ungehemmt wie in Attilas Tagen. Vor den Fleischvertheilungstätten sinken, in den endlosen Wartestunden, täglich Frauen um; Kälte, Erschöpftheit, Schwäche wirft sie hin. Stoff zum Nachgrübeln. Wenn wir die Stärkeren gewesen wären und versucht hätten, uns bis an den Rhein, unsere ethnographische Grenze, zu strecken: der ganze Erdtheil wäre dagegen gewesen. Nun wollen die Deutschen den Elsaß und Lothringen nehmen, also, durch diese Zerstückung, Frankreich vernichten: ganz Europa klatscht Beifall! Warum? Sind auch Völker, wie Einzelmenschen, stets gegen Aristokratie? Nirgends hört man noch lachen. Für drei Tage erhalten zwei Menschen jetzt dreiunddreißig Centigramm Pferdefleisch (mit Knochen); ein Dutzendmagen brauchts zum Frühstück. Und kein Ersatz durch Gemüse. Ein weißes Rübchen kostet zwei, ein Liter Zwiebeln sieben Francs. Von Butter ist längst nicht mehr die Rede; sogar Lichttalg und Wagenschmiere verschwunden. Der Trost der kleinen Leute war sonst: Kartoffel und Käse. An Käse erinnert man sich allenfalls noch; wer in Gunst ist und zwanzig Francs zahlen kann, erlistet vielleicht einen Scheffel Kartoffeln. Die Mehrheit der Pariser lebt von Kaffee, Wein und Brot. Nachts scheint ein Orkan sich auszutoben. Ich öffne das Fenster: die großen Granaten sinds, die ohne Pause über mein Haus hinsausen. Bei Brébant reden wir über die Verzweiflung der hohen Federbüsche. Die alten Generale sind so zuchtlos und

schlapp, daß der arme Trochu gedroht hat, sich eine Kugel in den Kopf zu schießen. Louis Blanc faßt Alles in den Satz: „Das Heer, das Frankreich ins Unglück gestürzt hat, will nicht, daß Civilisten es retten!“ Renan prophezeit, vor unserem Auge werde aller in der Offenbarung Johannis verheißene Gräuel sich in Erlebniß wandeln. Das Volk verhungert; doch sehr reiche Leute können, noch immer, Geflügel, Wild, alle Leckereien einhandeln. Und die Masse bleibt still, zerschlägt nicht die Schaufenster, prügelt nicht die Händler: man muß die pariser Armen bewundern, anstaunen. Gelinde Empörung spürte ich nur vor der Bäckerei von Hédé. Er ist der Einzige, der noch Weißbrot und Hörnchen backt. Das an Weißbrot gewöhnte, längst zu „Hundebrot“ verurtheilte Volk schien nur unter der Vorstellung dieser Glücksgunst zu leiden (die, freilich, mit langen Wartestunden in Reihe und Glied erkauft werden mußte). Wenn ich in Marats Zeitung die wüthigen Anklagen des „Volksredners“ las, meinte ich, er übertreibe die Schuld der Krämerklasse. Daß er Wahrheit sprach, erkenne ich erst jetzt. Das, Alles, ist, ganz in den Händen von Nationalgardisten, gemeiner Wucherkram. Ich wäre nicht dagegen, daß man zwei oder drei dieser tückischen Gauner vors Auslagefenster ihrer Läden henkte. Danach würde das Pfund Zucker nicht allstündlich um zwei Sous steigen. In einem Speisehaus sah ich den Oberkellner eine Hammelkeule in ungefähr zweihundert Schnitten zerlegen. Der Hammel, wohl der letzte in Paris, war in einem Vierten Stockwerk entdeckt worden. Zweihundert Schnitten, jede so groß und so dick wie eine Visitekarte, jede zu sechs Francs: macht zwölfhundert Francs. Um meinen Hunger zu stillen, schieße ich im Garten eine Amsel. Dieses Vögelchen kam an jedem Abend; meldete sich mit schrillem Pfiff; setzte sich, nach raschem Flug, stets auf den selben Feigenbaumzweig, von dem aus es, in geheimnißvoller Starrheit, das nahe Haus beäugte. Hatte mein Schuß nicht etwas überirdisch mir Befreundetes vernichtet, das mich und mein Haus vor Fährniß wahrte? Dumm, albern, aberwitzig: dennoch kam ich den ganzen Abend nicht von der Vorstellung los. Sechs junge Offiziere der Mobilgarde sitzen vor einem Boulevardcafé um eine Lorette mit grellrothem Haar; paradiren, kokettiren und bestellen laut, zur Verblüffung der Hörer, die erklügelten Gerichte einer Märchenmahlzeit. Das Brot, das jetzt vertheilt wird, wer-

den einst Sammler begehren; man findet Strohfötus drin. Die Gesammtration für Einen ist heute auf vierhundert Gramm herabgesetzt worden. Wer bedenkt, daß es Menschen giebt, die damit auskommen müssen? In der langen Reihe vor dem Bäckerladen in Auteuil sah ich weinende Frauen. Montretout ist wiedererobert. Trochu hat beseufzt, daß er im Nebel seine Divisionen nicht sehen könne. Gott sei Dank, schrie Rochefort, „sonst hätte er sie zurückgerufen!" Der zwanzigste Januarabend breitet schwarze Verzweiflung über Paris. Die unzulängliche Führung des Krieges hat eine große Nation, trotz ihrer Hingebung und Entsagung, trotz ihrer seelischen Bereitschaft zu Selbstrettung, in den Abgrund geschleudert. Todesschweigen liegt auf der Stadt. Man hört Paris nicht mehr athmen. Schlächter, Aufschnitthändler, Bäcker schließen die Läden. Die Speisewirthe dürfen den Gästen nicht mehr Brot liefern. Das bringt Jeder nun von Haus mit. Das Gebäck ist so schlecht, daß mein letztes Huhn vor den Krümeln stöhnt, schluchzt und sie erst am Spätabend aufpickt. Dennoch raunt mir von hinten eine Straßendirne zu: „Wollen Sie zu mir herauf? Es kostet nur ein Stück Brot." Bei Brébant giebts Hunderücken. Nefftzer behauptet, auch Rattenfleisch schmecke sehr gut; „so zwischen Schwein und jungem Rebhuhn". Renan wird blaß, wird grün, wirft das fürs Essen schuldige Geld auf den Tisch und rennt hinaus. Auf allen Lippen das gestern noch gemiedene Wort: Kapitulation! Werden die Preußen unsere Museen ausräumen? Berthelot fürchtet, daß sie unserer Industrie den Rohstoff wegnehmen werden. Nur Chokolade giebts noch. Soldaten strahlen, wenn sie ein Pfund erstanden haben. Arme Weiber schreien durch die Straßen: „Wir wollen noch weniger essen, noch mehr leiden, nur nicht Kapitulation!" Zu spät. Die Geschütze schweigen. Von Saint-Cloud her leuchten hundert Häuser: Freudenfeuer, das den Preußentriumph feiert. Ein kranker, an die Bahndammbrüstung gelehnter Soldat stöhnt: „Ein Jammer, Das anzusehen!" Die Zeitungschreiber sind stolz auf das Lob, das die Preußen unserem Heldenmuth spenden, und scheinen zu hoffen, daß Trochu in den Ruhm eines großen Kriegers hineinwachsen werde. Er hatte eine neuntägige Andacht vor dem Bilde der Heiligen Jungfrau befohlen und verheißen, danach werde ein Wunder geschehen. Dichtung oder Wahrheit? Hatte Frankreich wirklich sein Schicksal einem Mann anvertraut,

der ins Narrenhaus gehörte? In der Spiegelgalerie von Versailles, dicht bei dem Steinbild Ludwigs des Vierzehnten, ist König Wilhelm zum Deutschen Kaiser gekürt worden. Das... Da.. Frankreichs Größe ist gewesen. Nun aber giebts wieder Hasen und Hühner. Aus Neuilly kommt Eßwaare jeglicher Art. Alles frisch. Ein fein geputztes Weibchen bringt in einem Spitzentuch Kartoffeln heim. Und zärtlich umklammern die Leute vierpfündige Brote, die leckeren Weißbrote, die Paris so lange entbehrt hat.

Der Drache Python.

Fünfundvierzig Jahre nach Goncourt sprach Präsident Poincaré. Vor Bartholomés Denkmal, das dem Gedächtniß der im Kriege gefallenen Schriftsteller und Musiker geweiht ist. „Den Sturm, der die von ihnen gehütete Flamme auslöschen sollte, haben sie gebändigt. Sie opferten sich, damit der Gedanke Frankreichs nicht erstickt werde. Was sie wollten, ward vollendet. Wir dürfen sie beweinen, doch nicht beklagen. Wie der Bauer die von den Eltern ererbte, aus seiner Hand besäte Heimathscholle gegen den Einbrecher vertheidigt, wie der Handwerker unser Gewerbe vor Fremdherrschaft schirmt, so hatte der Künstler, des Wortes, des Tones, der Farbe, des Meißels, das geistige Frankreich in seiner unwirklichen Schönheit vor der entdämmten Germanenfluth zu schützen. Das Bewußtsein dieser geschichtlichen Pflicht wandelte die Gemüther friedlicher Dichter und Denker jäh in Heldenseelen. Vor diesem Massenaufstand französischen Geistes hätte Goethe das Wort wiederholt, das er, über Napoleon, zu Eckermann sprach: Auch in der Handlung ist eine fortzeugende Kraft. Aus dem Handeln unserer tapferen Geisteshelden zeugt ein Schöpfervermögen, das alle Wirkung menschlicher Einbildnerkraft hoch überragt. Sie haben das Frankreich von morgen geschaffen. Welches Kunstwerk bestünde neben solcher Wirklichkeit? Sie gedachten der ruhmvollen Tage, da Frankreichs Sprache, in triumphaler Weltmacht, unsere Gedanken durch Deutschland hin trug, und des heftigen, plumpen Widerstandes, durch den unsere von Ruhmrausch trunkenen Nachbarn später so wohlthätigen Einfluß abwehren wollten; auch der langwierigen, aufdringlichen Versuche, überall deutsche Denkart, Geschichtauffassung, Wissenschaftmethoden, sogar den Barbarenhang ins Kolossale und Wirre, einzu-

wurzeln, haben unsere Helden gedacht. Ihr Auge erblickte, durch die fernen Nebel des Mittelalters, die Frühblüthe unserer Literatur; sah das in Lehnsherren- und Ritterzeit Geschaffene in Germaniens Felder verpflanzt, unsere Versromane, Balladen, Heldenlieder übersetzt und jenseits vom Rhein nachgeahmt. Mit unauslöschlicher Prägung haben die Keltenlegenden und die alten Mären aus dem merowingischen Frankreich in die Epen von den Nibelungen und von Gudrun fortgewirkt. Deutschland lernte die Spitzbogenkunst, buchstabirte, unter der Leitung unserer Cistercienser, die Bibel von Amiens und baute in Köln, Trier, Magdeburg, Freiburg seine Dome nach dem Vorbild der unsterblichen Denkmale, die nun, in einem Anfall rasenden Neides, das Heer des Kaisers unter einem Hagel von Brandgranaten zu vernichten trachtet. Noch heller strahlt im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert Frankreichs Seele über Mitteleuropa. Das ganze deutsche Theater lebt damals von Corneille und Racine, Molière und Regnard, Voltaire und Marivaux. Ein Preußenkönig hat den Ehrgeiz, französische Verse zu schreiben, und der junge Goethe schwankt am Scheideweg der zwei Civilisationen, wie ein junger Halbgott zwischen Laster und Tugend. Aus dem roßbacher Pulverdampf ballt sich der preußische Dünkel. Die Teutonenfeindschaft wächst. Herder und Lessing führen den hitzigen Feldzug gegen unsere Literatur; und immer höher schwillt der Wahn, Ernst und Tiefe sei nur deutschem Geist erlangbar. Der mediterranische, dessen Ueberlegenheit in den Bereichen der Kunst und der Vernunft Nietzsche später vergebens zu erweisen sucht, wird in seiner Zucht, seinen Regeln bekämpft. Lange bleibt diese Germanenregung in Ohnmacht gebannt und die größten deutschen Wortkünstler beugen sich in Huldigung vor den Meistern, die ihre Hand vom Thron stoßen wollte. Goethe hat bekannt, daß er einen großen Theil seines Genius aus Frankreich empfing. Schiller hat Racines Phaedra übersetzt und die Technik seiner Jugenddramen aus Diderots Besitz entliehen. Iffland und Kotzebue haben unsere Stücke für Deutschland zurechtgeschnitten und die Plünderung unserer Literatur wurde so schlau organisirt, daß schon Mephistopheles das Wort wagen konnte, das im übertragenen Sinn ebenso wie im eigentlichen gilt: ‚Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden, doch seine Weine trinkt er gern.‘ Noch im neunzehnten Jahrhundert

hat unser Theater im Land des Feindes starken Erfolg gehabt und lange bewahrt; auf der deutschen Bühne erkennen wir, unter durchsichtigen Masken, ein Gedräng uns vertrauter Gestalten. Doch in seiner blinden Sucht nach Weltknechtung begnügte das neue Germanenreich sich nicht mit der Aussendung seiner Kolonisten, Finanzleute, Männer für Alles: auch das ehrwürdigste, theuerste Vermächtniß wollte es uns rauben, allmählich unsere Kultur überpflanzen, unserer Sprache ihren Ruhm, unserer Literatur den in Jahrhunderten erworbenen Vorrang stehlen. Das, Alles, sahen unsere Künstler, die Helden wurden. Und ihre Tapferkeit wird Frucht zeugen. Ihr auf dem Schlachtfeld vergossenes Blut wird zum Strom, der für immer den eitlen Vorsturm des geistigen Alldeutschthums abwehren wird. Die sorgsam gehegten und aufgebauschten Erinnerungen an 1866 und 1870 beflügelten den Ehrgeiz des Imperialismus; an der Marne, am Yser, vor Verdun haben unsere Bataillone sie eingeurnt. Der deutsche Gott ist ins Gewölk zurückgewichen. Geduld, Arbeit, Wille wird den Sieg über Die vollenden, die allem uns Lieben feind sind."

Am selben Tag spricht der Belgier Maeterlinck, der sich einen Schüler der Brüder Goncourt nennen dürfte: „Wir fechten gegen den seltsamsten aller erdenklichen Feinde. Ohne Noth und ohne entschuldigenden Grund, aus freiem Entschluß und mit klarem Bewußtsein hat er alle Verbrechen erneut, die in Barbarenzeit eingescharrt schienen. Alle Vorschriften, die der Mensch der finsteren Grausamkeit seines Urstandes mühsam abgerungen hatte, trat dieser Feind unter seine Füße. Brach alle Gesetze des Rechtes, der Menschlichkeit, des Anstandes, der Ehre. Darüber ist kein Zweifel mehr möglich; der Beweis ist erbracht, wieder erbracht und endgiltige Gewißheit erworben. Eben so gewiß ist aber, daß er Tugenden offenbart hat, die zu leugnen unter unserer Würde wäre. In tiefen, dichten, von Zucht gelenkten Massen ist er, mit blindem, eigensinnigem, hoffnunglosem Heldenmuth, wie man in solcher Düsterniß keinen je sah, in den Tod geschritten und hat oft uns in Bewunderung und Mitgefühl gezwungen. Mit nie erschauter Selbsthingabe hat er sich einem Gedanken geopfert, den wir als falsch und widermenschlich kennen, der ihn aber gerecht und erhaben dünkt: und solches Opfer zeugt, wie auch sein Gegenstand sei, stets von einer Kraft, die den Opfernden überdauert und in Acht-

ung verpflichtet. Ich weiß, daß dieser Heroismus dem, den wir lieben, nicht ähnelt. Unserer muß aus freiem Willen kommen, allen Zwanges ledig, von Thatlust glühend, verspielt und sprungkräftig sein; drüben gesellt sich ihm Dienergesinnung, willenlose, freudlose Unterthanschaft, plumpe Unwissenheit und ärmliche Angst. In der Stunde der Gefahr bleibt von solcher Unterscheidung aber kaum Etwas übrig. Keine Macht der Erde könnte ein Volk in den Tod treiben, wenn es nicht in seinem Innersten die Kraft hätte, ihm zu trotzen. Unsere Krieger haben darin niemals geirrt. Fraget die aus den Gräben Entlassenen: sie verwünschen den Feind, erschaudern vor dem ungerechten, anmaßenden, oft grausamen und hinterlistigen Angreifer; den Menschen aber hassen sie nicht, sondern gewähren ihm gern ihr Mitleid. Und nach der Schlacht erkennen sie in dem wehrlosen Verwundeten, dem entwaffneten Gefangenen einen Leidensbruder, der, wie sie, dem Befehl der Pflicht und des Gesetzes gehorcht und diesen Gehorsam, wie sie, nothwendig und rechtschaffen findet. Auch er schleppt, so arg er als Feind ist, die Last des Lebens. Sie vergessen, was scheidet, bedenken nur, was in Schicksalsgemeinschaft eint: und geben uns damit wichtige Lehre. Eher als wir der Gefahr Fernen enträthseln die in tiefe, grausige Wahrheit und Wirklichkeit Verstrickten das Künftige. Und ihrem dunklen Trieb wird wahrscheinlich nicht nur das Urtheil der Geschichte, sondern auch unseres, wenn das Auge frei geworden ist, nachschreiten. Fast wäre, ohne den unverzeihlichen Angriff und den unsühnbaren Vertragsbruch, dieser Krieg, trotz seinem Wahnsinn, ein blutiges und dennoch herrliches Zeugniß von Großheit, Heldenthum, Opferwillen geworden. Die Menschheit war willig, einmal sich über sich selbst hinauf zu heben und alles je zuvor von ihr Geleistete zu übertreffen. Sie hats übertroffen. Nie noch sah man Völker Monate, Jahre lang auf Ruhe, Behagen, Wohlstand, Reichthum verzichten, auf Besitz, Liebe, Leben sogar, um zu erfüllen, was ihnen Pflicht schien. Nie schaute man Völker, die bis in ihre Tiefen zu empfinden vermochten, daß in der Stunde höchster Prüfung das Einzelglück des Lebenden nicht zählt, wenns um die Ehre der Entlebten, um das Geschick der noch Ungeborenen geht. Wir stehen auf Gipfeln, die niemals zuvor erklommen wurden. Und hätte der Feind diese beispiellose Entsagung nicht an der Quelle vergiftet, hätte er den Krieg eben

so würdig, edel, ritterlich geführt, wie wir ihn führen: vielleicht wärs der letzte gewesen; vielleicht hätte er, wie Erwachen aus bösem Traum, in edler Regung brüderlichen Staunens geendet. Daß sie diesen Abschluß nicht erlaubt haben, ist die schlimmste Enttäuschung, die vor dem Gericht der Zukunft unverzeihlichste."

Eines Lothringers, eines Vlamen Urtheil. Wer erdreistet sich fürchterlich, von Kampf zweier Rassen zu reden? Herr Poincaré schmiedet eine tönende Gerichtsrede, die alles den Redner und seine Sippe Belastende verschweigt. Herr Maeterlinck läßt die Wesenswurzel von begreiflichem Zorn färben und nimmt alles ihm Zugetragene für vollgiltige Münze. Das Staatshaupt sieht Engel und Teufel, der Dichter reine und von Verbrechen besudelte Helden. Selbst Sir Edward Grey, der Normannensprosse, in dem der Wille zu Gerechtigkeit kräftiger, die Abscheu vor Schmährede fast unüberwindlich ist, nagelt den Geist des Feindes noch an ein Zufallswort Karls von Clausewitz; an ein mißverstandenes. Hätte Clausewitz, der in der Schwüle napoleonischer Weltzüge für seine Heimath athmete, focht und schrieb, den Krieg über Staatsmannswerk gestellt: heute dürfte ihn (dem Wellingtons Zustimmung lange sicher war) Keiner schelten. Doch dieser Schüler Scharnhorsts hat, vor hundert Jahren, nur deshalb gesagt, der Krieg sei die Fortsetzung des politischen Verkehrs mit anderen Mitteln, weil er daran die Warnung vor „dem widersinnigen Verlangen" knüpfen wollte, „daß die vorhandenen Kriegsmittel dem Feldherrn überwiesen werden, der danach einen rein militärischen Entwurf zum Krieg zu machen habe." Der feinste Geist im Feindeslager glaubt, wider einen Drachen kämpfen zu müssen, den Apollons Waffe längst erschlug. Lächelt nicht auch ihm Mai ins Herz? Und wollen die Genossen des Anglonormannen nicht, unter dem Mond der Maia Fatua, einer Tochter lateinischen Seelendranges, in Andacht der Guten Göttin gedenken, die aus kahler Starrheit duftende Blüthe, aus Verwesung Leben erschuf?



Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Auf ihrer Reise nach Berlin nahmen die Abgeordneten der bulgarischen Sobranje vom 6. Mai Aufenthalt in Dresden, wo sie in dem bekannten, erstklassigen Hotel Bellevue abstiegen. Unter Führung von Herren des königl. sächsischen Ministeriums des Auswärtigen, des Rates der Stadt Dresden und der deutsch-bulgarischen Vereinigung besichtigten sie die Stadt, ihre berühmten Museen und Sammlungen und besuchten abends, infolge Einladung S. M. des Königs, die Hofoper. Den Abend beschloß ein Festessen im Rathause. Am folgenden Tage, nach einem Frühstück beim Präsidenten der Zweiten Kammer, reisten die Herren um 2 Uhr nachmittags nach Berlin ab. Die Stadt war zum Empfang der Gäste festlich geschmückt und die Bevölkerung der sächsischen Hauptstadt begrüßte die Abgeordneten des verbündeten Bulgarien mit großer Wärme, wo immer sie sich zeigten.

In den Tagen vom 23.—26. Mai 1916 findet in Rudolph Lepkes Kunst-Auktions-Haus, hier, Potsdamer Straße 122a/b, die Versteigerung der umfangreichen Nachlaß-Sammlungen des im Dezember vorigen Jahres verstorbenen Adolf von Beckerath (Berlin) statt.

Bilanz per 31. Dezember 1915.

Aktiva.	M.	pf
Grundstücks-Konto	2 908 810	08
Strassenregulierungs-Konto	869 578	25
Effekten- u. Beteiligung.-Kto.	114 170	60
Aktiv-Hypotheken-Konto .	139 476	20
Inventar-Konto	1	—
Debitoren	62 146	34
Kassa	329	92
Avale . . . . M. 18 610,—		
Kautions-Konto	75	—
	4 094 887	39

Passiva.	M.	pf
Vorzugs-Aktien	3 006 000	—
Stamm-Aktien	694 000	—
Hypothekenschulden . . .	648 000	—
Kreditoren	82 817	40
Strassenregulierungs-Res. .	125 437	65
Dispositionsfonds	148 632	34
Effekten- u. Beteilig.-Reserve	90 000	—
Avale . . . . M. 18 610,—		
	4 094 887	39

Berlin, den 31. Dezember 1915.

Teltower - Boden - Aktiengesellschaft.
Müller. Schneider.

In den besten Familien erhält man Haltung durch die

Vossische Zeitung

Berlin SW68, Ullsteinhaus

Diabetylin
neuest., ärztlich bevorzugtes Mittel geg.
Zuckerkrankheit
i. Apothek. erhältlich. Prosp. kostenfr. d.
Diabetylin-Gesellschaft m.b.H.
Berlin-Steglitz 3.

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz
Diätet. Kuren nach Schroth
herrliche Lage
Wirks. Heilverf.
i. chron. Krank.
Prosp. u. Brosch. fr.
Abteilung f. Minderbemittelte: pro Tag 5 Mk.

Bei **Gicht** nehmt **LITHIONWASSER**
nach Vorschrift des Geheimrats Dr. Jung. — 10 Flaschen Mk. 5,— Nachnahme.
M. Knoll, Magdeburg 1, „Im Raben".

An- und Verkauf aller notierten und nicht notierten
Telephon 1724. **Wertpapiere im freien Verkehr.** Telephon 1724.
Nussbaum & Rothschild, Magdeburg, Bankgeschäft.

Dienstbach & Moebius, Bankgeschäft.
BERLIN W. 56, Oberwallstrasse 20.
Gegr. 1869 Tel. Zentr. 2035. 5904. 11335. Gegr. 1869
An- und Verkauf von Wertpapieren.
Vermögens-Verwaltungen. — Vermittelung von Hypotheken und Grundstücken.

Nachlaß Adolf von Beckerath - Berlin

Italienische Kunst der Renaissance u. des Barock. Arbeiten in Stein, Bronze, Holz, Terrakotta, Stuck. Alte Gemälde. Italienische Majolika. Persische und ostasiatische Keramik. Möbel, Samte, Seiden u. Brokate. Alte oriental. Teppiche.

Katalog Nr. 1755 m. 90 Lichtdrucktafeln M. 20,—, ohne Illustr. M. 5,—.

Ausstellung: Freitag, d. 19., bis Montag, d. 22. Mai 1916, v. 10—2 Uhr.

Versteigerung: Dienstag, den 23., bis Freitag, den 26. Mai, vormittags 10—2 Uhr, nachmittags 4—7 Uhr.

Rudolph Lepke's Kunst-Auktions-Haus
Berlin W 35, Potsdamer Straße 122a/b.



Berlin, den 27. Mai 1916.

Krieg um Frieden.

Was war.

Vor hundertsechzig Jahren wagte die aus den Häusern Anhalt-Zerbst und Holstein-Gottorp stammende Großfürstin Katharina von Rußland, die Frau des Thronfolgers Peter Fjodorowitsch, sich in einen geheimen Briefwechsel mit dem Englischen Gesandten Sir Charles Williams. Der konnte an jedes dem Britenreich nützliche Gezettel die nöthigen Guinees wenden und Katharinens Augenblicksgünstling, den jungen Polen Stanislaus Poniatowski, aus dem Westen nach Petersburg zurückwinken. Also: ein wichtiger Mann. Auch ein gefährlicher: denn er will die Knoten und Knötchen franko-russischer Freundschaft lösen, dem jedem Britenherzen verhaßten Königreich Frankreich die Hilfe Rußlands entziehen und die Erben Peters des Großen dem Preußenkönig, Englands Schützling, verbünden. Der Briefwechsel (den Sergej Michailowitsch Gorjainow, der Direktor des russischen Reichsarchives und Verfasser des lehrreichen Buches „Le Bosphore et les Dardanelles", ans Licht gebracht hat) mußte deshalb heimlich geführt und mit allen erdenkbaren Listen vor Entdeckung geschützt werden. Kaiserin Elisaweta Petrowna, die selbst durch eine Verschwörung auf den Thron gelangt war, hätte jedes Trachten in Geheimbündelei grausam, ohne Schonung des Verwandtschaft-

bandes, gestraft. Die Briefe wurden nie mit Namen unterschrieben, durch Naryschkin und andere Vertraute befördert, die der Großfürstin (die von sich darin als von einem Manne sprach) mit der Antwort zurückgeschickt, die in Reichsämtern sitzenden oder am Hof lungernden Personen (wie in Bismarcks Briefwechsel mit Gerlach) durch vereinbarte Spitznamen bezeichnet. Sie erweisen, daß Katharina schon 1756 den Plan hegte, mit dem Beistand zuverlässiger Gardeoffiziere den wirren Peter Fjodorowitsch aus ihrem Weg zu stoßen und selbst, als Herrscherin und Regentin, auf den Thron zu steigen, und daß damals sie, nicht ihr für Fritz schwärmender Mann, die stärkste Stütze des Wunsches nach Verständigung mit Preußen war. Williams ist ihr „der von der Vorsehung gesandte Schutzengel", dem sie mehr als irgendeinem Anderen zu Dank verpflichtet sein wird, wenn sie jemals die Krone der Monomachen trägt. Die lüderliche Elisaweta, die es noch im Krankenbett kaum allein aushält, kann nicht mehr lange leben. Athemnoth, schreibt der Engländer; quälender Husten, Lufthunger und Wasser im Unterleib; sie fastet, um sich zur letzten Beichte zu bereiten. Ist Rußland dem Bund gegen Preußen noch zu entfremden? Sicher; der politische Wille des Vicekanzlers Woronzow hängt an der Höhe des Geldaufwandes. Wer tief in die Tasche greift und als Zahler nicht knickert, hat den Mann in der Hand. Und nach dem Tod Elisawetas kommt Alles schnell in Ordnung. „Sobald ich höre, daß es mit der Kaiserin zu Ende geht, lasse ich durch einen treuen Boten fünf Gardeoffiziere mit je fünfzig Mann antreten und fordere im Sterbezimmer dem Hauptmann, der die Leibcompagnie führt, den Huldigungeid ab. Mein Mann und mein Junge bleiben zusammen; sie brauchen nicht zu sehen, was geschieht. Die jüngeren Offiziere der Leibcompagnie sind mir ergeben, zwei oder drei unbedingt zuverlässig. Regt sich Widerstand, zeigen bestochene Leute Neigung in Ungehorsam, dann lasse ich sie, sammt den Schuwalows und dem Dienst thuenden Generaladjutanten, verhaften. Da mein Denken weitab von allem Bösen ist, spreche ich offen zu Ihnen und bitte Sie, Sir Charles, mir eben so offen zu sagen, ob ich Etwas vergessen, Wesentliches nicht vorausgesehen habe. Flehen Sie zu Gott, daß er für diese Stunde mir einen freien Kopf gebe!" „Sie fürchten für mich, lieber Freund? Ich danke Ihnen. Gewiß könnte es uns schlimm ergehen. Aber wir haben mit kleinen Leu-

ßen zu thun, die nichts Kühnes wagen; und mehr als je gilt hier Macchiavellis Satz, daß der Mensch selten von bösem Willen so voll ist, wie ers zum Schutz seiner Ruhe sein müßte. Deshalb bin ich nicht furchtsam. Dreimal wurde gestern die Kaiserin von Schwindel oder Ohnmacht umgeworfen; trotzdem war die Nacht gut, wie ich höre. Von drei Menschen, die nicht aus ihrem Zimmer weichen, werde ich mit Nachricht bedient. Keiner von ihnen weiß, daß der Andere für mich arbeitet. Wenns irgend möglich ist, steht die Kaiserin noch auf, schleppt sich an den Tisch und läßt sich sehen, damit man nicht glaube, sie sei dem Tod nah; aber sie ist ruhelos, ängstet sich, in ihrem Aberglauben, vor dem Kometen, hat die Wassersucht (Manche meinen, auch ein Krebsgeschwür) und mein erfahrener und kluger Chirurg ist überzeugt, daß ein Schlaganfall bald das Ende bringen werde. Ihre große Königin Elisabeth hat einst mit dem Zaren Iwan Wassiljewitsch, dem Schrecklichen, einen Vertrag abgeschlossen, den ich, mit ihrer Unterschrift, im moskauer Archiv sah. Iwan war ein Tyrann, doch ein Herrscher von ungemeiner Willensstärke; und da ich entschlossen bin, den großen russischen Menschen so weit, wie angeborene Schwachheit es gestattet, nachzustreben, hoffe ich, daß auch mein Name eines Tages Ihr Staatsarchiv schmücken wird. Sie sind mein Freund und bester Berather; nie kann ich vergelten, was Ihre großmüthige Hilfe mir geleistet hat. Doch bin ich erst oben, dann werde ich unermüdlich in der Abtragung meiner Dankesschuld sein und nichts unversucht lassen, was dem Königreich der Briten in den alten Rang und Glanz zurückhelfen kann. Rußland selbst muß ja diese Wiederherstellung Ihrer Macht wünschen. Und die Franzosen werden mich stets unter ihren Gegnern finden. Dankbar freue ich mich Ihrer guten Meinung. Vielleicht aber überschätzt Ihre Freundschaft das Bruchtheilchen gesunden Menschenverstandes, mit dem der Himmel mich begnadet hat. Ganz gewiß bin ich nur zweier Triebe in mir: ich bin so ehrgeizig, wie ein Mensch zu sein vermag, und ich will Alles thun, was England nützlich werden kann." Vollwichtig klingenden Gründen ist, leichter noch als sein Vertreter Woronzow, der Großkanzler Graf Alexej Petrowitsch Bestushew zugänglich. Im Frühjahr 1756, als Ludwig der Fünfzehnte sich in das Bündniß mit Maria Theresia bequemte, die von Kaunitz, dem wiener Staatskanzler, erstrebte Koalition Frankreichs, Oester-

reichs, Rußlands gegen Preußen also fertig war, bat Bestushew den Englischen Gesandten, ihm, der mit seinen siebentausend Rubeln Gehalt nicht auskommen könne, vom Britenkönig einen reichlichen Jahressold zu erwirken. Er fühle, daß Englands Interesse in die selbe Richtung weise wie Rußlands: und könne drum vor Pflicht und Gewissen die Annahme des Soldes verantworten, der ihn anderer Fessel entbinden und ihm ermöglichen würde, die Lebenshaltung der Standeswürde anzupassen und nach bester Kraft beiden Reichen zu dienen. Williams ließ ihn ein Weilchen im Saft seiner Gier schmoren; sagte, bisher schulde England dem Großkanzler nur für winzigen Dienst Dank; doch er wolle dem Versprechen eines Mannes nicht mißtrauen, den die Großfürstin Katharina Alexejewna ihres Schutzes nicht unwerth achte. Im August (aus dem Haag hatte der Preußenkönig Fritz von dem austro-russischen Ueberfallsplan Wind erhalten, dem wiener Hof ein Ultimatum vorgelegt und den Einmarsch in Sachsen vorbereitet) bot Williams dem Grafen Bestushew einen Sold von zwölftausend Rubeln, der alljährlich, so lange Alexej Petrowitsch lebe, auszuzahlen sei. Wolff, Englands Konsul und Bankier in Petersburg, zahlte; und hörte aus dem Munde des entzückten Kanzlers das Gelöbniß, alles zur Vergeltung solchen Freundesdienstes Erdenkliche zu thun. Rußland aus dem Bund mit Oesterreich und Frankreich zu lösen, war nicht gelungen. Doch der Kanzler der Kaiserin Elisaweta Petrowna, die dicht vor dem Krieg gegen Preußen stand, erbat und erhielt von dem Britenkönig Georg, dem Schützer und Bundesgenossen Preußens, dem Haupt einer feindlichen Großmacht, eine bis ans Lebensende verbürgte Rente von zwölftausend Rubeln: als Entgelt der Verpflichtung, mit allen erlangbaren Mitteln Englands Vortheil zu fördern. Nach Rußlands Kriegserklärung schied Williams aus dem petersburger Amt; und tötete sich, zwei Jahre danach, selbst. Elisaweta, deren nahes Ende seine Briefe so oft angekündet hatten, überlebte ihn bis in den Januar 1762. Vier Monate danach schloß Zar Peter Fjodorowitsch mit Fritz einen Friedensvertrag, dem sechs Wochen später ein Bündnißpakt folgte. Den bestätigte Katharina, als sie, nach Peters Ermordung, am vierzehnten Juli 1762, endlich, auf den Thron gelangt war, nicht; sie hatte keine Lust, schon ins Gedräng zu kommen; blieb aber bis ans Ende des Siebenjährigen Krieges neutral.

(Daß Bestushew von England bestochen war, scheint erst durch den Briefwechsel Katharinas mit Williams bekannt geworden zu sein. Sonst hätten die ihm verfeindeten, mit Iwan Schuwalow und Michael Woronzow wider ihn wühlenden Gesandten Frankreichs und Oesterreichs, Marquis de l'Hôpital und Graf Esterhazy, die schändende Thatsache gegen ihn ausgenützt. Das Quartett begnügte sich aber mit kernloser Verdächtigung; blies das alte Lied von dem übermächtigen Minister, dessen Name heller als des Monarchen glänze, ins Ohr der Kaiserin. Die lud den Großkanzler zu sich; schalt die Krankheit, die ihn von der Absage entschuldigen sollte, Ungehorsam; ließ ihn, der nun doch kam, im Schloß verhaften, allen Aemtern und Würden, Titeln und Orden entkleiden und als Gefangenen in seine Wohnung zurück führen. Sein stärkster Freund, der Generalissimus Stepan Fjodorowitsch Apraxin, war ihm entfremdet und erlag, im August 1758, einem Schlaganfall, ehe Bestushew gerichtet wurde. Der war dem Volk und den Truppen zwar, als ein leutsäliger Herr, lieber als die „verfluchten Schuwalows, die nur nach Monopolen angeln", der Kaiserin und dem Thronfolger aber längst eine Last. „Einstweilen ist er in Haft; das Vergehen, das den Haftbefehl begründen könnte, sucht man noch": sprach Feldmarschall Buturlin zu Katharina; die ein paar Tage lang bangte, sich aber beruhigte, als Bestushew ihr auf Umwegen melden ließ, er habe alles Gefährliche verbrannt. In ihren Memoiren sagt sie: „Bestushew wußte, daß mein Mann der ungeheuren Aufgabe, die ihm zufallen sollte, nicht gewachsen und ihm unfreundlich war. Er wollte in seiner Stellung bleiben und sah in mir, die das Vorurtheil gegen ihn überwunden hatte, vielleicht Rußlands einzige Hoffnung. Sein Plan war, nach dem Tode der Kaiserin dem Volk Peter als Zaren, mich als Mitregentin zu nennen und sich selbst zur Kanzlerwürde noch die Oberleitung des Heeres, der Marine, der drei Reichskollegien und der vier Garderegimenter zu sichern. Sein Anspruch war also fast schrankenlos. Ich hielt den Entwurf, den er mir zustecken ließ, für einen Köder und biß nicht an, weil ich voraussah, daß unter jedem häuslichen Streit mit meinem Manne, der mich nicht liebte, das Reich leiden werde. Diesen Entwurf, für den ich dem eigensinnigen alten Herrn danken ließ, hatte Bestushew noch zu rechter Zeit verbrannt." Er wurde des Hochverrathes angeklagt, ohne Beweis und gilti-

ges Verfahren zum Tod verurtheilt, begnadigt und auf sein Gut bei Moskau verbannt. Von dort rief ihn, den die Oeffentliche Meinung für einen unschuldig Verurtheilten, ein Opfer schnöder Hofzettelei hielt, Kaiserin Katharina nach Petersburg zurück; gab ihm den Titel des Feldmarschalls und hörte, bis er, im April 1766, starb, gern auf seinen Rath. Die Einzige, die ihn, seit Williams tot war, hochverrätherischen Planens überführen konnte, wollte auf die Hilfe des alten Schlaukopfes nicht verzichten.)

Das Versprechen, stets mit Frankreichs Feinden zu gehen, hat die Freundin Voltaires und der Encyklopädisten nicht erfüllt. Als die „Horde gekrönter Verschwörer“ (Marseillaise) auszog, die Französische Revolution zu bändigen, ließ Katharina ihr Heer zu Haus und trieb nur Preußen und Oesterreicher, die ihr in Polen auf die Finger guckten, gegen die Jakobinererben ins Feld. Und ihr Söhnchen, der tolle Paul, wandte mit wirrer Inbrunst sich zu Bonapartes hell strahlender Sonne um. „Wer von Gott die Herrschermacht empfangen hat, ist verpflichtet, unermüdlich für das Wohl seines Volkes zu sorgen. Die Berechtigung der Staatsformen, in die sich die einzelnen Völker geschickt haben, will ich nicht erörtern. Wir wollen gemeinsam versuchen, der Welt die Ruhe zurückzubringen, die sie braucht und die des Ewigen unwandelbares Gesetz empfiehlt. Daß ich Frankreich als Republik anerkenne und mich mit ihrem Haupt in Gespräche einlasse, giebt mir erst die Möglichkeit, Oesterreichs, Englands und Preußens Ausdehnungdrang zu hemmen, der das friedliche Behagen der Völker noch ärger stört als der Umsturz, dessen Schauplatz Frankreich war und ist. Ich schenke einer Hydra das Leben, damit nicht ringsum neue schuppige Ungethüme entstehen. Rußland und Frankreich sind durch so ungeheure Raumstrecken getrennt, daß sie einander niemals schaden, durch einträchtiges Handeln aber die anderen Mächte an der Stillung ehrgeizigen Machtgelüstens hindern können.“ Sprach Nikolai Alexandrowitsch so zu Felix Faure? Nein: Kaiser Paul zu Bonaparte. Der hat, auf dem Weg nach Egypten, die Jakobinerflagge vor Malta gezeigt; und damit den Briten ein Warnungsignal zugewinkt. Diese alte Melita, Karthagos Stützpunkt einst, dann Roms ostmediterranische Flottenstation, müssen sie haben. Im Herbst 1800 ist die Johanniterinsel des Leun Beute. Unerträglich (heult Paul); diese

Spitzbuben bereiten sich, das Türkenerbe in ihren breiten Schnappsack zu stecken. Und er beräth mit Rostoptshin den Plan, in Indien den Engländern die Machtquellen abzugraben. Unerträglich (knirscht Bonaparte); wider diese Räuberhorde muß ich den Nordlandsbären in den Kampf hetzen. Und er besinnt, schon 1801, den franko-russischen Bund, der dem Erdkreis die pax gallica aufzwingen könne. Was ist ihm noch Kaiser Franz? Ein Monarchenbild aus dem überheizten Ehrensaal eines Museums. Den Zaren, der ihn gestern den korsischen Usurpator gescholten hat, will er, muß er jetzt für sich gewinnen und an ein festes Halfterband knüpfen. Flink hat er selbst sich in den Wahn überredet, daß nur durch solche Verknüpfung die Ruhe Europas gesichert sei. „Alle im Mittelmeer und im Schwarzen Meer interessirten Mächte müssen wünschen, daß Egypten uns bleibe. Bald wird der Suezkanal fertig sein, der das Mittelmeer dem Indischen Ozean verbindet. Rußland ist unser bester Freund. Schon zittert der Brite. Wir behalten Egypten, besetzen Madagaskar, herrschen in Mexiko, auf den Antillen und Guayana; sind unwiderstehlich.“ Bis in die Dämmerung des Tages, der den von Paul Petrowitsch, dann vom sanften Schwärmer Alexander begünstigten Traum in den moskauer Flammen verlodern sieht. Drei Jahre danach funkelt an Alexanders, Franzens und Friedrich Wilhelms Finger das Zeichen legitimer Verlobung: der Weihring der Heiligen Alliance. Als das Jahrhundert ins zweite Viertel tritt, herrscht in Peters Stadt ein neuer Mann; endlich wieder ein Mann. Einer, der die Willenswurzel nicht von den Nerven entkräften läßt. Nikolai Pawlowitsch hat Mancherlei, auch in London, versucht; doch im Innersten nie an seiner Pflicht gezweifelt, den Briten die Weltherrschaft zu wehren. Die scheint ihnen seit Trafalgar gewiß. Noch ist kein zu starkem Handeln fähiges Deutschland (Der es schaffen soll, lernt bei Plamann just Brutus und Tell als gemeine Mörder hassen); und Frankreich ist zu völlig von Rachsucht geblendet, um zu erkennen, daß es nur im Bund mit Fritzens Staat die zur Umgrenzung britischer Machtgier nothwendige Kraft finden könne. (Anfang und Ende des neunzehnten Jahrhunderts stehen unter dem selben Fatum: England erstarkt, weil Frankreich und Preußen durch Feindschaft geschieden sind.) Nikolai läßt sich von Brunnow als das Oberhaupt eines Dreibundes feiern, der in Orienthändeln freilich versagen müßte und dem es

in Wien und Berlin an moralischem Muth fehlt, der immerhin aber die Seemächte den Willen der konservativen Festlandsreiche achten und fürchten gelehrt habe. Läßt sich vom Grafen Nesselrode als neuen Heiland vergotten. „Die Macht Eurer Majestät hat die Griechen vor der Egypterplage bewahrt, Türken und Perser gezüchtigt, dem unheilvollen Bündniß des liberalen England mit dem Frankreich der Julirevolution die Wirkensmöglichkeit gekürzt. Eurer Majestät wichtigste Sorge galt dem Osmanenreich. Wo die Verfallssymptome sich zu solcher Fülle häuften, durfte der Weise sich nicht zu einer Territorialbürgschaft verpflichten. Stets aber haben Sie sich für die Integrität der Türkei eingesetzt und mit russischen Truppen sie am Bosporus (gegen Ibrahim Pascha) vertheidigt. Nur zum Schein ist der von England und Frankreich so heftig bekämpfte Vertrag von Hunkiar-Iskelessi vernichtet worden. Der neue, von allen Mächten anerkannte Vertrag, der fremden Kriegsschiffen die Dardanellen schließt und uns gegen jeden Angriff von der Seeseite sichert, verewigt in anderer Form das Wesen des alten Abkommens. Die erfreulichste Folge der Orientkrisis war aber die Auflösung des anglo-französischen Bundes, der nur unter dem Namen einer entente cordiale noch ein Weilchen hinkümmern konnte." 1850; im November. Drei Jahre gehen, noch vier Monde leuchten und blassen: da liest Nikolai die Kriegserklärung der wieder geeinten Westmächte (in deren Lager bald auch Oesterreich abschwenkt). Ehe Friede wird, stirbt der harte Gossudar; und über sein Grab hin hallen, nach drei Lustren, Gortschakows Worte: „Der Krimkrieg und der Pariser Friede von 1856 waren die ersten Schritte auf dem Weg zu all dem Unheil, dessen verhängnißvolle Folgen wir jetzt in dem wankenden Erdtheil sehen." England ist übermächtig, Preußen eines wehrhaften Reiches scharfe Spitze geworden; und Pauls Hoffnung begrub der Malakowthurm.

Vor fünfundzwanzig Jahren ist sie aus der Steingruft auferstanden. Frankreichs Macht, hatte, nach Bismarcks Entlassung, Alexander der Dritte an den Rand eines Ministerialberichtes geschrieben, darf nicht gemindert werden. Als Admiral Gervais aus Kronstadt heimgekehrt ist, unterzeichnen in Paris Mohrenheim und Ribot den franko-russischen Bündnißvertrag; und nach einer Anstandspause holt General Boisdeffre aus Petersburg die Militärkonvention. Marine? Daran denkt man noch nicht. Das

Deutsche Reich ist nur auf dem Festland gefährlich zu verwunden; und gegen Britaniens Armada kämen die verbündeten Schaukelkasten der nations amies et alliées doch niemals auf. Die Genossen des neuen Bundes fühlen (Frankreich in Tunis, Marokko, Senegambien, Dahomey, Siam, China; Rußland in Persien, Afghanistan, Tibet, im Mongolen- und Mandschurenland) die Schlagkraft der Löwenkatze; können aber nur einmal hoffen, die königliche Bestie hinter Eisenstäbe zu pferchen: und der Weg in diese eine Gelegenheit wird ihnen von Berlin aus gesperrt. Freiherr von Marschall hat im Reichstag gerufen, Deutschland habe in der Südafrikanischen Republik das selbe Recht wie England und könne nicht erlauben, daß die Selbständigkeit dieser Republik angetastet werde. Danach und nach der Depesche an Krüger schien ein antibritischer Dreibund der Mächte möglich, die den Frieden von Shimonoseki durchgedrückt hatten. Irrthum. Deutschland läßt die pariser und petersburger Bündnißvorschläge nach London melden: enttäuscht Frankreich und Rußland und bleibt, als Burenfreund, Türkenprotektor und Begünstiger des russischen Dranges in die Mandschurei, den Briten dennoch verhaßt. Herr Delcassé findet im Auswärtigen Amt keine Wahl mehr: um nicht, trotz dem Pakt mit Rußland, ohnmächtig zu scheinen, muß er sich mit England verständigen. „In der weiten Welt sehe ich nirgends zwei Länder, die so auf einander angewiesen sind wie Frankreich und England“: spricht Eduard der Siebente; später (zu Loubet): „Daß die Freundschaft unserer Länder sich fest einwurzele, ist mein heißester Wunsch.“ Achter April 1904: entente cordiale. Juni, Juli, August 1905: Flottenverbrüderung in Algier, Brest, Portsmouth. Gemeinsamer Groll schlägt von der franco-anglaise zur franco-russe die Brücke. Rußland ist an der Peripherie und im Centrum geschwächt; und das Deutsche Reich baut seit 1906 mit kaum noch bedächtiger Schnelle Dreadnoughts. Eduard weiß, wohin er gelangen möchte. Sein Vertrauensmann Sir Donald Mackenzie-Wallace muß in Algesiras mit dem Russen Cassini die Frage erörtern, auf welchem Pfade dieses Ziel zu erreichen wäre. Zeichen und Wunder werden sichtbar: Rußland unterstützt am Bosporus Englands Anspruch im Fall Tabah; drei russische Panzer ankern vor Portsmouth. Im März 1907; am letzten Augusttag wird der anglorussische Vertrag (über Persien, Afghanistan, Tibet) unterzeichnet;

am zehnten Juni 1908 ist Eduard in Reval und zwei Tage danach hören wir, daß Iswolskij und Hardinge „auch über Indien und Makedonien ganz einig sind." Britanien, Frankreich, Rußland. Noch immer scheints nicht genug. Die Triple-Entente sucht der Triple-Alliance die Genossen und Freunde abzufangen. Im Januar 1902, als Delcassé und Prinetti schon den accord fertig hatten, der den Franzosen Marokko, den Italienern Tripolis sichern sollte, ließ England noch merken, daß es eine Römerexpansion nach Tripolitanien nicht dulden werde; ein Jahr danach, ehe Eduard nach Neapel ging, hatte es Italiens „Recht" auf Tripolitanien und die Kyrenaika anerkannt. Zwischen London und Rom ists nun wie zwischen London und Tokio: das Bündniß währt fort, doch seine Spitze richtet sich in West nicht gegen Frankreich, in Ost nicht gegen Rußland. Der Rest? Oesterreich-Ungarn und die Türkei. Mit Oesterreich war England bis in die Tage der Annexion Bosniens fast immer in Eintracht; das Mürzsteger Programm (Lamsdorff-Goluchowski) wurde in der Foreign Office gelobt, der Zwist über die makedonische Finanzkontrole verhallte schnell und schon 1909 wurde leis wieder versucht, in Wien die gelockerten Fäden fester zu ziehen. Die Wellensittiche Crozier und Cartwright wußten genau, daß ihnen nicht mehr die Aufgabe zufiel, Oesterreich gegen Rußland zu stacheln. Je herzlicher der Verkehr der beiden Ostreiche wird, desto tiefer sinkt für Habsburg-Lothringen der Werth des Bundes mit Deutschland. Dem sind in der Türkei, seit auch Mahmud Schewket abgethan ist, alle Stützen weggebrochen. Entschlüpft ihm noch Oesterreich, dann ists allein. Und nur hinter diesem Ziel ist Europas Ruhe vor Störung sicher. Paul Petrowitsch war ein irrer Tropf. Auch von einer Hydra droht Lebensgefahr. Der einen ihrer Köpfe zu mähen, muß jedes Schwert aus der Scheide. Rostet der Stahl, so ersetzt ihn fürs Erste wirksam noch List.

So sah das Gebäude der Hoffnung aus; zu dem Furcht den Mörtel geliefert hatte. Die wachsende Schwierigkeit im Handelswettbewerb wäre dem Briten erträglich gewesen. Eine Kriegsflotte, deren Kohlenfassungraum über den Aermelkanal kaum hinausreicht und die deshalb, ehe ihr überseeische Kohlenstationen offen stehen, nur im Kampf gegen England verwendbar ist, ein an Zahl und Zucht gewaltiges Heer, das vom Endstück der Bagdadbahn aus einst nach Indien marschiren könnte, und die Freund-

schaft des Khalifen, der, mit so kräftiger Hilfe, in Asien und Afrika hundert Hindernisse, selbst von dem unter der Goldfarbe geschmeidigen Britenleun unüberspringbare, zu schichten vermag: diese Häufung der Schädigungmöglichkeiten schien unerträglich. Das Wachsthum deutscher Menschen- und Vermögensziffer, den Neubau deutscher Kriegsschiffe konnte England nicht hemmen. Was blieb? Der Versuch, ohne aufscheuchendes Geräusch die Tragbalken deutscher Macht in Südosteuropa abzusägen. Eduard der Siebente hatte in engem Verkehr mit klugen Kaufleuten gelernt, daß die Sucht, den Geschäftspartner um ihm verheißenen Gewinn zu prellen, in der Welt großer Handelsunternehmung längst, als altmodisch und abschreckend, verrufen ist: und hat drum Haupt- und Staatsgrundsätze seiner Heimath (keine starke Militärmacht darf am Eingang ins Mittelmeer, keine als Landnachbar einer wichtigen Britensiedelung geduldet werden) ohne zauderndes Bedenken aus dem Kodex englischen Rechtsbrauches gestrichen. Dieser gemächlich rechnende König, in dem nichts vom Wesen genialer Schöpferkraft war, hat die Genossenschaft, die ihn nothwendig dünkte, bar stets, wie ein in Genieland Gezeugter, bezahlt. Statt ihr, wie Palmerston den Franzosen, Beaconsfield den Russen, jeden Kolonialgebietsfetzen, wenns irgend ging, aus den Zähnen zu reißen, hat er der Französischen Republik den Weg nach Fez gewiesen und dem Herrn aller Reussen im Perserland einen fruchtbaren Weideplatz eingeräumt. Weil er in West und Ost ein Schwert und einen Schild gegen deutsche Bedrohung zu brauchen glaubte und die Nothhelfer gesättigt und durch den von seiner Gnade gewährten Machtzuwachs dem Deutschen Reich erst recht verfeindet sehen wollte. Im vierten Jahr seiner Regirung spricht der Leiter der Foreign Office, Sir Edward Grey (dem der König nicht gern die durch den Wahlsieg der Liberalen bedingte Nachfolge Lansdownes überlassen hat), im Unterhaus des Parlamentes: „Ich bin dafür, daß England und Rußland sich auf der Basis der Vernunft und der Ehrlichkeit über alle Fragen, die ein gemeinsames Interesse berühren, verständigen, und werde mit diesem Wunsch fallen, wenn das Unterhaus ihm die Erfüllung versagt." Die Mehrheit stimmt ihm (am vierten Juni 1908) zu. Am zehnten Juni empfängt Nikolai Alexandrowitsch (mit Frau und Mutter) den König und die Königin von England in Reval; die Regirungen sind durch Is-

wolskij und Sir Charles Hardinge vertreten. Eduard spricht: „Ich bin gewiß, daß der neue Vertrag (vom einunddreißigsten August 1907; über Persien, Afghanistan, Tibet) das Band, das die beiden Völker umschlingt, noch fester knüpfen und uns gestatten wird, wichtigen Zukunftfragen in Freundschaft eine befriedigende Antwort zu finden.“ Damals sagte ich hier: „England, Frankreich, Rußland: ein neuer Dreibund. Ein längst vorauszusehender. Nur von Denen nicht vorausgesehen, die sich von dem widrigen Rummel der Zeitungmacher-, Bürgermeister- und Pfarrer-Besuche blenden ließen und hofften, über des Königs Haupt hinweg in die Gunst des Inselvolkes klettern zu können. (Schämt sich heute denn Keiner von den Versöhnungschlemmern, die bei Lachs und Roastbeef, Hammel und Pudding Weltgeschichte zu machen wähnten und nicht merkten, daß Verachtung sie schlemmen und schlürfen sah?) Ein ungeheures Ereigniß. Wers vor zwanzig Jahren, noch an Wilhelms Sarg, prophezeit hätte, wäre ausgelacht worden. Die alte Kluft zwischen britischer und russischer Orientpolitik ist überbrückt; dreißig Jahre nach dem Berliner Kongreß. Rußland muß von asiatischem Verlust in Europa entschädigt, Italien dem alten Bund entfremdet werden; und die Imperien, die mit Buddhisten, Shintoisten, Sonnenanbetern zu rechnen haben, müssen die Schwächung des noch allzu bündnißfähigen Islam wünschen.“ Diese Sätze sind vor acht Jahren hier veröffentlicht worden. Fünf Wochen danach kams im Türkenheer zu offenem Aufruhr. Abd ul Hamid fällt. Der Erbgang ins Herz der Osmanenherrschaft scheint offen. Kiderlens irrlichtelirender Wille langt nach Agadir. Rom fürchtet, Marokko könne den Franzosen noch entgleiten, dadurch der franko-italische Vertrag hinfällig werden: und sichert schnell sich deshalb das libysche Land. Auf diesen Zugriff folgt, wie auf Zwiebelgeruch die Thräne, der Balkankrieg, erster und zweiter Theil; und Alles, was in Ost und West seitdem geschah.

Weil Deutschland eine Seewaffe schmiedete, die nur gegen Britanien brauchbar schien (und die, wenn der Vater friedlich blieb, der Sohn zu Kriegsdrohung schwingen konnte), hatte England sich der Französischen Republik verbündet. Weil Deutschland dieser Republik, ders 1880 Marokko zugesagt hatte, den Weg nach Fez sperrte, den Verdacht schuf, es wolle sich selbst am Mittelmeer, an Englands Weizeneinfuhrstraße, dräuend lagern, weils dann, statt

sich mit Frankreich, mit dem dazu willigen Delcassé oder mit dem Bankpfiffikus Rouvier, zu verständigen, durchaus eine Konferenz erstrebte, auf der seinen Gegnern die Mehrheit sicher war, konnte der Versuch (auch ein weniger täppischer als Tattenbachs), England in Algesiras von Frankreichs Seite zu schmeicheln, nicht gelingen. (Am dritten Februar 1906 sagte Graf Tattenbach, Deutschlands Zweiter Bevollmächtigter, zu Nicolson: „Alles Wesentliche hat das Abkommen mit Frankreich Ihnen ja nun eingebracht. Nützen Sie jetzt die Konferenz als eine Gelegenheit, die nie wiederkehrt: lassen Sie die Franzosen laufen und verständigen Sie sich mit uns!“ Seit Grey in dem Bericht Nicolsons, der Jahre lang der Feind französischer Marokkopläne gewesen war, diese plumpe Verleitung in Untreue fand, seit deutscher Irrthum ihm die Haltung Nicolsons gar noch verdächtigt hatte, trieb Ehrgefühl ihn in den Entschluß zu Schroffheit, die seinem Wesen ungewohnte Last ward. Er forderte alle Vertreter Englands auf, den Regirungen, denen sie beglaubigt seien, zu melden, daß den Franzosen die Britenhilfe auf der Konferenz unter allen Umständen gewiß sei.) Damals erst verlobte Sir Edward sich der Politik seines Vorgängers Lord Landsdowne und seines Unterstaatssekretärs Sir Charles Hardinge: aus dem franko-britischen und dem franko-russischen Bündniß einen Dreibund, einen Wall gegen deutsche Geschäftsstörung, zu machen. Die wurde den Lesern der Konferenzberichte der Alb Europens. In der Indépendence Belge sagte Herr de Marès: „Die für das Deutsche Reich bittere Lehre von Algesiras kann der gesitteten Menschheit Nutzen und Glück stiften, weil sie zeigt, daß gegen das so rasch in hohen Wohlstand aufgestiegene deutsche Volk nirgends sich Haß oder Neid ballt, daß die Völker Europas aber entschlossen sind, neuen Einschüchterungversuchen der in Berlin Regirenden nicht nachzugeben. Diese Herren müssen auf selbstsüchtige und kleinliche Politik verzichten, wenn sie wünschen, daß Deutschland geachtet, geliebt werde und in der Welt die Hauptrolle spiele, die das Schicksal ihm vorbehält.“ Den Sätzen des Belgiers haben damals unsere Freunde selbst zugestimmt: Goluchowski und Aehrenthal, Visconti-Venosta und San Giuliano. Ueberall wurzelte sich der Glaube ein, Deutschlands Volk wende sich von dem seltsam flackernden Willen der Regirung in freiere Aussicht. Und Sir Edward, der nicht eine Stunde lang der blinde

Vollstrecker eduardischer Politik gewesen war, wagte offenes Bekenntniß zu Pazifizismus: Friedenssicherung durch Verträge.

Auf die Verblüffung durch Deutschlands Panthersprung nach Agadir folgte eine in Mansion House als Nachtischswürze servirte Unverschämtheit: die Rede des Schatzkanzlers und Demagogen Lloyd George, die das Deutsche Reich grober Undankbarkeit und unerträglichen Dünkels zieh. Bald danach aber drangen aus Westminster die holdesten Klänge der Hirtenschalmei in unser Ohr. Sir Edward Grey sprach: „Deutschlands Kraft ist die beste Bürgschaft gegen den Versuch anderer Länder, ohne Rechtsgrund mit diesem starken Reich Streit zu suchen. Die Oeffentliche Meinung Deutschlands kann aber nicht verkennen, daß eine Nation, die über das größte Heer der Erde verfügt, die eine große Flotte hat und eine noch größere bauen will, mit der Furcht friedlicher Mächte rechnen muß, dieses Heer und diese Flotte könnten zum Angriff benutzt werden. Deutschland, das auf seine Stärke stolz sein darf, muß deshalb, wie mir scheint, alles ihm Mögliche thun, um den Verdacht zu entkräften, daß es einen Angriff vorbereite. Wir haben den ernsten Wunsch, mit dem Deutschen Reich als mit einer gleichberechtigten Macht zu verkehren; wir denken nicht daran, ihm in den Weg zu treten, auf dem es zu friedlicher Vereinbarung über afrikanische Gebietstheile zu kommen hofft; und ich werde, was ich irgend vermag, thun, um unser Verhältniß zu diesem Reich zu bessern.“ Herr Bonar Law, Balfours Nachfolger an der Unterhausspitze der Konservativen Partei: „Wir gönnen dem Deutschen Reich den Platz, den es sich auf der Erde erobert hat, und trachten nicht, es an neuer Vergrößerung zu hindern.“ Lord Lansdowne, Greys Vorgänger im Auswärtigen Amt, der mit Delcassé die Entente Cordiale beschlossen hat: „Greys Rede ist eine der bedeutsamsten, die je von der Lippe britischer Minister kamen. Ich glaube, daß in Deutschland, wie in Britanien, der Wunsch nach freundlichem Verkehr und nach ruhiger Beantwortung der noch schwebenden Fragen fortlebt.“ Viscount Morley, der Biograph Cromwells und Burkes, Walpoles und Cobdens, als Greis noch der kühnste Denker des Oberhauses, rühmt den Kollegen Grey als einen der weisesten Leiter des internationalen Britengeschäftes und spricht dann: „Deutschlands rascher Flottenbau erzwingt, weil er auch uns große Ausgaben aufbürdet, unsere Wachsamkeit; darf

uns aber nicht das Gefühl herzlicher Freundschaft für ein Land rauben, dessen Ehrgeiz nicht nur verständlich ist, sondern sogar erhaben genannt werden kann. Ein Volk, das auf allen Gebieten so ungemeine Fortschritte gemacht hat, muß sich Raum wünschen, auf dem der im alten Haus überschüssige Theil gedeihen kann, ohne sich von seinem Volksthum, von den hohen deutschen Idealen zu lösen. Und an solchem Raum fehlt es ja unter der Sonne nicht." Draußen war Revolution in China, wo britisches Mißtrauen gegen Nordamerika und Japan auf der Wacht sein muß; draußen ist: italo-türkischer Krieg, in dessen sachten Donner schon der Wolkenvortrupp des Balkangewitters hineindröhnt; und Rußland, das sich zu europäischer Aktion noch nicht stark genug dünkt, doch wieder an dem Schloß seines Südmeerkäfigs zu zerren beginnt, bringt in Ostasien und Persien durch ungestümes Handeln den auf Musulmanenfreundschaft angewiesenen londoner Partner in arge Verlegenheit. Die Pflicht, in der Nordsee die stärksten Geschwader in steter Bereitschaft zu halten, wird von England, das seine Schiffe morgen in südlicheren Gewässern brauchen kann, als drückende Last empfunden. Gründe genug, zu Deutschland, über Deutschland würdig und höflich zu sprechen. Die Tonart währt fort. Und Mancher glaubt, in beiden Ländern, den Frieden gesichert, als das Deutsche Reich die (von England gewollten) Folgen der Balkankriege auf sich genommen hat. Die mäßigende Vernunft und wohlwollende Redlichkeit des Ministers Grey wird uns laut gepriesen; seine fairness Franzosen und Russen als vorleuchtendes Muster gezeigt. Fürst Bülow schreibt (in einen Aufsatz über „Deutsche Politik"): „Es wäre thöricht, die englische Politik mit dem zu Tod gehetzten Wort vom ‚perfiden Albion' abthun zu wollen. In Wahrheit ist diese angebliche Perfidie nur ein gesunder und berechtigter nationaler Egoismus, an dem sich andere Völker, eben so wie an anderen großen Eigenschaften des englischen Volkes, ein Beispiel nehmen können." Der Hochadel, heißts, war uns feind; mit dem liberalen England, dem bürgerlichen, kamen wir rasch in Ordnung. Nur: alle Empfehlung von Schiedsverträgen und Wehrmachtkontingentirung dünkt die Berliner noch immer ein buntes Wortnetz, das den Völkern das Gesichtsfeld verhänge. Zwar hat Kant zu Preußen gesprochen: „Die Maximen der Philosophen über die Bedingungen der Möglichkeit des öffentlichen Friedens sollen

von den zum Kriege gerüsteten Staaten zu Rath gezogen werden. Der ewige Friede ist keine leere Idee, sondern eine Aufgabe, die, nach und nach aufgelöst, ihrem Ziel beständig näher kommt. Der Handelsgeist, der mit dem Krieg nicht zusammen bestehen kann, bemächtigt sich früher oder später jedes Volkes. Weil die Geldmacht wohl die zuverlässigste sein möchte, sehen sich die Staaten gedrungen, den edlen Frieden zu befördern und, wo auch immer in der Welt Krieg auszubrechen droht, ihn durch Vermittelungen abzuwehren, gleich als ob sie deshalb in beständigen Bündnissen ständen." Doch dieser Immanuel hatte ja auch den Föderalismus freier Staaten gefordert, deren bürgerliche Verfassung republikanisch sein müsse. Ein Träumer also; ein Weltfremdling. Als Herr von Bethmann dem Reichstag von deutsch-britischen „Pourparlers" erzählt hat, die „von freundschaftlichem Geist getragen waren", antwortet, am dreizehnten März 1911, Sir Edward Grey. Er liest dem Unterhaus die wichtigsten Sätze aus der Rede des Kanzlers vor, stimmt ihnen mit frohem Lob zu, giebt der Hoffnung Ausdruck, daß guter Wille die Möglichkeit allseitiger Wehrmachtbegrenzung finden werde, rühmt laut den Nutzen internationaler Verträge und läßt die Hörer ahnen, daß ein anglo-amerikanischer Schiedsvertrag vorbereitet wird. Den preisen Jubelchöre. Der Lord Mayor von London organisirt die Begeisterung. Zu den in der Albert-Halle lauschenden Massen spricht der Präsident der Vereinigten Staaten durch den Mund seines Botschafters; und Premierminister Asquith erwidert ihm im Ton eines bis auf den Grund der Seele von festlicher Freude Erfüllten. Aus Berlin aber weht eine kalte Brise durch den Aermel. Die Duplik des Kanzlers ist mit Bedenken gespickt; schwankt zwischen Härte und Ironie. Wird zuerst von Lord Roberts, dann von Delcassé gerühmt; weil sie England und Frankreich an die Pflicht mahne, ihre Rüstung bis an die Grenze des Möglichen zu strecken. Alle Nationalisten empfehlen, an der Themse, Newa, Seine, ihren Volksgenossen, dem deutschen Muster nachzustreben. Die Rede sollte vernünftig klingen, nicht unfreundlich. Doch Britaniens Ohr hört nur das schroffe Nein, das den Vorschlag Greys barsch von der Schwelle weist. Die Liberale Partei ist verstimmt und muß von der Konservativen das Spottwort hinnehmen, süßer Kindertraum habe sie geäfft. „Das Deutsche Reich lacht unseres Wunsches nach

Verständigung; will seine Seewehr kräftigen, bis sie unserer gleicht. Alle anderen Völker lechzen nach Frieden. Der Ruhestörer wohnt, der Erzfeind arbeitsamer Menschheit, in Berlin. Der schwenkt, bis er sich stark genug fühlt, die Friedensfahne: und überfällt uns dann mit Begehren, das dem Inselreich Krieg oder Demüthigung aufzwingt. Wäre es mit seinem Besitzstand, seiner (rascher als je zuvor eine aufgeblühten) Wirthschaft zufrieden, dann hätte es unseren Vorschlag gern angenommen.“ So war schon vor Agadir Englands Oeffentliche Meinung. Danach? Unserem Kamerun wurden Zacken und Zipfel angeflickt, in deren Klima der Europäer nicht arbeiten kann, der Kongoneger zu Arbeit gepeitscht werden muß. Und seitdem ists, als sei der Schlaf der Welt gemordet. Balkanbrand; dessen Löschung von den in der Wilhelmstraße Gebietenden als das Meisterwerk Greys, seiner unbefangenen Gerechtigkeit verherrlicht wird. Das ermuthigt den stillen Mann zu neuem Versuch. Sein Freund Haldane geht; und kehrt hoffnungslos heim. Deutschland stärkt seine Rüstung; fordert einen Vermögenstheil als Wehrbeitrag. San Giuliano läßt in London melden, der austro-deutsche Plan, dem Serbenreich den Ertrag des Bukarester Friedens zu nehmen, sei, im Sommer 1913, an dem Widerspruch Italiens zerschellt. Sorge furcht den feinen Grüblerkopf Greys, der nie Feuerbrand war. Wird nie wieder Ruhe?

Niemals wieder. Ein Jahr später, als auf österreichischem Boden zwei Oesterreicher serbischen Stammes den slawenfreundlichsten Erzherzog, Franz Ferdinand, gemordet haben, antwortet, in Haldanes Zimmer, Sir Edward auf die Frage eines Deutschen, ob das Gerücht von einem franko-britischen Marinevertrag Wahrheit künde: „Nein. Nichts solchem Vertrag Aehnliche ist; wird auch nicht sein. Unsere Freunde haben manchmal Wünsche, die wir nicht erfüllen können. Nicht das kleinste Wörtchen verpflichtet uns der Französischen Republik zu Waffenhilfe irgendwelcher Art.“ (Der Brief Poincarés an King George und die ausweichende Antwort des Königs haben Greys Angabe als unzweideutig wahr erwiesen.) „Wir brauchten nicht vor Friedensgefährdung zu zittern, wenn auch Deutschland stets mäßigend auf das Verlangen seiner Freunde einwirkte; so, zum Beispiel, jetzt in der serbischen Sache.“ Die hitzt den Engländern, die zuletzt, nach allen anderen Höfen, das Haus Karageorgewitsch aus dem Bann

gelöst, den König Peter nie durch Wohlwollen verwöhnt, immer die Bulgaren begünstigt haben, noch nicht das Blut. Ultimatum und Kriegserklärung in Belgrad; deutsche in Petersburg und Paris. Am dritten August 1914 spricht der Staatssekretär des londoner Auswärtigen Amtes im Unterhaus. „In allen Krisen der letzten Jahre ist uns gelungen, den Frieden zu wahren. In der von gestern und heute nicht: weil an Stellen, die ich nicht bezeichnen will, das Streben nach schneller Entscheidung stärker war als die Scheu vor einem Krieg. In Eintracht mit dem Ersten Minister habe ich hier oft versprochen, im Fall einer Kriegsgefahr das Parlament zu fragen, welche Haltung es dem Reich empfehle. Kein Vertrag, kein geheimes Abkommen bindet uns; wir dürften nicht wagen, das Haus mit verheimlichter Pflicht zu überfallen, durch deren Verleugnung Britaniens Ehre befleckt würde. Wie in der bosnischen, so haben wir auch in der serbischen Krisis, bis gestern, nichts Anderes zugesagt als Unterstützung mit Diplomatenmitteln. Während in Algesiras um Marokko gestritten wurde, habe ich auf eine Frage geantwortet: ich dürfe glauben, daß Englands Oeffentliche Meinung sich für unseren Beistand in einem Krieg aussprechen würde, den Frankreich als eine Folge seines mit uns geschlossenen Vertrages erleiden müsse. Damals habe ich auch Besprechungen französischer mit britischen Offizieren des Landheeres und der Marine erlaubt; mit deutlichem Nachdruck aber betont, daß dennoch beiden Regirungen die Freiheit des Handelns ungeschmälert bleibe und keine zu Gemeinschaft und Hilfeleistung verpflichtet sei. Die selbe Auffassung vertrat ich in der Agadir-Krisis. Und im November 1912 schrieb ich, mit Wissen und Willen des Kabinets, das die politische Lage erörtert hatte, an den Französischen Botschafter: ‚Sie wissen, daß die Berathungen, die im Lauf der letzten Jahre Sachverständige aus Ihren und unseren Heeren und Flotten mehrmals vereinten, die Freiheit beider Regirungen nicht hemmen, beiden den Entschluß wahren sollten, einander Waffenhilfe zu gewähren oder zu weigern. Weder Ihre noch unsere Flotte ist für den Kriegsfall zu Eingriff verpflichtet. Mit Ihnen, lieber Botschafter, stimme ich in dem Wunsch überein: wenn Frankreich oder England triftigen Grund hat, einen nicht verschuldeten Angriff oder allgemeine Friedensstörung zu erwarten, sollen beide Regirungen gemeinsam erwägen, was zu thun sei, um den Frieden zu erhalten oder dem Angriff zuvorzukommen.‘ Wir sind

also frei; und frei kann der Wille des Unterhauses walten. Auch ist diesmal nicht, wie in den Marokkokrisen, der Streit aus einem Vertrag entstanden, der uns in diplomatische (nicht in militärische) Unterstützung verpflichtete. Weniger noch als anderswo wünscht in Frankreich Volk und Regirung, wegen des austro-serbischen Zwistes in Krieg zu gerathen; doch die Ehre zwang in Erfüllung der vom franko-russischen Vertrag umgrenzten Pflicht. Wir kennen die Einzelbestimmungen dieses Vertrages noch heute nicht und sind an keine irgendwie ähnliche Pflicht gebunden. Frankreichs Flotte ist jetzt im Mittelmeer; seine Nord- und Westküste, weil sie von uns nichts zu fürchten hat, ohne jeglichen Schutz. Sollen wir ruhig zusehen, wenn in diesem Krieg, in dem Frankreich nicht der Angreifer ist, eine fremde Flotte durch unseren Kanal fährt und die französischen Küsten beschießt? Mein Empfinden sagt: Nein. Aber ich will dieses Empfinden keinem Menschen aufdrängen, will die Entscheidung völlig diesem Hohen Haus überlassen und die Dinge, ohne jede Sentimentalität, nur von der Warte britischen Interesses aus prüfen. Bleiben wir zwischen den Kämpfern neutral, dann wird die französische Flotte vielleicht heimgerufen. Die selbst für neutrale Länder schon ungeheuren, in ihrer Entwickelung unabsehbaren Folgen des Krieges können uns plötzlich zwingen, Lebensinteressen mit der Waffe zu vertheidigen. Italien, das noch neutral ist, weil es den Krieg als einen Angriffskrieg Oesterreichs und Deutschlands ansieht, denen es nur zum Zweck der Vertheidigung Beistand zugesagt hat, kann sich zugleich mit uns zu Eingriff genöthigt glauben. Wie würde dann die Lage im Mittelmeer, dessen Handelswege Hauptadern unseres Reichskörpers sind? Die Geschwader, die wir dort halten, sind zu schwach, um jeder Koalition trotzen zu können; stärkere hinzuschicken, wäre dann nicht mehr möglich. Wir hätten gezaudert, bis unserem Reich Lebensgefahr drohte. Weil Frankreich sofort wissen mußte, ob es auf unsere Hilfe zählen dürfe, habe ich seinem Botschafter gestern gesagt: ‚Ich bin zu dem Versprechen ermächtigt, daß unsere Flotte den Küsten und der Schiffahrt Frankreichs jeden möglichen Schutz gewähren wird, wenn sie von der durch die Nordsee und den Kanal steuernden deutschen Flotte bedroht werden. Nur für diesen Fall gilt das Versprechen, das, wie jeder Beschluß der Regirung, vom Parlament bestätigt werden muß.‘ Zu diesem eingeschränkten Versprechen tritt nun die Pflicht, Belgiens Neutralität zu schützen.

Im Jahr 1870 hat der Bundeskanzler Graf Bismarck versichert, er werde sie achten, wenn das französische Heer nicht in Belgien einbreche. Herrn Gladstone, der damals für die Regirung Seiner Majestät im Unterhaus sprach, schien der Einbruch in das seit 1839 neutralisirte Belgien ‚das schlimmste Verbrechen, das die Geschichte auf ihren Blättern verzeichnet hat'; und er sagte, das mächtige England würde, wenns ruhig zusähe, der Sünde mitschuldig. Jetzt habe ich auf meine Frage, ob Belgiens Neutralität vor Verletzung sicher sei, aus Paris eine bejahende, aus Berlin keine Antwort erhalten. Heute hat der König der Belgier unseren König gebeten, Diplomatenmittel für Belgiens Unabhängigkeit einzusetzen. Die ist für uns eine Lebensfrage; und nicht nur durch Gebietsschmälerung gefährdet. Die westeuropäischen Kleinstaaten haben keinen anderen Wunsch als den, in Ruhe und Unabhängigkeit weiter zu leben. Frankreich wird sich mit oft bewährter Kraft, mit tapferem und klugem Patriotismus vertheidigen. Wenn es aber besiegt, aus der Großmachtstellung geworfen und dann Belgien, Holland, Dänemark vom Sieger abhängig würde: wäre so gewaltige Vergrößerung fremder Macht nicht, wie auch schon Gladstone erkannt hat, eine ernste Gefährdung unseres Reichsinteresses? Trügen würde die Hoffnung, jetzt still sitzen und am Ende des Krieges, mit geschonter Kraft, die Dinge nach unserem Willen gestalten zu können. Entziehen wir uns der von Ehre und Interesse zugleich empfohlenen Pflicht, Belgien zu schützen, dann verlieren wir die Achtung der Welt: und davon kann materielle Macht niemals entschädigen. Hüten Sie sich auch vor dem Glauben, irgendeine europäische Großmacht, mitkämpfend oder neutral, werde am Ende dieses Krieges allein stark genug zu entscheidendem Eingriff sein! Treten wir, mit der zum Schutz unserer Küsten und unseres Handels ausreichenden Flotte, jetzt in den Kampf ein, so wird unser Interesse kaum viel mehr leiden als durch Verharren in Neutralität. Die würde, weil der Handel allmählich, in dem Ringen großer und reicher Völker um Leben und Tod, aufhören müßte, uns so entkräften, daß wir am Ausgang nicht das Kriegsergebniß zu ändern vermöchten. Unsere einzigen Pflichten sind die in dem belgischen Neutralitätvertrag und die gestern in meinem Brief an den Französischen Botschafter umschriebenen; andere haben wir nicht. Sie aber wehren uns die Verkündung unbedingter Neutralität. Kümmern wir uns nicht um Belgien,

um unsere Mittelmeerinteressen, um Frankreichs Zukunft, dann verlieren wir Ruf und Namen, werden verächtlich; und müssen dennoch der ärgsten Wirthschaftschädigung gewärtig sein. Weil wir wissen, welche Fülle von Schmerz und Elend dieser entsetzliche Krieg dem ganzen Erdtheil bringen, wie furchtbar er, durch den Angriff feindlicher Schiffe, gerade uns und unseren Handel, viel mehr als den kontinentalen, peinigen wird, haben wir alles für die Wahrung des Friedens Erdenkliche gethan und, bis in die letzte Stunde, sogar unmöglich Scheinendes versucht. Mit Betrübniß muß ich sagen, daß all unser Mühen fruchtlos war. Deutschland ist schon im Krieg gegen Rußland. Nun bauen wir unsere Hoffnung auf den Muth und die Ausdauer des Volkes."

Am letzten Julitag hatte Grey an den Botschafter Goschen nach Berlin telegraphirt, er werde sich für jeden vernünftigen Einigungvorschlag Deutschlands und Oesterreichs in Petersburg und Paris einsetzen und, wenn solcher Vorschlag dort abgelehnt werde, in den Hader und dessen Folgen sich nicht mehr einmischen. Das habe er morgens dem Fürsten Lichnowsky gesagt; Goschen solls dem Kanzler und dem Herrn des Auswärtigen Amtes wiederholen. Noch wichtiger war die Botschaft, die Goschen am dreißigsten Juli in die Wilhelmstraße getragen hatte. „Sie müssen dem Kanzler in allem Ernst sagen, gemeinsame Arbeit im Dienst des Friedens sei das einzige Mittel, das England und Deutschland in freundlichem Verkehr erhalten könne; durch solche Arbeit werde unser Verhältniß ipso facto verbessert und gekräftigt. An unserem aufrichtig guten Willen wirds nicht fehlen. Wird Europas Friede gewahrt und die Krisis ohne Schaden überwunden, dann werde ich mit meiner Person für ein Abkommen eintreten, dessen Partner das Deutsche Reich werden und in dem es die Bürgschaft finden kann, daß Frankreich, Rußland, England niemals, weder gemeinsam noch einzeln, eine gegen Deutschland und dessen Bundesgenossen aggressive oder feindsälige Politik treiben werden. Dafür habe ich mich schon während der letzten Balkankrisis mit aller Kraft bemüht; und da Deutschland nach dem selben Ziel strebte, hatte das Verhältniß sich merklich gebessert. Noch aber war der Gedanke zu utopisch, um der Keim klarer Vorschläge werden zu können. Kommen wir jetzt über die Krisis, die schwerste, die Europa in Menschenaltern erlebte, heil hinweg, dann, hoffe ich, wird das Aufathmen der von Sorge Befreiten so günstig auf die Ge-

sammtstimmung einwirken, daß die Mächte sich in fester bestimmte Vereinbarung, als bisher möglich war, schaaren werden.“ Am nächsten Morgen, während Grey mit Lichnowsky spricht, liest Goschen dem Kanzler diese Depesche vor; und läßt ihm, dessen Sorge sich ganz der russischen Grenze zugekehrt hat, eine Abschrift des Angebotes. Verkündung des Zustandes der Kriegsgefahr; Ultimatum an Rußland. Am ersten August schreibt Grey, Englands Gefühl und Interesse fordere die Achtung der Neutralität Belgiens. Am vierten läßt er fragen, ob nicht noch möglich sei, die deutschen Truppen aus Belgien zurückzuziehen. Nein. Ob in der Frist bis zur Mitternacht ein anderer Bescheid erwogen werden könne. Nein. Die stärkste Militärmacht an Belgiens Küste, im Besitz der Pistole, die sich gegen Britaniens Herz richten kann? Granville und Salisbury, Gladstone und Lansdowne hätten in solchem Vordrang Kriegserklärung gesehen. Grey denkt wie sie. Und Goschen erbittet für sich und seine Gehilfen die Pässe. Als er sie hat, geht er, wider allen Brauch, noch einmal zum Kanzler. Um einen letzten Versuch zur Friedensrettung zu machen? Vergebens. Der erregte Kanzler überschüttet ihn, zwanzig Minuten lang, mit Klagen über England, das um ein Wort (Neutralität), um einen Fetzen Papier sich in Krieg gegen ein ihm durchaus freundlich gesinntes Volk entschlossen habe. Der Marsch durch Belgien sei für Deutschland die Frage nach Leben oder Tod. Die selbe Frage, ruft Goschen, ists für Großbritaniens Ehre; „wer soll fortan noch unserem Worte trauen, wenn wir einen feierlich beschworenen Vertrag brechen?“ Aus. Am sechsten August spricht Herr Asquith im Parlament: „Ich bin gewiß, daß dieses Haus, dieses Land (und einst die Nachwelt, die Geschichte) meinem Freund Sir Edward Grey zuerkennen wird, was eines Staatsmannes höchste Zier ist: daß er, ohne je eines Zolles Breite von der Ehre und den Interessen seines Vaterlandes zu opfern, mit so hartnäckigem Eifer wie selten ein Mann für die Erhaltung des kostbarsten Völkergutes, des Friedens, gefochten hat.“

Was ist.

Nie hat ein Staatsmann mit so dunkel umwölkter Stirn wie Sir Edward in Krieg gerufen. „Der Belgische Gesandte hat mir soeben mitgetheilt, daß seine Regirung den deutschen Antrag, weil die Annahme wider die Nationalehre wäre, abgelehnt habe und

fest entschlossen sei, mit all ihrer Macht sich gegen den Bruch des Neutralenrechtes zu wehren. Diese Mittheilung werden wir nun ernstlich erwägen. Mehr will ich darüber nicht sagen." So schloß die Rede des Staatssekretärs. Kein Trompetenton; nicht das schüchternste Wörtchen aus Hoffnung auf Sieg oder gar Triumph. Früh schon die Erkenntniß, daß dieser Krieg den wüstesten Graus bereite, den Satanas ersinnen konnte. Grey hat (wir wissens von Fernen und Nahen) an jedem Tag und in jeder Nacht unter der Vorstellung dieses Gräuels gelitten; darf sich also der Menschheit zuzählen. Und aus der Interview, die er am dreizehnten Mai einem Amerikaner gewährte, spricht das selbe Weh, das ihm vor zweiundzwanzig Monaten die Rednerkraft würgte. Seine Heimath hat drei Millionen Freiwilliger gewaffnet, durch den Beschluß allgemeiner Wehrpflicht die vierte Million gesichert, Geschütz und Geschoß, Kleidung, Proviant, Kriegsgeräth aus der Erde gestampft, trotz Handelsschrumpfung und Theuerung im letzten Haushaltsjahr einen Steueraufwand von fast elftausend Millionen Mark erlangt, beinahe zwei Drittel der eigenen Kriegskosten bar, aus Vermögen und Einkunft, gedeckt: und der Leiter des Weltgeschäftes blickt noch so düster wie an der Schwelle des Schreckensgebäudes. Noch heute kein Wort über Rußland und Elsaß-Lothringen. „Belgien und Serbien müssen wieder frei und stark werden. In einem von Preußen beherrschten, nach Preußens Ebenbild umgewandelten Erdtheil wäre das Leben unerträglich. Wir wollen ein freies Europa; gleiches Recht für große und kleine Staaten; Friedenssicherung und Bürgschaft gegen Angriffkriege. Deutsche Philosophen behaupten, in dauerndem Frieden entarte der Mensch und verliere den Muth und die Stärke heldischen Wesens. Solche Lehre, die stets neue Unruhe stiftet, in Rüstung nöthigt, Menschlichkeit und Kultur gefährdet, bekämpfen wir. Wir wollen nach eigenem Willen leben und anderen Völkern die Freiheit ihres Wollens lassen; auch von spektakelnden Diplomaten, ewiger Kriegsgefahr, Waffenschimmer, Säbelgerassel und Kriegsherren wollen wir frei sein. Völkerstreit braucht nicht in Krieg zu führen; wer guten Willens ist und nicht auf Eroberung ausgeht, kann den Streit auf dem Friedensweg schlichten. Belgien war für Deutschland ein eben so fester Schutzwall wie für Frankreich; ein Bollwerk europäischen Friedens, das bis in den Tag deutschen Einbruches von keiner Macht bedroht war. Wir sagen zu Deutschland: ,Den Grund-

satz, auf dem alle Vertheidiger der Freiheit stehen, mußt auch Du achten. Entschließe Dich, allen Völkern, auch den von Preußen unterjochten, echte Freiheit, nicht nur deren Heuchelschein, zu gewähren. Und tilge, im ganzen Umfang des noch Möglichen, das Unrecht, das Du gethan hast.‘ Niemand ersehnt den Frieden inniger als wir. Doch er kann uns nur genügen, wenn er allen Staaten gerecht wird und das Völkerrecht dadurch wieder achten lehrt. Der aberwitzige Wunsch, Deutschland zu vernichten, seine Einheit zu zerstören, hat uns nie gestreift. Wir werden froh sein, wenn das deutsche Volk so frei wird, wie wirs uns selbst und allen Völkern der civilisirten Erde wünschen. Schon auf der untersten Wissensstufe lehrt Politik (und Geschichte bestätigt es), daß grausame Gewalt nicht, von außen, die Seele eines Volkes morden kann. In so sinnlose Tollheit erniedern wir uns nicht. Wenn der von Alldeutschen genährte Wahn von Weltherrschaft einst verflogen ist, wird das deutsche Volk sich selbst regiren und nicht mehr, wie der preußische Militarismus, Kriegspläne schmieden, deren Ausführung für einen bestimmten Tag vorbereitet wird. Wo das Volk regirt, will es Frieden. Und lernt die Menschheit aus diesem Krieg nicht neue Kriege meiden, dann bleibt der Schrecken ohne Frucht. Die Deutschen haben kein Zerstörungmittel verschmäht. Vor Jahren waren uns Stickgase angeboten worden; wir haben sie abgelehnt, weil solche Kampfart uns civilisirter Menschheit unwürdig schien. Die deutschen Treibminen und Tauchboote bedrohen auf offener See Neutrale wie Krieger; die Zeppelins morden ohne Unterschied der Person und bereiten nur manchmal, durch Zufalls Walten, dem Kriegswerk Schaden. Mit Einbruch, Plünderung, Feuersbrunst, Giftgas und Flammenwurf schreckten die Deutschen, ohne Rechtsgefühl und Mitleid, unschuldige Völker. Alles Erfindergenie boten sie zur Zerstörung von Menschenleben auf; und zwangen ihre Feinde, sich in so abscheulichen Kriegsbrauch zu gewöhnen. Soll Wissenschaft die Menschheit vernichten, der sie doch dienen müßte? Die Deutschen meinen, ihre Kultur sei jeder anderen so überlegen, daß sittliche Pflichte gebiete, sie der ganzen Welt aufzuzwingen. Was diese ‚Kultur‘ leistet, zeigt jetzt der Krieg; soll sie sich in einem Gemetzel offenbaren, das alles Leben vertilgt? Die Herren Preußens können sich keinen anderen Frieden vorstellen als eisernen, der alle Völker deutscher Willkür unterwirft; und begreifen nicht, daß freie Menschen lieber sterben

als sich in solches Joch ducken wollen. Ehe dieser Ehrgeiz zertrümmert oder in Verzicht begraben ist, kann der Krieg nicht enden." Wieder kein Wort von Sieg und Eroberung; wieder als Ziel des Krieges dauernder, durch Verträge gesicherter Friede und die Freiheit der Völker, deren Verfassung nicht, wie Kant wollte, republikanisch, doch demokratisch sein soll. Der Mann, der so spricht, erschaudert vor Krieg wie vor Todsünde wider die Majestät der Menschheit. Ist der Selbe, der einsam, gegen den Kabinetsbeschluß, fürs Stimmrecht der Frauen focht und den die Curzon, Carson, Milner auf allen Gassen als schlappen Weichling verschreien.

Einer, dems zu Haus nicht besser geht, hat ihm geantwortet: der Kanzler des Deutschen Reiches. Nicht in begnadeter Stunde; allzu scheu im Bann des Verlangens, die ihm unfreundlichen Gruppen nicht in neue Tobsucht zu reizen. Ist die Behauptung haltbar, Englands, nicht Deutschlands, Politik sei militaristisch? Läßt sich, gegen den Wortlaut des Blaubuches („Great Britain and the European Crises"; Seite 124) erweisen, daß Grey, ohne Grund, vor den Commons log, da er sagte, im Jahr 1908 habe Iswolskij aus seinem Mund gehört, die Oeffentliche Meinung Englands würde in einer Balkansache mehr als diplomatische Unterstützung nicht billigen? („Mehr wurde von uns nicht erwartet, mehr hatten wir nicht versprochen und mehr gaben wir nicht.") Wäre England zu Krieg bereit gewesen: Iswolskij hätte die Rache an Aehrenthal gekühlt. Darf man heute noch die Brauchbarkeit eines Vertrages rühmen, der die Pflichtleistung an die Klausel „aufgezwungenen Krieges" hängt? Der Kanzler muß ja wissen, daß seine Meinung, der Krieg (den Oesterreich-Ungarn fünf Tage nach uns erklärte) sei uns aufgezwungen worden, auf dem weiten Rund der Erde fast nirgends Glauben gezeugt hat. Lohnt in solcher Stunde die Erwähnung Dessen, was vor dreißig Jahren in zwei londoner Parteiblättern stand? „Ist es nicht der Gipfel des Militarismus, sich an einem Krieg gegen ein anderes Land zu betheiligen, mit dem man keinen anderen Streitpunkt hat, als es zu verhindern, stark zu werden?" Diese Frage (der Leser hats schon gemerkt) stellt Herr von Bethmann. Wird sie bejaht, dann hatte der friedliche Puseyit Gladstone den Gipfel des Militarismus erklettert, als er 1870 die Gefahr, daß eine Macht sich „ins Maßlose vergrößere", den schrecklichsten aller Schrecken nannte. Militarismus hat weder mit Wehrfähigkeit noch mit

Herrschsucht Sinnesgemeinschaft. Auch Kriegergeist wird erst militaristisch, wenn er sich in Gebiete einnistet, wo er nicht hausen dürfte; wenn er, zum Beispiel, einem Kanzler grobes Gerülps gegen eine neutrale Großmacht vorschreibt und den in Vernunft beharrenden schlapp schilt. Der beträchtlichste Satz, den Herr von Bethmann in der Interview mit dem Herrn von Wiegand, einem klugen Freund deutschen Wesens, sprach, räth den Feinden, „die Kriegslage so zu nehmen, wie sie jede Kriegskarte zeigt, und auf dem Boden der wirklichen Thatsachen unter einander die Kriegs- und Friedensprobleme praktisch zu erörtern". Diesem Rath werden sie wohl erst gehorchen, wenn sie ihre Sache verloren glauben; in absehbarer Zeit also noch nicht. Auch mich hat der amerikanische Journalist gefragt; ob der Versuch einer Friedensstiftung mir jetzt nützlich scheine. Und ich will meine Antwort, eines Privatmannes, nicht hehlen. „Der aus einer versunkenen oder versinkenden Gedankenwelt noch überlebende Aberglaube, der offene Ausdruck der Sehnsucht nach Frieden sei ein ‚Schwächezeichen', hindert beide Mächtegruppen, zu versuchen, ob von Volk zu Volk, von Gruppe zu Gruppe eine Verständigung nicht heute, endlich, erlangbar sei. Beide aber wissen schon, daß die völlige Niederwerfung des Feindes unwahrscheinlich, als sichere Folge fortdauernden Krieges nur die Verwüstung Europas und die Entkräftung aller Großmächte vorauszusehen ist. Die psychologische Vorbedingung eines Friedensstifterversuches ist innerlich also erfüllt. Will eine zur Vermittelung geeignete Persönlichkeit warten, bis sie von beiden Gruppen dazu aufgefordert wird, dann will sie eine Stunde abwarten, in der ihr Eingriff überhaupt nicht mehr nöthig ist. Denn ist auf beiden Seiten der Wunsch nach Frieden so stark, daß von beiden Vermittelung erbeten wird, dann entwerthet sie sich zu leerer Formalität und ist nur noch das Feigenblatt, das die falsche Scham der Kriegsmüden deckt. Durchaus aber verstehe ich, daß ein bedeutender Mann, der eine große Nation vertritt, nicht nutzlosen Eifer zeigen und sich eine Ablehnung holen will. Was also kann, heute und morgen noch, geschehen? Dieses: An alle im Krieg stehenden Staaten kann, zu gleicher Zeit, die Frage gerichtet werden: ‚Seid Ihr bereit, dem Grundsatz zuzustimmen, daß dem von der ganzen in Bürgersittlichkeit gewöhnten Menschheit zu beklagenden Krieg ein organisirter Friede folgen muß, der bei ungeschmälerter Wahrung aller Souverainetätrechte interna-

tionale Vereinbarung über alle dazu geeigneten Wehrfragen, zu Land und zu See, sichert und einem internationalen Schiedsgericht die Möglichkeit schafft, seine Beschlüsse, im Nothfall, gegen Widerspenstige mit Gewalt oder durch Boykott durchzusetzen? Wer diese Frage verneint, beweist damit, daß er die großen Zeichen der Zeit nicht erblickt oder nicht richtig zu deuten vermag und daß er das Schicksal seines Volkes und Staates auf die Waffen nicht auf den Geist, stellen will. Das ist sein Recht; aber er muß die Folgen tragen. Wer die Frage bejaht, kann sich der Gewissenspflicht nicht entziehen, sofort wenigstens den Versuch zu machen, ob auf der durch die Bejahung gelegten Basis nicht eine Verständigung über den Machtstreit und die territorialen Fragen zu erlangen ist. Als den Hauptgrund, der unsere Feinde zur Fortsetzung des Kampfes spornt, erkenne ich den Glauben, das Deutsche Reich werde nach jedem Friedensschluß seine Rüstung fortsetzen und die Gegner von heute dadurch zu neuem Kraftaufwand zwingen, den ihre Volkszahl oder ihre nationale Eigenart verbiete. Deshalb sei besser, jetzt, im Guten oder im Schlimmen, durch Sieg oder durch Untergang, in Klarheit zu kommen. Im Sinn des deutschen Sprichwortes: Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende. Dieser Glaube irrt aber. Deutschland hat den Wunsch nach internationaler Vereinbarung bisher nicht eifrig gefördert, weil die Machtgruppe, die ihn empfahl, von dem Trieb geleitet war, in der Stunde internationalen Rechtsstreites dem Deutschen Reich den Willen einer Mehrheit aufzuzwingen, die der uns gegnerischen Gruppe stets gewiß war. Solchem im Voraus bestimmten Spruch sich zu beugen, hätte das Selbstachtungbedürfniß des deutschen Volkes niemals erlaubt. Jetzt erst, da erwiesen ist, daß die Stimmenmehrheit nicht der Ausdruck einer Uebermacht war, ist eine neue Situation geschaffen und eine haltbare Grundlage für ein internationales Abkommen über Rüstung- und Wehrfragen möglich geworden. Dieses Abkommen würde die Welt nicht nur von dem Gespenst des ‚Militarismus', sondern auch von der Seetyrannei befreien, unter der mit uns jetzt die friedlichen Völker zweier Erdtheile leiden. Wird solches Abkommen, als Ziel des Krieges erreicht, dann war das furchtbare Völkerringen für Menschheit und Menschlichkeit (die uns nicht weniger heilig ist als anderen Völkern) nicht ertraglos; dann kann aus der Blutsaat unverwelkliche Frucht reifen. Nur dann. Und eben so unverwelklich wird der Ruhm des Mannes

und der Nation sein, die durch rechtzeitige, kluge und taktvolle Fragestellung zu solcher Fruchtreife mitgewirkt haben. Diese öffentliche, nicht überhörbare Rundfragestellung scheint mir das heute noch (aber bald vielleicht nicht mehr) Mögliche und deshalb Nothwendige. Ich spreche meine Ueberzeugung offen aus, weil Deutschlands Stellung im zweiundzwanzigsten Kriegsmonat, innen und außen, so unerschüttert ist, daß es vor Mißverständniß oder Fälschung seiner Absicht sich nicht zu fürchten braucht. Lehnen unsere Feinde schon die Beantwortung der prinzipiellen Frage ab: wir können warten und weiterkämpfen. Glaubt die Kaiserliche Regirung, sie verneinen zu müssen: so weiß die Welt, daß sie sich auf den Versuch einrichten muß, das Ende dieses Krieges mit ausschließlich militärischen Mitteln zu erstreiten."

Herrn von Bethmann wird meine Antwort kaum mehr gefallen, als mir seine gefiel (die vergaß, daß, wer mit einem Gegner verhandeln möchte, sich zunächst in dessen Seelenstand einfühlen muß). Heftiger als Schimpfrede eines Feindes hat ihn gewiß aber der Fehderuf gekränkt, den der Kopf der Nationalliberalen ausstieß. „Der Centralvorstand wiederholt nachdrücklich seine bereits am fünfzehnten August 1915 geäußerte und durch die Ereignisse seither bestätigte Ueberzeugung, daß nur Hinausschiebung der Land- und Seegrenzen des deutschen Machtbereiches in Ost und West und Uebersee dem deutschen Volk die nothwendigen realen Garantien für seine künftige militärische, politische und wirthschaftliche Sicherung schaffen können. Der Centralvorstand erklärt diese nicht allein auf Verträgen, sondern auf wirklicher Machterweiterung beruhende Sicherung gerade gegenüber England als dem immer deutlicher erkennbaren Hauptfeinde Deutschlands, für besonders nothwendig. Er erachtet es daher für eine Hauptaufgabe der deutschen Politik, der deutschen Kriegsleitung die Freiheit im Gebrauch aller militärischen Mittel zu sichern, die einen für die deutsche Zukunft unentbehrlichen, entscheidenden Sieg über diesen Hauptfeind gewährleisten. Der Centralvorstand weiß sich mit der nationalliberalen Reichstagsfraktion einig in dem hohen Werthe der U-Boot-Waffe, die das geeignetste Mittel ist, England auf seinem eigensten Herrschaftgebiet, zur See, zu schlagen und damit den Krieg zu einer schnellen, siegreichen Beendigung zu führen. Der Centralvorstand bittet die Reichstagsfraktion, für den Fall, daß Amerika den in der deutschen Note ausgesprochenen Voraussetzungen nicht ent-

sprechen sollte, mit allem Nachdruck dafür einzutreten, daß in Ausnützung der in der deutschen Note vorbehaltenen Freiheit der Entschließung von der U-Boot-Waffe im Handelskrieg rechtzeitig uneingeschränkter Gebrauch gemacht wird. Der Centralvorstand weist erneut darauf hin, daß er mit der ganzen Partei geschlossen hinter jeder Regirung stehen wird, die diese Ziele mit unbeugsamer Festigkeit verfolgt. Der Centralvorstand mißbilligt aufs Schärfste, daß in diesen Fragen, die nicht nur über den Ausgang des Krieges, sondern über die ganze zukünftige geschichtliche Stellung des Deutschen Reiches entscheiden müssen, nicht nur eine freie Meinungäußerung in der deutschen Presse verhindert, sondern vielmehr dem Volke eine mit seinem wahren Willen nicht übereinstimmende Meinung künstlich aufgedrungen werden soll. Es muß erwartet werden, daß die Leitung der auswärtigen Politik (Das heißt: der Reichskanzler und der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes) die Verantwortung für alle diejenigen Censurmaßnahmen übernehmen, die, wenn auch formell von militärischen Stellen verhängt, doch in Wahrheit in ihrer Tendenz von den politischen Leitern des Reiches veranlaßt worden sind.“

Ein Schutzmann hätte, nach dem Spähgang durch die Tauentzienstraße, den Trost fleischloser, fettloser Tage, solche Sätze geleistet. Kämen sie unverhüllt aus dem Gemüth Wackerer, die, weil sie Unsummen scheffeln und sich auf Machthügeln sonnen, den Krieg wie edlen Rauenthaler schlürfen: wir dürften lächelnd bekennen, daß hier Unbeschreibliches gethan ward. Dem Reich, also der Gesammtheit seiner Bürger, für Massenwaare Preise abnehmen, die Riesengewinn und Genesung von Aktiengrippe und anderem Friedenssiechthum sichern, aus der Lunge des Meßbudenlockers nach Annexion schreien, die neuen Krieg, neuen Profit verbürgt, die Waffe rühmen, die neutrale Handelsschiffe, also lästige Wettbewerbsmöglichkeit, zerstört: Patterjohten; deren Flamme endlich ins Vaterland schlägt und deren (blauer, brauner, grauer) Schein die Hoffnung gefälliger Wahlmacher nicht trügt. Jetzt, pfauchen sie, schon Friede? „Nicht, ehe die ganze Bande keuchend auf den Knien liegt“ (und das Netz, weil daheim nichts mehr zu fischen ist, wieder in fremde Wasser gesenkt werden muß). Doch für diese Winkelfanfare hat der Centralvorstand der Nationalliberalen Partei die Verantwortung übernommen. Der sagt: „Wird nicht in Ost und West annektirt, dann hat Deutschland keine Zukunft;

dann endet morgen seine Geschichte. Zukunft und Geschichte holt der Teufel, wenn uns der Himmel nicht entscheidenden Sieg über England beschert. Der ist unentbehrlich; aber auch schnell zu erstreiten. Kleinigkeit! Würde tadellos gemacht, wenn nicht Kanzler und A.A.-Sekretär die Volksmeinung fälschten: die militärischen Stellen zur Verbreitung einer Tendenz zwängen, die nur in dem schwachen Herzen der politischen Reichsleiter entstehen konnte." Solches war noch nicht. Daß es gedruckt, von Millionen gelesen wurde, kann nützlich wirken. Nicht nur auf den Gerichtsspruch über den Abgeordneten Liebknecht. Was verrieth dessen Maiseſtzorn den Feinden? Daß ein rother Hitzkopf raschen Friedensschluß ersehnt, Klassenkampf nothwendiger als Völkerkampf findet und aus dem Kriegerrock schlüpft, um in selbstloser Leidenschaft einem ererbten, tausendmal von unverschleierter Inbrunst umfangenen Ideal neuen Anhang zu werben. Wider die Zuchtregel; auch wider den Rath zu weiser Bescheidung. Ganz andere Reichsgefahr aber würde flügge, wenn der verehrliche Centralvorstand der Partei, deren Führer Bismarck Dummköpfe und Karlchen-Mießnick-Politiker schalt, erweisliche Wahrheit spräche. Daß ers glaubt, muß man ihm glauben; und den Mächtigen dankbar sein, die ihm so schrillen Ruf erlaubten. Nicht um Winziges gehts. Um Krieg oder Frieden mit den Vereinigten Staaten; um Sieg und Zukunft des Reiches (und: der Nationalliberalen Partei). Die Unantastbaren des Vorstandes sollen beweisen, daß die Herren von Bethmann und von Jagow die militärischen Censurstellen nöthigen, gegen ihre Ueberzeugung zu handeln; daß die Volksmehrheit den bedenkenlosen Tauchbootkrieg gegen alle Handelsschiffe will, der täglich hundertmal gepriesen, von der Kaiserlichen Regirung aber eingestellt worden ist; daß diese Kriegsform England schnell in Ohnmacht umwerfen kann; daß Deutschlands Sicherheit nur durch die Einpflanzung fremder Volkssplitter verbürgt wird. Das hat der Vorstand öffentlich behauptet. Das muß er vor Vertrauensmännern beweisen. Sonst verseucht die Angst vor dem Rückfall in die Tage der Williams und Bestushew die Stimmung der kämpfenden, darbenden Landsmannschaft. Mißlingt der Beweis: Aechtung wäre zu linde Strafe. Präsident Wilson hebt sich ins Amt des Friedensstifters. Und eine Kriegswoche kostet so viel Menschenglück und Reichskraft, daß die Hoffnung, eine uns, eine nur zu ersparen, mit lenzlich duftendem Klöppel in Finsterniß läutet.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

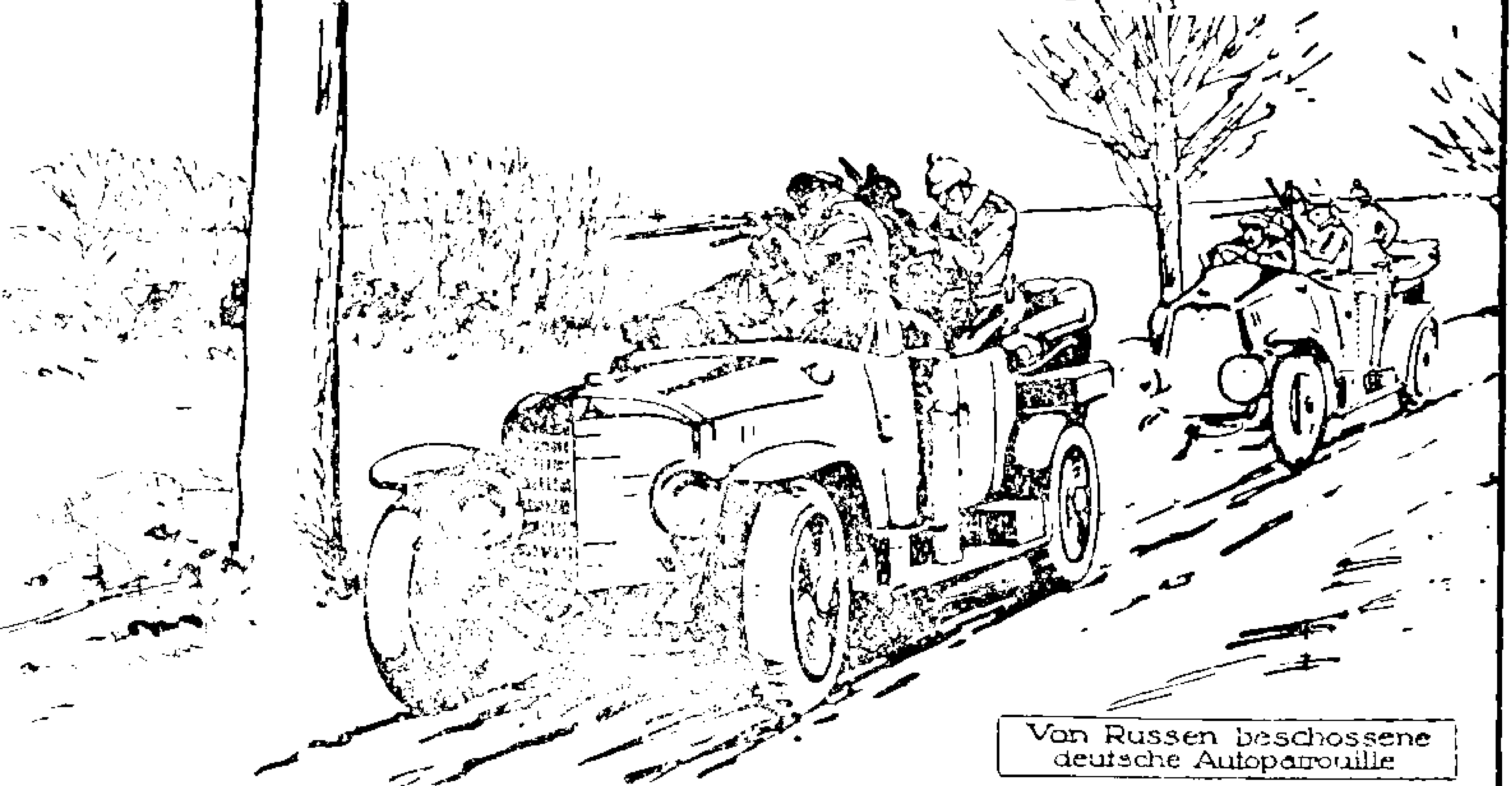
Denkt an uns! Sendet

Salem Aleikum Salem Gold

(Hohlmundstück) (Goldmundstück)

Zigaretten

Willkommenste Liebesgabe!



Von Russen beschossene deutsche Autopatrouille

Preis: Nr. 3½ 4 5 6 8 10
3½ 4 5 6 8 10 Pfg. d. Stück

Orient Tabak-u. Cigarettenfabr. „Yenidze", Dresden
Inh. Hugo Zietz, Hoflieferant S. M. d. Königs v. Sachsen

20 Stück feldpostmässig verpackt portofrei!
50 Stück feldpostmässig verpackt 10 Pf. Porto!



Trustfrei!



Bad Salzbrunn

Oberbrunnen bei Katarrhen der Atmungs- und Verdauungsorgane, Emphysem, Asthma, Influenza.

Kronenquelle bei Nieren- und Blasenleiden, Gicht und Zuckerkrankheit.

Bestellungen
auf die
Einbanddecke
zum 94. Bande der „Zukunft"
(Nr. 17—26. II. Quartal des XXIV. Jahrgangs),
elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung rc. zum Preise von Mark 1.60 werden von jeder Buchhandlung od. direkt vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a entgegengenommen.



Berlin, den 3. Juni 1916.

Deutsches Theater.

Im ersten Lebensjahrzehnt der dritten Französischen Republik ist das wortlose Drama, das nur Schauspiel (in dem Ursinn des Wortes, dem unverfälschten) bietet, den von den Jammerbildern des Alltagslebens in Gram Gefurchten aus der Gruft auferstanden. Der Pantomimus; der, seit den Tagen der Pylades und Bathyllos, unter vielfach wechselnder Hülse und Maske durch zwei Welten, der Römer, der Christen, gehüpft und ernsthaft geschritten war. Während Zola im Bien Public, später im Voltaire für das Drama, den Schwank sogar blutige Wahrheit, ungeschminkte, ungepuderte, heischt, findet die schüchterne Sehnsucht nach schönem Schein in gesäuberten, desinfizirten Winkeln Unterschlupf. Caran d'Ache und Salis locken mit ihren Schattenspielen nach der jungen Zigeunerbrut bald auch die steife Gesellschaft von Saint-Germain ins winzige Häuschen zur Schwarzen Katze. Rechts und links vom Chat Noir tauchen Nachahmer auf. Ein neuer Pierrot, ein düsterer vom Stamm der Byronhelden, wird erfunden. Die Legenden vom Verlorenen Sohn, von Don Juan und Bonaparte werden von schwarzen, an feinen Fädchen gelenkten kleinen Figuren dargestellt. Maurice Maeterlinck schreibt, Maurice Bouchor spielt seine Mari onettendramen; Tintagiles stirbt und Eleusis entschleiert grause Mysterien. Und da ganz Paris der Mode nachläuft und die alten, großen Theater

halbleer läßt, kommt sogleich einem Pfiffikus der Gedanke, in breiterem Rahmen einmal mit der Pantomimik sein Glück zu probiren. Worte verlangen die Leute nicht mehr; diesen Wunsch haben die Neusten ihnen abgewöhnt. Nur: allzu phantastisch und wüst darf die Sache nicht sein, wenn sie einen hohen Geldhaufen einbringen soll; was für den Cercle Funambulesque taugt, treibt uns noch nicht die zahlungfähige Bourgeoisie an den Schalter. Der Direktor der Bouffes-Parisiens verbündet dem Literaten Michel Carré den Musikanten Wormser und empfängt, als Frucht dieser Paarung, die Pantomime „L'enfant prodigue". Nichts ungemein Beträchtliches. Doch die Musik ist nett und gefällt selbst den Kennern, die Handlung spannt und entspannt den Bürgersinn in launiger Biegung, ein zierliches Mädchen räkelt und wälzt sich als Pierrot auf den Brettern: für hundert Abende reichts. Nicht in Deutschland. Trotzdem das hübscheste und frechste Frauenzimmer für die Hauptrolle des verliebten, verlorenen Sohnes Wangen und Haar mit Reismehl betupft und ein Lieblingspaßmacher seines Wesens behäbige Breite für den Papa aus Philisterland einsetzt. Auf die englische Burleske, auf Akrobatik ist hier verzichtet, Steinlens Pierrot morne dem Haufen ein Fremdling und die Zumuthung, Stunden lang sich an niedlichem Spiel Stummer zu freuen, fast eine Kränkung der mit berliner Schrippen gefütterten Intelligenz. Zwar künden einzelne Schreiber, nur diese Gattung sei noch, in der Maienzeit des Naturalismus, als eine bedenkenlosem Vergnügen geweihte zu dulden, nur in ihrem engen, von aller Wirklichkeit abgesperrten Bereich die überlieferte Bühnenkonvention noch erträglich. Nur durch Masse aber läßt sich in dieser Zone die Masse zwingen. Pantomimik giebts ja, nach der Reiterei, jetzt auch im Cirkus, giebts für ein Weilchen noch in einem Tanzspielhaus. Da labt sich das Auge an Sammet, Seide und Liberty, an Juwelen und Maschinenwundern, an der Tricotparade und dem Gewoge sämmtlicher Busensorten. Man hat mehr fürs Geld und weiß doch, wo und wie. Der Cirkus siegt. Manzottis „Excelsior" winkt mit seinem wortlosen Getös, seinem Stoffprunk, Lichtpomp und Mädchenfleischduft gierige Schaaren herbei und weckt Nacheiferung. Die von Künstlern erträumte oder mindestens sauber geformte, drum den Feinen willkommene Pantomime verschwindet schnell.

Herr Max Reinhardt ruft sie in sein Deutsches Theater. Dem

darf sie nicht fehlen. Aus Westen kommt Pierrot (der, in seinem weißen Pluderkittel mit den Riesenknöpfen, von dem Piero der commedia dell'arte stammt) und staffirt sich mit Quasimodos Buckel und der Melancholie der Mussetschule gar romantisch aus. Dem fernsten Osten wird der Blumenweg entlehnt. Im Schauhaus der Japaner schreiten, an den Augenpaaren essender, rauchender Männer, Frauen, Kinder vorüber, auf zwei Stegen die Spieler von der Hausflur auf die Bühne. Auf den selben Stegen, die das Publikum an seine Sitze geführt haben. Da oben ordnen sich Züge, rufen Boten den Trägern der Handlung gute und schlimme Post zu, rotten sich Verschwörer, bereiten sich Nebenhandlungen vor; wird von emsigen Hausdienern aber auch der Proviant für die Menge entlanggetragen und Jedem gebracht, was er an Reis, Fisch, Thee oder Tabak bestellt hat. Kein fester Grenzstrich trennt hier Spieler und Zuschauer; in hastige Familienschmäuse wirbelt der Flammenwind neuen Geschehens hinein und dicht neben gaffenden Bübchen und Thee schlürfenden Frauen wetzt der bleiche Mörder am Erzreif den Dolch. Weil auf diesen Wegen durch den Zuschauerraum die Lieblinge oft mit Papierblumen beworfen wurden (Kavaliere und reiche Damen spendeten den feierlich Schreitenden auch Geld, Kleider und Spielgeräth), nannte die Bühnenmenschheit die beiden Bretterstraßen hanamitchi, Blumenpfade. In unserer Theaterordnung, die den Spieler aus der Coulissenöffnung kommen läßt und alles Geschehen hinter die Rampe pfercht, wirkt die Abschiebung auf den Blumenpfad wie der Versuch eines Turnierritters, vor der Schranke den Kampfpreis zu erlisten. Was aus Japan zu holen war, ist geholt worden: die Reliefdarstellung und die Drehbühne (mawari butaï), die ermöglicht, drei, vier Schauplätze vorzubereiten und große Dramentheile ohne Pause abzuspielen. Der Pantomimus trägt den Namen Sumuruns, der Haremsfrau eines greisen Scheichs, den sie (wider alle Orientsitte: weil er herrschsüchtig und lasterhaft ist) verachtet und der ihr eine schöne, mit Kantharidenreiz lockende Tänzerin vorzieht. Die Fabel fesselt uns nicht lange. In uns wird Traum. Dem bunte Bilder den Körper bauen. Wir sind in uraltem Märchenorient. Hinter dichtem Holzgitter träumt und seufzt, schwatzt und kichert unfreie Weibheit. Das Leben des Bazars thut sich dem Blick auf; Ladendiener stolpern schläfrig, Spitzbuben gleiten wie speckig glatte Schlangen lange Treppen hin-

unter, Kunden feilschen und zahlen, feile Mädchen bieten sich zwinkernd dem in der Runde Reichsten an und der Stallknecht prügelt im Gedräng just den Vornehmen, dessen Stirnrunzel ihm Unheil dräut. Auf dem First des Palastes, in dem der alte Scheich herrscht, kauern die Frauen, die Hitze und Langeweile gemeinsam plagen. Die Schaar der fetten Eunuchen sperrt das Portal. Eine, der des Scheichs lüsterner Sohn gewinkt hat, läßt sich im leeren Wasserkessel, den unten die Zisterne tränken soll, hinabwinden und saugt sich für ein Weilchen an jungen Lippen fest. Die Sänfte, in der die vom Scheich auf dem Markt erhandelte Tänzerin sitzt, wird an einer Mauer vorbeigetragen; die aus dem Bazar heimkehrenden Frauen folgen; verschnürte Ballen und Kleiderkisten werden in Sumuruns Wohnung geschleppt; Wächter und Diebe trotten hinterdrein; und es ist, als ob die Mauer lebe und aus weisem Verständniß auf den wirren Troß der von Hunger, Brunst und Eitelkeit Getriebenen herniederlächle. Im Harem wird der Jüngling, den die Laune der Herrin begehrt, aus der Verpackung geschält, in der er eingeschmuggelt ward; das Mißtrauen des Alten durch Tanzspiele eingelullt; das Eunuchenquintett trunken gemacht; Sumurun von der aufflackernden Lust des allzu lange mit Hoffnung abgespeisten Buhlen erobert. Ohne den Trug, die Entehrung zu ahnen, die ihm unten bereitet wird, schläft oben der Scheich neben der Tänzerin. Der Sohn, der dem Alten die Letzung an diesem Leibe nicht gönnt, ruft die Ungesättigte an seine Brust; und im Hemd schnellt sie auf, überklettert die doppelte Majestät des Herrn und des schlummernden Greises und springt, wie eine Wildkatze, vom Bett in des flinkeren Mannes Umarmung. Heuchelt dem Scheich, den der Buckelige geweckt hat, dann zärtliches Verlangen und streckt sich, auf daß ihn des Sohnes Dolch sicher treffe, mit lechzendem Blick unter ihn, der, mit frisch erwachter Gier, nach ihr greift. Noch einmal wird er von dem Buckeligen gerettet; tötet den Sohn, der ihn töten wollte; läßt sich von dem Sterbenden die Wendeltreppe hinunterschleifen und erschnüffelt im Halbdunkel die Haremsschmach. Das Licht herabgebrannt, Weindunst im Saal, zwischen Blumen, Früchten, noch feuchten Bechern die im Taumelschlaf schwitzenden Körper der Kastraten; Sumurun selbst in bleichem Entsetzen. Der Scheich fällt, nach langem Kampf, von der Hand des Kaufmannes. Dem weist, nebst der Liebsten und deren

Frauen, die Fackel des Buckeligen den Weg in die Freiheit. Nur Tote und Trunkene herbergt der Saal, den der Wächter betritt.

Ein Bilderbuch, dessen Text den Betrachter nicht kümmert. Reinhardts Phantasie wirkte, aus feinen und groben Fäden, die Märchenstimmung. Ließ Kletterröschen mit duftendem Gerank Abgründe überbrücken und mitten im burlesken Spiel uns vor den Wundmalen der Menschlichkeit erschaudern. Aus Sprechern hatte er Mimen herangedrillt und ihre Körper so geschmeidigt, daß sie hüpften und krochen, Luftsprung und Purzelbaum leisteten wie im Hellenengymnasion die Pentathleten. (Allen deutschen Spielern ist solche Erziehung zu wünschen, die sie den ganzen Körper, nicht Stimme und Zunge nur, meistern lehrt.) Ein Sieg schöpferischer Regiekunst, die hier, endlich, unbeschwert vom Ballast abgewetzter, schleppender, schlecht gefügter Worte, frei in Formen und Farben schwelgen durfte und aus Gedächtnißbildern selbstherrisch eine lebendige Welt aufsteigen ließ. Zu diesem Sieg hatte, wie einst im Paris des jungen Zola, die Freude an einer Buntheit des Geschehens mitgewirkt, die alter Spielkonvention wieder ihr Lebensrecht gewährt und dem Zuschauer erlaubt, die Regeln und Nothbehelfe des Bretterbezirkes ohne schamhafte Vernünftelei hinzunehmen. Die Freude, hier einmal (fern von der Angst, als Rückständiger ins falsche Boot zu gerathen) nicht fragen zu brauchen, ob das Gemimte auch wahrscheinlich sei und gestern genau so geschehen sein könne. Dieselbe Freude, der sich der Erfolg alter Balletkunst entband. Pantomimus und Tanzspiel sind ja Kinder derselben Sehnsucht. Während der Monagonist, dem ein bathyllisches Stück anvertraut war, aus einer Tracht in die andere schlüpfte, reihten sich die Gehilfen zum Tanz. Die Pyrrhiche, der Waffenreigen, rahmte Pantomimen, die das Leben des Dionysos darstellten. Das römische Militärballet hatte ein Drama in sich wie das Soldatenschaustück unserer näherer Zeit: „Der Siegstreit der Luft und des Wassers", der in Wien die Hochzeitgäste Leopolds des Ersten ergötzte, und „Militaria", eine Frucht des Franzosenkrieges von 1870. Als die Gattungen noch vereint waren, wimmelten sie von allem Gethier der Arche. Pferd, Hund, Ziege, Kamel und Schlange sogar kam auf die Bühne, zwanzig Vogelarten krähten und zwitscherten durcheinander; und über Mensch und Thier schwebte die Engelschaar. Rinuccini (dem die Eminenz Richelieus bei der weder gottgefälli-

gen noch das Staatswohl fördernden Arbeit half) und La Motte haben den römischen Pantomimus dem Prunkstil der Lilienkönige von Frankreich und Navarra angepaßt und den Tanzkünstlern breiteren Raum geschafft. Unter Katharina von Medici hatte man noch die Götter, Helden und Elementargeister der Heidenzeit ins grand ballet de la reine gezwängt; öffnete man die Himmelsschleußen, ließ Feuer regnen, Riesenschiffe durch Theatermeere stampfen, ganze Szenen im Wasser spielen und das Auge an Pferdequadrillen weiden. Unter Ludwig dem Vierzehnten schrumpft die Pantomimik allmählich; das Ballet wird historiographisch, lehrhaft (philosophisch: so nannte mans damals). Der Sonnenkönig tanzt mit; tritt in dreißig Ballets vor der Hofgesellschaft aufs Schaugerüst; auch im bebänderten Weiberrock. Denn noch dürfen Frauen öffentlich nicht tanzen. In den letzten Jahren des siebenzehnten Säkulums wirds ihnen gestattet: und nun erst erblüht das Ballet in Hochsommerpracht. Was sind die stärksten Heroen, die seltensten Thiere, die kunstvollsten Maschinen neben Weibesreiz? Noch ist zwar das kurze Röckchen verpönt und die keusch verhüllende Gewandung vorgeschrieben, die Lancrets Camargobild zeigt. Doch Knöchel und Strümpfchen, Hals und Brustansatz sind schon sichtbar; und wachen Sinnen genügt eine Hoffnung. Die Zeit ist reif und harrt auch auf diesem Felde des Schnitters. Während am wiener Hof Erzherzogin Marie-Antoinette im Reifrock sich vor bemalter Leinwand zwischen geschminkten Genien im Kunsttanz dreht, taucht am pariser Ballethorizont der große Noverre auf und wird rasch zum Reformator. „Du feu de son génie il anima la danse, aux beaux jours de la Grèce il sut la rapeller; en recouvrant par lui leur antique éloquence, les gestes et les pas apprirent à parler": Das steht unter einem Stich, der Jean Georges Noverre, den Verfasser der Lettres sur les arts imitateurs en général et sur la danse en particulier darstellt. Uns erinnert der Balletmeister weniger an Athen als an Bayreuth; wie Wagner, hofft auch er von seiner Reinigerarbeit das höchste Heil, fast eine neue Erlösung armer Menschheit; träumt auch er von einem Gesamtkunstwerk. Von Rubens, Teniers, Boucher soll der Tänzer Haltung und Gruppirung, von Molière, Racine, Diderot Seelenkunde, von Garrick mimischen Ausdruck, von den Historikern Kostümkenntniß (im weitesten Sinn), von der Natur bescheidene Einfalt lernen. Herrliche Träume; die leider nur unter dem harten Anprall gemeiner

Wirklichkeit wie Wasserbläschen zerrinnen. Blasis und Vestris, die Guimard und die Taglioni sind lächelnd über Noverres Regelwall hinweggehüpft. Der Meister hat viel vermocht; nicht, die Balletbühne auf Vernunft und Logik zu bauen. Nur ein Zeitgenosse Robespierres konnte danach trachten. (Die Französische Revolution, sagt Hegel, wollte die Welt auf die Vernunft stellen; also auf den Kopf.) Als die mailänder Skala sich weitet und Galeotti in Kopenhagen seine Massenballets einstudirt, ist die Tanzkunst noch meilenweit von Noverres Ideal. Und als aus Meyerbeers Ehe mit Scribe die Große Oper geboren ward, barg der unentbehrliche Balletappendix nicht viel tieferen Sinn als in Lullis Tagen ein Tanzspiel. Das Pantomimische trat manchmal nun freilich kecker hervor, auch mit ernsterem Anspruch, Lebendigem, Lebensfähigem zu ähneln, und dem grellsten Unfug waren selbst die Gründlinge im Parterre entwachsen. Doch die Konvention wirkte fort.

Und schuf einer Theaterkunstgattung, die von der Mode geächtet schien, in der Hauptstadt des nüchternsten Rationalismus noch einmal den Sieg. Zuerst dem Genie der Frau Pawlowa. Eine Tanzkünstlerin, die solcher Kraft solche Grazie vereint, deren Technik so meisterlich und deren südöstliche Weibheit so nobel ist, sahen wir nie zuvor; keine, die so in ihrem Element scheint, wenn sie auf steilster Fußspitzenhöhe das Rund der Bühne umschreitet. Eine Jüdin aus Spanien, die von Noverres madrider und petersburger Enkeln tanzen gelernt hat? Mag sein. Im Rampenlicht jedenfalls eine Dame; Dryade oder Märchenkönigin, Undine oder verliebtes Schloßfräulein; die anmuthigste und die vornehmste aller Willys. Der man zutraut, daß der schwierigste Tanz, das längste Spitzengeklöppel ihr wirklich nur Spiel ist und kein keuchendes Mühen kostet. Ein graziles Wunder. Und mit ihr, nach ihr kam Manches vom Besten, was unter Petipa und Fokine in Petersburg und Moskau wuchs. Die russische Menschheit hat noch Lyrik im Leib, legt sich, wie in weich wärmende Hüllen, in die Rhythmen der Musik und scheint tanzen zu müssen, wenn aufgespielt wird. Das spürt man nach den ersten Takten. Auch, daß die jüngste Figurantin ihr Metier gründlich gelernt hat und doch nicht mit dem unter Qualen eingeübten Lächeln paradirt. Daß der Balletmeister die Wahrung linkischer Mädchenholdheit erstrachtet und der Persönlichkeit, noch im Massentanz, Spielraum

gelassen hat. Freut sich der im Reichthum bescheidenen Ausstattung, der klug getönten Farben und lässig gegliederten Gruppen. Als wäre ein nie Erlebtes zu schauen: so jauchzte und raste die Menge; als hätte sie in ein Eden Einlaß gefunden. Die russischen Hoftheater sind die behutsamsten Wahrer überlieferter Tanzkunst geblieben. Und die alte Tradition hatte auch in Berlin nun gesiegt. In Berlin, wo einst Taglioni herrschte, jeder Fremde „Flick und Flock", „Die Tänzerin auf Reisen", „Satanella" und „Die Willys" bewunderte und das nun lange schon, weil das Genre dem Kaiser unausstehlich ist, keine Balletkunst mehr hat. In Berlin, wo früher und öfter als anderswo in germanischen Landen gefragt wurde, ob auf der Bretterbühne da unten, zwischen drei Leinwänden, denn auch Alles „natürlich" zugehe und dem Alltagsleben in jedem Zug ähnlich sei. Wo Herr Swell fest überzeugt war, des Schautanzes einziger Zweck sei, Fleischwaare („erstklassige", versteht sich) zu zeigen, und Herr Snob mit seinem frechen Geschwister Jahre lang darauf schwor, daß dem welken Ballet ein neuer Lenz nur von den mit Aesthetik genudelten Jungfern, den furchtbar gelehrten Exhibitionistinnen beschert werden könne, die nie tanzen gelernt hatten, aus unbefruchtetem Schoß aber den Geist der Musik wiedergebären wollten. Horrible! Das zeigte fettig blasse, rothbraun oder gar bronzefarbig angestrichene Beine unter Indien, Hellas, Egypten, Andalusien markirenden Fetzen, wippte, trippelte, sprang, torkelte ein Bischen, stümperte Vasenbildern und pompejanischen Fresken nach, illustrirte mit grobem Gestus die „Absicht" Chopins, Haydns, Beethovens: und hatte damit den Beruf zur Reformation der Tanzkunst erwiesen. Während so für die Esoterik gesorgt war, lief der Haufe in die Arena oder Luxusbude, wo ihm „Ballet mit großen Evolutionen" verheißen war und hundert Mädel die Beine spreizten, hoben, senkten und, mit allen Ringfingern auf der rechten Brust, in Reihe und Glied bis an die Rampe marschirten. Berlinisches Empire mit Bier und Wurststullen. Brunstosen für kühle Paare. Das Balletheer des Gossudars aller Reussen hat uns von widrigem Spuk befreit.

Den Berlinern hats die Kunstprovinz der Choreographie wieder entdeckt. Für die Pantomimik aber nicht viel zu thun vermocht; nicht ein Hundertstel des vom Direktor Reinhardt Geleisteten. War dieses Begegnen zwiefachen Strebens nach einem Ziel, das so lange

keiner Gliedregung werth schien, nur Zufall? Vielleicht auch mehr. Als die Theaterromantik im Schreck über Spott und Schimpf die Sprache verloren hatte, schlüpfte sie ins enge Gehäus des Mimodramas. Das hielt Jahrzehnte lang; noch im Buckel-Hans war Hugos Han d'Islande, Hugos Glöckner von Notre Dame zu erkennen, noch im Chand d'habits der Pulsschlag des wetterharten D'Ennery zu spüren. Und die selben Leute, die vor den Gräueln des Wunderhofes, den Martern der beiden Waisen die werthe Nase rümpften, waren von der sprachlosen Romantik im tiefsten Verdauungempfinden befriedigt. Als die Possenformel Labiches zu langweilen anfing, Meilhac pausirte und die Schwankmathematik der Bisson & Co. noch nicht ersonnen war, rief man englische Akrobaten herbei, deren stumme Späße dem ehrwürdig verstaubten poncif noch einmal Beifall warben. Den stärksten Zumuthungen der Freien Bühne Antoines entzog sich das Publikum und fand bei Schattenspiel, Marionettendrama und Pantomime behaglichen Trost. Jedesmal zeigte sich, daß nur die abgenützten Worthülsen die Kundschaft verscheucht hatten. Sind wir wieder so weit? Der alten Worte bis zu heftigem Ekelgefühl überdrüssig. Der alten Konvention, nach all dem Geschnüffel der Wirklichkeitsucher, endlich wieder recht froh. Eine redende Sumurun wäre am ersten Abend unselig gestorben; die Kleopatra der Russen, und hätte ein achtbarer Poet ihr die Zunge gelöst, nicht älter geworden. Unser Ohr sperrt sich in sprödem Trotz gegen den Wortschwall; gegen alles Gerede, das nicht, als ein undämmbarer Strom, aus der heißen Brust eines Künstlers, eines visionären Denkers brach. Allzu lange ward auf unserer Bühne (auch, nehmts nicht übel, auf Wagners) fast nur gesprochen. Der Müde sehnt sich aus einem Alltag, dessen Wahrnehmungfülle und psychologische Lehre kein Dichter je überböte, ins Reich wortloser Aktion, wo Phantasie, das zarte Seelchen, hoch über den Hirnen flattert und nur einer Lerche Buhlgruß die heilige, festlich frohe Stille stört. Die Vereinung des Pantomimus mit dem Ballet könnte uns retten; die Bühne aus einem Diskutirplatz in eine Feierstatt wandeln. Göttern und Narren, Engeln und Strolchen öffnet da sich die Gnadenpforte; über dem Qualm der Fabrikschlote, hoch über den Aeroplanen betriebsamer Menschheit thun sich die Himmel auf; über die Regenbogenbrücke schreitet der junge Makedone Alexander ins Feld, das von modernen Waf-

fen und Geschützen blitzt; Hagen erblickt das im Rheinland über tausend Feuerströmen geprägte Gold; und in der Luft, auf der Erde, im Wasser schlingen sich schmiegsame Mädchenleiber zum Reigen. Jede Konvention ist erlaubt; die derbste dem Klugen die liebste. Das Schaugerüst nicht mehr auf die Vernunft gestellt.

Seit dieses Sehnen flügge ward, hat der Kinematograph einen递 Haupttheil der Kundschaft abgefangen. Der wird aus allen Stockwerken der Reichskaserne gescholten: und ist doch, wo er nicht Seelen die Zunge lösen, nur Landschaft und Vorgang, das Werden in Natur und Kultur zeigen will, Wohlthäter, Freudenspender, Lichtbringer; der stärkste Phosphoros, der unsere im Tiefsten böse Zeit dumpfen Massen gebar. Auch nicht, wie täglich geflennt wird, der Erzfeind edler Kunst. Wie groß ist denn die Zahl der Spielhäuser, aus denen der Duft apollinischen, nur dionysischen Opfers himmelan dampft? Ein von Parisern geknetetes, in Schmalz und Salz gesottenes Reiseabenteuer des Portugiesen Vasko, mit der Exportmusik des in Berlin geborenen, in Paris gereiften Juden Meyerbeer, der in Ueppigkeit dürftigsten, die dem falschen Giacomo je gelang, von zwei westrussischen Israeliten geschmettert oder geschluchzt, mit den vermoderten Regielisten der Spontinizeit aufgepolstert: als einen Beweis der noch in den Kriegsjammer nachwirkenden „Fremdbrüderlichkeit“ (die nicht an sich schon, wie Treitschke meinte, Tadel verdient) mag man solches franko-russisch-lusitanische Gräuel sammt geschminktem Afrikanerthum und Talmi-Italismus vorführen; mit deutscher Kunst ists nicht in Gemeinschaft. Haben die hundert, fast tausend Theater, die unter unserem Mond überwintern, nichts zu thun. Leset die Titel der Stücke, die seit gestern in der Mode sind: Ekel wird Euch ins Kino jagen. Lieber Dantes Hölle und Flauberts Salammbo, sogar Bismarcks Außenerlebniß geistlos verfilmt als Quark aus Blutgerinnsel und Zuckerguß. Lieber ein bewegtes Abbild vom Leben der Pflanze, der Kohle als roh in Akte zerhackter Geschäftspatriotismus, der vor jedem Vorhangsfall Brüste bis an die Wärzchengrenze übers Mieder hebt. Niemals war unsere Sprechbühne ärmer. Der große Wortdramatiker Strindberg, dem Dummheit und Konkurrenzfurcht allzu lange die Bretter verriegelten, reckt sich, endlich, in ihm gebührenden Athemraum. Alter Stoff wird, euripidischer und den deutschen Stürmern entlehnter, von Meistern der Verfeinerung-

industrie für das gewandelte Auge neuer Kunden bereitet. Sonst? Schaufensterwaare; die nicht sein mußte, sondern nur wurde, weil irgendein Klüngelchen sich nicht in Darbens Enge einschränken wollte. Feindliche Ausländer, die noch nicht tot sind, sollen nicht vom Schaugerüst zu Deutschen reden. Landsleute und Freunde müssen in bangem, vom Dichter der Komoedie „Measure for measure“ geführten Zug durch das Fegfeuer der Censur. In dieser Noth war, wieder, Herr Reinhardt der Einzige, dem Nützliches einfiel. Zwischen Shakespeare und Molière schob er, da Lenz schüchtern auf die verrunzelte Mark niederlächelte, ein Ballet: „Die grüne Flöte“. Aus der singt, noch einmal, Mozarts unsterbliche Seele.

Ein Zauberer, der aus blühender, ihm in Knechtschaft gefangener Menschheit sich Kraft saugt. Ein Prinz, der die angebetete Prinzessin sucht, findet; vielleicht stirbt, vielleicht mit ihr selig wird. Von der Handlung (dem Dingelchen, das man so nennen dürfte) weiß ich nichts mehr; rasch ist nach der Schauensfreude der Faden des Erinnerns gerissen. Schade, daß der Herr, der des Spieles Grundriß schaffen sollte, ein ausgepumptes Kerlchen scheint, ein in Wohlstandsspeck ermüdeter Literaturunternehmer, der wähnt, in Archiven Zeugerkraft erschwitzen zu können. Von Staubeinspritzung ward Phantasie niemals schwanger. Taugt Mozarts salzburger Orient, weil er noch unter dem munter nun, jetzt gravitätisch wackelnden Fez des Türkenmarsches ein Zöpfchen trägt, in ein Fabelchina, durch dessen Provinz U die schöne Flußgöttin das Boot des verliebten Prinzen (ein U-Boot also, Verbandsdienstmänner) geleitet? Denn am Anfang war doch wohl die Musik. Deren unverwelkliches Gerank hat ein Skandinave, Herr Nilsson, mit flinkem Takt in neue Kranzform gewunden. Hole der Henker Ko-Ko alle möglichen Reiskulireiche, Wus und Yuans! Duft wollen wir, Farbe und Traum. Der stößt dem Gedächtniß die Leiter weg und schleiert die Hirnwände in bunten Flor. Was da unten geschieht, lohnt nicht des Nachdenkens Mühe; Euch genüge, den dürstenden Blick zu laben. Ein bleiches Scheusal tastet mit sechs Händen, strampelt mit zwölf Beinen nach Vampyrswonne; krallt sich in Spinnengewebe, das von der Diele bis in den Bühnenhimmel wächst. Flämmchen paaren sich zu festlichem Reigen; blinken einander Werbung und Hingabe zu. In Dunkel und Helle ein Geschling holder und wüster Leiber. Hundert Lichtborne sprühen

wundersam getönte Farben. Und des Prinzleins Zauberflöte lockt zärtlich, wie eines Sprossers Kehle die keusch zaudernde Nachtigal. Die Russen machen es besser? Bist im Recht, Nachbar Schal. Die Russen haben mit Ukraine, Kaukasus, Krim den dort heimischen Tanzdämon ihrem kalten Orient erobert; haben die Schatulle und die Balletschule des Zaren, Säkularüberlieferung und zu Vorübung so viel Zeit, wie sie begehren. Das fünfjährige Würmchen wird sorglich zugerichtet; jedes Corpsmädel, der hinterste Figurant meistert den Körper; und die Bereitung neuen Tanzspieles streckt sich durch zwei Jahreszeiten. Hier? Fokines Kunstlehre ist spürbar; auch, daß der (allzu selten gepriesene) Herr Ernst Stern, der nach langwieriger Anstrengung noch frische Maler, den russischen Zunftgenossen Bakst mit Nutzen betrachtet hat. Doch diese Welt schuf ein Wirbel; aus dem Nichts. Handlungrahmen, Musik, Bilderfülle, Beleuchtung, Kleid, Geräth, Pantomimus: in sechs Wochen sollte Alles fertig sein; und ward. Weil ein Wille Gebirg aus dem Weg des Strebens zu blasen vermag. Wollensdrang rief zwei blutjunge Tänzerinnen herbei. Schauet, wie Fräulein Lillebil Christensen, eine Skandinavin, die Sakuntala scheinen könnte, Scham und Leid einer Jungfrau ausdrückt; wie Angst und Grauen vom Auge ihr über Hals und Brust rieseln; wie ihre Arme, eines zu früh dem Nest entflogenen Vögelchens, in scheuer Sehnsucht flattern. Noch kann sie, weil sie zu jung, an Sinnenerlebniß zu arm ist, nicht Weibheitsommer darstellen, nur die schmächtigen Reize und jähen Dämmerungen sacht knospenden Lenzes; und nur alberne Vergleichsucht zerrt sie ins Maß der Pawlowa. Doch die Kunst der Sechzehnjährigen ist redlich, ihre Technik schon ungemein und die Persönlichkeit zahlt, in Weh und Lust, nirgends mit geliehener Münze. Ihrem Prinzen giebt Fräulein Sterna Jünglingsgestalt; eine Berlinerin, an deren Wiege Grazien gelächelt haben. Der verjüngte Kopf eines Pierrot morne, der sich in Glückshelle sehnt. Durch den Rumpf werden einst alle Tanzteufelchen tollen. Die Haltung hat prinzlichen Anstand. Und ans Flötenspiel giebt sich der Gertenleib so innig wie Böcklins Einsiedler an die Pflicht, seine Geige zu Gottes Ruhm meisterlich singen zu lassen. Was hinter den Zweien über die Bühne kribbelt, kommt aus dem Sprechspiel oder der Vorschule. Dennoch wirkt sich Alles zum Ganzen. Wer die Lebensbedingungen der Balletkunst,

dem Sprechspiel ganz ferne, kennt, nur Der weiß, welches Wunder hier wurde. Wuchs je zuvor Einem aus kahlem Holz ein Tanzkunststück? Das Auge, dem es vorüberschwebt, vergißt den Schöpfer. Hofft, wie in der Wundergrotte von Lourdes der Pilger, nach erlebtem erträumtes Mirakel. Warum verfädelt sich die Prinzessin, die zum Schmetterling wird, nicht in das Riesengewebe und fühlt auf bebenden Flügeln die Kiefertaster des zur Spinne eingeschrumpften Zauberers, der ihren Saft ergiert? Warum fehlt das Gegenbild Einer, die sich willig von Greisenwollust aussaugen läßt und als Entgelt dem Gerippe Glitzerpracht einhandelt? Jeder Arm und jedes Bein des Arachniden strotze von eigenem Leben und sterbe besonderen Tod. Aus dem Schädeldach und der silbern schimmernden Rinde der Flußgöttin sprieße, vom Klang der grünen Flöte, Asiens heißester Mai. Und der Prinz, der Künstler, der Welten baut, erlöse, ohne Schwertsstreich, die Knechte in Freiheit. (Das Spiel würde verlängert. Mir nicht zu Leid. Auf den wunderlich überpinselten Molière, der als Abendfüllsel dient, hätte ich, trotz dem Bühnengewand aus gelbem, Kerzenlicht spiegelnden Marmor, gern verzichtet, wenn nicht zwischen die mit wiener Geistessenz gesalbten Fâcheux für ein paar Minuten ein struppiger Kerl träte, den das genialische Bildnervermögen des Herrn Pallenberg in nahe Verwandtschaft mit Diderots jungem Rameau hebt.) Blaßt der Lichterreif, in den wir uns froh schmieden ließen, dann erst dämmert Gedächtniß; und der Drang, Dankesschuld abzutragen, winkt Herrn Reinhardt noch vor die erloschene Rampe.

Niedertracht hat ihn im letzten Bühnenjahr ärger als jemals gepeinigt. Weil er sauber ist, nicht auf Gewinn nur erpicht, fälschen die Ewig-Schäbigen sein Wesen in eines Geschäftemachers, der „Sensation" verschleißt und Sonderbares, nicht ehrliche Regenwürmer, als Köder an seine Ruthenschnur hakt. Weil er, wie jeder aus Leidenschaft Kunstwerk Sammelnde, dem Seelenantlitz, Stimmklang, Farbenton, die ihm noch fehlen, unermüdlich, in Winkel und Twieten, nachläuft, wird getuschelt, er schnappe gierig nach Anderer Fund: Geld draus zu münzen. Weil die Beschreibung jedes seiner Schritte Zeilenlohn verheißt und drum in die Zeitung kommt, malt man ihn als von Ruhmsucht und Reklamegeilheit Zerfressenen. Weil ein Halbdutzend emsiger Konfektionäre von den Bleibseln seines Schaffens, seines Verschwendens zehrt

und einzelnen Abguckern manchmal Hübsches, im Lehnsbereich, gelang, kroch die Verleumdung hervor, der Schöpfer neide dem Nachahmer die Kundengunst. Weil von hundert Mimen neunzig sich in Reinhardts Theater sehnen, zwanzig die Darstellung noch wirksamen Pflichtzwanges, mit oder ohne Bewußtsein, färben, wird dem Mann, der alle beträchtlichen Helfer aus Dunkel oder engem Bezirk holte und in Reife erzog, nachgesagt, er verleite die fremde Gehilfenschaft und sei unlauteren Wettbewerbes schuldig. Fast jedem Drama von dauerndem Werth hat sein Kopf einmal das paßlichste Kleid gewebt, fast jedes Aufführung erwogen; beschleunigt er eine, weil ein Tüchtiger sich laut nach dem selben Ziel hin sputet, so heißts gewiß irgendwo: Der gönnt Keinem das Leben. Ist in den Tagen der Shakespearefeier erwähnt worden, daß für den Einzigen nirgends, auch nicht, von den Keans bis auf Beerbohm-Tree und Robertson, in seiner Heimath, Einer so viel that wie der Meister des Deutschen Theaters? Nein. Schuppig blähte sich irgendein „Fall Reinhardt“ in Fettsatz; neuer und allerneuster. Daß ihn keiner in Schmutz zog, wird hier, wenns nicht anders sein kann, erwiesen werden; ohne zage Schonung der Zettler und Miethlinge. Die Vormannschaft guter Europäer ist bereit, für den reinen Menschen und ernsten Künstler zu zeugen. Wäre sein Werth ohne Fehl: was bliebe ihm noch zu leisten? Doch liebloses, gar in Schmährede watendes Urtheil über das Werk und den Mann haste an Wichten. Um jedes Schaugerüst weht heute ein Hauch seines Geistes. (Daß die Bühnenleiter ihn, dem sie ein Denkmal schulden, aus ihrem Verein stoßen wollten: Stoff zu einer Satire, deren Grimm lustiger werden könnte als des Perückenspötters, der dem von Arzenei und Abführmitteln zerquälten Herrn Argan den Doktorhut aufstülpte.) Strindberg, Maeterlinck, Wedekind, Wilde, Sternheim, Verhaeren, Schmidtbonn, Nestroy, Eulenberg, Hofmannsthal, Beer-Hofmann, Shaw, Vollmoeller: solche Dramatiker lehrte Reinhardt erkennen. Ehe er kam, konnte ein von Kunstkultur Erfüllter der Aischylos, Shakespeare, Kleist, Molière, Schiller, des deutschen Faust und der Sächsin Minna im Spielhaus nicht mehr froh werden. Er hat die Bühne geweitet, verjüngt, der Malkunst verbündet, den Zwinger vernünftelnder Pedanten gesprengt, die Dornenhecke durchbrecht, hinter der Phantasie in Schlafbann lag. Aus ihm wirkte Jugendwille, Genießerlust, der Wirbel des Rausches und das Gewissen des andächtig

in Kultpflicht Versenkten. Aus der Herzkammer quillt ihm ein Gewimmel fröhlicher Schnurren, in denen noch Blutswärme ist; aus Vision wird ihm Gestalt. Habt Ihr als Primaner Lessings händelosen Rafael belächelt? Hier ist Einer, der nie selbst ein Drama fügte, nur die Hirnbrut Anderer kleidete: und dennoch in den Rang der Dramatiker gehört. Der Elfenspuk in anglo-athenischer Sommernacht, die lustlose Wortheimath bethulischer Judenheit, Petruccios sinnvoll sinnliches Gerüpel mit der Widerspenstigen, die Sehnensgluth dicht umstachelt hat, der feuchte, nicht ungesunde Herbst in Strindbergs „Wetterleuchten“, Springfluth und Ebbe im Triebmeer der Räuber, der unter dem Fluch gekrönter Blutschande aufheulenden Thebaner, die trunkenen Schwänke der Junker im Schloß Oliviens, das Zwielicht, in dem Tolstois „Lebender Leichnam“ sein Grab umschlurft, Fausts Osterrast unter jungen Birken, nach der ersten, von Sturm zerpeitschten Walpurgisnacht sein Peneios und Sparta, die fahle Gobelinfarbe, in die das Schicksal Melisandes sich kleidet, der Menschheitabgrund, an dessen bunt mit Wiesenblüthen besticktem Rand Argan in Wahnkrankheit ächzt, in Gemüthsqual fast verstummt, das lüderlich schlemmende Venedig und das von schwülem Haß ausgedörrte Verona: ermesset an solchen Gedächtnißstützen den Umfang, die Leuchtkraft der Palette, die Herr Max Reinhardt sich schuf. Daß der Plastiker nicht so stark wie der Maler ist, daß manchmal, wo Tragoedie werden sollte, Spielfreude und Musikantenhang sich allzu behaglich regt, darf gerechter Spruch nicht verschweigen. Dürfen aber Kümmerlinge, die Melpomene niemals, Thalia noch in hitzigster Fastennoth nicht in ihr Bett ließe, dem Mann, der Grämliche oft erquickt, die Feinsten wieder ins Theater gewöhnt hat, das Schaffen verleiden? Er darf stolz schweigen; braucht von Neid, der sich selbst listig aus der Dankespflicht überredet hat, von Unverstand und der Sucht, aus der Schmähung Berühmter Ruhm zu erschimpfen, sich nicht in Gassenfehde reizen zu lassen. Doch er muß fühlen, daß er im Geifergestiebe nicht einsam stehe. Sonst endet er, ehe er selbst sich vollenden konnte, eines düsteren Tages das Kunstfest, schwört, wie Prospero, das grause Zaubern ab, bricht und begräbt den Stab, ertränkt in Tiefe, die kein Senkblei je erforscht hat, das Buch, aus dem Wunder in Lebenslicht stiegen, und flieht aus Getümmel in seine Musik.

Das darf nicht geschehen. Denn das Brachland deutschen

Schauspieles braucht diesen Mann. Die mit seinem Kalb pflügen lernten, ließen doch Unkräuter stehen oder die Krume morschen, bis ein Rüstiger sie mit Zeugerkraft befruchtet. Im Herbst wollen wir Schillers Bürgertragoedie (den Hintertreppentitel „Kabale und Liebe“ müßte man, endlich, opfern) im Ueberschwang strahlender, aus Schwefelgewölk blitzender Jugend sehen; jede Gestalt, noch die verhutzelte des Kammerdieners und die geschniegelte der schlauen Zofe, könnte da, wenns in der Werkstatt nicht hastig zugeht, in Vollkommenheit gelingen und für den Schemen der Lady, deren Wort niemals Fleisch wird, wären gar zwei Weibheiten in Bereitschaft: anmuthig blonde Würde und roth aufprasselnde, schwarz verkohlende Gluth. In Hebbels „Nibelungen“ stünden die Zwei trutzig neben einander; Herr Wegener würde der gewissenlos rauhe, junkerlich wilde Hagen, den kein Berlinerauge erblickt hat; und Herr Reinhardt müßte sich hürnen, um die harten Ecken und scharfen Kanten des (allzu lange von Wagners Eddablendwerk überflimmerten) Gedichtes ohne österreichischen Hang in hübsche Rundung nachzuschaffen. Diese Arbeit wird ihm, den Sehnsucht nie auf Grillparzers Hügelchen, in den dumpfen Bezirk der Philisterversuchung, zog, den Wesensschaft derber umrinden und den Schößlingen kecken Spieltriebes doch nicht den Nährquell verstopfen. Ein Drama, dem er nicht den Körper zu bauen versucht hat, ward in der Stimmung der Deutschen von heute noch nicht erprobt (deren Vormund ihn, nur ihn, als Kunstmissionar nach Skandinavien und Niederland wandern hieß). Schade wärs drum, wenn die im Engen Wackeren, vor Vision ins Weite Bewahrten ihm Shakespeares Römertragoedien, den fünften Heinrich, den weichen und den blutigen Richard, Rosalinde und Troilus, Imogen und den Bastard Philipp, Schillers Demetrius und Hebbels Herodes für Jahre vorwegnähmen. Die Hermannsschlacht, die als brüllende Flamme den Auszug des Deutschenheeres durchlodert hätte, wird seiner Heimkehr nun zum Weihesang werden. Auch dieses Werk, das mächtigste und redlichste aller nach der Hellenensintfluth entstandenen Volkskultgedichte, harrt noch des Weckers. Der wird es den Fellen, dem zottigen Thierwams, entkleiden. Die Räuber leben erst, seit sie aus den Nebeln des Ewigen Landfriedens ins achtzehnte Jahrhundert, in die Gewitterzone der Rousseau und Schubart verpflanzt worden sind. Dem Cherusker Hermann

hat, wie dem Räuber Moor, der Büttel eine Maske aufgezwungen. Bonapartes Herrschwuth und die Schwachheit der Rheinbündler, nicht den Erlauchten Octavian und seinen Varus, wollte Kleists Donnerkeil schmetternd treffen. Hermanns Fell ist „Kostüm“; soll ihn dem Censor bergen und vor Entmannung wahren. Einst kleideten die Menschen aus Mythos und alter Geschichte sich ins Gewand der Tagesmode; wagten nur so sich vor die in Gafferrecht Zugelassenen. Um Lears Handgelenk kräuselte sich Seidenspitze. Lady Macbeth stolzirte im bauschigen Reifrock einer Ehrenmatrone vom Hof der Königin-Jungfer. Auf einem Sessel aus der Zeit der Queen Anne beschied Brutus die Diener; wenn er den Kopf hob, fielen die Locken der Perücke auf den Kragen des Schlafrockes aus geblümtem Stoff. Weil Talma den Orest und den Sulla nicht im pariser Hofkleid, mit gepudertem Haar, spielen, als Grieche und Römer das Bein blößen wollte, ward Aufruhr im Haus Molières. In den selben Mauern Jahrzehnte danach langwieriger Hader, weil Fräulein Mars sich in den Glauben verbissen hatte, auf dem Haupt der süßen Donna Sol müsse ein Modellhütchen wippen. Deutschlands stärkste Dramatiker sind in Vermummung, in Flucht aus ihrer Zeit genöthigt worden. Thusneldens Gefühlswirrniß, Hermanns Wille zur Macht und zum Heil des Vaterlandes wird erst offenbar, wenn sie nicht mehr Sieglinden, er nicht dem Wehwalt ähnelt. Dann erst wälzt sich unbändig lohender Weltgerichtszorn aus den Kratern des Gedichtes (das, wie Shakespeares, die Warzen und Schwielen des Volkswesens nicht überschminkt). Was wünschen wir noch von Reinhardt? Den Rasenden Herakles. Goethes Stella, Iphigenie, Natürliche Tochter (als Kammerspiel). Aus Frankreich den Menschenfeind und den Tartuffe (in derbem, nicht verzierlichten Deutsch); Figaros Hochzeit. Aus fernem Orient Kalidasas Sakuntala. Aus nahem Norden den noch nicht abgeleierten, nicht in Historienpackung starr gewordenen Strindberg; und Ibsens Vermächtniß, für das der Stil bisher nicht gefunden, kaum gesucht worden ist. Der Pantomimus war ein Weg, nicht das Ziel. Er lehrte uns Derer lachen, die eine Regenbogenbrücke bespeien, weil sie nicht in die „natürlichen“ Tellurierpfade zu reihen sei. Nun wölbt sie sich wieder aus dem Staub himmelan; neigt vom Himmel sich in das Bühnenthor. Und Prosperos Stab winkt starke Jugend ins Zauberheim.

Willensbildung.

Das unlösbare Freiheitproblem läßt der Pädagog am Besten bei Seite. Die Erfahrung lehrt, daß Erziehung den Willen zu stärken und zu lenken vermag. Das genügt für die Praxis. Die schwierigste Aufgabe stellen dem Erzieher die Willenschwachen: die Aufgabe, einen noch gar nicht vorhandenen Willen erst einzupflanzen; und diese Aufgabe nimmt in der Gegenwart weltgeschichtliche Dimensionen an. Das Charakteristische des zahlreichsten der Völker, die den europäischen Boden bewohnen, ist das Fehlen der Willens- und Thatkraft. Stümpernde Ethnologen halten die Russen für nur zurückgeblieben, politische Kinder meinen, es fehle nichts als das Parlamentarische Regiment. Doch weder ein Jahrhundert des Fortschrittes noch der im Westen bankerote Parlamentarismus kann den Russen helfen, weil sie passive Triebmenschen sind, denen die Kraft zu organisatorischem Schaffen und zu planvoll ausdauernder Arbeit fehlt. In Tolstois Karikatur des Christenthums spiegelt sich dieses Wesen. Nur durch Erziehung zum Wollen kann aus dieser riesigen Heerde ein Volk von Männern werden; und dieser Krieg nun ist der Ruf Gottes an die Deutschen, das Werk zu vollenden, das die vor tausend Jahren von den Russen als Erzieher berufenen Waräger in den Anfängen stecken ließen. Ein Werk, fast so groß wie die Erziehung der Germanen durch die Römische Kirche und sehr viel schwieriger; denn die Kirche brauchte das Objekt der Erziehung, den Willen, nicht erst zu schaffen, sie fand ihn in Fülle vor; sie hatte die dankbare Aufgabe, ihn zu bändigen und auf würdige Ziele zu richten.

Nicht an solche weltgeschichtliche Aufgaben denkt Geheimrath Martin Faßbender in seinem pädagogischen Handbüchlein*). Dieses ist nur eine systematisch geordnete Sammlung weiser Rathschläge für die individuelle Willensbildung. Ich will hier nur drei besonders schätzenswerthe Vorzüge loben und eine Warnung daran knüpfen. Zunächst erfreut die seelische Gesundheit, die in Aussprüchen wie dem folgenden sich zeigt: „Der ganze Erfolg aller Erziehungarbeit und das ganze Geheimniß der Erziehungskunst liegen begründet in der rechten Erfassung des Problems der Freude.“ Dann ist höchst anerkennenswerth, daß dieser streng katholische Mann alle unkirchlichen modernen Methoden

*) Wollen eine königliche Kunst. Gedanken über Ziel und Methode der Willensausbildung und Selbsterziehung vom Professor Dr. Martin Faßbender. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung.

der Willensbildung: die autosuggestiven von Franzosen und Amerikanern, die deutsche Jugendbewegung, die Heilsarmee, sogar die neu sich belebende Freimaurerei ganz unbefangen würdigt. In einer Erörterung des Zusammenhanges der seelischen und der körperlichen Gesundheit schreibt er: „Wenn man nun die Sorge für Pflege edlen Menschenthums in den Kreisen Derer so emsig vertreten sieht, die der religiösen Grundlage entbehren, dann sollte man meinen, es müßte für die ernsthaft christlichen Kreise ein doppelt starker Ansporn sein, in Erfüllung der Forderungen natürlicher Ethik hinter Jenen nicht zurückzustehen.“ Und diese liberale Haltung endlich wird dem Buch viele protestantische Leser zuführen und den Vorurtheilen, die der Protestant in Beziehung auf katholische Moral und Askese zu hegen pflegt, den letzten Stoß versetzen. Ins Wanken gerathen sind sie ja schon, seit die materialistische Strömung in Deutschland der idealistisch-religiösen gewichen ist. Sogar die Jesuiten finden jetzt protestantische Fürsprecher und das Verdienst kirchlicher Erzieherarbeit werden bald nur noch ganz Unwissende leugnen.

Aber es wäre ein arger Irrthum, wollte man aus diesem Verdienst folgern, Gott habe der Katholischen Kirche, ihr allein, das Charisma der allgemein anwendbaren und unfehlbar erfolgreichen Erziehungskunst verliehen. Ich lasse mich hier nicht auf eine Kritik bedenklicher katholischer Methoden wie der Beichtpraxis und der Anleitungen zur Gewissensprüfung ein, sondern bitte nur, eine weltgeschichtliche Thatsache ins Auge zu fassen. Was ist aus der ältesten Tochter der Kirche geworden? Schon seit vielen Jahren beklagen deutsche Katholiken den Zustand Frankreichs; und der treffliche Bischof Keppler hat einmal den deutschen Volkscharakter auf der düstern Folie des französischen erhoben. Der Krieg aber hat den grellen Gegensatz der beiden Volkscharaktere der Betrachtung jedes Einzelnen aufgedrängt. Nicht die Kirche sei schuld, sondern die Loge, pflegen die Katholiken zu sagen; aber die Loge hat doch erst vor wenigen Jahren über die Kirche gesiegt, die bis dahin das Monopol des Jugendunterrichtes hatte; und welches Zeugniß stellt diesem Unterricht schon die Thatsache aus, daß die katholischen Bürger sich in freier Wahl eine atheistische Regirung geben? Und die klerikale Anklageschrift gegen Deutschland, deren kräftige Zurückweisung die Vaterlandsliebe der deutschen Katholiken herrlich offenbart hat, beweist, daß auch die gläubigen Katholiken Frankreichs bis zu den höchsten Kirchenfürsten hinauf an dem unheilbaren Nationallaster bodenloser Verlogenheit leiden, an der Unfähigkeit der Franzosen, die Wahrheit von Thatsachen anzuerkennen, die ihre Eitelkeit ver-

letzen oder ihnen sonst unbequem sind. Das ist das Ergebniß hundertjähriger Erziehung durch Ordensleute.

Entweder also übt die Volksart stärkeren Einfluß auf die Bildung der Individualcharaktere als die Religion oder die religiösen und die religionlosen Erziehungmethoden sind (in manchen Beziehungen wenigstens und unter Umständen) den katholischen Methoden überlegen. Meiner Ueberzeugung nach muß man beide Glieder der Alternative verbinden: der durchschnittliche Deutsche verdankt seinen guten Charakter der von beiden einander ergänzenden Hauptformen des Christenthums veredelten kerngesunden deutschen Volksart. Und noch eine vierte Kraft wirkt ergänzend mit. Im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert hat die noch einmal hervorbrechende wilde Urkraft des Germanenthums in Wechselwirkung mit drei einander bekämpfenden Orthodoxien böse Verirrungen gezeitigt, die im achtzehnten der Neuhumanismus durch das Zurückgreifen auf die griechische Humanität überwunden hat; und diese Kraft wirkt durch das Gymnasium bis heute fort.

Es ist ein sehr verwickelter Apparat, dessen sich Gott zur Erziehung der Völker bedient. Frevel und Thorheit wäre es, schon das Kind in diese Wirrniß hineinzustoßen; für den jungen Menschen ist der enge und sauber begrenzte Horizont der Konfessionschule das zuträglichste geistige Milieu. Aber für die Gesammtheit wäre es schlimm, wenn Alle in dieser Enge befangen blieben. Des reifenden Menschen Blick muß über die konfessionellen und nationalen Grenzberge hinausgelenkt, ihm muß gesagt werden, daß hinter diesen Bergen auch noch Leute wohnen, die im großen Haushalt Gottes wichtige Funktionen auszuüben haben.

Neisse. Dr. Karl Jentsch.



Was quälen wir uns so mit all den Plagen?
Sind mitten in des Wechsels Reich
Doch unsre Zelte aufgeschlagen!
So laßt uns denn in trüben Tagen,
Von manchen Leiden bleich,
Wie Weise uns betragen.
Heut mag ein feindliches Geschick uns quälen,
Doch morgen hört Fortuna auf, zu schmälen,
Sie neigt sich hold und wir, — wir lachen gleich.
Beklagen wir nicht immer unser Los;
Sein wechselnd Spiel liegt gar zu offen.
Des Weisen Furcht sei nie zu groß,
Doch noch geringer sei sein Hoffen.

Fritz von Preußen.



Die Judenfrage. *)

Der Mensch, der von allen Benjamin Disraeli in der Anlage am Aehnlichsten war, hat um die selbe Zeit in Deutschland gelebt; aber die eigenartigen Verhältnisse unseres Landes haben ihn getrieben, einen anderen Weg zu gehen. Während der englische Jude Benjamin Disraeli, der Neugestalter des Torythums, Erster Minister und Standesherr von England geworden ist, hat der deutsche Jude Ferdinand Lassalle den Umsturz erstrebt. Auch er war von ungeheurem Ehrgeiz erfüllt und hatte als Wirklichkeitmensch und aus einem adeligen Fühlen heraus zunächst das Bestreben, die Herrschenden für seine Gedanken zu gewinnen. Erst nachdem er ihre Sprödheit erkannt, eignete er sich als Wahlspruch den vergilischen Vers an: „Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo." Auch in ihm lebte neben der politischen Begabung die dichterische, auch bei ihm wurde diese von jener schließlich besiegt. Sein Formensinn verleitete auch ihn in jungen Jahren zum Dandythum; Rassenerinnerungen und Romantik veranlaßten seine Ostreisen, von denen er allerlei sonderbares Geräth mitbrachte, zwischen dem er dann in Berlin eine verfeinerte Geselligkeit pflegte. Auch er suchte, ehe er sich ganz der Gestaltung der Wirklichkeit zuwandte, in der Philosophie den Schlüssel zum Verständniß der menschlichen Natur, jenes Wissen, welches Macht ist. Auch er verfocht das Ansehen des Staates gegenüber bürgerlichem Manchesterthum. Auch er vergötterte den Schöpfergeist und verachtete die Oeffentliche Meinung und die Zahl. Aber in seinem Leben entstand ein Bruch. Die Enge der deutschen Verhältnisse machten aus ihm, der von Haus aus adelig gesinnt und ein Verächter der Masse war, da er sich zum kniebeugenden Lakaien zu gut fand, einen Umstürzler. Er ist das Vorbild geworden für die unglücklichen deutschen Geister, die, weil ihnen die Wirklichkeit versperrt ist, radikal werden und von einer auf allgemeines Stimmrecht gegründeten Massenherrschaft eine höhere Schätzung geistiger und persönlicher Werthe erhoffen, als sie die Schicht der jetzt in Deutschland Herrschenden hegt. Auch Lassalle konnte zwischen den Oberen und den Unteren eine Weile schwanken; fest stand nur, wie bei Disraeli, die Verachtung der ideallos verödeten Mittelklasse, die keinen Hauch mehr von den Dichtern und Denkern des deutschen Volkes verspürte. Dennoch ist diese deutsche Mittelklasse geistiger, besser und zu mehr Idealismus bereit als die englische, während in England der Adel an Weitblick dem unseren überlegen war. Darum wurde es möglich, daß er schließlich doch Disraeli in seine Reihen aufnahm, während Lassalle der traurige Ruhm bleibt, Theile des deutschen Bürgerthums (denn aus ihm, nicht aus dem

---

*) Bruchstücke aus „Englands politisches Vermächtniß an Deutschland durch Benjamin Disraeli, Lord of Beaconsfield"; Herr Oskar A. H. Schmitz läßt das Buch bei Georg Müller in München erscheinen.

Volk, ist die Sozialdemokratie hervorgegangen) für seine Lehren gewonnen zu haben, an denen die Bitterkeit des Ausgestoßenen haftet.

Die Verantwortung, welche die Herrschenden bei uns durch die Verschmähung solcher Helfer auf sich nehmen, ist ungemein groß. Es giebt Personen, die, wenn sie nicht Erzengel sein können, Lucifer werden. Nicht alle freilich; nur ein ganz geringer Bruchtheil Derer gehört dazu, die heute den Arm oder die Feder gegen die Gesellschaft richten. Seine ungeheure Zähigkeit erlaubte Lassalle nicht, zu ruhen. Da er kein Herrscher werden konnte, wurde er ein Empörer. Auch in ihm mischte sich mit der edelsten Form des Ehrgeizes jene disraelische Eitelkeit auf den äußeren Erfolg. Das machte es doppelt gefährlich, diesem Mann die Thür zu weisen. Die Uebereinstimmung der beiden Charaktere ist so groß, daß man versucht sein könnte, in ihnen ein bewußtes Beispiel der Vorsehung zu erblicken, als ob sie hätte zeigen wollen, was unter entgegengesetzten Bedingungen aus dem selben Charakter wird. An der Schwelle beider Laufbahnen steht ein günstiges Urtheil Heines, am Ende beider Leben die Anerkennung eines Mannes, der schwer anerkannte, Bismarcks. Ueber Disraelis „Contarini Fleming“ hat Heine freundlich geurtheilt. In Lassalle, der in Paris viel um ihn war, erblickte der Dichter die Hoffnung des jungen Deutschlands. In dem selben Jahr 1878, als Bismarck der Persönlichkeit Lassalles im Reichstag öffentliche Anerkennung zollte, hat Lord Beaconsfield manchen Abend bei dem Kanzler allein in der Wilhelmstraße gesessen, nachdem die Reden der Versammlung verhallt waren.

Wie soll sich Deutschland künftig zu seiner Judenschaft stellen? Blind dem Beispiel der Westländer zu folgen, wäre hier eben so verkehrt wie in allen anderen politischen Fragen. Die Lage ist bei uns ganz anders. Die Anzahl der Juden in England, Frankreich und Amerika ist verschwindend klein im Verhältniß zur Bevölkerung. Bei uns ist die Verhältnißzahl am Höchsten. Trotzdem erstaunt Jeder, der sie hört, auch bei uns über ihre Kleinheit. Deutschland hat nämlich nicht mehr als etwa eine halbe Million jüdischer Einwohner. Woher das Staunen? Warum glaubt Jeder, die Zahl müsse viel größer sein? Weil sich die Juden durch ihre Begabung einen ungeheuren Einfluß im Geschäftsleben, in der Presse, auf der Bühne verschafft haben. Die Judenfeinde sagen, eben darum müsse man sie kräftig bekämpfen. Politischere Köpfe aber fragen sich, ob es nicht besser sei, diese Macht dem Staat nutzbar zu machen. Der Haupteinwand dagegen ist, daß man durch volle Gleichberechtigung der Juden den „jüdischen Geist“ in dem deutschen Gemeinschaftleben zu voller Herrschaft bringen würde. Dagegen wird nun wieder behauptet, dieser jüdische Geist sei nichts Anderes als die natürliche Folge steter Zurücksetzung. Wenn die Juden in jeder Hinsicht gleichberechtigt seien, gäbe es keinen jüdischen Geist mehr. Das bedarf einer genaueren Untersuchung.

Wir haben in Deutschland vier Arten von Juden, die durchaus verschieden gewürdigt werden müssen: die rechtgläubigen, die Zio-

nisten, die getauften und die übrigen. Die rechtgläubigen machen gar keine Schwierigkeit. Sie verlangen nichts Anderes als Duldung ihres Bekenntnisses: und die haben sie seit Friedrich dem Großen. Ansprüche auf Ausübung der Staats- und Militärhoheit machen sie nicht, können sie nicht machen, da ihnen ihr Bekenntniß eine Anzahl von Regeln auferlegt, welche die Ausfüllung einer Beamten- oder Offizierstelle in unserem Staat ausschließt. Schon die Thatsache, daß sie an einem Wochentag nicht schreiben dürfen und nach bestimmten Vorschriften kochen müssen, ist ein Hinderniß. Etwas anders ist die Lage der Zionisten. Sie sind die rassestolzen Juden von der Art Disraelis, die sich ihrer alten Abstammung rühmen und in ihrer Beurtheilung des heutigen Großstadtjudenthums mit den Judenfeinden in vielen Punkten übereinstimmen. Nur sagen sie, daß die mißachtete heutige jüdische Art nicht Rasseerbtheil sei, sondern die Folge Jahrhunderte langer Unterdrückung. Als Heilmittel aber verlangen sie nicht möglichstes Aufgehen der Juden in ihr Wirthsvolk, sondern stolze Selbstbesinnung auf die eigene, unverfälschte Art. Die jüdische Heimath soll wieder Zion werden, wo sie einen zeitgemäßen, den anderen gleichberechtigten Staat gründen wollen. Wer auch immer in Europa oder gar in Palästina, wo die jüdischen Ansiedelungen längst begonnen haben, mit Zionisten verkehrt hat, wird überall die höchste Lauterkeit des Charakters, verbunden mit der starken Geistigkeit des Judenthums, gefunden haben. Nun sollte man glauben, daß die Zionisten von Deutschland auch nichts Anderes als vorläufige Gastfreundschaft verlangten, bis ihr zionistisches Ideal Erfüllung findet. Dem ist aber nicht so. Eine Volksseele wird nicht allein durch die Logik geleitet; und so verlangen denn die meisten Zionisten die Zulassung zu den höchsten Staats- und Militärämtern im Reich. Es hat nicht viel Zweck, darüber mit ihnen zu streiten. Daß sie logisch im Unrecht sind, ist kein Zweifel; aber die Frage erhebt sich, ob man ihnen nicht trotzdem der Früchte wegen entgegenkommen kann. Die Zionisten sagen, daß sie ihre ganze Kraft, genau wie die Christen, dem Staat, der Gemeinschaft zur Verfügung stellen, Steuern zahlen wie die Anderen, und ihr Stolz empört sich dagegen, daß sie trotzdem von den hohen Aemtern ausgeschlossen sein sollen. Wenn, wie gesagt, dieser Stolz auch nicht ganz logisch urtheilt, so ist er doch menschlich nur zu begreiflich. Die Zionisten sitzen zwischen zwei Stühlen: von den Juden als Schwärmer verspottet oder gar bekämpft, haben sie bei den Nichtjuden noch immer nicht das Vorurtheil gegen ihr Judenthum überwunden. Das macht empfindlich. Giebt man nun nicht oft einem empfindlichen, aber sonst werthvollen Menschen gern nach, zumal, wenn daraus kein Schade entsteht? Die Zionisten würden nichts von dem „jüdischen Geist“ in das deutsche Staats- und Heerleben einführen; denn diesen Geist empfinden sie als eben so unjüdisch, wie wir ihn als undeutsch empfinden. Als Menschen bilden sie, wie gesagt, an Charakter wie an Geist eine Auslese. Sie würden also keine Gemeinschaft verschlechtern, in die sie aufgenommen wür-

den. Man betrachte sie wie edle Flüchtlinge eines zerstörten Vaterlandes, so, wie man während des Zerfalls des alten Reichs, besonders aber nach 1806, im Ausland die Deutschen betrachtete. Wie viele beste Deutsche haben damals in fremden Staaten und Heeren hohe Aemter ausgefüllt? War nicht selbst der Freiherr vom Stein im Begriff, in russische Dienste zu treten? Läßt man nicht auch heute noch in unser Heer befreundete Ausländer zu? Natürlich würde auch hier die Zulassung von der Persönlichkeit abhängen; aber es ist nicht anzunehmen, daß die Zionisten, die überhaupt Fähigkeit und Neigung verspüren, deutsche Beamte oder Offiziere zu werden, als ungeeignet befunden werden sollten. Sie würden sicher eine werthvolle, aber an Zahl geringe Auslese darstellen.

Die dritte Gruppe, die getauften Juden, bieten eben so wenig Schwierigkeiten, wie die erste der rechtgläubigen. Sie haben überall Zutritt, falls ihre Persönlichkeit geeignet befunden wird. Dieser Einschränkung aber unterliegen auch alle Nichtjuden. Auch nichtjüdische Deutsche von gesellschaftlich unzulässiger Lebensart und Erscheinung werden es als höhere Beamte oder Offiziere nicht weit bringen.

Die große Mehrheit der deutschen Juden gehört nun aber keiner dieser drei Gruppen an, sondern man muß sie zusammenfassen unter dem Wort: die anderen. Bezeichnend ist schon, daß man keinen zutreffenden Namen für sie finden kann. Sie haben mit dem Glauben ihrer Väter längst gebrochen, das zionistische Rassenideal erscheint ihnen bald lächerlich, bald feindsälig. Ohne Zweifel achten sie die christliche Sittlichkeit und deutsches Wesen. Fragt man sie aber, warum sie sich nicht taufen lassen und damit alle Schwierigkeiten lösen, so erhält man die zunächst entwaffnende Antwort: Weil wir nicht so gesinnungslos sind, um des äußeren Nutzens willen ein fremdes Bekenntniß anzunehmen. Dadurch erscheint nun das Problem zunächst unlösbar, da man eben so sehr diesen Standpunkt achten zu müssen glaubt, wie man verhindern muß, daß Menschen deutsche Staats- und Militärhoheit ausüben, die sich nur bedingt zu unserer Art und zu unserem Glauben bekennen. Hier giebt es keinen Ausweg, wenn man nicht die Selbsttäuschung erkennt, die in solcher Gesinnungstärke liegt. Es ist ganz gewiß aller Ehren werth, daß ein erwachsener Jude sich vor der Komoedie einer Taufe scheut, bei der nicht sein Herz ist. Ja, es liegt sogar eine gewisse Hochachtung vor unserem Sakrament in der Weigerung des Juden, es gedankenlos als reine Form zu vollziehen. Ganz anders aber liegt die Frage, ob er seine Kinder durch die Taufe in die Staatsreligion aufnehmen soll oder nicht, da das Kind ja selbst noch keinen Glauben haben kann. Von den Eltern aber wird ein solches Bekenntniß gar nicht verlangt. Der gebildete Stadtjude steht heute meist dem Christenthum gegenüber auf dem selben Standpunkt wie eine große Anzahl gebildeter Christen. Auch sie gehen nicht in die Kirche, haben aber eine tiefe Achtung vor dem Geist des Christenthums und können daher ohne jede Gewissenverwirrung ihre Kinder durch

die Taufe in die Kirche aufnehmen lassen. Durch den Religion- und Konfirmationunterricht wird ihnen später der Inhalt der christlichen Religion vermittelt; und dann mögen sie selbst sehen, welche Stellung sie zu ihr einnehmen werden, ob eine kirchlich gebundene oder eine freie. Jedenfalls aber muß dem Kind Gelegenheit gegeben werden, die Grundlagen dieser Religion genau kennen zu lernen. Was würde nun von den jüdischen, aber nicht mehr an ihrem Glauben hängenden Eltern verlangt als Das, was so viele nicht mehr kirchengläubige christliche Eltern thun, indem sie ihre Kinder durch die Taufe in die Staatsreligion aufnehmen lassen? Da antworten denn die Juden: „Nie und nimmermehr werden wir der Ueberlieferung unserer Vorfahren untreu. Wir sind Juden und wollen es bleiben." Gerade der Deutsche achtet einen solchen Standpunkt und hat darauf nichts zu erwidern. Aber man frage noch einmal, was denn die weder rechtgläubigen noch zionistischen Juden unter der Ueberlieferung ihrer Vorfahren verstehen; bald kommt man dann bei naher Prüfung dazu, daß es eigentlich gar nichts mehr ist als das Wort: Jude. Sie täuschen sich selbst, wenn sie meinen, daß, was sie so hartnäckig festhalten, noch irgendeinen solcher Hartnäckigkeit würdigen Inhalt habe. Daß sie von Juden abstammen, ist nicht bedeutsamer, als daß mancher gute Deutsche englische oder französische Ahnen hat. Er wird sich ihrer gern als einer Besonderheit erinnern, aber nur ganz verwirrte Menschen werden auf Grund solcher Abstammung, etwa in Kriegszeiten, behaupten, sie könnten ihr Franzosen- oder Engländerthum nicht ganz aufgeben und einem Krieg gegen Franzosen und Engländer ihres Blutes wegen nur bedingt zustimmen. Wie viele Offiziere mit französischem Namen hat das deutsche, wie viele mit deutschen Namen das französische und das russische Heer aufzuweisen! Jene Juden nun, die von dem Judenthum nichts Anderes mehr bewahren als den Namen und das Gedächtniß an ihre Vorfahren, befinden sich in einer verderblichen Selbsttäuschung, wenn sie deshalb ihre Kinder nicht taufen lassen wollen. Ihr Judenthum ist nur eine Erinnerung, die ihre Nachkommen als etwas Ehrwürdiges pflegen können, auch wenn sie getauft sind. Dadurch stehen sie in vollkommenem Gegensatz zu den rechtgläubigen und den zionistischen Juden, für die das Judenthum mehr ist als ein Name.

Die Judenfeinde werden behaupten, daß diese Juden doch mehr als der bloße Name vom deutschen Wesen trennt, nämlich der gefährliche „jüdische Geist", der durch die Taufe nicht beseitigt wird. Ich stimme mit den Zionisten darin überein, daß es heute eine Art jüdischen Geistes giebt, der mit der Rasse nichts zu thun hat; ich widerspreche aber Judenfeinden wie Zionisten in Allem, was sie über die körperliche Rasse an sich Böses oder Gutes sagen, vielmehr glaube ich an einen bestimmten Rassegeist, der sich längst von seiner körperlichen Unterlage befreit hat. Wie viele heute lebende Deutschen sind noch Germanen, haben überhaupt noch germanisches Blut? Eben so frag-

lich ist, ob den europäischen Juden heute wirklich noch viel semitisches Blut in den Adern fließt. Trotzdem ist kein Zweifel, daß es einen deutschen und einen jüdischen Rassegeist giebt, der sich auch körperlich ausdrückt. Was einen deutschen von einem französischen oder englischen Jungen unterscheidet, sind Züge, die schon Tacitus bei den alten Germanen festgestellt hat. Eben so giebt es einen jüdischen Rassengeist, der sich in Moses und Jesaias, in Salomon und Jesus Sirach, in Jehuda ben Halevi und Spinoza ausgedrückt hat, und ferner giebt es den entarteten Geist des jüdischen Großstadtmenschen, wie er in einem Theil unserer Presse, unserer Bühnen und in den gesellschaftlichen Gewohnheiten gewisser jüdischer Emporkömmlingschichten unverkennbar ist.

Der Rassegeist ist gewiß aus einer bestimmten körperlichen Rassegemeinschaft einmal entstanden, aber er gebärt sich fort und fort, unterwirft sich angegliederte Menschen anderer Rassen und überlebt noch, wenn von der Urrasse nur noch wenig Blut, vielleicht gar keins mehr vorhanden ist. Die Taufe selbst vermag natürlich an sich den christlich-germanischen Rassegeist nicht zu übertragen. Wer aber durch sie eng und eindeutig der christlich-germanischen Gemeinschaft eingefügt ist, wird dadurch der steten Einwirkung und schließlich der Unterwerfung durch jenen Rassegeist ausgesetzt. So ist es möglich, daß es sehr viele Juden giebt, die gar nichts von dem jüdischen Geist, weder dem echten noch dem entarteten, in sich haben, sondern durchaus wie Deutsche leben, lieben und urtheilen. Der getaufte Jude ist in die Gemeinschaft aufgenommen und dadurch der gefährlichen Zweiheit des nicht getauften deutschen Juden entzogen, der weder ganz Jude noch ganz Deutscher sein kann. Und damit kommen wir zu Dem, was der mißachtete jüdische Geist eigentlich ist, in dem die Zionisten mit Recht eine Entartung sehen.

Man behauptet, der Jude könne so, aber auch anders handeln; niemals liege eine überzeugende Nothwendigkeit in ihm und deshalb könne er niemals herrschen. Man lasse sich einmal von Juden ihre Kindheitgeschichte erzählen. Das jüdische Kind ist zunächst genau so unbefangen wie jedes andere; aber sehr bald erfährt es, daß mit ihm irgendetwas anders ist. Es ist wohl deutsch, wie die übrigen, aber es ist auch jüdisch. Was aber dieses Jüdische ist, kann ihm zunächst kein Mensch sagen; denn einen Inhalt hat, wie gesagt, das Wort nicht mehr; jüdische Großstadtkinder werden darum selten im jüdischen Glauben erzogen, und wenn, dann auch wieder mit Einschränkungen und Bedingtheiten. Muß dadurch die kindliche Seele nicht verwirrt werden? Dann erleben sie die Judenfeindschaft der Schulkameraden, die ungerecht, aber begreiflich ist: weil sich die nichtjüdischen Kinder auch keine rechte Vorstellung davon machen, was denn jenes Judenthum eigentlich ist, da es ja für seine eigenen Vertreter gar keinen greifbaren, zu vertheidigenden Inhalt mehr besitzt. Dazu kommen persönliche Empfindungen. Die jüdischen Kinder sind begabt und fassen

schnell auf: Das ärgert die anderen. Dafür werden die jüdischen Kinder sonst wieder nicht ganz voll genommen: Das macht sie überempfindlich. Der jüdischen Kindesseele ist eine Aufgabe aufgebürdet, die kein Kind zu lösen vermag; daraus entsteht das Uneinheitliche, Schwankende, Nervenschwache des späteren Menschen, dem man vor allen Dingen mangelnde Echtheit vorwirft, so sehr man sich immer wieder im Einzelnen von seinen Vorzügen überzeugen läßt. So lange daher jene Zweiheit bestehen bleibt, die das jüdische Kind meist schon mit vier bis fünf Jahren zu fühlen beginnt, wird jene gebrochene Halbheit des jüdischen Menschen bestehen bleiben, die kein volles Vertrauen erweckt und die der Jude selbst nur zu gut kennt und verspottet. Es ist bekannt, daß die berühmten jüdischen Witze nicht Erfindung feindlicher Nichtjuden sind, sondern von den Juden selbst geschaffen werden. Noch niemals hat ein Nichtjude einen jüdischen Witz gemacht, und nur wenige Nichtjuden vermögen jüdische Witze in ihrer ganzen, oft tragischen Tiefe zu verstehen; denn die jüdische Zweideutigkeit, so komisch sie nach außen wirkt, in der Tiefe ist sie eine furchtbare Tragik. Sie kann niemals dadurch beseitigt werden, daß man Menschen mit diesem inneren Bruch so behandelt, als hätten sie ihn nicht, ihnen also Staats- und Militärhoheit überträgt. Die Folge wäre nur, daß die westlichen Ideale einer schollenlosen Menschheitverbrüderung auch bei uns immer mehr Eingang fänden und unser Gemeinschaftwesen zersetzten; denn Niemand wird leugnen, daß die politischen und sozialen Ansichten jener eben geschilderten, innerlich zerrissenen Juden die Gedanken von 1789 sind, die an die Stelle festverwurzelter, selbstbewußter und eindeutig gerichteter Völker die Zerfahrenheit allgemeiner Menschheitideale setzen wollen. Begreiflich ist, daß ein schollenloses Volk wie die Juden zu Trägern solcher Gedanken werden konnte; denn wenn nur noch die Menschheit, nicht mehr das Volk gelten soll, dann brauchen die Juden nicht länger um ihre verlorene Volkheit zu trauern. So lange sich die Judenfeindschaft gegen das zersetzende Judenthum wendet, kann man ihr nicht widersprechen. Ganz anders aber, wenn die Juden völkisch werden wollen, wenn sie sich als Zionisten auf ihr eigenes Volksthum besinnen oder sich für das christlich-germanische Volksthum entscheiden und ohne irgendwelche Vorbehalte sich zu seinem Geist und zu seinen Formen bekehren. Das geschieht, wie gesagt, nicht allein durch die Taufe; aber die Taufe ist ein Sinnbild der Willensrichtung. Wer sein Judenthum nur benutzt, um jüdische Witze darüber zu machen, seine deutsche Staatsangehörigkeit, um gute Geschäfte abzuschließen, und seine deutsche Bildung, um durch Sophismen deutsche Art und deutsche Staatsformen zu entwerthen und zu untergraben, Der mag wohl in einem so starken Volk wie dem deutschen geduldet sein, aber Staats- und Militärhoheit darf er nicht ausüben. Zahllose unter ihnen sind freilich anständige und die meisten in ihrer Arbeit nützliche Menschen. Mit vielen von ihnen ist gesellschaftlicher Verkehr und Freundschaft

vorbehaltlos möglich; wer aber einen Begriff davon hat, was der Kameradschaftgeist unseres Offiziercorps ist, Der weiß, daß ihre Aufnahme trotz ihren auch von vielen Offizieren anerkannten Vorzügen nicht durchführbar ist. Das Wesen des Kameradschaftgeistes unter unseren Offizieren ist eine gewisse Einheitlichkeit des Fühlens und Werthens. Die aber fehlt gerade jenem innerlich getheilten Juden durchaus; manchmal, weil er darüber steht und deshalb die Welt vielfältiger sehen muß; denn der Bruch, den das jüdische Kind bereits in seiner Seele fühlt, kann bei einzelnen Persönlichkeiten zu einer Hochsteigerung des geistigen Lebens führen. Mag nun dieser Jude durch seine innere Zweiheit unter oder über der eindeutigen Weise unserer Offiziere stehen: er wäre unter ihnen (Das sei ohne jede Werthung gesagt) ein Fremdkörper.

Die Juden könnten etwas Entgegenkommen zeigen. Alle Achtung vor denen, die sich nicht taufen lassen wollen, weil sie, ohne zu glauben, kein Glaubensbekenntniß aussprechen wollen. Wenn sie aber ihre Kinder taufen ließen, thäten sie nichts Anderes als nichtjüdische Eltern, die selbst den Kirchenglauben aufgegeben haben, aber ihre Kinder in der Staatsreligion erziehen lassen, bis diese Kinder sich später selbst ein Urtheil bilden können.

„Die Abgeschlossenheit der jüdischen Rasse“, sagt Disraeli in der Lebensgeschichte Lord Bentincks, „ist der deutlichste Ausdruck gegen die Lehre von der Gleichheit aller Menschen.“ Die Glieder einer Rasse, die Familie, Religion und Eigenthum hochhält, kann nur der Mangel an Einwurzelungmöglichkeit mit Umsturzwünschen erfüllen. In England gehören die meisten Juden der Konservativen Partei an. Wo sie Minister geworden sind, haben sie, wie in Italien, sich oft als verständnißvolle Erhalter, selten als verwirrte Träumer oder Auflöser gezeigt. Die Juden sind durch Charakter und Ueberlieferung geneigt, eine konservative Gesellschaftschicht zu sein. Der hohe Grad ihrer geistigen Eigenschaften ist vielleicht nicht zum Mindesten gerade ihrer Abschließung zu verdanken. Wenn sie aus ihrer Sonderstellung, die Jeden irgendwie ungewöhnlich macht, herausgetreten sind, werden sie vielleicht eben so alltäglich wie die Durchschnittsmenschen ihrer Wirthsvölker. Die Sephardim, die an der Blüthe und dem Niedergang ihrer Wirthsvölker unbehelligt theilgenommen haben, scheinen heute geistig so erschöpft wie die Westeuropäer. Die Kraft der Rasse zeigt sich noch in den Askenasim, die, bis zum Anfang dieses Jahrhunderts ins Ghetto gesperrt, sich plötzlich regen durften und danach eine Fülle bedeutender jüdischer Männer mit deutsch klingenden Namen über die Welt sandten. Zu dem Ansehen, das deutsche Arbeit, geistige und stoffliche, in der Welt genießt, haben die Juden redlich mitgewirkt. Warum nicht den eingewurzelten freiwillig einen Antheil an der Regirung und Verwaltung gönnen, ehe sie ihn durch die Erzwingung des Parlamentarismus auch für die unerwünschten durchsetzen?

Oskar A. H. Schmitz.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Magdeburger Rennverein. Für den ersten Magdeburger Renntag, welcher vom 21. Mai auf Sonntag, den 4. Juni, verlegt ist, sind zum Nennungsschluss am 16. Mai die Nennungen zahlreich eingelaufen Das Eröffnungs-Jagdrennen weist allein 37 Unterschriften auf. Im Herrenkrug-Jagdrennen sind 21, Elbe-Jagdrennen 17, Doppelgänger-Jagdrennen 16 und Durchgänger-Flachrennen 17 Pferde eingetragen, während im Ausgleich-Jagdrennen 13 Pferde die Gewichte angenommen haben. Für das Wiedersehen-Jagdrennen sind die Nennungen am 23. Mai zu erwarten. Dieses Rennen hat noch eine vorteilhafte Neuerung dadurch erfahren, dass in diesem Rennen nur Pferde laufen können, welche sich im Besitze von aktiven und Reserve-Offizieren der deutschen und verbündeten Armeen befinden, welche in Feindesland an der Front stehen. Die hierdurch in gewissem Sinne zum Ausdruck kommende Bevorzugung der im Inlande befindlichen Offiziers-Rennpferde dürfte den allgemeinen Anschauungen entsprechen.

Dr. Möllers Sanatorium, in wundervoller Lage von Loschwitz, dem bekannten Villenvorort von Dresden, gelegen, mit Blick auf das Elbetal, hat auch in diesem Jahre seine Pforten für chronisch Kranke und Erholungsbedürftige geöffnet. Die individuell gehandhabten Diätkuren, darunter auch die zwar entbehrungsreiche, aber dafür auch in eingewurzelten Krankheitsfällen Erfolg versprechende Schrothsche Kurmethode haben den Ruf der Anstalt begründet. Für den weniger Begüterten ist durch eine besondere, von einem grossen Parke umgebene Zweiganstalt gesorgt, wo sich die Tagesausgaben für eine wirkungsvolle Kur auf 6—8 Mark belaufen. Ueber die Einzelheiten gibt der kostenfrei versandte Prospekt Auskunft.

Nachlässe Adolf Eberle, Josef Willroider usw. Am 6. Juni 1916 gelangen in der Galerie Helbing, München, Wagmüllerstrasse 15, die obenerwähnten Nachlässe sowie Gemälde aus Privatbesitz zur Versteigerung. — Mit Adolf Eberle und Josef Willroider sind zwei Künstler der alten Münchner Garde dahingegangen, deren Arbeiten sich allseitiger Beliebtheit erfreuten. — Adolf Eberle befasst sich mit der Schilderung der Sitten und Gebräuche des Volkes des bayerischen Alpenlandes. Er schöpfte seine Motive direkt aus dem Leben dieser urwüchsigen Bevölkerung, mit der er mehr wie ein Menschenalter in innigster Berührung stand und sie in aller ihrer Eigenheit kennen lernte und daher auch in ungezwungener Weise zu schildern wusste. Seine Bilder aus dem Jägerleben, Förster mit ausgegrabenen jungen Füchsen oder mit dem erlegten stattlichen Sechserbock, das dralle Förstertöchterchen mit dem Wurf junger Hunde, werden wohl in aller Erinnerung sein. — Josef Willroider war einer der berufensten Schilderer der deutschen Landschaft, auch ihm war, gleich seinem im Tode vorausgegangenen Bruder Ludwig, das Malen ein Lebensbedürfnis. Sich so ganz in die Einzelheiten der Natur, ihrer verschiedenen Tages- und Jahresstimmungen vertiefen zu können, war sein höchster Genuss. Im Nachlasse Josef Willroiders befinden sich auch Arbeiten seines Bruders und wird es viel Interesse bieten, die Arbeiten der beiden Brüder miteinander vergleichen zu können. — Ausser den Arbeiten der vorgenannten Künstler weist der Katalog noch nachstehende Namen auf: Jul. Adam, H. Baisch, Tina Blau, A. Braith, F. v. Defregger, W. v. Diez, K. Ebert, Jr. G. v. Edlinger, E. v. Gebhardt, H. Kauffmann, A. v. Keller, F. v. Lenbach, A. Lier, G. Marko, G. v. Max, A. Obermüllner, K. Raupp, J. v. Schraudolph, C. Seitz, C. Spitzweg, J. Wopfner, F. Zimmermann, H. v. Zügel usw. Der Katalog mit 8 Lichtdrucktafeln ist durch die Fa. Hugo Helbing zum Preise von M. 2.— zu beziehen.

Berliner Spediteur-Verein

Actien-Gesellschaft.

Bi'anz am 31. Dezember 1915.

Aktiva.	M.	pf
Grundstücks-Konto Lausitzer Strasse 41	541 548	65
Grundstücks-Konto Steglitz	77 901	59
Kassa-Konto	8 259	37
Effekten-Konto	908 558	50
Wechsel-Konto	899	30
Effekten-Zinsen-Konto	2 035	15
Futter-Konto	38 471	77
Konto-Korrent-Konto	643 618	72
Pferde-Konto	93 711	—
Fuhrwerks-Konto	10 000	—
Wagenplan-Konto	3 000	—
Materialien-Konto	1 924	—
Utensilien-Konto	1	—
Maschinen-Konto	1	—
Drucksachen-Konto	1	—
Güterschuppen-Konto	44 000	—
Speditions-Konto	2 157	21
Kaut.-Effekt.-Konto . 34 300,—	—	—
	2 376 088	26

Passiva.	M.	pf
Stamm-Aktien-Kapital	478 200	—
Vorzugs-Aktien-Kapital	1 080 000	—
Reserve Fonds-Konto	155 820	—
Spezial-Reserve-Fonds-Konto	70 000	—
Kriegs-Reserve-Fonds-Konto	130 000	—
Pferde-Reserve-Konto	—	—
Hypotheken-Konto	300 000	—
Dividenden-Konto	474	—
Konto-Korrent-Konto	139 887	90
Kautions-Konto . . 34 300,—	—	—
Unfall-Versich.-Prämien-Konto	10 000	—
Gewinn- und Verlust-Konto	11 706	36
	2 376 088	26



Berlin, den 10. Juni 1916.

Das Fest des Geistes.

Skagerrak.

Der deutschen Seemannschaft wurde im zweiten Kriegsmonat hier gedacht. „Unter Allen, denen das höchste Glückserlebniß heute gestattet, für Deutschlands Macht und helle Zukunft die Waffen zu führen, ward Euch die härteste Pflicht. Die Kameraden vom Landheer haben dichte Schaaren, reisige Söhne und Söldner aus vier Reichen, niedergerungen; sie kämpfen schon unter dem staunenden Auge des zweiten Mondes oder wissen, daß sie morgen in Kampf stürmen dürfen. Ihrer Thaten Ruhm hallt, klirrt, dröhnt durch die Welt und dem spröden Willen des Feindes selbst entbindet aus Wuthwehen sich das Bekenntniß: Nie sah die Erdfeste solches Heer. Ihr? Müsset warten. Vielleicht, bis des Spätherbstes gelbbrauner Nebel die Nordsee und das Aermelloch düstert. Vielleicht noch länger. Fünfzig Tage, fünfzig Nächte hindurch seid Ihr, in jeder Minute, nun zu kämpfen bereit. Für den Auftrag, dessen Ausführung mit dem Leben bezahlt werden muß (muß: welche Schicksalspunktzahl auch der Eisenwürfel nach dem Fall zeige), haben aus Euren Reihen sich Hunderte gemeldet. Jauchzend, wie in die Brautkammer, darin die Geliebte harrt, würdet Ihr, Offiziere und Mannschaft, fürs Vaterland in Todesgewißheit schreiten. Der graue Admiral und der jüngste Maat, der mühsam jetzt, von eines ungeschützten Fischdampfers Deck, Seeminen aufsammelt, fleht

die Stunde herbei, die auch sein Blut für die zum Reichsneubau nöthige Mörtelmischung heischt. Fünfzig Tage, fünfzig Nächte lang ist in Euch jeder Nerv gestrafft, glüht jede Fiber, rüttelt jeden Lufthauch, der aus dem Brustschacht klimmt, der männische Wunsch, den Erzrumpf des Feindes zu zerstücken, seines Hauptes Dach mit Flammenbiß aufzureißen, seine Polypenarme, als ein Bündel blutiger Fetzen, ins Meer zu streuen. Nordwärts möchtet Ihr, nach der Küste Schottlands, dampfen, die Sperre, das Werkzeug zu verschmitztem Kundenfang, brechen und erweisen, daß die Flotte, die Schiller als unüberwindlich pries, heute von furchtloser Kraft zu überwinden ist. Ihr müsset warten. Alle gehorchen. Denn sie sind Deutsche, also in Ordnung, Unterordnung gewöhnt und dem Uebermuth fern, der gegen unwillkommenen Befehl den Meuterdrang aufpeitscht. Doch Mancher preßt die Kiefern fest zusammen, daß kein Wort, kein Ton zornigen Schmerzes durch das Zahngatter schlüpfe. Und an tausend Herzen nagt die Frage: ‚Wie lange noch müssen wir, in steter Bereitschaft und ohne Erlaubniß zu Handlung, als Buchtwächter und Nordmeerpförtner hier lungern? Den Brüdern gönnen wir gern den in Belgien, Lothringen, Ostpreußen, an den Ufern der Memel und des Aisne gepflückten Lorber; neiden ihnen nur die Möglichkeit, für Deutschland zu fechten, zu bluten und im Saft ihres Lebens einen Theil des Feindeschwarmes wegzuschwemmen. Muß, wenn wir thatlos bleiben, die Heimath nicht glauben lernen, wir seien wirklich, wie der liebe dicke Zollernonkel und Baccaratkönig Eduard zwinkernd zu sagen pflegte, nur Willys Spielzeug? Unsere Waffe in Friedenszeit zwar, als Einschüchterungmittel, tauglich, aber im Thorwinkel, hinter Fels- und Feuerschlundschutz zu bergen, wenn dieses Mittel den Nutzen versagt und Britania den Krieg, vor dem es zu bangen schien, gewagt hat? Muß das Volk nicht von der Meinung durchdrungen werden, daß unsere Arbeit zu lässig war, um uns draußen Furcht, im Herzen deutscher Menschheit Vertrauen zu werben?‘

Nirgends, deutsche Seekrieger, fändet Ihr im Land Eurer Liebe solchen Wahn; nicht im Hirn eines kaum zum Bewußtsein erwachten Kindes. Jeder Deutsche ist stolz auf Euren Muth, Euren Willen zur Schlacht, Eurer Seelen völlige Hingebung ans Vaterland. Jeder weiß, wie Ihr, unermüdlich, gearbeitet und was Ihr mit dieser Fleißleistung erreicht habt. Daß nicht nur die Panzerung

Eurer Schiffe härter und die Durchschlagskraft Eurer Geschosse stärker ist als der Briten: daß Ihr auch durch die Sicherheit Eures messenden Blickes, die Flinkheit Eurer Hände, die Dauer Eurer Gefechtsfähigkeit ihnen überlegen seid. Die unüberwindliche Flotte? Das Wort sprach Wahrheit, als Schiller in eines Priesters inbrünstigem Feiersang ein England rühmte, in dem der Allmächtige eines Heldenstammes Wurzelscholle, die Tyrannenwehr, das Paradies der Freiheit hege und das er deshalb wider das schwimmende Heer furchtbarer Citadellen schütze. Soll, sprach er, ‚soll mein Albion vergehen, der Unterdrückung letzter Felsendamm zusammenstürzen, der Menschenwürde starker Schirm verschwinden?‘ Wo ist die ‚großherzige Britania‘, der unser Dichter zurief: ‚Der Segel stolze Obermacht, hast Du sie nicht von Millionen Würgern erstritten in der Wasserschlacht?‘ Unser Auge sucht sie vergebens. Unser Dichter priese sie nicht mehr als der Länder Fürstin, die mit dem Geist und dem Schwert die Herrschaft über die Meere errang; spräche, wenn er sie in Lebensgefahr erblickte, nicht mehr: ‚Bang schaut auf Dich der Erdenball und aller freien Männer Herzen schlagen und alle guten, schönen Seelen klagen theilnehmend Deines Ruhmes Fall.‘ Wer weiß, ob nicht auch ihrer Marine Kraft vom Rost so zerfressen ist wie ihres Volksthumes Stolz auf Freiheit und Würde! Ihr, deutsche Seekrieger, seid jung; und jung ist, an unseren Küsten, Euer Wehrgeräth. Ihr seid nicht mit Eitelkeit bepackt, von Alltagsgewöhnung vernarbt, im geistlosen Brauch überlieferter Formen und Glaubenskapseln erstarrt. Was England zu lehren vermochte, lerntet Ihr; erwarbet es, mit ungeheurem Aufwand eigener Arbeit, aber, um es recht zu besitzen, und schufet dann selbst Euch die Ordnung, den Plan, das Pflichtengehäus, die Eurer Wesensart angepaßten Künste zum Kampf. Alldeutschland vertraut Euch ohne Wank; empfindet längst, daß Eure Glieder aus seinem edelsten und drum dauerbarsten Menschenstoff gefügt sind; schätzt Euren schönen, männlich frohen, nie mürrischen Ernst, die selbstlose Hingabe an die Gemeinschaftsache und Euer Streben, auch des Geistes Fuß auf Gipfel zu heben, nicht behaglich auf der früh erkletterten Stufe zu weilen. Müßtet Ihr in die Schlacht: wir würden nicht bangen. Wir wüßten Germaniens Ehre in treuster Hut. Heldisch würdet Ihr kämpfen; und Helden begrübe das Meer. Doch Eurem Sehnen darf unseres sich nicht vermählen. Noch nicht. Unter

Allen, die für Deutschland gewaffnet sind, wird Euch die härteste Pflicht zugemuthet: zähe Geduld. Unser Heer ficht hinter dem Wall der Gewißheit, daß, auf Jahre hinaus, für jeden Fallenden sofort ein Landsmann, mit keimendem oder mit greisendem Bart: ein rüstiger, in die Feuerreihe treten wird. Nur Ihr seid, Seekrieger, unersetzlich. Sinkt ein Schiff: wir haben kein anderes auszusenden; könnten auch während des Krieges nicht neue Mannschaft so schulen, daß die Bedienung der Feuer werfenden Kolosse im Größten und Kleinsten sicher verbürgt, gegen alles Ungefähr gefeit wäre. Allzu groß ist die Uebermacht der Zahl. Geduld muß Euer Schild sein.

Der Landkrieg ist einer Großindustrie ähnlich geworden (einer, die unwirksam bleiben müßte, wenn nicht Heldensinn, nicht Todesverachtung ihre Vorarbeiter wären). Zufallslaune ist aus dem Bereich dieses Krieges verbannt. Die ihn vorbereiten und leiten, knausern niemals am Material; wissen, daß der beste Stoff stets der billigste ist. Auch, was der Gegner zu leisten vermag; wie stark er, wie geschwind ist; wo auf seiner Haut die ungehürnte Stelle; welches Gelände ihm günstig und welches gefährlich. Sie haben errechnet, welche Massen er an jeden Ort werfen, wie ihnen Munition und Nährmittel sichern, wo die Verbindunglinie ihm zu lang werden könnte. Daraus ergiebt sich, was sie selbst brauchen, damit feindliche Ueberlegenheit nicht der Truppe die Lust zum Angriff dämpfe. Wer das modernste Geräth und die tüchtigste Bedienungmannschaft hat, siegt auf dem Händlermarkt und auf der Walstatt. Die Kriegsbereitung als Großindustrie, Kriegergeist und soldatische Zucht als jede Lebensregung bestimmende Mächte: auch da ist gewichtige Bürgschaft unseres Sieges. Das gilt fürs Festland. Einen Seekrieg gewaltiger Flotten sah unser Jahrhundert nicht. Die Holzkähne der Spanier waren den Amerikanern kein ernsthafter Gegner. Der Ueberfall in der Tsushimastraße bescherte den Japanern billigen Ruhm; schon die Navigation bürdete dem Führer der schadhaften, an Kiel und Rippen verschmutzten Schiffe und der grobkantigen, ungeübten, aus Werften, Fabriken, Schänken zusammengetriebenen Russenmannschaft allzu schwere Last auf. Nirgends ward aus Marinekämpfen unserer Zeit Erfahrung gespeichert, die dem Strategen und Taktiker zuraunt, was kein Lehrbuch ihm sagen konnte. Ungehemmt waltet hier Zufall. Wir zweifeln nicht, deutsche Seekrieger, daß Eure Feuer-

schlünde mächtig genug sind, um mit einem Treffer, einem einzigen, den feistesten Dreadnought in die Tiefe zu betten und den Mastriesen zu besiegen, der mit dem Rufnamen des Invincible prahlt. Dem Tapfersten aber entsinkt, wenn ein Geschwader ihn von allen Seiten mit glühendem Eisen und Sprengstoff beschüttet, endlich die siebenfach gehärtete Rüstung wie ein zerschlissenes Linnen. Der Schaumünze, die an den Untergang der Armada erinnern sollte, ward der demüthig frömmelnde Satz eingeprägt: ‚Gottes Odem blies sie hinweg.“ Trotzdem Ihr nicht zwölf Dutzend Dominikaner sammt einem Großinquisitor an Bord habt, könnte Euren Schiffen kein Orkan so gefährlich wie einst Medinas werden; doch jeder Sturm, der das Zielen erschwert, müßte den Gegner begünstigen, der Verlorenes rasch ersetzen kann. Geduld sei Euer Panzerschild. Durch Ueberrumpelung, die vereinsamte Kreuzer aus dem Gischt pflückt, und durch Stachelrede, die Euch als schlachtscheu verdächtigt, möchte England den Feind aus sicherem Gewahrsam in seine Fallen locken. Täubet die Seele wider solche Versuchung; gehorchet nicht nur, weil Ihr müßt, dem Befehl, der Ruhe gebietet, sondern erfüllet Euch mit dem Glauben an seine Nothwendigkeit. Und wären drei Viertel der Britenflotte zerstört: das letzte Viertel bliebe stärker als das Häuflein Verwundeter, das Ihr, nach Menschenermessen, aus solchem Kampf heimbrächtet. Franzosen (die, wenn die Hauptmacht ihres Landheeres besiegt ist, wohl den Union Jack hissen werden) und Japaner könnten die Zahl der Gefechtseinheiten schnell wieder höhen; und auch ohne diesen Zuwachs schwände Britaniens Angst vor dem Einbruch des deutschen Heeres in ihr Inselreich. Diese Angst brauchen wir; bis in den Tag, dessen Sonne die Ohnmacht Frankreichs und Rußland jedem Auge einleuchtet, ist sie unentbehrlich. Sitzet drum, Landsmänner, nicht mit gefurchter Stirn beim kargen Mahl in der Messe. Starret nicht schlaflos ins Dunkel der schmalen Koje und grollet nicht länger dem Schicksal, das Euch die hehrste Wollust, den Kampf, das Opfer fürs Vaterland, wehrt. Schonet die Nervenkraft; sonst lahmt sie, wenn Ihr den Hals des Kaltblüters drosseln dürft. Jeder Deutsche fühlt, daß auf Euch die härteste Pflicht lastet. Jeder ist dankbar für die Erfüllung. Dämmet, Offiziere, Soldaten, Matrosen, das heiß strömende Blut! Auch Ihr opfert der deutschen Gottheit. Lebend seid Ihr die Sorge Englands. Die darf erst mit ihm sterben.“

Die Geduld, zu der, sieben Wochen nach dem Kriegsausbruch, diese Sätze mahnten, wurde danach noch auf schwere Proben gestellt. Deutschlands Seemannschaft mußte warten; mußte dem Siegerzug der Kameraden vom Landheer durch Nordfrankreich, Galizien, Polen, Litauen, Kurland, Serbien aus stiller Ferne zusehen. Neidlos: doch alltäglich, allnächtlich in der Sengglut des Wunsches, auch ihre Kraft nun zu bewähren, den in harter Schule gehäuften Erfahrungschatz dem Vaterland zinsbar zu machen; und, trotz aller Betheuerung, stets in der Gemüthssorge, der innerer Nothwendigkeit unkundige Volkstheil könne meinen: „Unsere Seeleute leisten nichts Rechtes, lungern in Häfen oder hocken im geschützten Versteck und für die Entscheidung ist von ihnen nicht Wesentliches zu hoffen.“ Wider so thörichtes Meinen zeugten laut die Thaten der Kapitäne Von Müller, Weddigen, Von Mücke, Graf Dohna, des Admirals Grafen Spee und ihrer tapferen Mannschaft; zeugte die verwegene Behendheit, mit der die neue Waffe des Unterseekrieges genützt wurde. Der nicht durch Querschotten vom Seewesen Abgeschlossene erfuhr auch, wie stramm, in heimlicher Stille, die Marine arbeite; daß jede aus dem Landkrieg geholte Erfahrung im Hinblick auf die Verwendbarkeit zur See geprüft, jede Möglichkeit neuer Manövrirkunst und Feuerstärkung ausgenützt werde. Auch das über die Britenfurcht vor Deutschlands Einbruch in ihr Inselreich hier im September 1914 Gesagte ist von der Zeit bestätigt worden. Noch immer spukt der Glaube an die Gefahr deutscher Invasion durch das Vereinigte Königreich; noch immer werden deshalb, den Franzosen zu bitterem Verdruß, dreizehnhunderttausend Krieger auf den Inseln in Bereitschaft gehalten. Die würden frei, wenn die Angst vor deutscher Flottenleistung schwände. Daß die Britenfront um eine Million Köpfe schwächer ist, als sie sein könnte, haben wir unserer Marine zu danken. Die aber ist erst zufrieden, seit sie in offener Schlacht sich mit dem Feind messen durfte. Das glücklichste Scharmützel dünkte sie Kleinkram und die Pflicht zu Tauchbootkrieg gegen Handelsschiffe that sie ohne Lust. An Jütlands Küste, fern also von der Deutschen Bucht, in die Admiral Jellicoe ihr Handeln beschränkt wähnte, hat sie gezeigt, was sie kann; am Skagerrak, das der englische Seemann den sleeve nennt. Das in diesem Aermel der Nordsee Erlittene war in dem anderen, der Frankreich zugekehrten Manche

sofort fühlbar. Nur Narren hatten in England die deutsche Flotte unterschätzt; Ernsthafte, John Fisher und Charles Beresford, Winston Churchill und Balfour, immer ernstlich mit ihr gerechnet. Doch jetzt erst hört auch der Mann auf der Straße von der Panzerung deutscher Schiffe und der Durchschlagskraft deutscher Geschosse; und lernt mählich fürchten, daß Stahl und Sprengstoff aus Rheinland stärker ist als im Land Nelsons und Maxims gezeugter. Die Entschlußkraft des Admirals Scheer, der vor der schwersten Verantwortlichkeit nicht eine Minute lang bebte, hat von den Volksgenossen nicht geringeren Dank verdient als seine Taktikerkunst. Und Großadmiral von Tirpitz, dem die letzte Mainacht die Erfüllung lange gehegten Wunsches bescherte, hört heute ringsum anerkannt, daß er Deutschlands Schiffe gut gebaut, gepanzert, bestückt hat, und wird sich des wirksamen Eingriffes seiner alten Waffe, des Torpedos, besonders freuen. Selbst wenn die Meinung des Herrn Churchill (der merkwürdig schnell Oberst und Regimentsführer geworden ist) haltbar, der Materialverlust den Deutschen empfindlicher als den Briten wäre, bliebe die Seeschlacht am Skagerak noch das wichtigste, unserer Sache günstigste Kriegsereigniß dieses Kalenderjahres. Weil es den Aberglauben an Englands Unüberwindlichkeit aus der Wurzel gelockert hat. Das im Tauchbootkrieg Vollbrachte wurde als „Mörderei“ und „Piratenthat“ geächtet; und Tag vor Tag gehöhnt: „An unsere Schlachtflotte wagen die Banditen sich nicht.“ Sie habens gewagt. Der lässige Britenhochmuth, der noch auf der Prahlfahrt an die Skandinavenküste kommandirte, wird fortan wohl weichen (vielleicht auch die üble Gewohnheit, Kriegsschiffen die Taufnamen des Unbesieglichen, Unzerstörbaren, Unermüdlichen zu geben, mit denen Schicksalsspott sie dann in Meeresgrund senkt). Klugheit würde empfehlen, die Schlachtflotte nun, bei den Orkney-Inseln oder in anderem sicheren Gewahrsam, vor neuem Ungemach zu schützen und die Seeleistung fürs Erste in die Blockadepflicht einzugrenzen. Da aber Strategie und Taktik der Marinehäupter schon offen, mit anständigem Freimuth, erörtert und mannichfach getadelt wird, ist wahrscheinlich, daß die Sealords bald versuchen werden, auf dem Ehrenschild des Meerbeherrschers die Scharte auszuwetzen. Dahin drängt auch das drüben gesprochene Trostwort: „Noch zwei ‚Siege‘, die dem Deutschen Reich solche Verluste bringen: und der

Seekrieg ist, uns zu Gunst, beendet.“ Sprüche dieser Sorte sollen, mehr noch als auf das Inselvolk, auf die Neutralen wirken, die der Tag am Skagerrak arg überrascht hat. Möglich ist, daß er den Kampf der wilden Männer (Curzon-Carson) gegen die sanften (Grey-Asquith) in Sieg fördert. Sehnt der Kommandirende Admiral Jellicoe sich nach Lorber: er wird ihm nicht minder kräftig bestritten werden als beim Aufgang des Brachmondes. Wird die Nordseeruhe einstweilen nicht wieder gestört: Einfalt selbst kann jetzt nicht mehr glauben, die deutsche Seemannschaft führe ein dem Reich nutzloses Lungerleben. Sie hat tapfere Menschen verloren, um die jeder Landsmann mit ihr trauert; ihren Geltungwerth aber beträchtlich erhöht. Und der Krieg ist so lang geworden, liegt so unabsehbar noch vor dem Blick, daß auch bei uns neue Schiffe gebaut und gerüstet, neue Seekrieger für den schweren Dienst geschult werden konnten und können. Kein Deutscher leugnet, daß der Feind tapfer gefochten habe. Streitig ist nur, ob drüben Jeder, Offizier und Mann, so gründlich durchgebildet ist, von so kluger Erkenntniß des in jeder Minute Möglichen und Nothwendigen bedient wird wie in der jungen Seetruppe des Deutschen Reiches. Im dreiundzwanzigsten Kriegsmonat sieht die Welt ein Volk, das, nur siebenundsechzig Millionen Menschen, auf dem Festland in Westrußland und Ostfrankreich als Sieger waltet, verwaltet, seinen Boden vom Feind reingefegt, seine Genossen, trotz der Seesperre, mit Geräth eben so wie mit Mannschaft unterstützt und nun den Briten bewiesen hat, daß der in Reichthum träg gewordene Erbe sich nicht mächtiger dünkeln darf als den Nachbar, der in rastloser Arbeit das von den Vätern Ererbte erwarb und es drum besitzen und mehren durfte. (Antwort: „Auch Beelzebub saß einst in Glanz.“)

Den Opfern deutscher Seekriegsführung muß England auch seinen stärksten Mann zuzählen: Kitchener. Das Schiff, das den Sechsundsechzigjährigen und seinen Stab trug, ist, fünf Tage nach der jütischen Seeschlacht, in die Tiefe gesunken. Der ehrliche Feind wird nicht leugnen, daß von diesem Toten gesagt werden dürfte, was Marc Anton über Brutus spricht: „This was a man!“ Seit Wellingtons Tagen sah Britanien keine Kriegergestalt dieses Schlages. Der junge Sirdar des Egypterheeres war nach der Eroberung des Sudans der Liebling der Nation. Die schlecht bewaffneten Mahdisten mit modernen Feuermaschinen zu besiegen,

mag nicht schwer gewesen sein; unvergeßlich ist aber, daß Kitchener den Krieg als Ingenieur-Feldherr führte und selbst die Eisenbahn baute, die seinem Heer sammt Proviant, Waffen, Geräth den Vordrang ermöglichte. Lord of Khartum hieß er nun, hatte im Haus der Reichspeers seinen Sitz; blieb dem Volk aber Kitchener, der Bereiter des Schlachtenglückes. Im Burenkrieg hat er, als Generalstabschef, dann als Folger des müden Roberts, diesen Ruf noch gebreitet; und wieder bahnte der Ingenieur dem Feldherrn den Weg. Der Friede von Pretoria brachte ihm die Würde des Viscount und eine ansehnliche Dotation. Aus Indien kam kein lauter Widerhall seines Wirkens. In Egypten hat er für die Festigung der Britenherrschaft viel gethan und ein ungemeines Verwaltertalent erwiesen. Ob für den Krieg, in den England jetzt verstrickt ist, sein Können zulänglich war? Oft ist es bestritten, oft ein Jüngerer auf seinen Platz gewünscht worden. Fremd stand er, ohne Erfahrung, vor den Pflichten des Europäerkrieges; konnte vier oder fünf Millionen Mann schaaren, waffnen, nähren, doch nicht einen Generalstab, ein Offiziercorps, die Rahmen für seine Menschengebilde aus der Erde stampfen. „Der Krieg wird ungefähr drei, kann aber auch zehn Jahre dauern.“ „In Deutschlands Taktikersiegen erkennt der Stratege den Keim künftiger Niederlagen.“ Die zwei Sätze hat Mancher ihm nachgesprochen. Von münzbarem Erfolg war sein Mühen noch nicht belohnt worden; und ein Urtheil über seine Organisatorleistung ist in Kriegszeit, der Unwahrhaftigkeit als hehrste Patriotenpflicht gilt, aus der Ferne nicht zu fällen. Die Heimath aber, das ganze Imperium, dem er in drei Erdtheilen gedient hat, wird um ihn klagen wie niemals um Einen, seit Eduard starb. Denn in ihm mischten die Elemente sich so, wie der Brite ersehnt. Ein Wille; schweigsam, sachlich, hart (und von den Fellachen doch zärtlich, als ein Freund fast, bewundert), im Nothfall unerbittlich grausam, stets aber klug und kühn. Nach dem Eisernen Herzog der Stählerne Viscount. Ein Herr. Den Greys Schwärmerei für ewigen Menschheitfrieden eben so wenig bekümmerte wie Churchills Gefuchtel. Der Kranz seines Ruhmes war sacht verdorrt; doch der einst Bekränzte blieb noch mit Greisenhaar eine Hoffnung. Aus seiner Persönlichkeit (die stärker schien als seine Lebensleistung) zeugte Etwas, ein Unfaßliches, Unwägbares, von Geniewesen. Er hieß Horatio, schien dem ern-

sten, hoch ummauerten, grundgescheiten und furchtlosen Freund Hamlets irgendwie verwandt und war im Vordergrund englischen Lebens von heute der Einzige, den man sich als einen in Shakespeares Welt Handelnden vorstellen konnte. Ueber den straffen Zügen des Thatmenschen das Auge des Grüblers. Wer weiß? Vielleicht hat er, der den morschen Sockel der Britenmacht mit prüfendem Finger abtasten mußte, früher als Andere das Gespinnst dunklen Verhängnisses erkannt. Ein fröhlich ernster Troupier, wie Roberts, war Dieser niemals; deshalb auch nicht geschaffen, die allgemeine Wehrpflicht, in frommer Einfalt, für das Heilmittel zu nehmen, von dem das Weltreich genesen müsse. Als Ingenieur war er ins Heer getreten. Niemand konnte damals ahnen, wie in fünfundvierzig Jahren Technik das Heerwesen wandeln werde. Ward sie von einem Höllenhaupt ersonnen, das den Inselreichen Vernichtung geschworen hatte? Die letzte wichtige Botschaft, die in Kitcheners Ohr drang, kam vom Skagerrak. Er wollte nach Rußland; den Gemeinschaftplan für Mesopotamien, die Rigaer Bucht, den Wardarfeldzug besprechen oder neue Mannschaft für die Westoffensive heischen. Von diesem Weg riß Sprengstoffsentzündung ihn in den Tod. Wer wird, da dieser zehnfach Geschirmte sank, ohne Beben fortan noch an Englands Küste ein Schiff besteigen? Sähe Bonaparte, was geworden ist: er würde jauchzen; trotzdem seinem Frankreich sein Erzfeind verbündet ist. Denn ärger als jedes andere Land scheint durch das behutsam erdachte Gräuelwerk neuer Technik Britanien bedroht.

Kindervergnügen.

Auf dem Kurszettel der londoner Zeitung „The Financial News“ fand ich, am Schluß der Rubrik „The Stock Market“, dicht unter Venezuela die folgenden Notizen:

Pirate and Barbarian Stocks.

Name of stock	July 27 1914	Last b'sn'ss
German.		
German 3% (paper interest) . . .	74	46*
Prussian Cons. $3^1/_2$% (paper interest)	83	$53^1/_2$*
Do. 3% (paper interest) . . .	74	$43^7/_8$*
German Possessions.		
Austrian 4% Converted	$77^1/_2$	40

Name of stock	July 27 1914	Last b'sn'ss
Austrian 4% Gold Rentes	82½	48*
Do. 4½% Treasury Notes . . .	91	57¾
Bulgarian 6% (paper interest) . . .	99	70⅜
Do. 4½%, 1907 (paper interest)	82	—
Do. 4½%, 1909 (paper interest)	80	46
Hungarian Rente, 1881-1892 (paper)	74½	47¼
Do. 3% (paper interest) . . .	65	38
Do. 4½%, 1914 (paper interest)	79½	48
Do. 4% Rente (paper interest) .	74½	49½
Turkish 4%, 1902	82½	—
Do. 4% Unified	79	45⅛
Do. 4%, 1908	65½	41
Do. 4%, 1909	69	34

*) In default. Interest and principal probably rank after a war indemnity of at least £ 5,000,000,000. Repudiation is more than probable.

So wars im Frühling. Ob solcher Zettelspaß den Tag überdauert, der im jütischen Nordseeärmel den Wahn zerriß?

Die Stimme des Feindes.

Herr André Tardieu, der Verfasser des lehrreichen Buches über die Algesiras-Konferenz, jetzt Abgeordneter und Hauptmann, sagt in dem Blatt, das sich „der größten Auflage unter allen auf der Erde erscheinenden Zeitungen“ rühmt, über die Vorbedingungen der Offensive: „Der wundervolle Widerstand unseres Heeres vor Verdun, die Schlappe, die es dem lange vorbereiteten Kraftaufwand des Feindes beschert hat, ließ in unserem Land höchst berechtigte Hoffnung wachsen. Ueberall hört man die Frage, wann unsere große Offensive beginnen werde. Die schönen Sommertage, denken die Meisten, werden das Aufleuchten der Entscheidungstunde sehen. Frankreich hat so viele Proben fester Ruhe gegeben, daß wir jetzt berechtigt, sogar verpflichtet sind, über solchen Gegenstand in der Sprache kühler Vernunft zu ihm zu reden und im Licht der gesammelten Erfahrungen zu zeigen, wie die Frage nach der Offensive gestellt werden muß. Seit man in Gräben gegen Gräben kämpft, hat keine Offensive, französische, britische, deutsche, zu rechtem Erfolge geführt. Taktische Vortheile wurden erlangt, Stellungen genommen, Gefangene gemacht; strategisch wichtiger Gewinn blieb aus. Diese Offensiven waren stets

in engen Raum beschränkt; keine umfaßte auch nur einen Abschnitt von vierzig Kilometern: und die Westfront ist siebenhundert Kilometer lang. Deshalb konnte der Angegriffene immer zu rechter Zeit die zur Abwehr nöthigen Truppen sammeln. So thaten in der Champagne die Deutschen und wir vor Verdun. Der räumlich begrenzte Angriff ist noch im Erfolgsfall gefährlich; und drum zu bedauern, daß die Menge so fest an der Lehre vom Durchstoß hängt. Wer heute durchgestoßen hat, kann morgen umfaßt sein. Ein schmaler Flaschenhals bietet nicht die Basis zu starker Operation; nur auf breiter Front kann ein Sieg Entscheidung bringen. Schwere Artillerie fehlte uns in der ersten Kriegszeit fast völlig; seit 1915 wird an der Ausfüllung dieser Lücke gearbeitet. Der kühne Wagemuth des Franzosengeistes trieb uns in den Wunsch, das Ereigniß zu schleunigen. Der Frühling, der Herbst 1915 sollte es bringen. Und diesen Daten wurden die Herstellungpläne angepaßt: also begrenzt. Nun hat uns aber Erfahrung gelehrt, daß Vernunft empfiehlt, erst zu berechnen, welches Material zu Offensive gebraucht wird, dann dieser Ziffer in der Herstellung so nah wie möglich zu kommen und danach, nicht zuvor, den Tag für den Hauptschlag zu wählen. Den Krieg führen Zwei und der Feind kann den Wartenden angreifen? Gewiß; doch das vor Verdun Geleistete beweist, daß Material und Heldenmuth unserer Truppen zur Vertheidigung ausreichen. Im Artois und in der Champagne sahen wir, daß zum Angriff unser Material nicht genügt. Um es zu schaffen, mußte zunächst das Werkzeug gesichert werden. Das haben wir und haben die Engländer. Wir könnten das nothwendige Material herstellen; haben es aber noch nicht. Deshalb dürfen wir nicht in Hast handeln; wo der Feind angreift, müssen wir ihn zurückwerfen, selbst aber dürfen wir erst angreifen, wenn wirs überall können (was ihm, weil er nicht genug Infanterie hat, nie gelingen wird). Nur so ist das packende und populär gewordene Wort des Herrn Briand von der Einheit des Handelns auf einer Gesammtfront zu verstehen. Auf der Gesammtfront entstände die Einheit der Unthätigkeit, wenn wir in allen Geländeabschnitten mit unzulänglichem Material, also ohne Erfolg, angegriffen hätten. Die Ueberzahl der Infanterie bleibt den Verbündeten; sie wächst noch. Nutzbar wird sie erst, wenn das nöthige Material hinter ihr steht. Sonst

tötet uns der Feind mit seiner überlegenen Geschützkraft unsere Infanterie. Diese Mahnung muß jeder Franzos, jeder uns Verbündete sich ins Gedächtniß ätzen. Durch ungenügend vorbereiteten Angriff wird niemals ein Ende. Lauschet den Stimmen, die aus den Gräben herschallen! Dort, wo das große Leiden, aber auch die Erfahrung ist, sprechen Alle, Offiziere und Mannschaft: ‚Lieber noch ein paar Monate aushalten als sich nutzlos hinschlachten lassen.‘ Der Plan, nach dem das Geschütz hergestellt wird, soll nicht einen bestimmten Angriffstag, sondern die Sicherung des Enderfolges bedenken. Nicht Lenz-, nicht Herbstoffensive brauchen wir, sondern den Sieg!“ (Le Petit Parisien.)

Ungefähr eben so denkt der Senator Humbert. „Menschenüberzahl bedeutet an sich nichts. Wie viele ausgebildete, gut bewaffnete, ausgestattete, geführte Kämpfer, Gewehre, Maschinengewehre, Kanonen aller Kaliber, besonders der schweren, eine Macht hat: nur darauf kommts an. Die Leistung der Führer und der Heldensinn der Mannschaft ist auch heute noch höchst wichtig; auswirken können solche sittlichen Werthe sich aber nur, wenn sie über genügendes Material verfügen. Die übermenschliche Tapferkeit, die himmlische Opferfreude unserer Leute vermag nicht zu hindern, daß Höllenmechanik aus der Schlacht von heute ein ungeheuerlich wüstes Vernichtungwerk macht. Deshalb: Geschütz! Geschosse! Der Feind war uns am Anfang weit voraus und hat rastlos gearbeitet, um seine Ueberlegenheit noch zu erhöhen. Leichte Haubitzen und Kanonen von 105 und 130 hatten sie sofort in Fülle; Mörser von 210 benutzten sie selten, die von 305 nur gegen Panzerung und von den fünfzehn Centimeter langen, sechzehn Kilometer weit tragenden Kanonen (dem furchtbaren Werkzeug, dessen Bereitschaft ich 1912 der Regirung im Heeresausschuß des Senates anzeigte) hatten sie nur ein paar Dutzend. Die Mammutgeschütze, 380 und 420, von denen so viel geredet wurde, waren vereinzelt. Jetzt: 210 alltäglich; 305 zu Sperrfeuer benutzt; fünfzehn Centimeter lange Kanonen zu Hunderten. Von den Maashöhen sieht man viele Batterien, die, ganz frech, fast schutzlos, bei Etain aufgestellt sind. Noch gefährlicher ist die einundzwanzig Centimeter lange Kanone. Und der Feind hat jetzt ungeheuer leistungfähige Schwergeschütze, die, auf Lafetten-Loren mit Eisenschienen, bequem von einer Stellung in die andere zu bringen sind.

Durch seine Kriegsindustrie hält sich Deutschland. Nicht auf seine Menschenmillionen hofft es, sondern auf seine Kohle, seinen Stahl, auf die Menge der Hochöfen und Metallfabriken, auf die Hunderttausende, die in diesen Industrien arbeiten und aus denen eine vorausschauende Organisation allen erdenklichen Nutzen zieht: nicht ein für die Geschützherstellung brauchbarer Mann ist im Heer. Da wir siegen wollen, müssen wir auf die Berechnung der Menschenmillionen verzichten und für die Geschützmehrung thun, was gethan werden kann. Neue Maschinen bauen und Tag und Nacht laufen lassen. Alle dazu tauglichen Arbeiter aus der Front heimrufen und die Männer, die Verbündete und Kolonien uns liefern können, zu solcher Arbeit ausbilden. Mit einem Kostenaufwand, den vierzehn Kriegstage verschlängen, könnten wir Tausende unersetzlicher Menschenleben und Milliarden, die in Monaten ohnmächtigen Harrens verbraucht würden, dem Land ersparen. Die Industrieherren müssen, im Nothfall durch Bedrohung mit härtester Strafe, verpflichtet werden, die Herstellung von Schwergeschütz mindestens aufs Dreifache zu steigern. Wie haben unsere großen Ahnen 1793 das von allen Europäerheeren angegriffene Frankreich gerettet? Nicht durch die Ausschöpfung aller Menschenquellen (die der Koalition waren größer), sondern durch die Nutzung aller Waffnungmöglichkeiten. Vor mir liegt der Beschluß der Volksvertreter beim Heer, der, am zehnten Mai 1793, für die toulouser Geschützgießerei Kommissare einsetzt; deren Aufgabe soll sein, Tag vor Tag die Arbeit zu überwachen, zu prüfen, zu schleunigen, für Rohstoff, Feuerstellen, Arbeiter zu sorgen; wer zu solcher Arbeit tauglich sei, solle den für die neuen Armeen ausgehobenen Schaaren entzogen, jedem Eingestellten aber die Arbeitzeit als Wehrdienstzeit angerechnet werden. Auch im Jahr 1916 ist der Sieg nicht von anderem Weg zu holen; nicht mit anderen Mitteln zu erreichen. Wo aber sind die großen Konventsmänner, die so bewundernswerthe Befehle mit ihrem Namen zeichneten und dafür bürgten, daß selbst die höchsten Häupter sich vor diesen Befehlen beugten oder von Henkershand fielen?" (Le Journal.)

„In einer Interview hat Präsident Wilson den Willen zur Neutralität bekräftigt. Dabei ist er weiter gegangen, als nothwendig war. Neutralität und Skeptizismus sind nicht Begriffe gleichen Sinnes. Der Präsident sagt, die Welt sei toll geworden und

mit dieser tollen Welt wolle Amerika nichts zu thun haben. Solches Wort kränkt die freien Völker, die für ihre Unabhängigkeit, ihre Würde, ihr Leben kämpfen. Neutral sein, ist gut; genügt aber nicht. Neutralität entbindet nicht den internationalen Pflichten noch den Forderungen des Gewissens, der Einzelnen und der Völker. Daß der Papst diese Wahrheit eine Weile zu verkennen schien, hat viele Franzosenherzen bekümmert. Daß jetzt das erwählte Haupt der amerikanischen Demokratie sich der (von den edelsten seiner Mitbürger erfüllten) Pflicht entzieht, das Recht zu sprechen, ist uns schmerzlich; und wir haben keinen Grund, diese Empfindung zu bergen. Herr Wilson behauptet, wir seien über die Grenzen der Verantwortlichkeit hinausgerissen worden. Wir sind vom Gegentheil überzeugt; wenn Belgien die Gräuel des Einbruches dem Wortbruch vorzieht, wenn Frankreich sein verheertes Grenzland vertheidigt, wenn Rußland für Serbiens Dasein kämpft, dann handeln, nach unserer eingewurzelten Ueberzeugung, diese Mächte im Bewußtsein heiligster Verantwortlichkeit, dann ist das Recht, dessen sie walten, zugleich ihre Pflicht. Der Europäerkrieg ist das größte Geisterduell der letzten zwanzig Jahrhunderte. Zwei Auffassungen von Leben und Sittlichkeit stehen gegen einander. Politisch mag man neutral sein; moralisch kanns Keiner. Hier muß man wählen. Die besten Amerikaner hatten schon gewählt, ehe die Lusitania versenkt wurde. Diese Auslese gesellt sich nicht dem skeptischen Vorbehalt des Präsidenten; wir wissens und sind ihr dankbar. Die Aufrufe der Hochschulen, die Reden der Roosevelt, Root, Elliott haben die Welt erkennen gelehrt, das freie Amerika stehe im Lager der Freiheit. Wir werden, ohne Ermatten, bis in den Tag des Sieges, mit der Hand am Schwert, wiederholen, daß wir die Vertheidiger internationaler Ehre sind. Unser gutes Gewissen ist ein Theil unserer Kraft. Die Wildheit des Kampfes hat nicht, wie Herr Wilson zu glauben scheint, unsere Vernunft getrübt. Unsere Vernunft hat sich gegen den Angriff empört. Unsere Vernunft sagt uns, daß wir die Diener der gerechten Sache sind und daß wir auf dem Schlachtfeld die Zukunft der Menschenfreiheit retten. Von den Neutralen fordern wir nicht Vortheilsopfer; nur: nicht zu hehlen, was Gewissen ihnen befiehlt. Wer unseren Abwehrkampf auf eine Stufe mit dem Beutekrieg des Feindes stellt, kränkt uns bis in die Herzenstiefe; denn in harter Leidenszeit ist das Bewußt-

sein, von Schuld frei zu sein, uns Stab und Stütze. Herr Wilson, dessen Note Deutschlands Verbrecherwillen gelähmt hat, kann nicht vergessen haben, daß es in diesem Krieg nur in einem Lager Frauenmörder, Kindermörder giebt. Hat er im Hinblick auf künftige Vermittlerthätigkeit sein Urtheil so eng eingrenzen zu müssen gemeint, so täuscht er, nach unserer Ueberzeugung, sich selbst über Zweck und Mittel. Die Hauptpflicht des Friedensvermittlers wäre, das Recht zu achten; fehlt er ihr, so schwindet sein Ansehen. Deutschland wollte dem Unrecht durch Gewalt den Sieg bereiten. Unsere Kraft müht sich, seine zu brechen; und unser Sieg wird der Sieg internationaler Redlichkeit sein. Herr Wilson sagt, wer nicht siegen könne, müsse Rath annehmen. Eben deshalb wünschen wir und unsere Genossen keinen Rath und nehmen von keinem Menschen Rath an. Aufdringliche Einmischung in ihr Staatsleben haben unsere amerikanischen Freunde von uns nicht zu fürchten. Wen sie zum Oberhaupt wählen: Frankreich, das nicht die Heimath des Herrn von Papen ist, wird die Wahl achten. Aber Herr Wilson soll nicht glauben, Urtheilsweigerung gebe ihm das Recht auf Vermittelung und er dürfe zum Aufbau Belgiens mitwirken, weil er den Bruch der belgischen Neutralität geduldet hat. Die Vereinigten Staaten haben oft in Angelegenheiten allgemeinen Interesses kräftig eingegriffen; sie waren 1900 in China vertreten, hatten in Algesiras ein Schiedsrichteramt und suchten die Armenier vor ihren Mördern zu schützen. Kein Grundsatz hätte Herrn Wilson gehindert, Belgiens Anwalt zu werden; und die Schatten der Jefferson, Madison, Monroe hätten, wie Herr Fullerton im April schrieb, ihm zugestimmt. Da ers nicht gethan, gegen die Unmenschlichkeit des Angriffes kein Wort gesagt hat, darf er heute nicht über die Unmenschlichkeit des Krieges klagen; sonst wird er, trotz vielleicht bester Absicht, Denen verdächtig, die als Vertheidiger kämpfen und entschlossen sind, bis ans Ende zu gehen. Wer uns, Herr Wilson oder ein anderes Staatshaupt, unter solchen Umständen zum Friedensschluß aufruft, wird in uns und unseren Genossen ein Mißtrauen wecken, das er lieber vermeiden sollte. Weil sie gerecht und klar war, haben wir Wilsons letzte Note über den Tauchbootkrieg gebilligt; nie ist uns der Wahn genaht, Herr Wilson wolle uns damit gefällig sein. Kein Band verknüpft ihn uns und unseren Freunden. Unser Gewissen ist rein; unser Ohr jedem Ver-

söhnungvorschlag verschlossen. Nicht mit Berufung auf die Heilige Schrift braucht man uns an die Pflicht zu Gerechtigkeit zu mahnen: denn für die Sache der Gerechtigkeit fechten gerade wir und nennen mit Fug uns deshalb ihre Krieger.“ (Le Temps.)

Grimmer noch tobt wider Wilson der alte Herr Clemenceau; fast so wild schon wie gegen mich Armen, dem er, nach anderen Ekelnamen, nun den Titel „Le serpent pythonique du Kaiser“ verliehen hat. „Der von Berufes wegen als Rechtsbeistand empfohlene Herr, dem die amerikanische Demokratie die Last des höchsten Staatsbeamten aufgebürdet hat, stand lange im Ruf besonderen Scharfsinnes. Mit unwiderstehlichem Hang in verschmitzte Advokatenlist, die schwierige Entscheidung immer wieder aufschiebt, hatte er die kniffligen Verhandlungen über die ungeheuerlichen Verbrechen des deutschen Unterseekrieges zu gutem Ende geführt und, nach langwierigem Zaudern, den ansehnlichen Ruhm des Mannes erworben, der Wilhelm den Zweiten zwang, den Lauf seiner Seebriganten zu hemmen. Hat dieser Erfolg ihm den Kopf verdreht? Was bildet er sich ein? In welches unfaßbare Unterfangen wagt seine selbstgefällige Phantasie sich zu versteigen? Die Sucht des Mannes, sich für das Schiedsrichteramt in dem gewaltigsten Streit, den die civilisirte Erde erlebte, in Bereitschaft zu stellen, hat mich seit den ersten Kriegstagen geärgert. Wenn Benedikt der Fünfzehnte, der wahrscheinlich ein sehr sanfter Herr ist, in aller Einfalt nach der Rolle hascht, die er wohl kaum erlangen wird, darf man ihn nicht tadeln; denn er ist der Künder eines Dogmas, das in solche Pflichtleistung treibt. Herr Wilson aber ist schließlich nicht mehr als ein zum Mamamuschi erhöhter Herr Jourdain (Molières Bourgeois-Gentilhomme) und die demüthig seiner Hoheit huldigenden Grüße taugen eigentlich nur in die Charakterkomoedie. Befristete Vergottung, die nicht von der Pflicht zu steter Rechenschaft entbürdet, dürfte einen Kopf nicht verwirren, der noch fähig ist, sich selbst und Andere in Klarheit zu sehen. Leider scheint dem Präsidenten der Vereinigten Staaten in dieser Gattung ernsthafter Menschen ein Ehrenplatz nicht zu gebühren. Wenn er ausspricht, daß seine Heimath sich um den Krieg nicht zu bekümmern brauche, kann er der Zustimmung aller amerikanischen Geschäftsleute sicher sein. Die sehen nur die unmittelbare Wirkung eines Krieges, der ja nicht Allen Unheil bringt. Der

Konsiliaranwalt, der in der Angelegenheit eines großes Volkes nur einen Alltagsschacher erblickt, wird nicht geneigt sein, den Folgen eines Streitausganges nachzudenken, der, in jedem Fall, die Bedingungen europäischen Gleichgewichtes völlig ändern wird, noch, zu erkennen, daß dieses Gleichgewicht für den Beharrungstand des Amerikanererdtheiles nicht so gleichgiltig ist, wie es Kurzsichtigen scheint. Deshalb würde ich dem ehrenwerthen Präsidenten der großen Republik einstweilen das kindliche Vergnügen lauter Beschaulichkeit gönnen, wenn er nicht (vielleicht, um sich vom Druck eines lästigen Unbehagens zu lösen) geglaubt hätte, straflos Menschen beleidigen zu dürfen, die zu achten ihm die einfachste Anstandspflicht befahl. Er erdreistet sich, uns zu sagen, wir seien über die Grenze unserer Verantwortlichkeit hinaus gegangen; uns, die wir, wie manche Ahnen des Herrn Wilson, für Freiheit und Leben fechten. Einst schien ihm nützlich, von Rechten der Menschlichkeit zu reden. Möchte er uns vielleicht sagen, in welcher Stunde wir durch Gewaltthat dagegen sündigten? Welches Verbrechen, dessen wir schuldig sind, gestattet ihm, uns mit Massenmördern zu verwechseln, deren Handeln auf dem Festland nicht weniger schuldhaft ist als auf dem Meer, wo ers gegeißelt hat? Namenlose haben dem Präsidenten gesagt, die nicht amerikanische Welt sei toll geworden; sie haben wohl Gründe, mit diesen Tollen (unter Bedingungen, auf die ich, aus Achtung vor den Amerikanern, nicht eingehen will) dennoch Geschäfte zu machen. Herr Wilson ist aber der Erste, der sich rühmt, die krankhafte Geistesstörung seiner Kundschaft mißbraucht zu haben. Ob die Geschicklichkeit, womit er zunächst einmal auf seine Rechnung zu kommen versucht hat, ihm den Anspruch auf das Vermittleramt giebt? Mir scheints nicht erwiesen. Der Präsident läßt sich von seinem kriegerischen Pazifizismus über die Grenzlinie vernünftiger Bescheidenheit hinweg treiben. Er würde sich wohl nicht in die Behauptung brüsten, dem Kaiser die Kehle zugedrückt zu haben, wenn das deutsche Heer so dicht vor Washington rücken könnte wie vor Verdun. Prahlerei ist niemals zeitgemäß und wirkt aus sicherer Ferne besonders widrig. Mit all diesen Entgleisungen des wackeren Redners und Präsidenten hat das Volk der Vereinigten Staaten nichts gemein. Der wundervolle Aufruf der Fünfhundert lehrt uns, wie Amerikas edelste Auslese über den Europäerkrieg denkt.

Wir bleiben der großen, würdigen Republik befreundet und machen sie nicht für die Worte eines Mannes haftbar, der ohne Achtung von uns spricht. Hat der Herr Präsident aus dem Schlaf geredet: seine Landsleute sollten ihn wecken. Ich muß annehmen, daß er das schon berüchtigte Annexionenprogramm der deutschen Nationalliberalen Partei kennt; und möchte das holde Antlitz des Herrn Wilson in der Stunde sehen, wo sich ihm, im Kampf gegen solche Nachbarn, Herr Poincaré als Vermittler anböte. Späßchen dieser Art müßte man uns ersparen. Merket Ihr denn nicht, daß der wilde Vorsturm gegen Verdun nur ein Versuch des wüthenden Kaisers ist, das Trugbild einer Vermittelung zu erhaschen, aus der ein deutscher Friede werden könnte? Herr Whitney Warren, der die Empfindung der besten Amerikaner ausspricht, hat uns in einem Vortrag neulich gesagt, die Präsidentenwahl werde sich auf einem Gipfel von nie erschauter Höhe abspielen und das Volk erkennen lehren, daß die Stunde des Handelns nicht länger aufgeschoben werden dürfe. ‚Wenn Frankreich will, wird morgen Amerikas Gestus alle Völker, die begriffen haben und die nur seinen Entschluß abwarten, in das Lager des Rechtes schaaren.‘ Wenn Frankreich will. Reden genügt nicht; die That wird Pflicht. Welche That? Ich bedaure Jeden, ders, in unserer Lage, noch immer nicht verstanden hat. Diplomatisches und militärisches Handeln: wo wirklich regirt wird, hängt das Eine am Anderen.“ (L'Homme-Enchaîné.) Und regiren kann nur Clemenceau.

„Der Hauptgrund zu dem hartnäckigen Anlauf gegen Verdun kam aus dem Willen, die Gesammtoffensive der Verbündeten zu hemmen, ins Ferne zu verzögern oder ganz zu vereiteln. In diesem Wunsch stimmten die Führer des deutschen Heeres überein; nicht so durchaus wohl vor der Wahl des Frontabschnittes, gegen den der räumlich begrenzte Angriff sich richten sollte. Wird die Gesammtoffensive gehindert, dann, meint man drüben, ist dieser Erfolg mit keinem Menschenopfer zu theuer bezahlt. Wie stark die Einbildnerkraft der Deutschen ist, zeigt ihre Dichtung, ihre Philosophie und die unwahrscheinliche Leichtgläubigkeit, die sie die albernsten Mären hinnehmen läßt. So glaubten sie denn auch, nach dem Fall Verduns, der ihnen sicher schien, werde der Weg nach Paris offen sein. Seit drei Monaten dämmert ihnen die Erkenntniß, daß Verdun ein harter Bissen ist und daß dahinter,

ringsum hinter Douaumont und dem Toten Mann, viele andere „Schlüssel zur Vertheidigerstellung“, viele andere „Eckpfeiler“, andere Verduns liegen. Doch die Frage bleibt: Können sie unsere Gesammtoffensive vereiteln oder nicht? To be or not to be. Daraus ist alle Strategie und Taktik der deutschen Heeresleitung zu erklären. Hat sie den ihrem Plan günstigsten Frontabschnitt gewählt? Einerlei; gegen diese Stelle muß sie nun zusammenballen, was sie anderen Frontabschnitten und Fronten ohne Gefahr entziehen zu dürfen glaubt. Die Führer unserer Heere irrten also nicht, da sie beschlossen, von Lokalangriffen, die, auf schmaler Front, uns taktischen Erfolg bringen konnten, zu Gesammtoffensive überzugehen. Der Krieg lehrt den Krieg führen; und in den Geschichtbüchern wird man lesen, daß uns im Artois und in der Champagne der Durchstoß eben so wenig gelungen ist wie den Deutschen am Yser, bei Ypern, Soissons, Verdun. Aus dieser Erfahrung entstand der Wunsch nach einer neuen Strategie, die dem Feind nicht mehr gestattet, von sicheren Stellen Ersatzmannschaft dahin zu ziehen, wo ihm Gefahr droht. Den Italern wird die Vertheidigung des Trentino so schwer, weil die Oesterreicher sie in allen einander verhalfterten Thälern angreifen, ihre Sturmböcke gegen alle Alpenthore wenden. Dadurch wurden die Italer genöthigt, in andere Stellungen, die übrigens stark scheinen, zurückzugehen; sonst wäre einer ihrer Frontabschnitte schutzlos geblieben. Die überall Bedrohten können ihre Kräfte nicht da sammeln, wo sie zur Hemmung des Sturmes gebraucht würden. Eine Gesammtoffensive fordert Vorbereitung, die, in den Grenzen menschlichen Vermögens, nichts dem Zufall überläßt. Sie ist die letzte oder doch die vorletzte Partie; ist der große Wurf, an dem Alles hängt. An den sorgsam ausgewählten Punkten einer Tausende von Kilometern umfassenden Kreisfront, deren westlicher Bogen vom östlichen durch die ganze Breite der mitteleuropäischen Kaiserreiche getrennt wird, sollen alle Armeen aller verbündeten Staaten in der selben Stunde, wenn sie mit unerschöpflichem Geschoßvorrath ausgestattet sind, in Bewegung kommen. Diese Schlacht, die furchtbarste und zugleich langwierigste, die je war, muß bis ins Kleinste vorbereitet sein. Ich neige in den Glauben, daß sie zur Anwendung neuer Methoden zwingen, daß Klugheit empfehlen wird, die Streitkräfte der verschiedenen Völker so zu mischen,

wie der berühmte Grundsatz der Carnot und Dubois-Crancé rieth. Diese Führer der Revolutionzeit gesellten in jedem Regiment den Soldaten des Königthumes die Freiwilligen der Republik. In unseren Kolonialregimentern reiht sich an drei Europäerbataillons ein aus Eingeborenen gebildetes. Unsere Armeecorps müßten am Tag der Gesammtoffensive aus drei Divisionen bestehen: zwei westlicher Truppen und einer aus der Mannschaft anderer verbündeter Völker gefügten. Jeder Theil und das Ganze böte dann das lebendige Abbild der Völker, die für die selbe heilige Sache kämpfen und zu gemeinsamem Sieg vorstürmen". (Herr Reinach-Polybios in Le Figaro.)

General Gallieni, der am siebenundzwanzigsten Maimorgen gestorben ist, hatte in Senegambien und im Sudan, in Tongking und auf Madagaskar den Ruf eines tapferen Offiziers und klugen Verwalters erworben. Alles von ihm Geleistete ward aber von der Legende übertönt, die ihn seit dem September 1914 als den Retter der Hauptstadt und den Mitbereiter des Marneglückes pries. Welches Verdienst um diesen bis heute wichtigsten Theil des Westkrieges ihm die amtliche Geschichte zuschreiben wird, lernen wir aus dem Aufsatz, in dem General Malleterre (im Temps) die Laufbahn Gallienis nachzeichnet: „Am siebenunzwanzigsten August war er zum Gouverneur von Paris ernannt worden. Am dritten September erschien sein Aufruf an die Pariser: ‚Um die Landesvertheidigung mit neuer Kraft zu beleben, hat die Regirung der Republik die Hauptstadt verlassen. Ich habe den Auftrag erhalten, Paris gegen den Eindringling zu vertheidigen. Diese Pflicht werde ich bis ans Ende erfüllen.' Aus diesen Worten schöpfte Paris wieder Vertrauen und wartete, bis die Barbaren vorübergezogen seien. Der Generalissimus (Joffre), der mit unbestreitbarer Ruhe und Geschicklichkeit unsere Armeen aus der schlecht angelegten Schlacht im Bezirk Sambre-et-Meuse gelöst und in Ordnung rückwärts geleitet hat, wies ihnen am zweiten September Stellungen am linken Seineufer, zwischen Joinville und Pont-sur-Yonne, an; dort sollten sie verstärkt, mit allem Nothwendigen ausgestattet werden und erst dann wieder den Feind angreifen, der zwischen Paris und Verdun keck vorstieß. Die Armee Maunoury ist von der Somme in das verschanzte pariser Lager zurückgekehrt und Gallieni, dem Vertheidiger der Hauptstadt,

unterstellt worden. Die Lager von Paris und Verdun stehen nun unter dem Befehl des Generalissimus. Am dritten September sind unsere Armeen südlich von der Marne; haben aber den Rückmarsch über die Seine noch nicht begonnen. Da merkt Gallieni, daß die Armee Kluck, statt Paris anzugreifen, sich nach Südost neigt und nach Meaux, gegen die links von uns aufgestellte Britenarmee, zu marschiren scheint. Er meldets dem Generalissimus und deutet die Möglichkeit an, Maunoury in die rechte Flanke der Armee Kluck fallen zu lassen, während sie an der Hauptstadt vorüberzieht. Am vierten September, um neun Uhr früh, empfängt Maunoury von Gallieni den Befehl, seine Rekognoszirung bis an die Marne vorzutreiben und am nächsten Tag zum Eingriff bereit zu sein. Nachmittags, nach mehreren Telephongesprächen, ermächtigt der Generalissimus den Gouverneur, die Armee Maunoury auf dem linken Marneufer, südlich von Lagny, anzusetzen. Abends giebt der Gouverneur den Befehl zur Ausführung und verständigt sich mit der Britenarmee. Der Generalissimus weiß genau, was Kluck will und wie Maunoury eingreifen könnte; vor Mitternacht befiehlt er: Am Sechsten, früh, allgemeiner Angriff. Am Fünften säubert Maunoury das Gelände westlich vom Ourcq. Aus der Schlacht am Ourcq entwickelt sich am Sechsten die unsterbliche Schlacht an der Marne. Gallieni sorgt stets für die Verstärkung der Armee Maunoury. In der Nacht vom Siebenten zum Achten bringen pariser Auto-Droschken aus Sevran-Livry und Gagny eine Division nach Nanteuil-le-Haudouin und Plessis-Belleville. Die beiden Führer standen in enger Fühlung; und man sollte nicht streiten, um festzustellen, welchem das Hauptverdienst um den Sieg gebühre. Im dankbaren Herzen der Nation bleiben die Namen Joffre und Gallieni untrennbar vereint. Wenn einst, nicht weit von Paris, auf einem der Rundhügel am Ourcq das Marne-Denkmal ragt, wird ganz Frankreich mit Kränzen gleichen Umfanges den Generalissimus, den Sieger in der Marneschlacht, und den Gouverneur, den Retter der Hauptstadt feiern." Dieser französischen Darstellung der dunklen Septembertage mag man die deutsche vergleichen, wenn sie ans Licht kommt.

Vor der Gefahr verhunzten Friedensschlusses warnt auch Herr Jean Herbette, der im Auswärtigen Amt geschulte Sohn eines

Botschafters. „In der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung läßt die berliner Regirung verkünden, die Ernährung des deutschen Volkes sei für jede denkbare Kriegsdauer gesichert. Sie spottet also der Amerikaner, denen sie immer erzählt hat, die Seesperre bereite Weibern und Kindern den Hungertod. Als Paris belagert wurde, hehlte der deutsche Generalstab die Hoffnung auf unsere Hungersnoth nicht. Keine neutrale Macht regte sich. Jetzt sagt Deutschland selbst, daß es Aushungerung nicht zu fürchten braucht. Müssen wir nun etwa noch beweisen, daß unsere Blockade sich dem Sinn des Völkerrechtes einfügt? Unmöglich. Zwischen uns und unseren Feinden ist zu irgendwelcher Vermittelung (über Kriegsführung und Friedensschluß) nirgends Raum. Längst ist die dazu taugliche Zeit verstrichen; daß sie ungenützt blieb, ist nicht unsere Schuld. Wo waren in der Stunde der Heimsuchung die Leute, die sich zu Friedensstiftung berufen wähnen? Sie ließen der Kanone das Wort und mögen es ihr bis ans Ende lassen. Zwischen Recht und Unrecht giebt es keine richtige Mitte. Herr Briand hat neulich gesagt: ‚Das Wort Friede ist Heiligthumslästerung, wenn es den Angreifer der Strafe entrücken will.‘ So spricht wahre Sittlichkeit; so müssen in jedem neutralen Land alle redlichen Menschen empfinden. Sind unsere Krieger etwa gefallen, damit der Kampf in einen Schacher auslaufe, der ihr Vaterland mordet? Die Bürgschaft der Vertragszeugen wäre werthlos. Wer uns nicht vor Krieg bewahren konnte, kann uns nicht Frieden verbürgen; hat also auch nicht das geringste Recht, über den Friedensschluß mitzureden. Herr Wilson hat sich in den Traum gewiegt, er könne die kämpfenden Völker bestimmen, ‚der sanften, leisen Stimme der Menschlichkeit zu lauschen‘. Nach der Antwort, die ihm aus Berlin kam, wird er sich mit uns in der Ueberzeugung einigen, daß aus Kanonen reden muß, wer von den Boches gehört sein will.“ (L'Écho de Paris.) Klang das pariser Echo denn höflicher?

Wanderers Gemüthsruhe.

Uebers Niederträchtige
Niemand sich beklage;
Denn es ist das Mächtige,
Was man Dir auch sage.

In dem Schlechten waltet es
Sich zu Hochgewinne
Und mit Rechtem schaltet es
Ganz nach seinem Sinne.

Wandrer! Gegen solche Noth
Wolltest Du Dich sträuben?
Wirbelwind und trocknen Koth,
Laß sie drehn und stäuben!

Ueber den Reichstagspraß jetzt noch zu reden, wäre unnöthig, wenns nur um Persönliches ginge. In Parlamenten, in denen Anstandsbrauch herrscht, war die Beschimpfung Abwesender, nicht in Abwehr Zugelassener stets streng verboten; wollte ein Parlamentsmitglied sich in solchen Schimpf erniedern, so rief der Präsident es in die Schranken sauberer Hausordnung zurück. In dem Deutschen Reichstag, dessen Präsidialgeschäfte die Herren Kaempf, Paasche, Dove führen, gilt solcher Brauch nicht. Welcher denn? Da wird über ein unbequemes, in Untersuchunghaft sitzendes Mitglied (obs ein borstiger Sozialdemokrat oder ein frommer Fürst ist, sollte, von Parlamentsrechtes wegen, gleichgiltig sein) gezetert, als sei die ehrenwerthe Kollegenschaft verpflichtet, dem Spruchgericht den Beweis zu erleichtern und den fernen, in Schweigen gezwungenen Mann eines mit Todesstrafe bedrohten Verbrechens zu überführen. Das war noch nirgends; und daß es im Haus des deutschen Volkes Ereigniß ward, hat sogar erbitterte Feinde des dort Wehrlosen, für den bis in diese Entgleisungstunde ihr Mitgefühl niemals ein Wörtchen sprach, in Verdruß gereizt. Soll ich die Stirn in Zorn, auch nur in Gram runzeln, weil aus dem Bierheim solcher Sitte Schimpfwörter gegen mich geschleudert wurden? Die darob Empörten (deren Briefe, fast alle, die Orgie „jämmerlich" nennen) warne ich vor Burgfriedensbruch. Der Burgfriede (schon das Wort zeugt gräulichen Zungenbelag) wird gewahrt, wenn behäbige Meinungpflanzer oder mächtige Klüngel einen Einsamen wacker schmähen oder unterthänig denunziren; wird durch rückhaltlose Antwort aber „in schädlichster Weise gestört". Auch wenns anders wäre, würde ich mich nicht in Zank mit Armsäligen bücken. Wer nach Ueberzeugung und Gewissen handelt, hat sich vor Schimpfern nur ernstlich zu fragen: Birgt die ekle Hülse ein Schuldkernchen, das Du bereuen müß-

test? Bin weder ein Englein noch unfehlbar; darf die Frage heute aber verneinen. Einer schrie, ich habe den Herrn von Heydebrand „pöbelhaft“ angegriffen. „Die Zukunft“ vom sechsten Mai; Seite 125: „Daß der Abgeordnete Dr. Ernst von Heydebrand sich in die Nachbarschaft so schlimmen Gebündels verirrt hat, empfand ich wie Körperschmerz. Einsam habe ich oft den tapferen Ernst, die von scharfäugigem Verstand beherrschte Wollenskraft des Mannes, die stahlblanke Wucht seiner in Nüchternheit gedämpften Rede gerühmt; als die im Landtag und Reichstag einzige Persönlichkeit ihn der Beachtung, auch des Gegners, empfohlen.“ So ist der Anfang; und, nach harter Kritik eines heydebrandischen Artikels, der Schluß: „Ein Parteiführer, dessen Wesensfeste und Parlamentstrategie höher, mit Recht, als jedes Anderen geschätzt wird, spricht in einer Verhängnißstunde des heiß von ihm geliebten Vaterlandes öffentlich über Dinge und Menschen, die er niemals auch nur im Morgengrau der Erkenntniß sah. Ihn deshalb ‚scheinheilig‘ zu schelten (wie er Herrn Wilson schalt), wäre rüpelhaft albern. Er ist zu klug, um von der verlorenen Sache der preußischen Wahlrechtswahrung sich in Groll stimmen zu lassen; zu lange in Reinlichkeit gewöhnt, um die allzu hoch überschwingende Massenhoffnung auf Unterseesieg zu der Fluth schwellen zu wollen, die den Kahn seiner Partei von der Sandbank heben und wieder flott machen werde. Aber glaubt der Ernste ernstlich, auf dem Riff des unwissenden, mit seiner Unwissenheit wie mit Herakleskraft prunkenden Naturburschenthums die Sinthfluth überleben, ohne die blasseste Dämmerahnung von Geschichte und Willenstrieb, Bedürfniß und Sehnsucht fremder Hauptvölker, von den Pflichten und Rechten imperialer Weltpolitik durch die Weltwende schlüpfen zu können?“ Der Abgeordnete, der den hohen Muth hatte, solche Angriffsart pöbelhaft zu schelten, sollte in seinem Gedächtniß auffrischen, was der Führer seiner Fraktion laut und leis über Herrn von Heydebrand von sich gegeben, in welchem Gemüthston er mich der Ueberschätzung dieses Mannes geziehen hat. Dem, knurrt ein Anderer, reiche ich „nicht bis an die Stiefelsohlen“. Solches Urtheil dürfte, selbst in so edelmännischer Form, immerhin fällen, wer meine Lebensleistung kennt; ob es von Unbefangenen bestätigt würde, kann ich abwarten. Noch traue ich dem Umdienerten die bescheidene Selbsterkenntniß zu, die ihm sagen muß, daß er in den Haupt-

bieten meiner Arbeit mit Bewußtsein ein Fremdling geblieben, stark immer nur als Kämpfer für alte Preußenherrlichkeit gewesen ist. Die Scheltrede eines Dritten deutet grob an, ich habe Industriemänner verdächtigt, schnöden Gewinnes wegen den Krieg verlängern zu wollen. Was die deutsche Industrie, vornan die des Rheinlandes, in diesem Krieg, für diesen Krieg geleistet hat, ist hier früher und öfter gerühmt worden als anderswo. Daß auch neben uns, wie in Feindesland, Fabrikanten und Lieferanten leben, „die, weil sie Unsummen scheffeln und sich auf Machthügeln sonnen, den Krieg wie edlen Rauenthaler schlürfen“, werden Männer vom Schlag der Kirdorf, Stinnes, Thyssen, Hugenberg, Beuckenberg gewiß nicht bestreiten. Das Ziel meiner Worte war nicht zu verkennen. „Einer, ‚ders aushalten kann‘, soll nicht den von Verlust in Dürftigkeit Gedrückten mit rauher Belehrung über Patriotenpflicht belästigen. In seinem Bezirk soll er für verständig soziale Wirthschaft und ehrliche Preisbildung sorgen; aber nicht Menschen, die mehr gearbeitet, durch Fleiß eine weitere Wissenszone und damit eine richtigere Werthung des politisch Möglichen und Nothwendigen erworben haben, herrisch, weil sie anders als er empfinden, aus dem Gitter des Nationalgefühles weisen.“ Wer, seis auch durch die nützlichste Leistung, aus dem Krieg ungemeinen Ertrag erntet, soll sich an jedem Abend schonunglos fragen, ob die berechtigte Freude am Gewinn nicht irgendwo ihm den Empfindensstrang färbe. (Wie der Richter, Geschworene, Gutachter, der in einer seinem Gefühl oder Willensweg nahen Sache zu urtheilen hat und nicht erst Befangenheit spüren darf, wenn er, als ein erbärmlicher Wicht, im Innersten gierig aufheult: „Recht oder Unrecht: mein Vortheil winkt!“) Und mehr noch als selbständig Wirthschaftenden ziemt Bescheidung den Verbandsbeamten, die mit wohlgefälliger Ueberzeugung auch den Posten und die Einkunft verlören. Genug ... Der vom Kirchthürmchen aus gekündete Verruf hallt weiter: wer mit der Schelle, mit Unschuldsbetheuerung nachliefe, wäre ein Narr. Nur die Leistung wirkt, niemals Abwehr falscher Anschuldigung; und nur Wirkung will ich, niemals Beifall. „Laß sie drehn und stäuben!“

Daß dem Kanzler des Deutschen Reiches solche Gemüthsruhe fehlt, hat Mancher wohl staunend vernommen. Beifall ward Herrn von Bethmann, ob er für oder gegen Britanien und Rußland sprach, die Minister Grey und Sasonow lobte oder tadelte,

nie versagt; und Wirkung, gar des Reichsleiters, wird weder durch Grollartikel noch durch heimlich vertriebene Fehdeschriften gehemmt. Diese unterirdische Literatur gedeiht nur im Bezirk der Censur; mit der Zeit Nikolais Pawlowitsch, Metternichs, Friedrich Wilhelms des Vierten war sie versunken. Das aus dem Licht gescheuchte Wort wird von Zorn giftig; Rede, die nicht ins Ohr der Nation dringen darf, entkleidet sich dem Gewand, das in Oeffentlichkeit taugt, und ähnelt bald dann dem im Familienzimmer oder am Zechtisch Gepfauchten. Will der Kanzler vor so schrillem Klang bewahrt sein, dann muß er die Erörterung der Politik aus Vormundschaft befreien und die Censurmacht ins Gebiet des Militärwesens beschränken. Doch ein Entschluß würde ihm erst aufgedrungen, wenn die Parteien mit dem vorangegangen wären, Redefreiheit auch für den heftigsten Widersacher, nicht für sich nur, zu heischen. So weit sind wir noch nicht; allzu viele Deutsche gerathen nur in Hitze, wenn dem Nachbar die Maulschelle, auf die sie gefaßt sind, erspart wird. Am fünften Juni gelang Herrn von Bethmann die Selbstvertheidigung. Warum aber toste der Beifall so laut? Weil die Rede sich gegen „Hyperkonservative“ (Bismarcks Wort) und Alldeutsche zu wenden schien. Dürfen Die nicht ihre Meinung aussprechen? Nicht, wenn nachgeprüfte Ueberzeugung sie dazu verpflichtet, offen bekennen, daß sie von diesem Kanzler die dem Reichsgeschäft nöthige Förderung nicht mehr erhoffen? Das heute Verwerfliche habe ich vor vier Wochen hier gezeigt. „Stärke offenbart sich nicht in der Sucht, den niedrigsten Trieb als den edelsten anzupreisen und mit solcher Meßbudenkunst, Roßtäuscherlist den Beifall schwieliger Herzen, schweißiger Hände zu heimsen. Wären unsere Perikles und Diodotos noch schmächtigeren Wuchses: aus ihnen redet Vernunft; rast nicht Tobsucht. In den Grenzen ihres Hirnvermögens dienen sie, auf ihre Weise, bescheiden und ohne Eigennutz dem Vaterland. Dessen Interessen verräth, mit oder ohne Bewußtsein, wer aus sicherem Versteck vor dem Feinde die Regirer ehrloser Schwäche zeiht.“ Der Wunsch des Kanzlers scheidet sich nicht von dem des Reichstages: Beide ersehnen dem Reich nicht nur, was es zu kräftigem Leben braucht, sondern Alles, was der Kriegsausgang vom Feind zu nehmen erlaubt; vor Beider Augen funkeln Kriegsziele, die ihnen vor dem Krieg Irrlichter schienen. Das Uebrige wird sich finden, wenn Deutschlands Mannschaft heimgekehrt ist. Dann wird Weltwende:

oder wir ersticken im alten Parlamentsprass. Wozu der Lärm? Herr von Bethmann hat allerlei Vernünftiges gesagt; und „Beifallsstürme“ aus dem Reichstag geerntet, dessen Kehle zuvor drei Kanzler bejubelt und jede Wendung nachbismärckischer Politik in Wonne gebilligt hat. Geduld! Vor der Wahl ist Abrechnung.

Pfingstrosen.

Was will hier werden? Durch Jerusalem, die Stätte des Friedens, schallt am fünfzigsten Mittag nach Ostern der Ruf. Vom Himmel war ein Brausen, als eines gewaltigen Windes, gekommen. Naht ein Sturm, der mit Feuer taufen will? „Wie von Feuer schienen die Zungen der Jünger Jesu zertheilet. Alle wurden des Heiligen Geistes voll und fingen an, mit anderer Zunge zu predigen. Da nun Solches geschah, lief eine Menge zusammen; und Jeglicher wurde bestürzt, weil er in seiner Sprache predigen hörte. Aus der Schaar, die zuerst gestaunt, dann sich entsetzt hatte, flog manche Frage auf: Sind nicht Alle, die da reden, aus Galilaea? Wie kommt es, daß Jeder von uns die Sprache seiner Heimath vernimmt? Parther, Meder, Elamiter, Bewohner von Mesopotamien, Judaea, Kappadokien, Pontus, Phrygien, Pamphylien, Egypten, Volk aus der libyschen Kyrene, Fremde aus Rom, Juden und Judengenossen, Kreter und Araber: Jeglichem künden sie mit seiner Zunge die großen Thaten Gottes. Sind sie süßen Weines voll? Nein. Hütet Euch, ihrer zu spotten! Doch was will hier werden?“ Die Grundmauer einer Kirche. Noch lebt die Heilandsgemeinde von Erinnerung, von nachhallendem Wort. Dürftige, ländlich unwissende, in Einfalt blind gläubige Menschheit. „Wo Zwei oder Drei in meinem Namen vereint sind, bin ich in ihrer Mitte.“ Wer möchte, nach solcher Verheißung, sich in Einsamkeit von den Brüdern scheiden? Schon sinds hundertundzwanzig. Nach der Arbeit, die Kleid und Nahrung einhandelt, gesellen sie, dicht beim Tempel, ihre Traumschwärme. Wie Zugvögel hocken sie neben einander; und das sanfteste Schauerwindchen sträubt ihr Gefieder. Spürtet Ihr soeben nicht Himmelshauch? Gewiß war im Winde der Herr, der einst vor Elias Auge ging und nicht im Sturm, im Erdbeben, im Feuer, nur in sanftem Sausen war. Scharrte es nicht an der Pforte? Da blüht Hoffnung; reift aus der Knospe uns Glück. Weh aber, wenn der Meister uns vorüberschritt und wir im Anhauch des Heimkehrenden nicht den Hei-

ligen Geist erfühlten! Der tritt auch durch verriegelte Thore ins Haus. An schwülem Mittag langt die Gemeinde nach ihm. Der Himmel brüllt auf und lodert Flammengarben durch das von Gewitterswirbel aufgerissene Fenster. Sahet Ihr, Zweifler, nun zwischen blinkenden Lichtsicheln den Geist? Leckte nicht über jedes Frommen Haupt hin die Feuerzunge? Schwerflüssig war zuvor unsere Sprache, wie Moses, ehe der Herr in seinem Munde war, und wie Jeremias, ehe der Herr ihn predigen hieß und mit seinem Wort die träge Zunge flügelte. Auch Ihr seid, wir sind nun beredt und brauchen nicht mehr zu fürchten, daß der Zugewanderte, der in Städtersprache nicht heimische Landmann uns, weil er die Predigt nicht versteht, den Rücken zeigen werde. Wer verstünde nicht, was der Herr, der Heiland, der Heilige Geist aus uns redet? Starrer Judenwahn mag schwören, daß Heiliges sich nur in Hebräerlaut kleide und schon der egyptische Israelit, weil er Jahwes Wort ins Hellenische übertrage, bis an das Lid des Auges in Ketzerei gesunken sei. Unseres Gottes Wort ist nicht in ein enges Sprachgebiet eingepfercht. Ward Euch nicht offenbart, daß zu dem Amt des Messias auch sein Wille gehöre, im Feuer des Geistes alle Sprachen, alle Völker in Einheit zu schmieden? Da er als Menschensohn über die Erde schritt, sprach er wie der Schlichteste in Galilaea. Seit er gen Himmel auffuhr, ist seiner Predigt jedes willigen Herzens Ohr offen. Mancherlei Gaben sind; doch ist nur ein Geist in Juden und Griechen, Egyptern und Kretern, Freien und Hörigen. Wenn Ihr mit Zungen redet, deutlich, nicht in den Wind, so ist Eure Rede Gebet und Ungläubige zwar werden sie sinnlos schelten, Gläubige sie aber unter jedem Himmel verstehen: so in ihr Liebe ist; denn ohne Liebe wäret Ihr, freilich, selbst mit Engelzungen noch ein tönend Erz oder eine klingende Schelle. In Weltweite sollen wir, nach des Meisters letztem Befehl, wandern und aller Menschheit mit neuen Zungen die Heilsbotschaft bringen. Stockt das Wort einmal, so ersetzt es ein Seufzer des Geistes und dem Erforscher der Herzen entgeht der Sinn nimmermehr. Was soll uns zu neuem Bund Verknüpften die Sprache des alten Bundes? Deren Zeit ging. Uns taugt eher, zu stammeln als mit abgenütztem Werkzeug die Arbeit des Seelenpflegers zu beginnen. Viel eher, in Glaubensbrunst kindisch zu lallen als in die Enge einer Sprache, eines Volksbrauches zu kriechen. Wer unsere Rede verlacht, ist von den Weltliche[n]

denen, wie unserem Judas im Besitz der Silberlinge, aus Freude Leid und aus Trauer Tod wird. Doch unsere Trauer sehnt sich nach Gott, ist selbst Gottesgeschenk und aus ihr wird Seligkeit, niemals Reue ... Fromme Juden überläufts. Was will hier werden?

Das Glaubensheim neuer Volksgenossenschaft, die alle Schlacke völkischen Hochmuthes, Eigennutzes, Abschliessungdranges ausscheiden, im reinen Feuer des Geistes athmen, aus allen zu ihrem Gott hinstrebenden Völkern sich Geschwister werben will; und noch nicht ahnt, daß sie zur Grundmauer einer neuen Kirche die Steine schichtet. Aus Gewaltherrschaft, Krieg, Knechtsfron sehnt sie sich ins stille Dämmerlicht geistigen Lebens, das der Seele Frieden beut und den Leib ihr zu stetem Dienst verpflichtet. Keine Waffe, kein Streit, keine selbstsüchtige Regung. Alle Habe ist Gemeineigenthum. Jeder seelisch Würdige, und käme er aus dem Stamm der Knechter von gestern, als Bruder Allen willkommen. Sein Ohr ist noch taub? Harret: Glaubenseinheit weckt in dem Neuling das Verständniß unserer Sprachen. Sind wir nicht, Alle, arm, weltenfern von dem Streben, durch Gold oder anderes Machterwerbsmittel Menschen in ein Joch zu zwingen, nicht von der Flammenzunge zu edlerem Werke geläutert? Israel mag uns als eine von hundert Sekten nehmen; damit es sich nicht in Haß wider uns ärgere, bequemen wir uns in seine Bräuche. Daß an unserem Tisch abends das Brot gebrochen, der Kelch geweiht wird, kränkt keinen unfreundlichen Blick: und nähert uns im Erinnern doch dem geliebten Herrn, dessen Leib gebrochen, dessen Blut vergossen ward, wie er geweissagt hatte. An des Vaters rechter Seite thront er; kehrt aber, wenn die Zeit erfüllt ist, auf dem Weg in die Weltrichterpflicht, in unsere Gemeinde zurück. Deren Priestersitz ist ihm vorbehalten; den Aeltesten, der die Ordnung wahrt, hebt kein Sonderrecht aus der Reihe. Ringsum aber lauert die Welt. Lechzt sie schon wieder nach der Freude, den Geist ans Kreuz zu nageln, sein Röcheln gierig ins Ohr zu trinken? Aus den ohne Klosterzwang hausenden Mönchen werden Zunftwahrsager, Heilkünstler, Wunderthäter. Aus den still in sich Versenkten die Säulen der neuen Kirche. Maran Atha: der Meister naht! Doch sie warten vergebens; und schicken sich allgemach in die Welt. Noch nicht in stolzes Volksbewußtsein. Aber sie segnen Eroberung. Und erinnern nur einmal in jedem Jahr, am Tag der Niederkunft Heiligen Geistes, sich, daß keines Eroberers Werk dauert als des Gedankens.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Bilanz per 31. Dezember 1915.

Aktiva.	M.	pf
[illegible]	[illegible]	—
[illegible]	[illegible]	
[illegible]	1	
[illegible]	1	
[illegible]	1	
[illegible]	1	
[illegible]	1	
[illegible]	1	
[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]
	[illegible]	44

Passiva.	M.	pf
Aktienkapital	5 000 000	—
Reservefonds	1 078 552	—
Arbeiter-Unterstützungs-Fonds	50 451	85
Nicht eingelöste Dividende	275	—
[illegible]	972 392	56
[illegible]	856 001	46
[illegible]	1 816 764	57
	[illegible] 774 437	44

Gewinn- und Verlust-Konto.

Debet.	M.	pf
[illegible]	1 [illegible] 406	[illegible]
[illegible]	12 231	96
[illegible]	510 199	43
[illegible] Rückstellungen	413 000	—
[illegible]	1 816 764	67
	[illegible] 818 602	09

Kredit.	M.	pf
[illegible]	3 818 602	09
	3 818 602	09

[illegible] 12 [illegible] M. 120 [illegible] No. 1 [illegible] 5000 festgesetzte Dividende gelangt pro Dividendenschein 1915 ausser bei **unserer Gesellschaftskasse**, bei der **Bank für Handel und Industrie** und der **Nationalbank für Deutschland**, hier, zur Auszahlung.

Berlin, den 29. Mai 1916.

Carl Lindström Aktiengesellschaft.

Der Vorstand: Straus. ppa. Salomon.

Bergmann-Elektricitäts-Werke, Aktiengesellschaft, Berlin N. 65.

Bilanz am 31. Dezember 1915.

Aktiva.	M	₰
Fehlende Einzahlung auf Aktienkapital	4 250 000	—
Grundstück-Konto	3 937 099	48
Gebäude-Konto	11 217 760	51
Maschinen-Konto	4 033 399	32
Werkzeug-Konto	2	—
Utensilien-Konto	2	—
Modell- und Konstruktions-Konto	2	—
Mobilien-Konto	2	—
Konto f. Kriegsausrüstungen	2	—
Patent-Konto	2	—
Beteiligungs-Konto	7 241 027	15
Effekten-Konto, Bestand	7 794 955	90
Wechsel-Konto, Bestand	492 773	84
Kassa-Konto, Bestand	5 798	14
Banken-Konto, Guthaben	26 557 369	35
Debitoren-Konto	29 234 534	98
Lieferungs-Kautionen-Konto	131 943	72
Waren-Konto	14 738 265	65
Bürgschafts-Schuldner 3 454 931,95		
	109 634 940	04

Passiva.		M	₰
Aktienkapital-Konto		52 000 000	—
Reservefonds-Konto		17 627 092	48
Spezial-Reservefonds-Konto		100 000	—
Hypotheken-Konto		82 553	77
Obligationen-Konto		19 900 000	—
Konto ausgelost. Obligationen		6 775	—
Obligations Zinsen-Konto		150 727	50
Dividenden-Konto		8 100	—
Kreditoren-Konto		6 540 563	93
Rückstellungskonto (Diverse)		643 036	44
Rückstellungskonto für Aktienstempel		191 250	—
Talonsteuer-Reserve-Konto		158 000	—
Kriegsreserve-Konto		764 705	94
Bürgschafts-Gläubiger	3 454 931,95		
Gewinn- und Verlust-Konto		11 462 134	98
Hiervon:			
Rückstellung für Talonsteuer	60 000,—		
Waren-Rücklage	1 000 000,—		
Rückstellung für weitere Kriegsreserve	4 000 000,—		
Zuwendung an d. Nationalstift.	100 000,—		
Zuwend. an eine Wohlfahrtseinricht. f. Beamte u. Arbeiter	500 000,—		
4% Dividende auf M 47 750 000.	1 910 000,—		
10% Tantieme an d. Vorstand von M 3 493 902,40.	349 390,24		
8% Tantieme an d. Aufsichtsrat	279 512,20		
6% Mehrdividende auf M 47 750 000.	2 865 000,—		
Vortrag auf neue Rechnung	398 232,54		
	11 462 134,98		
		109 634 940	04

Gewinn und Verlust-Konto.

Soll.	M	₰
General-Unkosten	3 926 983	37
Abschreibungen	6 271 808	95
[illegible]ingewinn	11 462 134	98
	[illegible]	[illegible]

Haben.	M	₰
Vortrag aus 1914	339 802	05
Geschäftsgewinn nach Abzug der Fabrik-Unkosten	21 321 125	25
	[illegible]	[illegible]



Berlin, den 17. Juni 1916.

Verklungener Ruhm.

Slawa.

Am Tag des Heiligen Georg hat König Nikola von Montenegro, wie in jedem der sechsundfünfzig Jahre, die er als Wladika und Haupt der tschernagorzischen Serben verlebte, die Getreuen zum Fest der Slawa, des Namensruhmes, geladen. Sonst, in Cetinje, brieten an diesem Tag seine Leibköche Lämmchen und Milchferkel, unter freiem Himmel, am Spieß, nach dem Braten gabs gezuckerte Früchte, auf die Gräber der Helden und edlen Frauen wurden Blumen und leckere Speise, als Dankopfer, gespendet und bis in die Nacht währte Gesang und Tanz. Nicht der dem Herrscherhaus Nahe nur: auch der Bettler und Sieche ist am Georgijtag ein willkommener Gast. Diesmal war Frankreich des Festes Schauplatz. Das von Kastanienbäumen beschattete Schlößchen Mérignac in der Gironde, dicht bei Bordeaux, herbergt den fünfundsiebenzigjährigen König, seine Frau und die Töchter Xenia und Wera. Die Söhne sind fern; der den Obrenowitsch verschwägerte Prinz Mirko scheint sich sogar in Oesterreichs Lager zu neigen und hofft vielleicht, ein schmales Serbien unter wiener Patronat einst dem Königreich Montenegro zu vereinen. Den Töchtern, der Italerkönigin und den Großfürstinnen, lacht jetzt keine Sonne; und der greise Schwiegersohn Peter Karageorgewitsch starrt aus düsterem Auge in Griechenlands sommerlich glühenden

Himmel. Schwarz ist ringsum die Slawa verhängt. Seit er, als ein Gunstkind Louis Napoleons, in ein pariser Gymnasium ging, war Nikola nicht so lange auf Frankreichs Erde. Ein romanischer Schweizer hat das Maifest beschrieben. Offziere, Beamte, Studenten; nur drei Dutzend Menschen. Uniformen und abgetragene Röcke. Ein baumlanger Abt, der auf dem Lowtschen mitgekämpft hat, doch nun wieder die schwarze Kutte und die Karmesinschärpe trägt. Zweimal, stöhnt er, „ward mir das schrecklichste Menschenerlebniß: zweimal habe ich, der aus der Herzegowina in Montenegro einwanderte, mein Vaterland verloren!“ Aber er hofft noch; die Heimath muß auferstehen. Der König, in Hellblau und Gold, nimmt schweigend den Handkuß hin; hört schweigend den Glückwunsch des Adjutanten. Schwärmt sein Geist in die Ferne, in alte Herrlichkeit des Kriegers, des Königs zurück? Vierhundert Feuerschlünde umheulten den Schwarzen Berg. Schon der fünfte Tag ohne Brot für das schmelzende Heer. Und die entkräftete Mannschaft wird auch aus austro-ungarischem Schiffsgeschütz jetzt beschossen. Bleibt da noch Wahl? Den serbischen Brüdern wird, auf ihrer Flucht nach Albanien, alles Bleibsel der Tschernagorzen habe geopfert. Sie müßten ohne solche Hilfe in Hunger und Frost erliegen. Holet das letzte Vieh aus dem Stall, die Kartoffeln aus dem Keller! Kein Brennholz mehr? Nikola läßt seine Lieblingakazien fällen, das Holzgebälk aus den Dächern schälen, hölzerne Kreuze aus den Gräbern reißen. Um die Falken flammts lichterloh. Peters Heer wird nicht vergessen, wem es Wärme und nothdürftige Nahrung zu danken hat. Diese Hoffnung geleitet den alten König in die Fremde. Sinnt er ihr nach? Wie eines entlaubten Stammes herbstlich fahlrother Wipfel in Nachtwind: so bebt, über den zerrunzelten Fäusten, die den russischen Ehrensäbel umklammern, das Haupt. Blicklos sieht es auf die Gäste. Vom Schmack einer Cigarette weicht wohl die Sprachhemmung. Tief zieht er den Rauch ein. „Diese Stunde bereitet mir bitteres Weh. Kein Lamm, kein Schweinchen am Spieß. Traurige Slawa! Gern hätte ich Euch empfangen, wie man in meinem Land an solchem Tag die Gäste empfängt. Ich kanns nicht; kann Euch, Montenegrinern, Bosniaken, Herzegowzen, nur dafür danken, daß Ihr kamet, mich noch in meinem Unglück zu grüßen. Ja ... Wir haben jetzt eine neue Regirung; also eine neue Hoffnung.“ Wieder stiert er ins Leere.

Vor sechzig Jahren Eugeniens Gast in den Tuilerien. Palmerstons England sein Feind; Foulds Frankreich liefert ihm Geld und Gewehre. In sechs Schlachten und vielen Scharmützeln schlägt er das seinem ums Vierfache überlegene Türkenheer (das, im Kampf gegen sechsundzwanzigtausend Montenegriner, fast fünfzigtausend Mann verliert). Vor vierzig Jahren ist er in Cattaro der Gast Franz Josephs. Der blickt auf die Steinfestung des Schwarzen Berges und spricht: „Mein Herr Bruder wohnt da recht hoch.“ Nikola darf sich, als Antwort, den herben Scherz gestatten: „Weil mir die Türken die Erde, die Oesterreicher das Meer nahmen, blieb mir ja nur der Himmel.“ Der Berliner Vertrag öffnet ihm das Meer und weitet ihm die Erde. Elf Jahre danach nennt der dritte Russenzar Alexander in Petersburg den Fürsten Nikola laut seinen besten Freund. Als Oesterreich-Ungarn die Herzegowina und Bosnien annektirt, erlangt Nikola, daß sein Haupthafen Antivari von den lästigsten Bestimmungen des Berliner Vertrages befreit wird. 1910 hebt der schlaue und tapfere Wladika sich in den hellsten Glanz. Im Januar kann er in Antivari, das fremden Kriegsschiffen bisher gesperrt war, das Geschwader des französischen Contreadmirals Pivet empfangen; im August sich zum König krönen. An seinem Tisch sitzen beim Prunkmahl die Könige von Italien und Bulgarien, Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, Kronprinz Alexander von Serbien, der Türkenbotschafter Hussein Hilmi Pascha. Zweimal noch zieht der Alte sein Schwert; nur einmal zu Sieg. Dem Wunsch der Ahnen, auch über Skutari zu herrschen, winkt, endlich, die Erfüllung. Dann gehts jäh abwärts. In der Gironde lauscht der Greis jetzt dem Parzenlied. Sieht er die Heimath wieder? „Den Druck der trüben Zeit muß Jeder tragen und, was er fühlt, nicht das hier Nöthige, sagen. Der Aelteste litt das Schwerste. Unser Gang wird nie so schwarz und dauert nicht so lang.“ So spricht vor der Leiche Lears, der sich selbst, weil er den Kindern zu blind vertraute, um den Thron gebracht hat, der Eidam, den der Dichter den Herzog von Albanien nennt.

Auch in Paris wurde im Mai ein Fest der Slawa gefeiert. Ein nordslawisches, dem das Morgenlicht der Auferstehung leuchten sollte. Die Vertreter des Russenparlamentes, die alle Hauptstädte der dem Zaren verbündeten Reiche besuchen, waren ins Rathhaus geladen und begrüßt worden. In ihrem Namen hatte

der Abgeordnete Miljukow gedankt. Wirthe und Gäste standen auf, um ins Speisezimmer zu gehen. Da trat noch Einer vor und nahm, zu Aller Ueberraschung, das Wort. Graf Wielopolski; wohl der Sohn Alexanders, des Marquis von Gonzaga, der 1877, als ein aus freiem Willen Verbannter, auf deutscher Erde starb. Graf Sigismund Wielopolski ist Mitglied des russischen Reichsrathes und sitzt dem polnischen Nationalausschuß vor. In Paris sprach er: „Mehr als hundert Jahre lang war Polens Name von der Landkarte Europas gestrichen. Der Weltkrieg half ihm wieder ins Leben. Auf Polens Boden haben die großen russischen Heere den Feind ein Jahr lang festgehalten und beträchtlich geschwächt. Die Folgen des erbitterten, blutigen Kampfes sind grausig: zerstörte, verbrannte Dörfer, zerschossene Städte und Industriestätten, verwüstete Felder; wo einst Frucht reifte, dehnt sich ein Kirchhof, den Schützengräben umringen. Das unsäglich grausame Schicksal, das die Theilungen Polens bewirkte, zwang unsere Brüder, unsere Söhne, in feindlichen Lagern, gegen einander, zu kämpfen. Daß Polens Seele alles Leid, alle Qual des Jahrhunderts überlebt habe, bestätigte vor Europas Ohr der Aufruf des Großfürsten-Generalissimus, der uns, im Namen des Zaren, das Nahen der Auferstehungstunde ankündete und die Einung aller polnischen Landestheile verhieß. Die herzliche Freundschaft, die uns hier begrüßt, stärkt die Ueberzeugung, daß sich das schöne, edle Frankreich dieses russischen Entschlusses aufrichtig freut. Wir bleiben, was wir seit dem Beginn des Krieges waren; dafür zeugt die Thatsache, daß in den Abordnungen, die aus Rußland zu den Verbündeten kommen, Polen vertreten ist. Trotz dem Graus und Weh des Krieges, der unser Land dem Feind in die Hand gab, ist, unter Trümmern, in Trauer, die Haltung Polens ruhig und würdig geblieben. Der Feind verbreitet falsche Nachrichten und sucht uns durch listig schmeichelndes Versprechen zu umgarnen; in Schloß und Hütte verdüstert Noth das Leben. Aber wir beugen uns nicht; unbeirrbar bleiben wir auf dem selbst gewählten Weg und harren, in unerschütterlichem Glauben, der Stunde, die uns wieder in selbständiges Staatsleben ruft. Der Sieg der Verbündeten ist unser Sieg; ihre Sache ist unserer unlöslich vereint. In der Weltlichtstadt, im Herzen des großen, an Ruhm gewaltigen Frankreich, dem wir Polen durch manche Gemeinschaft geschicht-

lichen Erlebnisses verknüpft sind, ist mir Bedürfniß, der Gewißheit Ausdruck zu geben, daß endgiltiger Sieg Frankreichs gerechte Wünsche erfüllen wird; seine Kraft wird es fortan gegen jede Bedrohung sichern und keinem Feind je gelingen, es auch nur für Stunden auf dem Weg zu hemmen, auf dem diese civilisatorische Großmacht seit Jahrhunderten vornan schreitet, dem Licht, dem Recht, der Wahrhaftigkeit zu." Aus dem Munde der Franzosen grüßt den Redner der Ruf: „Vive la Pologne!" (Der in Paris verpönt war, seit ihn, am Thor des Gerichtspalastes, der Radikale Floquet dem Zaren Alexander sammt der Anrede „Monsieur" ins Gesicht spie.) Zum ersten Mal hat vor Amtsinhabern wieder ein amtlich beglaubigter Vertreter Polens gesprochen. Das Ziel Alexanders Wielopolski war: ein fester Bund der beiden Slawenvölker unter dem Dach des russischen Kaiserhauses, das den Polen die liberale Verfassung von 1815 zurückgiebt, die Bildungmöglichkeiten breiter ausbuchtet, die Bauern auf die Stufe des zu freiem Handeln und redlichem Erwerb fähigen Menschen hebt, den Juden das Christenrecht gewährt und dadurch dem dünnen Bürgerstand einen zum Kampf ums Dasein tüchtigeren Körper schafft. Im März 1861 wurde er zum Vorsitzenden eines Staatsrathes ernannt, der jede Rußlands Oberhoheit wahrende Freiheit bewilligen und allen Schichten des Polenvolkes haltbare Lebensgrundlagen sichern sollte. Die üble Erfahrung des Vaters schreckt den Sohn nicht. Dessen Name stand, neben denen der Branicki, Komierowski, Gorski, Kozlowski, Krasinski, Morawski, Potocki, Radziwill, Lubomirski, Woroniecki, unter der Huldigugadresse, die Nikolai Nikolajewitsch im August 1914 empfing. „Wir, die Vertreter aller politischen Parteien und sozialen Gruppen, sind innig überzeugt, daß aus dem Blut, das Polens und Rußlands Söhne in gemeinsamem Kampf gegen den gemeinsamen Feind vergießen werden, beiden Slawenvölkern ein neues Leben, eins friedlicher Freundschaft, erblühen wird. An diesem bedeutsamen Tag, den die Polengeschichte nie vergessen kann, spricht aus unserer Seele der heiße Wunsch, daß Rußlands Heer siege; stärkt uns die Zuversicht auf den Triumph dieses unter dem Befehl Eurer Königlichen Hoheit stehenden Heeres." Der ist, nach kurzer Pracht, am Dunajec und an der Dwina gewelkt. Herr Roman Dmowski, Führer der russenfreundlichen National-Demo-

kraten, ließ kaum noch von sich hören. Auf ihrem Rückzug haben die Russen das Polenland verwüstet und ausgeplündert, ganze Dörfer verbrannt, Menschen, Vieh, Nährmittel weggeschleppt. Zehntausende sind in die Wälder geflohen und dort verhungert oder erfroren. Der Feind kam als Wohlthäter; schuf Ordnung und that, für Volksernährung, Verkehrswege, Unterricht, was er in Nothzeit vermochte. Dennoch stehen die Wielopolski und Genossen fest auf dem Willen zur Gemeinschaft (des Heeres, der Zölle, internationaler Vertretung) mit Rußland; und ihre Schaar ist viel größer, als in Deutschland und Oesterreich Mancher meint. Nur der Russenzar, heißt es in diesem Lager, kann Polens Selbständigkeit sichern und alle polnischen Sprachbezirke unter dem Banner des Weißen Adlers einen. Horchet auf solche Wünsche! Weil unsere Feinde Preußens Macht zersetzen, in Ost Deutschlands Grundmauern lockern möchten, wollen sie den Polenstaat, der für drei preußische Provinzen eine Lebensgefahr würde. Schon als Gesandter hat Bismarck den Prinzen von Preußen vor den „Plänen zur Ausschlachtung Rußlands" gewarnt. „Jeder siegreiche Krieg gegen Rußland unter unserer nachbarlichen Betheiligung belastet uns nicht nur mit dem dauernden Revanchegefühl Rußlands, sondern zugleich mit einer sehr bedenklichen Aufgabe, nämlich: die Polnische Frage in einer für Preußen erträglichen Form zu lösen." Die Lebensarbeit des Erziehers darf nicht verthan sein. Der Widerhall, den Wielopolskis pariser Rede noch jetzt, in den Tagen russischer Machtlähmung, geweckt hat, läßt ahnen, was würde, wenn aus Sommersgluth die Slawa in neuen Glanz erstünde.

Yuan-Shi-Kai.

„Beginnet, Menschenbeherrscher, niemals, was Ihr später vielleicht, in Reue, nicht begonnen haben möchtet!" Von den Mauern uralter Chinesentempel mahnt solche Weisheit; mahnt in hundert Wendungen der heute noch fortwirkende Geist des alternden Kong-Fu-Tse, verwegene, unbedacht kecke Handlung zu meiden. „In stillem Wasser, nicht in fließendem, sucht der Mensch sein Bild zu erblicken; denn nur, was selbst fest ist, kann Anderes festhalten." So lehrt der Weise, den Lao-Tse die Nichtigkeit ungestümen Willensdranges erkennen ließ. Ein Leben lang schien Yuan-Shi-Kai dieser Lehre folgsam. Als Sohn dürftiger Kleinbürger

aus der Provinz Honan war er, wie Tausende seines Schlages, Beamter geworden. Früh findet er den Weg in die Gunst des allgewaltigen Li-Hung-Tshang, der ihn (ohne zu ahnen, daß er einen Machterben erzieht) nach Korea schickt. Zwölf Jahre bleibt Yuan dort; klettert von den untersten Sprossen der Amtsleiter von Jahr zu Jahr höher; wird Chinas Gesandter und erspäht aus hellem Auge Fluth und Ebbe des Japanereinflusses in das Kaiserreich des Stillen Morgens. Als Beherrscher aller Listen und Kniffe ehrwürdiger Asiatendiplomatie kehrt er heim; und schlängelt sich zunächst nun ins Heer, dem er schon als Jüngling angehört hat. Seine Armee wird eine Kerntruppe und hängt ihm, der die Mannschaft nicht schinden läßt, inniger an als dem regirenden Mandschuhaus. Im Jahr 1898 wird das erste Grollen des Aufruhrs hörbar. Das Junge China heischt Reformen, die Tse-Si, die Kaiserin-Witwe, die für ihren Sohn Kwang-Su die Regentschaft führt, den Drängern nicht gewähren will. Yuan hat bald erwittert, daß diese Frau stärker ist als das Gewimmel kleiner Rebellen: und verlobt sich mit Haut und Haar deshalb der Gebieterin. Die schürt das Feuer des Nationalismus und Fremdenhasses, hofft, in den Flammen des Boxeraufruhrs die Neuerungsucht der Sprudeljugend verglimmen zu sehen; und merkt zu spät die Kurzsicht, die sie verleitete, nicht mit der Strafgewalt der Europäerreiche zu rechnen. Yuan hilft ihr aus der Klemme. Er ist Statthalter in Shantung (dessen Kiautschaubucht nebst Hinterland dem Deutschen Reich verpachtet ward) und seiner Behendheit gelingt, mit den blondborstigen Barbaren, die unter Waldersee bis nach Peking vordringen, sich eben so gut wie mit dem bedrängten Damenhof zu stellen. Die Kaiserin bleibt ihm dankbar; macht ihn, nach Lis Tod, zum Statthalter in Petschili, dann zum Reichssekretär und Leiter des internationalen Geschäftes. Nach ihrem Tod wird er (dessen Befehl der Armee des Generals Ma jeden Eingriff in den russo-japanischen Krieg gewehrt hatte) dem Regenten verdächtigt und aus allen Aemtern entfernt. Hat er die Jahre der Ungnade zur Verbreitung des Prophetenwortes genützt, die träge Selbstsucht der Mandschudynastie werde das Reich des Himmelssohnes zerstücken? Ihre Wurzeln verdorren rasch. Korea, die Mandschurei, die Mongolei sind der Chinesenherrschaft entglitten; die Japaner in Ostasien übermächtig geworden. Die „Politische Gesellschaft

der Reiter", deren Haupt der amerikanisirte Chinese Sun-Yat-Sen ist, fordert viel mehr, als zehn Jahre zuvor Tollköpfe zu fordern wagten. Nur Yuan kann helfen. Lange läßt er sich von dem rathlosen Regenten umwerben. Schützt Krankheit vor; nennt sich selbst unzulänglich für die Aufgaben neuer Zeit; mäkelt an den Bedingungen. Und folgt dem Ruf auf die Reichszinne erst, als ihm die unbeschränkte Herrschaft über die Verwaltungmaschine und über das Heer verbürgt ist. Nun kann ihm, muß ihm der Sieg gelingen.

Sieg der Dynastie? Die ist wurzellos, ein Fremdkörper im ungeheuren Leib des Reiches, den gelehrten Chinesen ein Gräuel und sogar von der stumpfen Menge schon verachtet. Sieg der Revolution? Dessen Folge wär ein unflickbarer Riß zwischen Nord und Süd; wäre die Einschleppung westlicher Gedanken und Begriffe, die China noch nicht verdauen könnte. Yuan sieht sein Ziel und den Weg, der ihn hinführen kann. Für die erste Strecke sind Sun-Yat-Sen und Genossen zu brauchen. Sie unterhöhlen, zertrümmern den Drachenthron, verbannen den Kaiser, die Prinzen, nehmen den Mandarinen die Pfauenfedern, Rangknöpfe und andere Gunstzeichen; Beamten und Bürgern schneiden sie den Zopf ab und hissen auf die Stange, von der das gelbe Drachenbanner wehte, die rothe Empörerflagge. Der Vertrauensmann des Kaiserhauses hebt die Achseln. Wenn er sich gegen die Wuth gestemmt hätte, wäre er überrannt worden. Weil er mit den Wölfen geheult hat, kann er die Wunden, die ihr Zahn riß, jetzt behutsam verbinden. Er schafft dem entthronten Kaiser ein üppig prangendes Heim, ihm und seiner Familie reichliche Einkunft; giebt ihnen alle äußeren Ehren und jedes ungefährliche Vorrecht zurück. Durfte er, der von diesem Hause so viel Gunst empfing, anders handeln? Trotzdem er vom monarchischen sich zum republikanischen Ideal bekehrt hat: Treue muß walten. Das begreift Dr. med. Sun-Yat-Sen, der die Südstaaten aufgewühlt und von ihnen die Präsidentenwürde empfangen hat. Er verständigt sich mit dem Diktator des Nordens, der im Glauben nicht um Haaresbreite von ihm zu weichen scheint, die Erfahrung des Staatsmannes und Diplomaten hat und betonen darf, daß er dem stärksten Chinesenheer befiehlt. Drei Tage nach der Abdankung der Mandschu-Dynastie wird er, am fünfzehnten Februar 1912, zum Präsidenten der Republik China gewählt. Seine Hand, des Kleinbürgersohnes aus

Honan, darf nach dem Scharlachstift greifen, mit dem die Kaiser ihre Erlasse unterzeichneten. Auf so steiler Höhe beschleicht den Sechziger Uebermuth. Noch sitzt er nicht fest: nach zwanzig Monaten muß das Parlament die Wahl der Provinzialstände bestätigen. Klugheit empfiehlt, so lange wenigstens das Gesicht des demüthigen Reichsdieners und bescheidenen Verfassungwächters zu wahren. Yuan trachtet nur nach der Mehrung seiner persönlichen Macht; läßt die Putsche des Südens in Blut ertränken; und höhnt die Narren, denen in China Demokratie möglich scheine. Mit dem Parlament wird er schnell fertig. Jeder Parteiführer hat alltäglich einen Wunsch; jeder Hammel der Heerde will Futterzulage. Vor solchem Geklüngel soll Einem bangen, der aus eigener Kraft so hoch zu steigen vermochte? Sein Selbstgefühl trügt nicht. Fünfhundertsieben Stimmen (von siebenhundert) beider Kammern ernennen ihn, im Oktober 1913, für fünf Jahre zum Präsidenten der Republik. Immerhin: fast zweihundert Abtrünnige; und im Süden gährts wieder. Der Schüler der Frau Tse-Si zaudert nicht ängstlich: er läßt allen unbequem wilden Männern das Mandat und die Wählbarkeit absprechen. Wer ihm je lästig werden könnte, taugt nicht ins Parlament. Das wird nun der Schurz, der die nackte Diktatur dem Blick Ferner birgt. Und was bleibt als Ertrag der Revolution? Ein zerklüftetes Reich und ein leerer Thron. Der junge Kaiser, dem er gebührte, könnte der Schwiegersohn des Mannes werden, der ihn sanft hinunterstieß. Von solcher Möglichkeit flüstert Gerücht. Noch von anderer. „China braucht einen Herrn. Das Republikanerwesen war eingeschmuggelte Waare, die unter unserer heißen Sonne schnell Plunder wird. Wer mit dem russischen Gossudar, mit dem Tenno der Japaner in Würde verhandeln will, muß im Rang ihnen gleich sein. Niedertracht und Selbstsucht Einzelner darf uns nicht hindern, die Gunst der Stunde zu nützen. Seit Jahrhunderten hatten wir Schattenkaiser. Morgen könnten wir Einen krönen, der sich ohne Geburtvorrecht als den Stärksten bewährt hat. Endlich wieder einen echten Chinesen. Himmelssegen zag abzuwehren, ist Sünde." Mit gefurchter Stirn hört Yuan das Gerücht (das sein Wink umlaufen hieß). Alle Schätze der Erde könnten ihn nicht bestimmen, Kaiser zu werden. Ein schlichter Mann ist er; will der Erste Diener der Republik bleiben (die sein Staatsstreich doch, nach zweijährigem Leben, be-

stattet hat). Dreimal lehnt er das Angebot monarchischer Macht ab; viermal. Wenn, freilich, das Volk darauf besteht, wenn vierhundert Millionen Menschen ihn, als den Reichsretter, auf den Thron rufen, darf er sich solchem Herzenswunsch nicht versagen. Hartes Schicksal; doch unvermeidliches. (Höret Richard Gloster vor londoner Bürgern zirpen: „Zwingt Ihr mir eine Welt von Sorgen auf? Ich tauge nicht in Rang der Majestät. Doch da Ihr Glück mir auf den Rücken schnallet, so muß ich in Geduld es auf mich nehmen. Gott aber weiß und selber seht Ihrs ja, wie weit ich von dem Wunsch nach Thronen bin.") Als das Jahr 1915 sich zu Ende neigt, wird Yuan-Shi-Kai Chinas Kaiser Hong-Sien.

Um zu erklären, wie er, über alles Bedenken hinweg, in den Entschluß kam, hat er auf den Europäerkrieg gewiesen, den China zur Breitung seines Ansehens ausnützen müsse. Japan hat Korea, Kwantung, die Südhälfte von Sachalin, Tsingtau; kann bald auf Samoa und Neu-Guinea, den Karolinen und Marianen herrschen, von Amerika die Philippinen, von Frankreich (dem es, seit die Republik im Bund mit Deutschland und Rußland den Friedensvertrag von Shimonoseki zerriß, Rache geschworen hat) Tongking begehren; und China dann als ein wehrloses Mündel behandeln. Nur ein allmächtiger Kaiser vermag solcher Ueberhebung vorzubeugen. Japan hat ja auch im Sommer 1913 Sun-Yat-Sen unterstützt und den Aufstand der Südstaaten gefördert, der erst erlahmte, als Yuans Heer in Nanking einzog. Doch gerade der Europäerkrieg läßt den Japanern in Asien freie Hand. Dürfen sie warten, bis England durch Zollmauern ihrer Menschen- und Waarenmenge die besten Märkte sperrt? Oder blind dem Abenteurer vertrauen, der ein Jahrzehnt lang die Rolle des müden Genüßlings mimte und sich nun auf den Thron des Himmelssohnes schwingt? Nein. Japan braucht, wie das Deutsche Reich, Siedlerland und gut lohnende Absatzgelegenheit. Japan fordert Yuans Verzicht auf die Kaiserwürde; nährt im Süden den Willen zu gewaltsamem Widerstand; und gewinnt seinem Wunsch die wichtigsten Führer. In Yunnan, bald danach in anderen Provinzen kommts zu offenem Aufruhr und Abfall vom Reich. General Tsai, der die Wiederherstellung der Kaisermacht verlangt hatte, geht zu den Rebellen über. Tshang-Tshun und andere Häuptlinge wenden sich von Yuan, dem sie gestern noch die Widerspenstigen unterwarfen. Ein

Kaiser, dessen Herkunft aus dunkler Tiefe und dessen unsauberen Wandel sie, Alle, sahen und dem Japan schon ein ganzes Bündel unentbehrlicher Souverainetätrechte abgepreßt hat? Nein. Yuan vereinsamt. Muß, weil der Reichsbrand mit Windesschnelle der Hauptstadt naht, die Krönung aufschieben, den listig errafften Titel ablegen, das Grundgesetz der Republik wieder in Kraft setzen und, da selbst dieses Opfer noch nicht genügt, seinen Rücktritt aus dem Präsidentenamt anbieten. Während er mit den ihm feindlichen Armeehäuptern und Mandarinen über die Entschädigung feilschte, ist er gestorben. An Blutvergiftung, heißts; woher das Gift in die Blutbahn des von einem ganzen Troß chinesischer und französischer Aerzte „Behandelten“ kam, wird man wohl niemals erkunden. Yuan war der Hort der Ordnung gewesen. Seit er Empörung nicht mehr bändigen konnte, sank er aus der Gunst des Volkes, das nicht politische Rechte, nur Schutz vor Erwerbsstörung und Raubsucht begehrt und dem die Republik stets Mummenschanz war. Ein Diktator darf niemals schwanken. Weil Yuan heute schon bereit schien, den Abfall der Südstaaten zu dulden, morgen, auf dem Umweg durch den Schacht der Triple-Entente, Japans Huld zu erschmeicheln, sagten die Kaufleute, Reisbauer, Kulis, er habe „sein Gesicht verloren.“ Nur, was selbst fest ist, kann Anderes festhalten. Nach einem Leben in schlauer (nach Westländerbegriff: feiger) Vorsicht wollte der Alternde einmal verwegen sein: und merkte nicht, daß er zu Wagniß nicht mehr stark genug war. Schade. Das Schauspiel eines Emporkömmlings, der, ohne Genieglanz, ohne bonapartische Siegerkränze, ein altes Herrscherhaus umstürzt und sich in Allmacht über vierhundert Millionen Menschen hebt, konnte lehrreich werden. Die Wunde, die der Versuch dem Reich der Erdmitte schlug, wird nicht rasch vernarben. Aus einem anarchischen, zerfallenden China könnten, während in Europa die Großmächte um ihr Dasein kämpfen, nur Japan und die Vereinigten Staaten Vortheil ernten. Japan, das der stolze Chinese verachtet, als Militär- und Industriestaat. Das Sternbannerreich, weil es seit zwanzig Jahren jede Kränkung des Kunden gemieden und ihn früh, durch die Note Roosevelts und Hays, vor üblen Folgen des russo-japanischen Krieges geschirmt hat. Als Deutsche, Briten, Franzosen, Russen sich Fetzen von Chinas Rippen schnitten, sah Onkel Sam aus edler Enthaltsamkeit zu. Er

wollte nichts. Und wollte 1904 seinen Hauptmarkt dem Sieger verriegeln. Der, Japan, wurde seitdem Rußlands Gefährte und Helfer. Europens Völker aber wahrten ihre heiligsten Güter dadurch, daß sie, in hastigem Wettbewerb mit den United States, den Chinesen Pumpgeld anboten. Lang, lang scheints her ...

Präsidentenwahl.

Aus dem Staat Virginia, dem Raleigh die Jungfernschaft seiner Königin Elisabeth in den Taufnamen vermacht hatte, kam die Heilsformel von Freiheit und Menschenrecht einst übers Meer. „Alle Menschen werden mit gleichem Recht auf Freiheit, des Gewissens, Wollens und Handelns, geboren. Alle Gewalt kommt vom Volk und kann nur von ihm auf Einzelne übertragen werden.“ Diesen Grundsätzen hatten im Juni 1776 die Virginier, Washingtons Staatsgenossen, sich verpflichtet. Brachte erst Lafayette die Geburturkunde neuer Demokratie nach Frankreich zurück? Zurück: denn Rousseaus „Contrat Social“ war ihre Heimath. Von dem zweiunddreißigjährigen General Lafayette erhielt sie das Gepräge, mit dem sie, als „Verkündung der Menschen- und Bürgerrechte“, in die Verfassung der Jakobinerrepublik gelangt ist. Der Brite, ders las, spottete der Phrasier, die Neues erfunden zu haben wähnten und doch nur die Bill of rights von 1689 abgeschrieben hatten. Solchen Hohn darf er heute nicht wiederholen; Genossen und freundlich Neutrale würden verstimmt. Durch die anglo-gallische Welt schreitet jetzt die Legende, drei Völkern habe der Wille zu Recht und Freiheit die Wiege geschnitzt und diese Willensgemeinschaft verpflichte sie, in jeder Noth und Gefahr bei einander zu stehen. „Da die Bürger der Vereinigten Staaten sich einen Präsidenten wählen, also ihre Zukunft und einen Theil des Weltschicksals gestalten wollen, erinnern wir sie freundschaftlich an den Gedankenbund, der beide Völker so innig eint, daß der Sieg der Tyrannenreiche die Lebenswurzel unserer und zugleich der amerikanischen Republik zerstören müßte.“ So spricht der Historiker Aulard; wählet (Das steht hinter seinen Worten) einen Mann, der uns, besser als Wilson, gegen die Deutschen hilft. Und auf derselben Seite des pariser „Journal“ sagt der amerikanische Philosophieprofessor Baldwin: „Wilson ist nicht der nationale Staatsmann, den wir brauchen; seine Politik ist weichlich und er sehnt sich

ins Amt des Friedensvermittlers. Die glühende Seele und das erhabene Ideal der Nation verkörpern sich in dem Einen, der unsere Ehre ehrlich wahren kann: in Theodor Roosevelt.“ Der Name entwölkt jedes Auge; trommelt den Nachhall aus lustigen Stunden in jedes Ohr. Neger gröhlen. Ein Herkules schwenkt Centnerlast... Phineas Taylor Barnum aus Connecticut, der ein Niggerweib als die hundertsechzigjährige Amme Washingtons ausstellte und der Menschheit das ewig unausschöpfliche Werk „The humbugs of the world“ schenkte, konnte in seinem Maharadschaschloß Iranistan nicht ahnen, daß er bald nach seinem Tode den Landsleuten ein harmloses Kindergemüth scheinen, daß ihn aus dem wärmsten Eckchen im Bereich der Yankeephantasie ein Politikmacher wegdrängen werde. Einer gar, der auf Washingtons hohem Sitz gethront hatte. Wäre der edle Phineas nur hundertzwei Jahre alt geworden und aus Connecticut bis in die Hauptstadt von Illinois gekomen, dann hätte er, in Lust und in Wehmuth, erkannt, daß all sein Mühen nur einem Größeren den Weg gebahnt habe. Dann hätte er aber auch den Weltmessenhelden gefunden, mit dem, in der kahlsten Bretterbude, mehr Geld zu verdienen war als mit den schwarzen Zitzen der Mythosamme und mit der Nachtigalkehle der Schwedin Jenny Lind. Alles hätte er dem Erben gegönnt: nur den Einen nicht, der seit fünfzehn Jahren den Blick dreier Erdtheile an sein hehres Bild zu fesseln vermochte. Der wäre was für den Ethiker von Iranistan geworden. „Mr. Roosevelt in seinen unübertrefflichen Leistungen. Zehn Dollars das Ticket.“

Die fünfundzwanzig Männer, die, von George Washington bis auf Mac Kinley, den Vereinigten Staaten von Amerika präsidirten, haben, alle zusammen, nicht so viel Lärm gemacht wie der sechsundzwanzigste Präsident: Herr Theodor Roosevelt aus dem Staat New York. Der schnitt gern in alle Rinden ein, daß er der klügste und tapferste, der reinste und größte Mann seines Jahrhunderts ist; mindestens seines. Jurist, Kameralist, Historiker, Nationalökonom, Verwalter, Kriegsmann, Marinetechniker; Organisator und Oberst der rought riders und Sieger von Las Guasimas; Achill und Homer in einer Person: denn er selbst hat seine kubanische Heldenleistung andächtig der Menschheit geschildert. Als er, nach der Ermordung Mac Kinleys, am vierzehnten September 1901 Präsident geworden war, kam hastiges Leben ins

Weiße Haus. Der Vorgänger, ein Mann von ungewöhnlicher Intelligenz, Voraussicht und Willenskraft, hatte sich still gehalten und war nur ins Licht getreten, wenn ein Staatsinteresse ihn aus dem Schatten trieb. Der neue Herr wollte gesehen, im hintersten Winkel des Erdballes gekannt sein und war unermüdlich in dem Bemühen, den werthen Namen dem Stamm der Weltesche einzukerben. Auf Kuba und im Philippinenarchipel hatte mancher Amerikaner muthig seine Pflicht erfüllt; von keinem ward, nicht einmal von dem Helden Hobson, so viel geredet wie von dem Reiterobersten Roosevelt. Der organisirte seinen Ruhm. Der sicherte heute dem Onkel Sam das Imperium. Rief, ein auf Kosten der Trusts durch die Klippen der Volkswahl Gelotster, morgen zum Kampf gegen die Unternehmerkartelle, deren Häupter er reiche Räuber schimpfte. Und versprach, übermorgen dem Menschengeschlecht höhere Kultur, den Bürgern der Vereinigten Staaten die Gesundheit und Sauberkeit des öffentlichen Wesens herbeizuzaubern. Hic et ubique. Verdämmerte ein Tag, an dem von ihm gar nichts zu erzählen war (nicht einmal, daß er wieder einem Deutschen die Herrlichkeit des Nibelungenliedes gerühmt habe), dann mußte wenigstens über die Tochter des Allumfassers rasch noch Etwas in die Zeitung. Ein Demagoge von stattlichem Format; nie von Skrupeln und Zweifeln geplagt; zu schneller Auffassung und Anpassung fähig; und mit einem in der Neuen Welt nie erblickten Muth zu der Allure des sieghaften Imperators. Amerikaner der höheren Geistesschicht sprachen früh im Ton ironischer Geringschätzung über den Mann und seine Bluffs. Doch muß in ihm ein Stück der „Volksseele", als deren Hort ihn Baldwin preist, sein: sonst hätte er im Yankeegedräng nicht solchen Anhang erworben. Dem Deutschen Reich hat er sich (besonders in Ostasien) gefällig gezeigt. Auch anderen Staaten, von deren Oberhäuptern seine Eitelkeit nicht so fettes Futter erhalten hatte. Während des Marokkostreites hat er Deutschland zu bescheidener Mäßigung, Frankreich zu furchtloser Annahme des Konferenzplanes ermahnt und, mit seinem Staatssekretär Elihu Root, so geschickt operirt, daß er vom Deutschen Kaiser und von den französischen Ministern zugleich Dankdepeschen bekam. Schließlich setzte Jusserand doch mehr bei ihm durch als Speck von Sternburg: im Februar und im März 1906 empfahlen dringende Telegramme Roosevelts Wilhelm dem Zweiten die Anerkennung der franko-

spanischen Polizeiherrschaft. Die drei Depeschen des Kaisers (vom vierzehnten, fünfzehnten, siebenzehnten März) blieben in Washington ohne Wirkung. Der Präsident weigerte sich, den Franzosen (wie Wilhelm von ihm erbat) zur Annahme des österreichischen Vorschlages zu rathen, und fügte die (nur nach so drängendem Anruf verzeihliche) Mahnung hinzu, Deutschland möge sich durch den Verzicht auf ungerechte Forderungen für die ihm vom Frankreich gewährten Konzessionen dankbar erweisen. Seitdem war Mr. Henry White, der für Amerika in Algesiras Bevollmächtigte, nur noch in Frankreichs Dienst thätig. Das am sechsundzwanzigsten März dann auch die deutsche Zustimmung zu der Polizeiordnung erlangte, die es gewünscht hatte. Die Geschäftsführer der Dritten Republik wußten (und wissen noch heute), daß erst Roosevelts Hilfe ihren Sieg ermöglicht oder mindestens beschleunigt hat. In den Vereinigten Staaten, wo man sich eigentlich nur für Südamerika und Ostasien interessirt, wurde der ganze Hader nicht lange beachtet. Wir aber hatten, trotz kleinen Gefälligkeiten, keinen Grund, den Mann der rough riders als einen Heros und bewährten Freund des Reiches zu feiern. Sein Herz strebte immer nach Frankreich.

Als er in Paris war, ists mit erfreulicher Offenheit ausgesprochen worden. Der Präsident, der Staatssekretär (Mr. Elihu Root), der Botschafter (Mr. Henry White) der Vereinigten Staaten hatten sich im Februar und im März 1906 eifernd stets nur für Frankreich bemüht. White erbot sich, die französischen Wünsche in einen Vorschlag zu fassen, der als ein Antrag Amerikas der Konferenz vorgelegt werden solle. Roosevelt ließ, da ihm gesagt worden war, die offene Parteinahme für Frankreich könne ihm, als mit dem Monroe-Dogma unvereinbar, Tadel eintragen, Herrn White sichtbare Zurückhaltung und heimliche Geschäftigkeit vorschreiben. (In Algesiras selbst, sagte Herr Tardieu, „wußte Jeder, daß White mit klarer Bestimmtheit für uns Partei genommen hatte, und man konnte sich denken, daß er nicht ohne Instruktion handelte. Wir hatten auch die wiederholte Zusage des Präsidenten Roosevelt, daß die amerikanische Regirung hinter den Coulissen für uns wirken und bis ans Ende der nützliche Vertheidiger unserer Vorschläge bleiben werde.“) Speck von Sternburg bittet in Washington den Staatssekretär, Frankreichs Widerstand gegen die deutschen Anträge nicht immer zu stärken. Wilhelm selbst telegraphirt

dreimal an den Präsidenten. Vergebens. Auch im Bankstreit stehen die Vereinigten Staaten auf Frankreichs Seite und Roosevelt beschwört („avec insistance“) den Kaiser, die pariser Wünsche zu erfüllen. Weigert sich, den österreichischen Vermittlungvorschlag zu empfehlen und White dafür stimmen zu lassen; sagt offen heraus, daß nur die Rücksicht auf die Monroe-Doktrin ihn hindere, diesen Vorschlag energisch zu bekämpfen. Der Vorschlag fällt; in der Antwort auf Roosevelts dritte Depesche erwähnt Wilhelm ihn gar nicht mehr und am selben Tag sagt Tschirschky zu Bihourd: „Da wir thun, was Sie wollen, sehe ich keine Schwierigkeit mehr.“ „Die Thatsache, daß Roosevelt zu Wilhelm dem Zweiten so deutlich sprach, ergänzte den Eindruck Dessen, was Graf Lamsdorf das Tadelsvotum Europas nannte. Roosevelt hat uns geholfen, weil er fand, das für die Ruhe des Erdballes nothwendige Gleichgewicht der Kräfte sei nicht von Frankreich, sondern von Deutschland her bedroht.“ (Tardieu.) Einmal konnte Herr Roosevelt uns ein nützlicher Freund werden. Er hat für Frankreich optirt. Wir hatten also niemals ernsten Grund, diesem Mann dankbar zu sein.

Seit er nicht mehr Präsident ist, hat die Reklame sich verdoppelt. Verhundertfacht: wäre richtiger. Theddy übernimmt die Leitung eines sozialpolitischen Blattes. Nennt sich, der gestern noch seine Hand über die ganze Erde hatte und Euch, wie weiland der fünfte Karl, Alles in Allem war, auf dem Klingelthürschild schlicht Redakteur. Schreibt Leitartikel (deren zwölf just ein Dutzend machen). Geht nach Afrika jagen. Schießt, was an Wüsten- und Tropenthieren je von Zoologen erwähnt ward. Stürzt sich in Lebensgefahr. Und kommt niemals um. Nulla dies sine linea. Die berühmtesten Gastmimen gilbt der Neid und Carusos Manager muß eine Massenverschwörung ersinnen, um für seinen Star am Holzpapierfirmament noch ein Plätzchen zu finden. Tag vor Tag hört die Menschengemeinschaft, was der Unermeßliche gewagt und vollbracht hat. Als sie die Jagdgeschichten nicht mehr verdauen kann, wird sie mit Kunstpräparaten gepäppelt. Theodoros tost heran. In Kairo, wo ein in Oxford und Zürich erzogener muslimischer Apotheker im Februar den alten Premierminister Butros Pascha erschossen hat, hält er, vor dem Ohr des Sir Eldon Gorst, eine Rede, die den Mord als eine Schandthat brandmarkt und den Egyptern barsch kündet, ihr Streben nach einer Verfassung sei verfrüht. Weiß

er, daß der schlaue, gewissenlose Kopte Butros (die sechshunderttausend Kopten wünschen, ihres Vortheils wegen, die Fortdauer der Britenherrschaft über die elf Millionen Mohammedaner) Cromers willigstes Werkzeug war? Daß er 1899 seinen Namen unter den Vertrag setzte, der den mit dem Blut und dem Geld der Egypter eroberten Sudan zu einer britischen Provinz machte? Im Kampf um den Suezkanal gegen seine Landsleute für Britanien focht? Die Presse knebelte und Jeden, der einem Engländer ein Härchen gekrümmt hatte, mit Peitsche und Strang strafte? Kennt er den Zustand Egyptens und hat er, als Gast des Eroberers, das Recht, die Unterjochten aus ihrer Hoffnung zu scheuchen? In Rom: neuer Bluff. Er möchte den Papst besuchen. Pius hat sich gestern an dem amerikanischen Vicepräsidenten Fairbanks, der vor der erbetenen Audienz in der Methodistenkirche predigte, geärgert und will drum Herrn Roosevelt nur empfangen, wenn der Kömmling sich verpflichte, nicht zu Sektenversammlungen zu reden. Bedingungen? Vorschriften? „Ich werde den Papst nicht besuchen.“ Am Nil und am Tiber: Weltskandale, deren Widerhall Theodors Namen bis an die fernste Küste trägt. Ueber Wien und Budapest kommt der Applauslüsterne dann nach Berlin. Da schon bekannt ist, daß ihm das Oberhaupt des Deutschen Reiches Monarchenehren gönnen will, durften die Repräsentanten anderer Reiche sich nicht ganz zurückhalten. Franz Joseph gab dem Reisenden ein Diner, stellte ihm eine Hofkutsche und eine Hoftheaterloge zur Verfügung; ließ ihn aber weder vom Bahnhof abholen noch im Hotel Krantz von einem Sohn des Hauses Habsburg begrüßen. Und wird sich der Enthaltsamkeit gefreut haben, als er hörte, mit welcher schlauen Demagogenkunst der in Wien immerhin Verpflichtete in Budapest das Magyarensehnen nach Unabhängigkeit gepriesen hatte. Verpflichtet? Theodoros zeigt lächelnd sein Pferdegebiß. Verpflichtung giebts für ihn nicht. Laut wiehert er: „Wenn dem Deutschen Kaiser einfiele, von mir zu fordern, ich solle, nachdem ich ihn gesehen habe, nicht mit den polnischen Politikern verkehren, die Polens Trennung von Preußen erstreben, würde ich sagen: Diese Bedingung nehme ich nicht an und verzichte lieber auf das Vergnügen einer Audienz.“ (Herr Lambert, Roosevelts Anhänger, hat den Ausspruch am sechsten April 1910 im New York American veröffentlicht.) Was jedem Anderen geweigert wird, ist Diesem

erlaubt. Er darf laut erklären, der persönliche Verkehr mit dem Deutschen Kaiser könne ihn nicht hindern, Männer aufzusuchen, die ihre Heimathprovinz vom Stammlande dieses Kaisers lösen möchten. Ihm schadets nicht. Weil King Edward gestorben ist, giebts keine Hoffeste; doch dem Reisenden werden deutsche Truppen vorgeführt und er darf in der berliner Universität eine Rede halten, deren langweilige Trivialität nur durch ein schmetterndes Loblied auf Wilhelm den Zweiten unterbrochen wird. Die ungemein schnelle Entwickelung der Vereinigten Staaten zum Weltimperium hat die Amerikaner der Gefahr hochmüthiger Selbstüberschätzung genähert. Die Yankeeneigung in den Glauben, der Amerikaner sei der vollkommene Ausdruck moderner Menschheit und dürfe auf seiner Höhe den zwischen Basalten und verfallenen Schlössern keuchenden Europäer belächeln, wird begünstigt, wenn Europa die Kinder Jonathans würdelos umdienert. Ob drüben die ernsten Menschen, deren Geldgier nicht ärger, deren Pflichtgefühl und Kultursehnen nicht geringer ist als deutscher Kaufleute, stark genug sind, um ihr Land vor der Schädigung durch Demagogenkniffe zu hüten, bleibt abzuwarten; die Schätzung amerikanischer Nüchterheit müßte schrumpfen, wenn Gauklerbravour dort auf den höchsten Sitz hülfe. Daß die Reklamereise des Herrn Roosevelt an grotesker Widrigkeit alles bisher Erlebte übertraf, fühlte Jeder und sagte (nicht zu laut freilich) Mancher. Der unersättlich Beifallssüchtige toste durch Europa, sprudelte überall die selben muffigen Schmeichelreden aus der Hengstkiefernöffnung, drückte hundert Hände und empfahl sich dem Wohlwollen der Zeitungmacher. Zweck des Management: den Bürgern der Vereinigten Staaten zu zeigen, daß sie einen Präsidenten haben können, dem Europens Altjungfernzärtlichkeit nichts versagen wird. Uns war der Reisende ein Privatmann ohne irgendwie beträchtliche Lebensleistung; dankbar aufjauchzender Liebe unwerther als in Berlin allein drei Dutzend deutscher Männer. Einer, der als Staatshaupt unsere Politik und unsere Wirthschaft in ihrem Drange gehemmt hat. Daß man ihn in der Aula der berliner Universität eine Vorlesung halten ließ, ist ein von keuschen Gelehrter beseufzter Skandal, der das Rektorat des Professors Schmidt im Gedächtniß der Nachlebenden bemakeln muß. Auf die Lehrstühle der Hochschulen gehören Männer der Wissenschaft. Der ist Herr Roosevelt ferner

als ein Gewerkschaftvertreter von mittlerer Tüchtigkeit; schon in der pariser Sorbonne hatte er bewiesen, auf welche abgegrasten Gemeinplätze er, mit der stolzen Miene des Offenbarers, die Hörer zu führen wagt. Und die den Berlinern zugedachte Kathedralrede ließ er, ehe sie gehalten war, durch sein Preßbureau dem Erdkreis künden; ließ auch da schon melden, daß sie die Hörer begeistert, in Beifallssturm hingerissen habe. Der Mann kennt seine Leute und paßt genau in ihre Welt. Kleon; „mit allem Komfort der Neuzeit."

Winkt ihm neuer Ruhm? Eine Weile mußte man fürchten, Sehkraft und Selbstachtungbedürfniß der Amerikaner seien geringer als der Athener. Theodoros, der doch keinen Tag von Pylos erlebt hatte, saß fest in der Volksgunst und ein Aristophanes, der ihn, wie den paphlagonischen Sklaven des alten Ritters, am Komoedienpranger gestriemt hätte, wäre von der Mehrheit, dem Mittelstand, ausgezischt und als Volksfeind gevehmt worden. Dieser Mittelstand blieb Herrn Roosevelt Stütze und Stab. Ein Mann, der sich selbst gemacht hat (nachdem er, der reiche Harvard-Zögling, schon als Vierzigjähriger von Mac Kinley zum Unterstaatssekretär im Marineamt ernannt worden war). Reiter und Jäger. Werber für Flotte und Weltherrschaft. Freund der Freiheit und des Rechtes, des Friedens (Nobelpreis) und imperialistischer Kühnheit. Schirmer der Armen, jeglicher Unschuld. Das überragende Muster lichter Redlichkeit. Die Reichen sind ihm niederträchtige Räuber. Den weisen Harriman, an dessen bedachtem Willen zwanzigtausend Millionen Mark hängen, nennt er einen Bürger, wie ihn der Staat sich nicht wünschen dürfe. Unternehmerbündnisse, Syndikate, Trusts? Für Europa mögen sie taugen; für Rückständige, die noch an die Wohlthat der Vereinung zu festem Gefüge glauben. Nicht für die Neue Welt. Die braucht freie Konkurrenz, freie Käuferwahl unter tausend Produzenten. Freiheit jeder Sorte. Alles für, Alles durch das Volk. Das ist klüger als der hellste Einzelverstand. Das fühlt immer, was ihm frommt; ist sich immer des rechten, ans Ziel seines Wunsches führenden Weges bewußt. Das wandelt, wo es sich selbst regirt, die Wüste ins üppigste Eden. Frohe Botschaft. Der sie bringt, lacht oder brüllt, ballt die Faust oder spreitet die Arme, wirft den Kopf rückwärts, fletscht die Zähne, springt und fuchtelt, schickt Flüche und Segen über den Lippenwulst. Ein Freund des Volkes. Der Hausgötze des Mittelstandes.

Republikaner. Natürlich. Wenn zwischen den zwei amerikanischen Parteien, deren Ursprung von der Stimmung der Sklavenkriegszeit untrennbar ist, noch ein Grenzstrich sichtbar bleibt, ists der nur, der Centralisten von Partikularisten scheidet. Beide sind für Republik und für Demokratie. Die sich Republikaner nennen, wollen die souveraine Einheitmacht des Reiches über die Staaten, aus deren Verbündung dieses Reich entstand. Die Demokraten heischen für jeden Bundesstaat das unbeschränkte Selbstbestimmungrecht, das der Individualität Raum zu Wachsthum und mündigem Handeln läßt. Daß ein Mann vom Schlag Roosevelts mit noch heftigerem Eifer als vor fünfzig Jahren Abraham Lincoln sich für die Allgewalt der Reichshoheit einsetzen muß, braucht Denen nicht bewiesen zu werden, die auch nur den Umriß dieser mit Ehrgeiz vollgepfropften Menschenhülse sahen. Die Oberhoheit des Reiches verkörpert sich in dem Präsidenten: und ein Amt, in dem Theodoros der Große saß und wieder sitzen will, darf nicht durch Sonderansprüche einzelner Reichsglieder geschmälert werden. Ein lockerer Staatenbund stünde als Spottgeburt vor seinem Auge; er will ein Imperium, in dem das Haupt allen Gliedern allmächtig befiehlt. Und er war dreißig Jahre lang ein Parteimann von blindem Gehorsam und unübertrefflicher Selbstzucht. Er wußte, daß in den United States die Partei von allen Organisationen die stärkste ist; Zweck, nicht nur Mittel; eine Maschine, die, weil sie einer Gottheit lebendiges Kleid zu weben, also bei Tag und bei Nacht durch Transmissionen auf die Volksstimmung einzuwirken hat, niemals ruhen darf. Damit war er zufrieden. Völlig auch mit dem Diktatorenrecht des Maschinenaufsehers, der jeden Einspruch des Eigensinns, sogar vernünftig scheinenden, herrisch, ohne Grundangabe, abwehren dürfe; und mit dem Brauch, die im Wahlkampf als tüchtig Erprobten nach dem Sieg mit Amt oder Pfründe zu belohnen. So, dachte er, muß es sein; nicht nur, weil jede Arbeit bezahlt sein will, sondern, weil die durch den Sieg in die Macht gelangte Partei sofort zuverlässige Regirungwerkzeuge braucht und nur im Lager ihrer Truppen finden kann. „Der Sieger, wie er prangt, preist den gewognen Gott.“ Hat nicht selbst der saubere Cleveland, dem unser Blaine unterlag, den Nachtrab gewarnt, die Sitte, die jedem Sieger ein Beutestück hinwirft, ruchlosen Frevel zu schelten? Das Beuterecht und das Räderwerk der

Parteimaschine haben dem jungen Herrn Roosevelt ins Vice-Präsidium und, nach der Ermordung Williams Mac Kinley, ins Präsidium geholfen. Haben ihm, nach Hearsts „Enthüllungen“, im November 1908 ermöglicht, die Nachfolge seinem Freund William Howard Taft zu sichern, der für den höchsten Platz nicht geboren, nicht einmal erzogen schien. Behagte er just deshalb dem Herzen des groben Reiters und zärtlichen Freundes? Der durfte sich nicht zu neuer Wahl stellen. Lincoln, der sich gegen eine dritte Nomination sträubte, hat durch sein dem Volksgefühl tief eingefurchtes Beispiel den Ehrgeizigsten aus dem Wunsch geschreckt, länger als acht Jahre Präsident zu bleiben. Roosevelt mußte gehen. Warum auch nicht? Er konnte ja wiederkehren. Der fette Taft, anständiger Durchschnitt, kommt nicht weit; wird gewiß nicht zum zweiten Mal gewählt. Und weicht demüthig ins Dunkel zurück, wenn die Nation ihren Theodor als Retter aus Nöthen herbeifleht. Weil er zu solcher Devotion nicht bereit war, soll der Talgklumpen im Feuer schmelzen. Wird die Partei, die ihm anhängt, plötzlich als ein Ungeheuer, ihre Maschine als ein Teufelswerk auf offener Straße geschmäht. Und der unermeßliche Republikaner schielt mit einem Buhlerlächeln ins Lager des Feindes.

Des Feindes von vorgestern, aus dessen Heer er heute Zuzug erwartet. Ins Lager der Bryan und Parker. Ob die Einzelstaaten dem Kongreß und dem Obersten Bundesgericht ein paar Hoheitrechte abzwicken: was schierts ihn? Wenn er erst wieder im Weißen Hause sitzt, wird sich schon Alles finden. Er hat Rousseaus Lehre und Kleons Leben durchaus studirt. Weiß, daß mit der Verkündung der „natürlichen“ Gleichheit aller Menschen, mit dem Gerede von angeborenem Recht und verpflichtendem Gesellschaftvertrag noch jetzt jede Masse zu ködern ist; fast jede auch nach einem Tyrannen lechzt, den sie selbst sich geschaffen hat. Wie hat der athenische Großgerber seinen Sieg organisirt? Er war Patriot, Feldherr, Mann des Volkes, Marktgaukler. Alles in Allem. Täglich zu sehen, zu hören. Ließ die vom Pöbel beneideten Ritter, alle in einem Besitzrecht Wohnenden von seinen Sykophanten überwachen. Dieser hat ohne Erlaubnißschein Feigen exportirt, Jener besinnt den Verrath des Vaterlandes. Presset Diesem eine Bußsumme ab; leget auf Jenes Habe Beschlag. Die Methode hat sich in manchem Jahrhundert, in jeglicher Zone bewährt. Präsi-

dent Roosevelt war noch stolz darauf, daß er unbequeme Senatoren von Polizeispitzeln belauern ließ. Alles für das Volk! Dem würde die Erhöhung des Richtersoldes nicht in den Kram passen. Das will selbst Richter sein. Soll auch: der von Gott Gesandte verheißt ihm die Befugniß, jeden Richter, dessen Spruch der Mehrheit nicht gefiel, aus seinem Amt abzurufen und durch einen dem Nationalwillen fügsameren Bürger zu ersetzen. (Kleon muß zeitgemäß werden.) Bürger! Sind wirs nicht Alle? Alle an Rechten und Pflichten gleich. Demokrat oder Republikaner: wer die Sterne und Streifen liebt, ist willkommen. Wer eine Stimme hat, die Herrn Theodor Roosevelt siegen hilft. Das ist die Hauptsache. Reichseinheit, Autorität, Ordnung: darüber reden wir später; im Weißen Haus. Vor acht Jahren pries der zum Abschied Gezwungene den lieben Freund Taft als den edelsten, gescheitesten, muthigsten Mann, den des Präsidentenamtes würdigsten. Doch der zum Statthalter, Stuhlwärmer Erkürte will nach seiner Ueberzeugung regiren, nicht vor dem Wink des Pathen sich ducken. Dieser Wanst! Die Maschine soll für ihn arbeiten, ihm, dem Boß, für eine neue Regentenzeit Kraft speichern und Stimmung schaffen? Dieser Wicht! Dieser eitle Hohlkopf! Dieser Knecht reicher Räuber! Also war Ihre gute Meinung ein Irrthum? Unsinn; ein Produkt niederträchtigen Truges. Die Wulstpuppe hat mir den ehrlichen Mann und treuen Freund vorgemimt. Aber er soll mich kennen lernen; er und seine ganze Bande. Unsere, Ihre Partei, Colonel Roosevelt? Bande! Das Schandgethier aus der Offenbarung Johannis. Die große Hure von Neu-Babylon. Gauner, Wucherer, Wegelagerer, Strolche: von oben bis unten. Hängt ihm das welke Fett nicht in Schrumpelwülsten wie dem rosinfarbigen Vieh, das die strotzende Schmach trug? Jetzt wird, endlich, dem geduldigen William Howard Taft des Schimpfes zu viel. Er ist ein Gentleman und hat drum lange geschwiegen; lächerlich, gar verächtlich mag er nicht sein. Weil er sein Amt still und anständig betreut und der Massenphantasie kein Futter zu bieten hat, soll der Pferdemensch ihm vor den Landsleuten die Ehre zertrampeln? Mit einem Faustschlag hieb er einst einen Lümmel nieder, der im Wahlkampf die Brunnen Oeffentlicher Meinung vergiftet hatte. So stämmig ist er noch unter dem Speckhemd; so stark trotz aller seitdem gethanen Arbeit. Auch das schmetternde

Jugendlachen hat er noch nicht verlernt. Er lacht den brüllenden Prahlhans aus. Und hebt dann erst zum Schlage die Faust.

Der attische Kleon hatte keine Presse; der amerikanische hat eine. Ein Rieseninstrument, das über zwei Erdtheile hintönt. Ward je, seit Meinungen en gros hergestellt und verschleißt werden, ein Mensch gezeugt, der in die Zeitungwelt so vollkommen taugte wie Theodoros? Gekrönte können, mag ihr Wunsch danach langen, sich nie ganz vor den Gaffern entblößen. Der Rauhreiter und Pöbelmessias will von keinem Schleier geschützt sein. Von ihm giebts immer was zu erzählen. Tag vor Tag. Auf allen Vieren ist er durch ein Dickicht gekrochen. Hat einen Botschafter angeschnauzt. Sein Kind als Spielball benutzt. Auf den Tisch des Höchsten Gerichtshofes gehauen, daß alle Tintenfässer Polka tanzten. Dem alten Rockefeller den Vollmondskontur seiner Kehrseite gezeigt. Ins dreißigste Deutschenantlitz gesprudelt, daß er auf der schönen Erde nichts Schöneres kenne als den Heldensang von den Nibelungen. Einen Lachkrampf bekommen, weil ein Witzblatt ihn in Wilhelms Kürassierrock, mit blankem Adlerhelm, hohen Stulpstiefeln und schwarzem Panzer, vor Jonathans Zwinkerauge gestellt hatte. Und er ist selig, wenn sein Name recht oft, recht breit, über recht langen Spalten im Tageblatt steht; möchte ihn am Liebsten, wie eines Seifenfabrikanten, Luesdoktors oder Cigarettenklebers, inseriren. Er denkt in Leitartikelform, spricht wie Pulitzers bester Reporter und seine Träume sind druckreif für den Zeitungtheil, der „Vermischtes“ oder „Lokales“ bringt. Der echte Journalist muß ihn lieben. Die meisten liebten den Mann auch, der ihrem Handwerk, Hirnwerk so herrlich angepaßt ist, und mästeten ihn, selbst wenn sie anderer Tendenz vermiethet waren, mit dem Süßstoff ihres Wohlwollens. Auch bei uns ist für den Ruhm des Helden emsig und innig gearbeitet worden. Daß es geschah, hat in die Heimath des Vergotteten allmählich zurückgewirkt. Wenn die ernsthaften Deutschen, hieß es drüben, so viel an dem Mann finden, muß doch mindestens Etwas an ihm sein. Was denn? „Die Kraft eines zähen, unbeugsamen Willens“. Schön. Des Willens wozu? Hier stockt der Ruhmrede Strom. Was hat dieser Präsident gewollt und was wollte später der Oberst? Sich; er schindet den Leib und zermartert die Hirncentren: nur, um sich in die Glorie zu heben. Hat er denn die Spanier geschlagen? Das

geschah unter Mac Kinley. Hat er die Philippinen dem Reich eingegliedert? Taft hat sie, mit der stillen Geduld des Starken, sacht in das neue Schicksal gewöhnt und den spröden Sinn des Inselvolkes so gesänftigt, daß es zu Selbstverwaltung fähig wurde. Wo ist Roosevelts Lebensleistung? Wo das Beträchtliche, das ihm gelang? Er wußte, daß die in Noth Schmachtenden froh aufheulen, wenns den Günstlingen Fortunas an den Kragen geht, und witterte in der Jagd auf Trustheger die Möglichkeit eines weithin widerhallenden Erfolges (nicht: einer fortwährenden Wirkung). Daß auch das Kapital nach Imperien strebt, die nur von verbündeten Heerhaufen zu erstreiten sind, daß ohne Syndikatsschranke die Waare verschleudert, der Ehrlichste vom Sklavenausbeuter unterboten würde, kümmerte ihn nicht; eben so wenig, daß ein Kampf, der das in die Neue Welt verliehene Geld entwerthet, dem Darleiher den auf Treue und Glauben versprochenen Zins raubt oder kürzt. Er wollte populär sein; und ists geworden. Der Herakles, der sich nach Lerna, bis ins Sumpflager des schuppigen Ungethüms wagt. Und sollte vor Mr. Taft zittern, den sein Arm mühsam einst auf den Gipfel schleppte? Kinderei. Tollkühn stürzt er sich in den Kampf. Wie der populärste Athener, der nach Thrakien zog, den Spartanerfeldherrn Brasidas zu besiegen.

Seit er spürt, daß er die Gefahr unterschätzt hatte, läßt er sich hemmunglos in den Taumel gleiten. Als lebendes Plakat zieht er durch die Staaten; schmeichelt und droht, wimmert und pfaucht. Aus eigenem Recht kandidiren? Das ist im Land Washingtons noch nie gelungen; selbst dem Admiral Dewey hat der Versuch nur Spott eingebracht. Also braucht er die Partei, die Maschine. Hat der Konvent ihn „nominirt“, dann erst kann er, im November, sich mit dem Demokraten messen. Ueber die Parteikasse verfügt Taft. Ueber die ganze Maschine. Drum muß sie in Stücke zerschlagen werden. Nein: noch mag sie dauern. Wer weiß? Am Ende wirkt der Nimbus noch einmal. Dann ist er Parteikandidat und braucht jedes Rädchen. Abwarten? Nicht seine Sache. Taft bleibt in Washington. Roosevelt fährt mit seinem Generalstab nach Chicago, setzt sich, da ihm der Eintritt in den Konvent durch den Brauch gewehrt ist, ins Hotel Washington (sweet home!) und befiehlt, durchs Telephon, seiner Mannschaft, was sie zu thun, wann sie Pathos zu leisten, wann sie zu kreischen habe. Jedes Fähnlein marschirt mit

Musik auf; jedes hat sein besonderes Abzeichen und seine Hymne. Stimmen für Taft? Ungiltig; erkauft; erschwindelt; im Straßenraub errafft. Wer soll dem Konvent vorsitzen? Root (der unter Roosevelt Staatssekretär war, als Delegirter aber für Taft kämpft). Schmach; Schande; Verbrechen; ein Schakal aus dem Trustbezirk; infamste Fälschung des Mehrheitwillens. Vergebens: Root wird gewählt. Und aus dem Hauptquartier kommt, aus dem Munde des im ersten Treffen geschlagenen Strategen, flink die Botschaft: „Root ist der fähigste Mann, der seit Jahrzehnten in irgendeinem Land der Erde zu öffentlichem Wirken berufen ward. Ich sah nie einen tüchtigeren Kerl und würde von Oyster Bay auf dem Bauch bis nach Washington kriechen, wenn ich ihm dadurch den Präsidentensitz im Weißen Hause sichern könnte." Tollheit? Dann ists eine, die, nach dem Wort des Polonius, Methode hat. Root will ja nicht, kann ja nicht Tafts Erbe werden. Warum also nicht als unbefangener Schätzer fremden Verdienstes, auch des vom Feind erworbenen, vor dem gerührten Volk paradiren? Dann tobt der Lärm weiter; in der heißen, überfüllten Halle und auf der Straße. Schimpf, Flüche, Pfiffe, Schüsse: Alles nach dem Programm. Ein Theatermädchen entwickelt dem keuschen Busen ein Bild Roosevelts, küßt es in brünstiger Andacht und wird wie ein Palladion durch das Saalfeld getragen. Andere Weiber werden zu Hyänen. Neger schnarchen, rülpsen, fragen, mit triefender Stirn, ob sie ihre Stimme nicht zu billig verhandelt haben. „Hurrah for Teddy!" Vorbei. Taft ist nominirt. Ueber hundert Stimmen Mehrheit. Schmach, Schande, Verbrechen. Weh diesem Sieger! Jetzt zersplittert seine Partei sammt ihrer Maschine. Jetzt naht, auf schnaubendem Roß, Theodors Rache. Er gründet, heute noch, die neue Fortschrittspartei. Die Partei der ehrlichen Leute. Denn die Republikaner sind als Diebe, Fälscher, Halsabschneider entlarvt. Alles für, Alles durch das Volk! Dem allein gebührt das Recht, die United States zu regiren. Das braucht keinen Vormund und darf fordern, daß die Beamten, die Richter zumal, seiner Weisung gehorchen. Die Trusts werden unter Staatsaufsicht gestellt, die Zolltarifsätze dem Massenbedürfniß (des Ostens oder des Westens?) angepaßt, die Frauen, alle mündigen, ins Wahlrecht zugelassen. Wer zweifelt, daß an solche Fahne sich der Sieg heften werde? Taft mag sich bald nach einer Privatwohnung um-

sehen. Der Freund vom vorigen Donnerstag verschreit ihn als Dieb. Schreibt, als Erstes Gebot, auf die Programmtafel der neuen Partei die vier Warnerworte: „Du sollst nicht stehlen!“

Als hätte er bis in diesen Tag neben Gaunern geschmachtet. Als sei zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ozean, zwischen Kanada und Panama nur ein Gewimmel von Geldschauflern und Hehlern, nur schmutziger Menschheitkehricht zu finden. In Europa würde aus solcher Hetze vielleicht eine Revolution und Gefährdung aller beweglichen Habe. Amerika ist jung und stark; weiß, daß es hienieden, in den Werkstätten zur Wohlstandsmehrung, selten ganz reinlich zugeht, daß schmeichelnder Unsinn meistens erst auf der höchsten Kuppe stirbt: und wartet lächelnd auf seinen Tod. Der scheint flüchtigem Blick noch meilenfern. Was aber hat der Lärmer bis jetzt erwirkt? Die Spaltung seiner, den Sieg der feindlichen Partei. Ein Dutzendschreiber ist er der Menge noch nicht; nur eben nicht mehr ernsten Vertrauens zwar Träger. Mancher bedauerts. „Seine Energie könnte dem Land nützen. Im Amt war er, überall, tüchtig. Ein frischer Kerl, der aus Lebendigen lernt, nicht ein Stubenhocker. Die Befestigung des Panamakanals danken wir ihm. Leider erinnert jede Geberde an Cirkus und Straßenplakat. Ein Staatsmann darf nicht vom Morgen bis in die Nacht rennen, fuchteln, brüllen wie Einer, der Feuersbrunst oder anderes Spektakel meldet. Kraft ist in ihm. Könnte er nur aus seiner Haut!“ Er versuchts. Zwingt sich in Ruhe. Scheint, endlich, zu wünschen, daß die Straße nicht von ihm rede. Wozu lange vor neuem Wahlkampf sein Pulver verschießen? Die Mexikaner ließe er, freilich, nicht auf Sams Nase tanzen. Doch wer einen Professor zum Reichshaupt gemacht hat, darf nicht klagen, wenn er Vorlesung hört, wo That werden müßte. Da bricht die Kriegsfurie los; und versengt mit ihrer Fackel im Anlauf schon des Rauhreiters Hirn. Für solche Sturmzeit, heult er, ist unser Magister im Weißen Haus viel zu schlapp. Für Belgien, gegen Luftbomben, Unterseeboote, Stickgas, Flammenwurf müßten wir, Mann vor Mann, in die Front. Statt des Lobgesanges gellt Schimpfrede ins Ohr des Kaisers, der Herrn Wilson, nicht der in Fleisch wandelnden Volksseele, in einer Depesche betheuert hat, das deutsche Heer habe die Verwüstung Loewens niemals gewollt. Die als Gäste oder gar ins Bürgerrecht der Vereinigten Staaten zuge-

lassenen Deutschen sollen schweigen; sich in anderes Klimas trollen, wenn Amerikanergeist ihnen noch fremd blieb. Für Amphibien ist hier nirgends Raum. Noch weniger für Militaristen. Als Unterstaatssekretär des Marineamtes hat Herr Roosevelt den Präsidenten McKinley beschworen, in Madrid sagen zu lassen, die Regirung der Verrinigten Staaten werde die Einfahrt spanischer Kriegsschiffe in amerikanisches Gewässer als Kriegserklärung auffassen und durch Angriff auf offener See ahnden. Der blindeste Militarist konnte nicht schlimmer wider die Pflicht politischer Vernunft sündigen. Theodoros thats: und zetert nun über die Menschheitschmach des Militarismus. Warum nicht? Nach seiner Vergangenheit war ihm zuzutrauen, daß er, wie sein Landsmann General Sheridan, für den Kriegsfall, als Kürzungmittel, grausamste Härte empfehlen werde. Solcher Rath paßt ihm jetzt aber nicht in den Kram. Zu neuer Wahlfahrt braucht er Kahn und Ruder. Er hat sie; und tost schon über die Mole. Während Reichstagszierden und andere Unwissende Herrn Wilson als den Günstling der Westmächte, den Begünstiger Albions verschreien, erflehen Briten, Franzosen und Russen laut Roosevelts Sieg.

Der wäre, trotz der Nachwirkung alten Fehls, Ereigniß geworden, wenn der Tauchbootzwist mit dem Abbruch des Diplomatenverkehres geendet hätte. Deshalb schrie Theodor (so hitzig wie unsere Stresemännchen, doch in strafferer Haltung): „Nicht Frieden um jeden Preis! Das drüben Zugestandene ist ein Pappenstiel, nach dem nur schlappe Flaumacher langen. Ganz Anderes erstritte der Nation unser blankes Schwert.“ Unter düsterem Himmel hätten die Massen, der Mittelstand und die Plänkler des Großkapitalismus, gegen den Wall der Deutschen und Iren, die Ernennung Roosevelts zum Präsidentschaftkandidaten erzwungen; und dann war Wilsons Wiederwahl höchst ungewiß. Im Sonnenschein hat Herr Charles Ewans Hughes den wilden Mann ohne Mühe geschlagen. Auch ein Jurist (der von der Theologie her kam); Rechtsanwalt, Hochschullehrer, Gouverneur des Staates New York, Richter (mit sechzigtausend Mark Jahresgehalt, wie ein deutsches Armeehaupt im Krieg) am Höchsten Gerichtshof. Ein ernster, fleckloser Mann von steifer Würde. Sein Republikanerprogramm: Dehnung des Absatzbezirkes, Stärkung der Industrie, Sicherung steter Wehrbereitschaft; Rechtsschutz, auch auf dem

Weltmeer, für jeden amerikanischen Bürger; doch sei jeder verpflichtet, ohne Rückblick auf Rasse, Glauben, Geburtland, nur der Heimath, die ihm die Neue Welt bot, mit allen Sinnen zu dienen; ruhige Kraft im Verkehr mit anderen Mächten und bedächtige Erwägung vor dem Entschluß, damit nicht, wie in letzter Zeit oft, Zaudern und Schwanken den Eindruck kluger Rede verwische; rückhaltlos redliche Neutralität, die, so lange Krieg ist, jede Pflicht erfüllt und kein Recht schmälern läßt; einen Friedensschluß, der dem Rechtsempfinden unbefangen Gerechter nach gründlicher Prüfung genügt und den Weg zu einem internationalen Schiedsgericht bahnt. In dem Sehnen nach solchem Tribunal, das die internationalen Gesetze auslegt, anwendet und die Vollstreckung des Spruches verbürgt, begegnen die Republikaner den Demokraten. Hundert Millionen werden auch in Europa sich morgen um dieses Banner schaaren; und der Deutsche, ders schmäht oder bespöttelt, schadet dem Ruf seines Vaterlandes. Wer im Endkampf um die Präsidentschaft siegen wird, weiß heute noch Keiner. Weil den Demokraten im Norden der Wind nie lange günstig blieb, wünschten Wilsons Freunde die Erhaltung des Spaltes, der Taft von Roosevelt schied und der Gegenpartei in Sieg half. Unserem Erzfeind ists in Chicago diesmal noch schlechter gegangen als vor vier Jahren; sein Anhang blieb tief unter der Ziffer, die eine newyorker Zeitschrift im Mai, vor dem Ende des Tauchbootstreites, aus Umfragen errechnet hatte. Wirft Roosevelt wirklich nun die Reiterflinte ins Korn oder wagt er, wenn der erste Aerger verschmerzt ist, mit seinem Fortschrittstrain sich einmal noch ins Getümmel? Daß er im Haupttreffen geschlagen wurde, ist wichtiger als aller römische Kammerklatsch, aller Neiderdrang an die Futterkrippe; den Parisern eine verhagelte Hoffnung, Deutschen der Lohn nüchterner Vernunft. Doch der Enkel holländischer Calvinisten ist zäh; er hat, nach dem Nibelungenlied, nun wohl auch Moltke gelesen und im Gedächtniß bewahrt, daß der Marschall dem Krieg, der jetzt ist, siebenjährige, „vielleicht dreißigjährige“ Dauer weissagte: weil keine Großmacht, ehe ihr letzter Kraftquell versiecht sei, unter harten Bedingungen zu Friedensschluß willig sein werde. Hurrah for Teddy! Wenn Europa weiterrast oder Japan, nach Yuans Tod, zu hastig ins Vormundsrecht drängt, holt Menschheitnoth den Achill von Las Guasimas aus dem Winkel.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Bilanz am 31. Dezember 1915.

Aktiva.	M	₰
An Grundstücks- und Gebäude-Konto	3 460 570	—
„ Güterschuppen-Konto	1	—
„ Pferde-Konto	32 000	—
„ Rollwagen, Pläne, Geschirre und Stallutensilien	1	—
„ Patent-Möbelwagen	1	—
„ Inventarien-Konto	1	—
„ Formular-Konto	1	—
„ Kautions- und Effekten-Konto	383 232	25
„ Konto für Beteiligungen	109 500	—
„ Hypotheken-Amortisations-Konto	156 986	49
„ Hypotheken-Konto	45 000	—
„ Debitoren inkl. Filialen	311 217	47
„ Bankguthaben	463 640	—
„ Wechsel- und Kassa-Konto	111 586	79
„ Lager-Konto	7 120	30
„ Futter-Konto	12 616	90
„ Assekuranz-Konto	420	80
	5 093 896	—

Passiva.		M	₰
Per Aktien-Kapital-Konto		2 000 000	—
„ Reservefonds-Konto		200 000	—
„ Talonsteuer-Reserve-Konto		15 000	—
„ Hypotheken-Konto		1 859 100	—
„ Kreditoren inkl. Filialen		431 518	28
„ Aval-Konto		380 830	—
„ Dividenden-Konto		280	—
„ Gewinn	M. 310 380,78		
„ Abschreibungen	„ 103 213,06	207 167	72
		5 093 896	—

Vorstehende Bilanz habe ich geprüft und mit den ordnungsmässig geführten Büchern der Gesellschaft übereinstimmend gefunden.

Berlin, im Mai 1916.

B. Bauer, Oeffentlich angestellter vereidigter Bücherrevisor.

Die auf $7\frac{1}{2}$% festgesetzte Dividende gelangt vom 5. d. M. ab gegen Dividendenschein Nr. 30 bei dem Bankhause **Georg Fromberg & Co., Berlin**, Jägerstr. 9, sowie an **unserer Gesellschaftskasse**, Kaiserstrasse 41, zur Auszahlung.

Die **neuen Dividendenbogen** können vom **1. August d. J. ab** bei dem vorgenannten Bankhause gegen Rückgabe des Erneuerungsscheins und Einreichung eines nach Nummern geordneten doppelten Verzeichnisses in Empfang genommen werden.

Berlin, den 3. Juni 1916.

Berliner Speditions- und Lagerhaus-Aktien-Gesellschaft (vormals Bartz & Co.).

Der Vorstand.

Neue Boden-Aktiengesellschaft.

Bilanz-Konto per 31. Dezember 1915.

Aktiva.		M.	pf	Passiva.		M.	pf
Hypotheken-Forderungen		24693727	06	Aktienkapital		26000000	—
Hausgrundstücke		16156109	95	Teilschuldverschreibungen		21240900	—
Bauterrains		16986604	88	Fällige Teilschuldverschreibg.		34762	25
Baumschule		15577	95	Teilschuldverschreibungn.-Agio		389020	—
Geschäftshaus Mittelstr. 2—4		1192609	50	Teilschuldverschreib.-Zinssch.		426161	50
Grundschulden-Forderungen		1	—	Gewinnanteilscheine		1100	—
Konsortial-Konto I		1	—	Hypothekenschulden		21103537	15
Konsortial-Konto II		10156036	07	Kreditoren		8667588	27
Effekten		2706565	96	Reserve für Wehrbeitrag		6085	—
G. m. b. H.-Anteile		633050	—	Aval-Kreditoren		225000	—
Debitoren		2979651	12	Kautionen	M. 53 100		
Aval-Debitoren	M. 478 800			Pensions-Fonds		299858	19
Mobiliar und Inventar		1	—	Avale	M. 478 800		
Kautions-Effekten	M. 53 100			Ausserordentliche Rücklage		2600000	—
Kautions-Wechsel		225000	—				
Pensionsfonds-Effekten		273644	50				
Kasse		35776	72				
Bankguthaben		1093708	41				
Gewinn- und Verlust-Konto		3845947	24				
		80994012	36			80994012	36

Berlin, den 8. Juni 1916.

Die Direktion.

Eichmann. Dr. Neumann. Landé.



Berlin, den 24. Juni 1916.

Die Unterirdischen.

Herr von Bethmann, den der Centralvorstand der Nationalliberalen Partei öffentlich beschuldigt hatte, er zwinge die militärischen Censurstellen, „dem deutschen Volk eine mit seinem Willen nicht übereinstimmende Meinung künstlich aufzudrängen", hat die Milderung der Censur versprochen. Wer die Geschichte dieser von Angst ersonnenen Einrichtung kennt, Der weiß, daß der Versuch fruchtlos bleiben muß. „In Madrid, erfuhr ich, herrsche jetzt völlige Preßfreiheit; und wenn ich nicht über die Staatsgewalt, Religion, Politik, Sittlichkeit, über hohe Beamte und andere angesehene Leute, über Oper und Schauspiel, über irgendeinen mit irgendwas Zusammenhängenden schreibe, könne ich alles von zwei oder drei Censoren Durchschnüffelte in voller Freiheit drucken lassen." Figaros geflügelter Satz hat sich auch in dem Jahrhundert nach der Französischen Revolution in jedem Land Europens bewährt. Wider die Censur hatte schon der jüdische Arzt Johann Jacoby in Königsberg geschrieben, ehe er, im Februar 1841, die „Vier Fragen" durchs Adlerland schickte und die Provinzialstände mahnte, endlich „als erwiesenes Recht zu fordern, was sie bisher als Gunst erbaten". Friedrich Wilhelm der Vierte, dem Jacoby seine Schrift selbst ins Schloß gesandt hat, fühlt sich beleidigt; läßt sie vom Bundestag verbieten, gegen den Schreiber ein Strafver-

fahren einleiten und greift nach einem Trostgrund, der in Preußen niemals versagt. An den liberalen Oberpräsidenten Schön, dessen (in der Denkschrift „Woher und wohin?“ ausgedrückte) Meinung der Jacobys doch nah ist, schreibt er: „Machen Sie nur, daß unbeschnittene Männer von alter Treue, die ein Herz zu mir haben, die Schmach gut machen, welche die Beschnittenen Ostpreußen anthaten.“ Am Ende des langen Instanzenweges wird Jacoby vom berliner Kammergericht freigesprochen und das vom Präsidenten Grolman unterzeichnete Urtheil bestätigt dem Angeklagten, daß er Staatseinrichtungen freimuthig tadeln und die Censur die schlimmste Feindin der Presse nennen dürfe. Der König läßt zwar die Geltungdauer der Karlsbader Beschlüsse verlängern, zugleich aber den Provinzialbehörden die Milderung der Censurstrenge empfehlen und bald danach die Bildercensur ganz aufheben. Bessert das gute Beispiel die Sitten? In Baden, dem Lande der Musterverfassung, streicht der Censor Herr von Uria-Sarachaja mißliebigen Blättern die neusten Nachrichten und verscheucht ihnen dadurch die Kundschaft. In Wien ärgerte die Regirung sich über die von zwei böhmischen Juden in Leipzig herausgegebene Wochenschrift „Die Grenzboten“, die, trotz dem Verbot, heimlich eingeschmuggelt wurde, und Metternich stöhnte, weil „heute siebenzehn deutsche Blätter von Judenjungen redigirt werden“. In Preußen, wo „nur Männer von wissenschaftlicher Bildung und erprobter Rechtschaffenheit“ ins Censoramt berufen werden sollten, erhebt sich ein Wehgeschrei, weil ein junger kölnischer Censor, der Assessor Graf Fritz Eulenburg, einen Nachtwächter geprügelt hatte; ernsteren Mißstand aber nimmt die Presse ohne kräftige Gegenwehr hin. Die von Karl Marx geleitete Rheinische Zeitung, die, einsam, rückhaltlos zu reden wagt, wird, mit des Königs Willen, gepeinigt und sogar verdächtigt, von der pariser Regirung Zuschuß verlangt und erhalten zu haben. Als Dahlmann für die Zeitung, die der Kultusminister ihm in Berlin gründen will, Censurfreiheit fordert, scheitert der Plan. Milderung? Der König hat Georg Herwegh, den Posa aus Schwaben, empfangen und zu ihm gesagt: „Wir wollen ehrliche Feinde sein.“ Da er aber hört, der Dichter sei in Königsberg mit der Marseillaise empfangen, beim Klang anderer „Blutlieder“ gefeiert worden, verbietet er, die Zeitschrift, die Herwegh in der Schweiz grün-

den will, in Preußen einzulassen. Brief Herweghs: „Ich bin durch die Nothwendigkeit meiner Natur Republikaner und heuchle nicht eine Devotion, die ich nicht kenne.“ Antwort: Ausweisung. Die Rheinische und die Leipziger Allgemeine Zeitung, Ruges Deutsche Jahrbücher und andere unbequeme Zeitschriften werden verboten; die Bilder wieder unter Censurzwang gestellt. Dem Preußendichter Wilibald Alexis, der die zahme Vossische Zeitung gegen den Quälgeist sanft vertheidigt hat, schreibt Friedrich Wilhelm: „Mit Widerwillen habe ich einen Mann von Ihrer Bildung und literarischen Bekanntheit in der Klasse Derer gefunden, die sich zum Geschäft machen, die Verwaltung des Landes durch hohle Beurtheilung ihres Thuns, durch unüberlegte Verdächtigung ihres nicht von ihnen begriffenen Geistes vor der großen, meist urtheillosen Menge herabzusetzen und dadurch ihren schweren Beruf noch schwerer zu machen.“ Milderung? Lokal- und Bezirkscensoren sollen für „Ruhe und Würde“ sorgen und ihre Sprüche nur vor dem Obercensurgericht anfechtbar sein, dessen neun Mitglieder auf drei Jahre ernannt werden, also vom Groll der Hof- und Ministerialinstanz stets zu erreichen sind. So weit ist Preußen 1843. Metternich darf sich der Schüler freuen. Vor der Geburt, schreibt er, muß man schädliche Gedanken erwürgen. „Ist eine Brut giftiger Insekten einmal ausgeflogen: was nützt die Zerstörung des Nestes? Optimisten hoffen auf die Schwalben und Sperlinge; ich nicht.“ Unter einem Zerrbilde des Königs, dessen Füße Zeitungen zertreten, steht das Wort: „Ich liebe jede gesinnungvolle Opposition.“ Wüthend liest er die Verse: „Ein König soll nicht witzig sein, ein König soll nicht hitzig sein, nicht strenge gegen Itzig sein; er wolle nicht in jedem Ding (hier schweig' ich) altenfritzig sein.“ Sturmvögel flattern über die Kirchhofsruhe hin. Den im Geistigen heimischen Menschen wird das Vaterland verleidet. Auf Heines und Boernes Spur gehen sie ins Ausland. Aus Paris schreibt Ruge: „Der deutsche Geist ist niederträchtig und ich trage kein Bedenken, zu behaupten: Wenn er nicht anders zum Vorschein kommt, so ists nur die Schuld seiner niederträchtigen Natur.“ Aus Frankreich und England, aus der Schweiz und dem Elsaß werden bitterböse Schmähschriften eingeschleppt. Bald höhnt der Historiker Otto Abel den Preußenkönig als einen neuen Theodat, der das Erbe großer Ahnen verschleudere; be-

spöttelt ihn David Friedrich Strauß als den „Romantiker auf dem Thron der Caesaren.“ Das aus dem Licht getriebene Wort wird von Zorn giftig; Rede, die nicht ins Ohr der Nation dringen darf, entkleidet sich dem Gewand, das in Oeffentlichkeit taugt, und ähnelt dann schnell dem im Familienzimmer oder am Zechtisch Gepfauchten. Niemals und nirgends sah die Folge der Censur anders aus; nie und nirgends konnte der Versuch gelingen, sie walten zu lassen, aber zu mildern und ihre Macht enger zu begrenzen. Ins alte Preußen drang diese Erkenntniß zu spät. Als der Minister Bodelschwingh schrieb, die Censur habe ausgedient, rottete die Revolution sich vor das Thor der Hauptstadt.

Seit fast zwei Jahren steht im Deutschen Reich Rede und Schrift wieder unter Censur; gilt ein Ausnahmegesetz, das im Frühling fünfundsechzig Jahre alt wurde, dem Zustand von heute also viel ferner ist, als es in der ersten Lebensstunde dem des fritzischen Staates war. Dem Feind soll gezeigt werden, daß siebenundsechzig Millionen Menschen über Großes und Kleines einer Meinung sind; absplitterndes Glaubensbekenntniß darf nicht ans Licht. Im Juli 1870 lasen alle Deutsche die Sätze: „Der Krieg ist ein dynastischer, unternommen im Interesse der Dynastie Bonaparte, wie der Krieg von 1866 im Interesse der Dynastie Hohenzollern. Als prinzipielle Gegner jedes dynastischen Krieges, als Sozial-Republikaner und Mitglieder der Internationalen Arbeiterassoziation, die, ohne Unterschied der Nationalität, alle Unterdrücker bekämpft, alle Unterdrückten zu einem großen Bruderbund zu vereinen sucht, können wir uns weder direkt noch indirekt für den Krieg erklären und enthalten uns daher der Abstimmung, indem wir die zuversichtliche Hoffnung aussprechen, daß die Völker Europas, durch die jetzigen unheilvollen Ereignisse belehrt, Alles aufbieten werden, um sich ihr Selbstbestimmungrecht zu erobern und die heutige Säbel- und Klassenherrschaft, als die Ursache aller staatlichen und gesellschaftlichen Uebel, zu beseitigen.“ Diesen Protest hatten die Abgeordneten Liebknecht und Bebel verfaßt; und die Regirung Preußens und des Norddeutschen Bundes fürchtete nicht, daß durch solchen Aufruf die Stimmung getrübt, der süddeutsche Wille zur Einheit gelähmt werde. Die Zuversicht war berechtigt: der Krieg endete in deutschen Sieg; obwohl alle Hauptfragen (Ursprung, Möglichkeit fremden Eingriffes, Kriegsführung,

Beuterecht in Feindesland, Staatsform Frankreichs, Annexion, Beschießung von Paris) in ziemlicher Freiheit erörtert wurden. Heute ists anders; und schon deshalb dürfte der Kanzler über die Häufung unterirdischer Literatur nicht staunen. Er hat zwei der heimlich verbreiteten Fehdeschriften im Reichstag ungemein heftig getadelt. „Erfindung, Entstellung, erstunken und erlogen, niederträchtige Verhetzung, Schmähung, Volksvergiftung, Piraten der Oeffentlichen Meinung, Verleumder": Zorn übertönte den Rath des Predigers Salomo und des Philosophentrösters Boetius, niemals durch Wuthwallung den mühsam erworbenen Ruf standhafter Weisheit zu gefährden. Wer hoch über den kleinen Schimpfern der Reichsredeschänke stehen will, darf selbst in gerechtem Grimm nicht in den Mißbrauch abgleiten, wehrlose Gegner öffentlich zu schelten. Wehrlos sind sie; können nicht in dem Reichstag (den Spötter manchmal noch das Hohe Haus nennen), nicht in der Presse ihr Thun vertheidigen. Und daß aus der Gesellschaftschicht, die noch wähnt, Ehre könne von fremdem Wort gemindert und müsse vom Fleck oder Anhauch mit der Waffe gereinigt werden, ein in Stummheit Gezwungener „persönliche Genugthuung" fordert, ist leichter begreiflich als die Thatsache, daß er dieses Verlangen und dessen herbe Ablehnung in die Oeffentlichkeit bringt. „Meine Ehre ist mein Eigenthum; ich gebe mir selbst so viel, wie ich davon verdient zu haben glaube, und verzichte auf jede Zugabe." Das hat der erste Kanzler des Deutschen Reiches gesagt; wenn der fünfte der Kaste gedacht hätte, die jeden „Beleidigten" einem „Ehrengesetz" in Gehorsam verpflichtet, dann wäre er mit den abwesenden Widersachern so säuberlich wie mit den anwesenden verfahren. Die Verfasser nicht käuflicher, nur als Geschenk oder Leihgut zu erlangenden Schriften wurden nicht von Geldgier oder Beifallsucht in Handlung gedrängt; und weil sie Zeit und Kosten für den Ausdruck ernsten Wollens aufwandten, verdient noch ihr wunderlichster Irrthum die Achtung der Gerechten.

An Irrthum fehlts in den vom Kanzler verrufenen Schriften nicht. Die des königsberger Generallandschaftdirektors (obersten Leiters landwirthschaftlicher Kreditvereine) Kapp zeigt den Irrthumskeim schon in der Titelzeile „Die nationalen Kreise und der Reichskanzler." National und den „besten Kreisen" zugehörig ist, wer Herrn von Bethmann als unzulänglich erkannt hat.

Die übrigen Deutschen werden in „radikale Fanatiker und gesinnunglose Schwächlinge“ geschieden. Deren Zahl aber, Germanien zum Heil, winzig ist. Denn „so gut wie einstimmig ist die Ueberzeugung, daß unverdrossen weiter gekämpft werden muß, bis ein lohnender Friede erreicht ist“; der England entmachtet, dem Deutschen Reich Belgien und anderen Gebietszuwachs beschert. Weil die „am Treusten gesinnten Kreise unseres Volkes“ zweifeln, ob solcher Friede erstrebt werde, „herrscht in ihnen tiefes Mißtrauen.“ Nur eine Massenabstimmung könnte Herrn Kapp lehren, wie arg sein Urtheil über die „Gemüthsverfassung der weitesten, treusten Volksschichten“ irrt. Er strebt in Klarheit und stützt dennoch den Glauben, „der Feind sei zwar noch nicht zum Frieden gezwungen, aber geschlagen.“ England? Frankreich, das seit dem September 1914 keine Hauptstellung hält? Darf der Deutsche, der nicht Selbsttäuschung will, auch nur Rußland, nach dessen großen Erfolgen in Armenien und Galizien, einen geschlagenen Feind nennen? Durch die Nährung solchen Aberglaubens würde die Volkskraft gelähmt, die wir, zu Stoß und Widerstand, nach dem Ermessen menschlicher Vernunft noch sehr lange brauchen werden. Was erwiesen werden müßte, nimmt Herr Kapp als schon erwiesene Wahrheit und ruft von so brüchiger Grundmauer ins Land, die Willensschwäche des Kanzlers gefährde erreichbaren Triumph. Das Unterseeboot heißt „die entscheidende Waffe“. Daß es Entscheidung sichern könnte, wird als gewiß unterstellt; nirgends aber erwähnt, daß im Willen zur Begrenzung des Unterseekrieges die drei heute zum Gutachten berufenen Admirale mit dem Kanzler einig sind. Dem wird als Hauptschuld angerechnet, daß er „politische Bedenken über militärische Gesichtspunkte obsiegen ließ“. Durch die Erwirkung solchen Sieges hätte er, auch im Sinn des Kriegers Clausewitz, die höchste Staatsmannspflicht erfüllt; gehandelt, wie Bismarck von jedem gewissenhaften Staatsgeschäftsführer forderte. Die Regirung der Vereinigten Staaten ist längst nicht mehr neutral, weil sie (wie unsere in jedem Krieg der letzten Jahrzehnte) die Waffenausfuhr (die sie ohne Aenderung des Staatsgrundgesetzes nicht zu hindern vermochte) der Privatindustrie erlaubt hat; ist unser Feind; behandelt Deutschland wie eine Negerrepublik; könnte ihm, das auch „finanziell stärker als alle seine Feinde ist“, aber, wenns offen zu seinen Feinden überträte,

nicht ernstlich schaden. Jeder hat seit dem Lusitaniatag Aehnliches auf hundert Blättern gelesen; und jeder Unbefangene müßte mindestens ahnen, daß die öffentliche Widerlegung solcher Angaben in Kriegszeit unmöglich ist. Neu dünkt mich nur das über die Ernährungpolitik Gesagte. „Die Furcht vor der Masse der Verbraucher in den Großstädten und Industriecentren hat die Regirung in einen höchst unerfreulichen Staatssozialismus gedrängt.“ Unnöthigen. Die Gefahr, daß der Reiche dem Armen die Nährmittel wegkauft, könnte nur entstehen, „wenn der Reiche zwanzigmal mehr äße, als er vertragen kann“; nicht auch, wenn er so viel speicherte, daß ihm für sechs Monate das aus der Friedenszeit her gewöhnte Wohlleben verbürgt wäre? Statt den Handel auszuschalten und den Hof des Bauers unter Zwangsverwaltung zu stellen, müsse man die künstliche Organisation, („die doch die vollendete Desorganisation und Verwirrung des Marktes ist“) rasch ins Gerümpel verstauen und in den Segen ungehemmt freien Verkehrs zurückeilen. Noth ist nur, weil Zwang waltet. Freier Markt, freie Preisbildung durch Angebot und Nachfrage: der Leser meint, den Freihändler Friedrich Kapp zu hören, der, nach zwanzigjähriger Anwaltspraxis in den Vereinigten Staaten, als bekehrter Achtundvierziger ins neue Reich heimkam und Bambergers Gefährte ward. Der aber hätte nicht, wie der Generallandschaftdirektor, „verstärkten Schutz der nationalen Arbeit“ verlangt, vor Ueberschätzung des Ausfuhrhandels gewarnt, für Preußen das Pluralstimmrecht und die „Erhöhung des wahlfähigen Alters“ empfohlen. Hätte wohl auch über die Kraft der Vereinigten Staaten aus gründlicherer Kenntniß geurtheilt und länger überlegt, was aus Deutschlands Wirthschaft und Stimmung werden müßte, wenn jetzt, plötzlich, von der Höhe das Bekenntniß käme: „Was wir zwei Jahre lang, von Delbrück bis zu Batocki, anordneten, war, Alles, aberwitzig falsch, Centraleinkauf, Beschlagnahme, Höchstpreis, Rationirung, Kampf gegen Wucher und Hamsterei; drum gelte von morgen an auf jedem Marktgebiet wieder der Friedensbrauch.“ So wills der Königsberger. Wird ihm gehorcht, dann schreitet das deutsche Volk in ein **Eden**. Dem Friedensschluß (dessen Bedingungen den Briten, Russen, Franzosen, Italern, Belgiern, Amerikanern, Australern, Japanern diktirt werden) folgt „ein gewaltiger nationaler Auf-

schwung; Hader und Zwietracht im Inneren verstummen; in selbstloser Hingabe werden die geistigen und politischen Führer unseres Volkes ihr ganzes Wollen und Können für die vaterländischen Interessen einsetzen." Hier wird ein Wunder: glaubet nur. „Deutschlands Bestimmung ist, eine neue, glückliche Epoche der Menschheit einzuleiten." Wer die Welt anders schaut, ist nicht national, nicht den besten Kreisen zugehörig. Unter den vielen Kerndeutschen, mit denen ich, in jedem Klassenbezirk, während der Kriegsjahre sprach, sind höchstens drei, die dem kappischen Anspruch genügen; und die Drei kümmerten sich bis in den August 1914 niemals um Politik. Mußte der Kanzler diese Schrift, die seine Politik, nicht sein Menschliches verurtheilt, wie ein wichtiges Ding behandeln? Der Verfasser ist Patriot, glaubt, wie an Evangelium, an alles in „nationalen" Zeitungen Verkündete und hat über den Tauchbootstreit allerlei Okkultes erfahren (das Frommen gewiß, Nüchternen widerlegt scheint). Wie leicht sein Glaube die Vernunft überwältigt, lehrt die Wiederholung des Gerüchtes, „England habe schon vor dem Krieg die Entlassung des Herrn von Tirpitz gefordert." Nie hat ein dem Tollhaus ferner Brite an solche Forderung gedacht; noch im Juni 1914 aber Herr Churchill die Sehnsucht nach Zwiesprache mit dem bewunderten Großadmiral gestanden. In Jedem, der würdige Verständigung mit England wollte oder gar noch will, sieht Herr Kapp einen Narren oder Wicht. Er meint, daß amerikanische Geldhilfe „für unsere Gegner auch recht unangenehme Seiten hätte; denn geschenkt wird das Geld nicht." Genug. Mit eben so gutem Willen, wie er in dem Verfasser lebt, ist auf den einundfünfzig Seiten seiner Schrift doch nicht ein Satz zu finden, dem der Politiker nachdenken müßte.

Die zweite Fehdeschrift entgleist nicht aus Alldeutschland nach Manchester; weissagt auch nicht Weltherrschaft, die Menschheit und Volkheit in unbewölktem Frieden beglückt. Junius alter: so nennt sich der Verfasser. Neben dem britischen Junius, der vor bald hundertfünfzig Jahren gegen Grafton, North und Genossen schrieb, wäre er ein Zwerg; hat nicht den kühnen Geist, die wilde Grazie, den selbstgeschaffenen Stil des Vorbildes. Doch er ist weder dumm noch unwissend und fühlt sich dem Satiriker des Public Advertiser (unter dessen Lehnnamen, freilich, ein Motto aus Fritzens Brandenburg nicht paßt) verwandt, weil auch er ohne Erbarmensregung einen Minister angreift. Ihm ist Herr von Bethmann der

Erzfeind deutscher Zukunft. Das, wenn ers glaubt, auszusprechen, müßte in jeder Lebensstunde, auch der dunkelsten, eines mündigen Volkes als sein Recht anerkannt werden; ein Franzos dürfte es heute noch über Herrn Briand, ein Brite über Herrn Asquith, ein Russe über Herrn Stuermer sagen. Dem neuen Junius würde die Nachprüfung des ihm zugetragenen Stoffes leichter als dem alten; dennoch blößt er Kenntnißmängel, die nur dem Lober verziehen werden. Das Deutsche Reich war nach dem Rücktritt des Fürsten Bülow nicht „in verzweifelter Lage“; konnte in Ost und West noch Schutzbündnisse knüpfen. War aber 1909 die Lage „verzweifelt“: woher käme dann das Recht, Herrn von Bethmann in Abgrundstiefe zu verdammen? Dem wird „bedingunglose Friedensliebe“ und Drang in „Versöhnung um jeden Preis“ vorgeworfen; „Versöhnung- und Verständigungwahn“ dem Kanzler, der drei englische Verständigungwünsche abgelehnt, eine zuvor nie erträumte Heeresmehrung durchgesetzt, zwei verbündeten Großmächten den Krieg erklärt und den Einfall in Belgien gebilligt hat. Das über Serbiens, Belgiens, Italiens, Japans Haltung Behauptete wäre an dem Tag, wo man offen darüber reden dürfte, als falsch erweislich. Herr Ballin (dessen „enge persönliche Beziehungen“ zu dem Herrn von Tirpitz älter sind als die zu dem Kanzler) hat niemals empfohlen, schüchtern sich unter englische oder amerikanische Forderung zu ducken, sondern geschrieben, er müßte sich selbst verachten, wenn er in der Zeit so ungeheurer Entscheidung sich von dem Geschäftsinteresse seiner Hamburg-Amerika-Linie stimmen ließe. Hast Du, Leser, Etwas von „geradezu maßloser Hetze gegen die Landwirthschaft“ gemerkt und glaubst Du, daß die allmächtigen Generalkommandos so unschönes Treiben geduldet hätten? Herr von Bethmann hat es „begünstigt“: spricht Junius; und erblickt „in der persönlichen Verfilzung der maßgebenden Stellen mit führenden Männern der Handelswelt“ (über deren Ausschaltung Herr Kapp klagt) die Ursache allen Mißstandes in der Ernährungpolitik. Und so weiter. Neben Gescheitem steht Vernunftwidriges; Irrthumsgestrüpp umwuchs manche Wahrheit. Die Fehler, die gerügt werden müßten, erkennt der Kritiker nicht, und was ihn strafbar dünkt, wird Anderen, deren Vaterlandliebe doch nicht lauer ist, als löblich gelten. In zwei Hauptpunkten sind beide Mahner einig. Felsfest überzeugt, daß der Krieg mit militärischen Mitteln zu triumpha-

lem Ende zu führen, dem Deutschen Reich in Europa und Afrika, großer Landbesitz anzugliedern, Entschädigung von dem beträchtlichsten Theil der Kriegskosten zu sichern ist und daß nur der in schwächliche Nachgiebigkeit Neigende nicht an dieses Ziel gelangen kann. (Warum ein Kanzler, dessen Dasein und Ruf auf dem Kriegsspiel steht, zu schwach oder schlapp sein solle, um zu Land und zu See Andere fechten und bluten, die Strategen, auf die er die Verantwortlichkeit abwälzen könnte, ohne Hemmung walten zu lassen, hat bis heute Keiner ergründet. Einerlei.) Jeder Wunsch nach würdiger Verständigung, die den Frieden organisirt und Europa vor Ohnmacht bewahrt, ist Narrheit oder Frevel. Ob Amerika, ein Erdtheil, gegen uns kämpft, nicht der Rede werth. Der Unterseekrieg das unfehlbare Mittel zur Niederwerfung Britaniens. Nach solchem Sieg keine Bündelung je wieder zu fürchten. Wer anders denkt, scheidet sich selbst aus der Patriotengemeinschaft und sinkt in das Schlammgewimmel der „Politiker ochlokratischer Richtung" (Deutsch: Derer, die Pöbelsherrschaft wollen). Das ist der erste Hauptpunkt. Der zweite: Die Censur ist die Wirkerin alles Unheils. Denn sie begünstigt die Flauen; läßt nie ein Wort durch, das dem Kanzler nicht gut schmeckt; erlaubt nur Trübsalsausdruck und verbietet, was die Herzen stärken könnte.

Uebertreibung? „Der durch die drei Namen Mosse, Scherl, Ullstein verkörperten Massenpresse, zu welcher zwar nicht der Auflageziffer, wohl aber dem Geist nach auch die Frankfurter Zeitung gehört, ist ein Maß von politischer Bewegungfreiheit eingeräumt worden, das aller Beschreibung spottet und das seine Erklärung allein in der völligen politischen Uebereinstimmung findet, die sich zwischen der Regirung und den durch jene Blätter vertretenen Kreisen herausgebildet hatte." (Diese Uebereinstimmung müßte zunächst doch wohl in „jenen Blättern" erreicht worden sein; breit aber klafft der Spalt zwischen Tageblatt und Voß, Lokalanzeiger und Mittagszeitung.) „Neben dieser Massenpresse waren es dann vor Allem die als ‚Flaumacher' bekannt gewordenen Publizisten, die sich uneingeschränkter politischer Bewegungsfreiheit zu erfreuen hatten." Das erzählt der andere, durchaus andere Junius; und zornig bestätigt Herr Kapp die Meinung des Zürners. Daß sie aus Irrwahn sproß, ist schnell, ohne Scharfsinnsaufwand, zu beweisen. Laset Ihr nicht alles Wesentliche aus den hier erwähn-

ten Beschwerden längst in den Zeitungen, die sich selbst national heißen? Schwäche und Schlappheit, Tauchbootkrieg, Geflenn vor Amerika, Tirpitz als Titan und Bethmann als Duckdich, Humanitätgedusel, Förderung der Flauen, Länder und Milliardenhaufen her, England muß auf die Knie, Rußland nach Asien zurück, Frankreich in ein Spanien verzwergen: Alles laset Ihr. Niemals, was gegen solche Kriegsziele, ihre Nothwendigkeit und Möglichkeit zu sagen wäre. Diese Erkenntniß spart Euch den Weg in die Häuser des Lokalanzeigers, Tageblattes, Vorwärts; scheuet Ihr ihn nicht, dann wird Euch gewiß manche Kunde von „politischer Bewegungfreiheit, die aller Beschreibung spottet." Der Irrthum hat zwei Wurzeln. Den Konservativen fehlt heute ein Bülow-Cummerow, der früh die großen Zeichen des Zeitwandels erkennt und ihnen die Parteitaktik anpaßt; aber sie wissen noch, daß nur der über Zurücksetzung Grollende zärtlich gestreichelt wird, und fallen drum nie in den Liberalenfehler, einen in Macht erhöhten Genossen zu loben, ehe er sich als Gehorsamen bewährt hat. Ihnen haben die zween Reisigen den Klägerkniff abgeguckt. Und sie sind selbst Opfer der von ihrer Wuth verschrienen Censur. Sie leben in einem engen Kreis Gleichgesinnter, erfahren nicht, wie an Friedenstagen, aus dem Nachrichtenblatt, was draußen geschieht und drinnen gedacht wird: und werden (ohne das „Schandblatt", das sie sonst lehrte) allzu spät merken, daß die Wirklichkeit nicht ist, wie ihr Traum war, und daß Herzoge, Fürsten, Grafen sich in die Schaar gereiht haben, deren Athem ihnen gestern „ochlokratisch" stank.

Allzu spät. Wollt Ihr aber, endlich, wach werden, dann reibet noch heute die Augen und leset Friedrich und Bismarck. Deren Krieg hat mit unserem kaum irgendwelche Aehnlichkeit (auch die Vergleichung der Koalitionen verführt nur in feines Spiel); doch der Blick auf die weise Bescheidung des Staatsmannswillens lehrt Kraft von Geprahl, Politik von Fibelkram sondern. Ein heiliges Volk heldischer, unüberwindlicher Engel, von Mordbrennern, Strolchen, Otterngezücht umdräut, außer drei Gefährten von anderer Wesensfärbung nur Höllenbrut und stumpfe Erwerbsucht in der Nähe: Das war nie. Niemals die Menschheitpest, die Ihr erdichtet, noch je ein überirdisch leuchtender Sieg, wie Ihr ihn hoffet. Kein Volk ertrüge ihn; keinem trüge er Frucht, von dem es gedeihen könnte. Nur um den Preis eigener Versiechung

kann eine Gruppe die andere niederringen; 1917 oder 1920? Wir dürfen mit dem Ertrag des Krieges zufrieden sein, wenn er den Erdtheil lüftet und säubert, sumpfigen, von Haß umwölkten, von Neid umzüngelten Boden in die helle Wohnstatt freier, aus eigenem Recht schaffender, drum fremdes Recht ringsum achtender Menschen wandelt. Dem in Lebensgefahr fechtenden Volk wird die nüchterne Wägung der Wirklichkeitwerthe nicht leicht. Weh Dem, der sie, in frevlem Taumel, ihm noch erschwert! Er belastet sich mit Verantwortungpflicht, unter der er am Tag der letzten Abrechnung zusammenbräche. Hütet Euch, das Trugbild Eurer im Käfig hungernden Seele auch der Nation einzubilden. Löset lieber die Schleier von ihrem Auge und lasset sie, die ihr Blut giebt, ihr Gut geben wird, in Freiheit ihr Schicksal gestalten; jedes nicht kleine wäre ihr viel zu groß, wenn sie morgen noch unter Vormundschaft stehen müßte. Zanket nicht über Wuchs und Wesen, Muskeln und Stab des Hirten: sondern entwöhnet Euch selbst, Eure Weiber und Kinder dem trägen Empfinden, Heerde zu sein, ewig Heerde zu bleiben. „Ich werde dafür wirken, daß in politischen Angelegenheiten, die nur lose mit der Kriegsführung zusammenhängen, der Censorstift so wenig wie irgend möglich angewendet wird." So tröstet Hirtenweisheit; sättigt mit einem Sprüchlein, das nicht That werden kann. Wenn jeder Censor an Geist und Wissen jedem Schreiber voraus und, in Helle, der Volkheit verantwortlich wäre, ließe sich an Milderung der Censur glauben. Die ist nur das sichtbare Zeichen des Seelenstandes, der sie ermöglicht; das Fieber, das aus Krankheit aufflackert. Sie ist, weil Parlament und Presse sie wollen, und stürbe jäh an der Drohung, den Kriegskredit zu weigern, die Zeitung nicht mehr erscheinen zu lassen. Für sich fordern die Verkappten Freiheit, nicht für anders Denkende. „Von faulem, verfrühten Frieden darf, natürlich, nicht geredet werden. Das schadet uns ja im Ausland." Wieder ein Spuk, der in der Sonne zu Kinderspott würde. Nicht, was Hinz oder Kunz über Führung und Ziel des Krieges sagt, schadet im Ausland: nur, seit fast zwei Jahren alltäglich, die Sucht, eine fromm hinter dem Hirten trabende Heerde zu scheinen. Rechts und links horcht der Feind; kann aber den Willen des deutschen Volkes nirgends erlauschen. Hörte er ihn: wir wären dem Frieden nah, der heute möglich ist und den nur Wunder noch bessern.



Ernst Mach.

Ernst Machs Stärke war die einheitliche Geschlossenheit seines Denkens und Wesens. Seine Größe lag in seiner Einfachheit, in seinem unbefangenen Blick und in seiner unbeirrbaren Sicherheit. Mach ist in den letzten zwei Dezennien sehr berühmt geworden. Immer neue Auflagen, immer neue Uebersetzungen seiner Werke wurden publizirt. Zustimmende und bekämpfende Darstellungen seiner physikalischen und seiner philosophischen Theorien erschienen in immer größerer Zahl. Trotzdem ist Mach nur von Wenigen wirklich verstanden worden. Mach hat in Physik und Physiologie viel Neues gefunden, hat manchen sinnreichen Apparat ersonnen, besonders aber zur Klärung der physikalischen Grundbegriffe werthvolle Beiträge geliefert. Eine Entdeckung, wie etwa die Röntgen-Strahlen oder das Radium, hat er nicht gemacht. Er hat kein flugtechnisches Problem gelöst und kein Unterseeboot konstruirt. Aber auch keine der modernen großen physikalischen Theorien, wie etwa die Energetik, die Elektronen-Lehre oder das Relativität-Prinzip, ist mit seinem Namen verknüpft. Noch weniger hat Mach ein philosophisches System aufgebaut. Er wollte ja gar kein Philosoph sein; besonders keiner von denen, die mit spekulativen oder dialektischen Denkmitteln Kartenhäuser aufführen. Wenn man heute vor solchen Arbeiten wieder mehr Respekt hat und oft rein dialektische Untersuchungen, wenn sie große Denkanstrengung kosten, sogar als bahnbrechend bezeichnet, so hätte Mach solche Arbeiten eher bahnsperrend genannt.

Mach selbst aber wollte die Bahn für jede künftige Forschung frei machen. Sein Ziel war von früher Jugend an darauf gerichtet, Hindernisse aus dem Weg zu räumen. Darum kämpfte er zunächst gegen alle theologischen und metaphysischen Vorurtheile, darum will er nichts von Unterscheidungen wissen, die sich bei näherer Untersuchung als nur scheinbar erweisen, und darum lehnt er sich besonders energisch gegen Theorien auf, die geeignet sind, Probleme zu verdecken.

Zu dieser befreienden Forscherarbeit wurde Mach schon in früher Jugend dadurch angeregt, daß ihm im Alter von fünfzehn Jahren Kants „Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik", also das Werk in die Hand fiel, in dem Kant die Ergebnisse seiner Vernunftkritik verständlich machen wollte. Mach hat den Eindruck, den das Buch auf ihn machte, selbst geschildert:

„Ich habe es stets als ein besonderes Glück empfunden, daß mir

sehr früh (in einem Alter von fünfzehn Jahren etwa) in der Bibliothek meines Vaters Kants „Prolegomena zu jeder künftigen Metaphysik“ in die Hand fielen. Diese Schrift hat damals einen gewaltigen, unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht, den ich in gleicher Weise bei späterer philosophischer Lecture nie mehr fühlte. Etwa zwei oder drei Jahre später empfand ich plötzlich die müßige Rolle, welche das Ding an sich spielt. An einem heitern Sommertag im Freien erschien mir einmal die Welt sammt meinem Ich als eine zusammenhängende Masse von Empfindungen, nur im Ich stärker zusammenhängend. Obgleich die eigentliche Reflexion sich erst später hinzugesellte, so ist doch dieser Moment für meine ganze Anschauung bestimmend geworden. Erst durch abwechselnde Beschäftigung mit Physik und Physiologie der Sinne und durch historisch-physikalische Studien habe ich in meinen Ansichten eine größere Festigkeit erlangt. Ich mache keinen Anspruch auf den Namen eines Philosophen. Ich wünsche nur, in der Physik einen Standpunkt einzunehmen, den man nicht sofort zu wechseln braucht, wenn man in das Gebiet einer anderen Wissenschaft hinüberblickt, da schließlich doch alle ein Ganzes bilden sollen.“

Aus diesen innerlich bewegten und zugleich kristallklaren Sätzen treten uns wichtige Denkmotive und Triebfedern entgegen, die für Machs ganze Forscherarbeit maßgebend waren. Die Welt sammt seinem eigenen Ich ist für Mach eine Einheit. Sie ist, wie er anderswo sagt, nur einmal da. Deshalb sucht er eine Methode, die geeignet ist, unser Wissen von der Welt zu vereinheitlichen. Die zahlreichen und starken Hindernisse, die diesem Bestreben entgegenwirken, in rastloser Arbeit zu überwinden oder zu beseitigen, ist von früher Jugend an seine klar erkannte Forscheraufgabe. Mach will einen methodologischen Monismus. In der Physik findet er schon viel vereinheitlichende Arbeit geleistet. Aber die Begriffe des Stoffes, der Materie, der Masse waren ihm noch zu grobschlächtig; auch dann, wenn sie in das Gewand der Atomistik gekleidet waren. Mach war bemüht, alles Stoffliche in Prozesse, in Vorgänge aufzulösen, und bezeichnete es als die einzige Aufgabe der Wissenschaft, die „funktionalen“ Beziehungen zwischen den Vorgängen zu ermitteln und womöglich mathematisch zu formuliren. Der Begriff der funktionalen Abhängigkeit schien ihm wissenschaftlich brauchbarer und einwandfreier zu sein als der der Kausalität. In diesem sah er zum Erstaunen vieler Physiker und Psychologen einen „Rest von Fetischismus“, eine nicht mehr erlaubte Vermenschlichung der Welt.

Durch diese Betrachtungweise war die Welt für Mach gleichsam entmaterialisirt oder, wie er mit einem von mir gebrauchten Ausdruck öfter zu sagen pflegte, substratlos geworden. Es gab

eigentlich keine Dinge mehr, sondern nur noch Ereignisse. Damit war aber eine Vereinheitlichung allergrößten Stiles wie von selbst vollzogen. Der Unterschied zwischen Physischem und Psychischem ist von diesem Standpunkt aus überwunden und die so oft betonte Unvergleichbarkeit von Materie und Geist (nicht etwa überbrückt, sondern) einfach nicht mehr vorhanden. Im Seelenleben giebt es nämlich für die unbefangene und nur ein Wenig in die Tiefe dringende Selbstbeobachtung niemals Dinge, sondern immer nur Vorgänge. Wir erleben niemals ein beharrendes Sein, sondern immer nur ein fließendes Geschehen. Mach hat wiederholt angedeutet, mir persönlich aber ganz ausdrücklich gesagt, daß es die Reflexion auf das eigene Seelenleben war, die ihn darauf brachte, auch in der physischen Welt das Stoffliche in Prozesse aufzulösen. Hat man sich nun einmal an diese Betrachtungweise gewöhnt, so verschwindet, wie gesagt, der Unterschied zwischen Materiellem und Seelischem von selbst. Es gilt jetzt nur, die funktionalen Beziehungen zwischen den verschiedenen Arten von Vorgängen zu ermitteln. Daß es solche Beziehungen auch zwischen physischen Vorgängen und seelischen Erlebnissen giebt, daß unsere Wünsche und Erinnerungen, unsere Gefühle und Willensentschlüsse sich nicht unabhängig von Vorgängen in unserem Leibe und in der „Außenwelt“ vollziehe, lehrt ja Jeden die tägliche Erfahrung.

Ich habe diese streng einheitliche Auffassung des Weltenlaufes als „Monismus des Geschehens“ bezeichnet und Mach hat diese Benennung in seinem Buch „Erkenntniß und Irrthum“ ausdrücklich gebilligt. Methodisch ist dieser Standpunkt gewiß von hohem Werth. Ob er auch geeignet ist, als Grundlage einer Weltanschauung zu dienen, ist eine andere Frage. Mach suchte aber, wie wir gesehen haben, nichts Anderes als eine einheitliche Forschungmethode; und die hat er zweifellos gefunden.

Ein Hinderniß lag aber noch auf diesem Weg. Alles Seelische wird von einem individuell bestimmten und individuell gefärbten, in sich geschlossenen und nur einmal vorhandenen Ich erlebt und diese Ich-Bezogenheit gehört zu den anscheinend nicht eliminirbaren Merkmalen alles Psychischen, das, wie William James sich ausdrückt, immer nur als etwas „Vereignetes“ (owned) gegeben ist. Mag man das Ich metaphysisch als Seelensubstanz oder physiologisch als centralisirte Organisation auffassen, in jedem Falle unterscheidet sich das seelische Erlebniß durch seine Ich-Bezogenheit von allen physischen Vorgängen, in denen von einer solchen Bezogenheit keine Spur zu finden ist. Mach sah die Schwierigkeit, die sich in dem zäh festgehaltenen Ich-Begriff seinem „Monismus des Geschehens“ entgegenstellte, vollkommen ein und verwendete

die ganze Kraft seines großen und starken Intellektes darauf, um dieses Hinderniß zu beseitigen. Er wird nicht müde, darauf hinzuweisen, daß, was wir unser Ich nennen, nichts Anderes sei als ein Bündel von Elementen, die nur etwas fester mit einander zusammenhängen. Das Ich ist weder unveränderlich noch unzerstörbar; und auch seine Einheitlichkeit wird keineswegs durch die Thatsachen bestätigt. Der Schein der Konstanz wird nur durch die Kontinuität des Ich, also dadurch hervorgehoben, daß Jeder das Gefühl hat, von der Jugend bis zum Alter immer der Selbe zu sein. Das hat aber seinen Grund darin, daß die Veränderungen meist so langsam und stetig vor sich gehen, daß die konstanten Elemente immer zahlreicher sind als die variirenden. Einer tiefer dringenden Analyse, davon war Mach fest überzeugt, hält die scheinbare Konstanz des Ich nicht Stand. Aus dem Buch Ribots über die Krankheiten der Persönlichkeit citirte Mach gern die Thatsachen, die eine Störung, eine Veränderung, eine Spaltung des Ich-Bewußtseins nicht nur als möglich, sondern als wirklich erwiesen. Für Mach war das Ich ein Theil des kosmischen Geschehens, das mit Vorgängen der Außenwelt ganz eben so in funktionalen Beziehungen stand wie alle andern Vorgänge in der Welt. Er war gerade stolz darauf, den Ich-Begriff überwunden zu haben, und pflegte zu sagen: „Wie Kopernikus uns von der geocentrischen Weltansicht befreit hat, so müssen wir auch den geocentrischen Standpunkt loswerden und dürfen unser kleines Ich nicht als den Mittelpunkt betrachten, um den sich die Welt dreht."

Die Ueberwindung des Ich-Begriffes war ein starkes Jugenderlebniß. Bei der wissenschaftlichen Durchführung des Gedankens half ihm nicht, wie die Meisten glauben, David Hume, sondern die damals bei uns herrschende Psychologie Herbarts. Hier war der ernstliche Versuch gemacht, das Spiel der Vorstellungen nach den ihnen selbst eigenen Gesetzen zu erfassen und zu beschreiben. Das Steigen und Sinken der Vorstellungen, die dabei wirksamen „Hilfen" und „Hemmungen" machten einen geradezu mechanischen Eindruck, der noch dadurch erhöht wurde, daß Herbart für den Verlauf der Vorstellungen, die er als Kräfte faßte, sogar mathematische Formeln aufstellte. Die metaphysische Grundlegung Herbarts, der von einer Seelensubstanz ausging, beseitigte Mach dabei eben so, wie er aus Kants Erkenntnißlehre das müßige „Ding an sich" entfernt hatte, und schuf so aus Herbarts Vorstellungmechanik eine ichlose Psychologie. Nun hatte er wirklich und endgiltig gefunden, was er gesucht hatte: einen Standpunkt, den er nicht gleich verlassen mußte, wenn er von der Physik zur Psychologie übergehen wollte. Die Vereinheitlichung des Wissens war vollzogen und Mach ging

nun daran, durch gründliche historische Studien den Nachweis zu erbringen, daß durch diese Forschungmethode viel neue Klarheit in die Grundbegriffe aller Wissenschaften gebracht werden kann. Inzwischen aber war zu dem großen Gedanken der Vereinheitlichung ein neues Moment getreten, das für Machs Forscherarbeit und Weltanschauung nicht minder charakteristisch ist als die Aufhebung des Unterschiedes zwischen Physischem und Psychischem und die Ueberwindung des Ich.

Darwins im Jahr 1859 erschienenes Werk über den Ursprung der Arten wurde in Wien bereits 1860 in einem Auszug und bald darauf in einer vollständigen deutschen Uebersetzung bekannt. Mach war damals dreiundzwanzig Jahre alt und nahm die neue, umwälzende Lehre vom Leben mit der vollen Empfänglichkeit eines jugendlichen Geistes, der das Interesse und das Verständniß für weittragende Gedanken als besondere Begabung von der Natur mitbekommen hatte, in sich auf. Darwins Gedanken, zu denen sich bald auch die Herbert Spencers gesellten, haben der Forscherarbeit Machs eben so ihr Gepräge gegeben wie das seiner innersten Natur entsprechende Streben nach Vereinfachung und Vereinheitlichung. Ihm wurde bald klar, daß die menschliche Erkenntniß nichts Anderes sei als eine „Anpassungerscheinung“, als eine Waffe im Kampf ums Dasein. Mit diesem heuristischen Prinzip ausgerüstet, durchforschte Mach nun die Geschichte der Physik und fand da immer neue Bestätigunen seiner Auffassung. Die „Mechanik“ und die „Wärmelehre“ sind ganz durchdrungen von dieser (den Physikern meist fremden) Betrachtungweise. In der 1889 erschienenen „Analyse der Empfindungen“ tritt dieser Gesichtspunkt hinter den Gedanken der Vereinheitlichung etwas zurück, findet aber in Machs reifstem Werke, in „Erkenntniß und Irrthum“, seine reichste und schönste Ausgestaltung. Dieses biologische Moment zu Machs Erkenntnißtheorie ist die Quelle werthvoller methodologischer Entdeckungen. Mach hat durch diese Betrachtungweise erkannt, daß viele physikalische Wahrheiten schon vom instinktiven Denken gefunden waren und in der Technik der Naturvölker sich wirksam erweisen, bevor sie wissenschaftlich formulirt wurden. Dafür bietet namentlich sein letztes Werk, das erst im vorigen Jahr erschien, das kleine Buch „Mechanik und Kultur“, eine ganze Reihe sehr interessanter Beispiele. In der Geschichte der Wissenschaft bemerkte Mach zuerst die allmähliche „Anpassung der Gedanken an einander“. Das werthvollste und originellste Produkt seiner biologisch orientirten Erkenntnißtheorie ist aber der oft erwähnte, aber selten richtig verstandene Begriff der „Denkökonomie“. Zum ersten Mal hat Mach diesen Begriff, zu dessen Bildung ihn der Verkehr

mit dem Nationalökonomen Herrmann, dem Erfinder der Postkarte, angeregt hatte, in dem 1868 gehaltenen Vortrage über die Gestalten der Flüssigkeit eingeführt. „Sie sehen,“ heißt es da, „unser geizig kaufmännisches Prinzip ist reich an fruchtbaren Folgerungen. Und warum sollte sich auch die Wissenschaft eines solchen Prinzipes schämen? Ist doch die Wissenschaft selbst nichts weiter als ein Geschäft. Stellt sie sich doch die Aufgabe, mit möglichst wenig Arbeit, in möglichst kurzer Zeit, mit möglichst wenigen Gedanken sogar, möglichst viel zu erwerben von der ewigen unendlichen Wahrheit.“ In vertiefter Form behandelt Mach dann dieses Forschungprinzip in dem 1882 in der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften gehaltenen Vortrag: „Die ökonomische Natur der physikalischen Forschung.“ Hier sieht man deutlich, daß die Denkökonomie ein recht komplizirtes Gebilde ist. Ich möchte sie als eine Synthese von Biologie und Mathematik bezeichnen. Wir müssen mit unseren Denkkräften haushälterisch umgehen und bilden daher mit der Hilfe der Sprache Begriffe, in denen immer größere Komplexe von Thatsachen zusammengefaßt und zur praktischen Verwerthung bereit gehalten werden. Das Bedürfniß nach Mittheilung nöthigt uns dabei, immer mehr uns auf das Wesentliche zu beschränken. Unsere Formeln werden der Fülle der Thatsachen nicht gerecht, aber sie verdichten das Wichtige, das praktisch Bedeutsame zu immer kürzeren und zugleich brauchbareren Fassungen. Das Motiv dieses Verfahrens ist die Rücksicht auf die immer mehr Gedankenarbeit erfordernde Lebenserhaltung, also ein biologisch fundirter Trieb. Das Musterbild aber, an dem Mach die fortschreitende Denkökonomie am Besten zu erhellen vermag, ist die Mathematik. Für diese Wissenschaft hat Mach immer eine große Vorliebe gehabt, weil sie das großartigste System der Vereinheitlichung alles Wissens darstellt. Die Zahlengesetze gelten ganz ausnahmelos für alles physische Geschehen. Im Lauf der Zeit werden nun die mathematischen Denkmittel immer feiner, umfassender und gestatten immer größere Verallgemeinerungen. Dadurch wächst aber die mathematische Denkökonomie hoch über den biologischen Ursprung hinaus und schafft sich eine eigene Welt, in der sich die Mathematiker mit einer Art von ästhetischem Genuß frei bewegen. Mach hat solche Verallgemeinerungen auch dann als aufklärend bezeichnet, wenn sich die Begriffe von der Anschauung ganz entfernten und wenn eine Verwendung dieser Formeln zur Lösung physikalischer Probleme ganz aussichtlos schien. Hier war der Vereinheitlichungsgedanke bei ihm stärker als die Ueberzeugung von den biologischen Grundlagen und Zielen aller Forschung.

Reiner und bedeutsamer als im Begriff der Denkökonomie

tritt uns die biologische Betrachtungweise Machs in seiner Definition des Naturgesetzes entgegen, die er in dem Buch „Erkenntniß und Irrthum“ gegeben hat. Früher betonte er an den Naturgesetzen die darin geleistete ökonomische Ordnungarbeit. In den späteren Jahren aber wurde ihm das biologische Motiv der menschlichen Erkenntniß wichtiger; und so wollte er diesem Motiv einen deutlichen und wirksamen Ausdruck geben. „Ihrem Ursprunge nach,“ sagt er, „sind die Naturgesetze Einschränkungen, die wir unter Leitung der Erfahrung unserer Erwartung auferlegen.“ Er sagt gleich auf der nächsten Seite ganz deutlich, daß er durch den Ausdruck „Einschränkung der Erwartung“ auf die biologische Bedeutung der Naturgesetze hinweisen wollte. Zur Erläuterung fügt er noch folgende Sätze hinzu. „Es ist ein Bedürfniß aller mit Gedächtniß ausgestatteten Lebewesen, daß deren Erwartung unter gegebenen Umständen erhaltungsgemäß geregelt sei. Den unmittelbaren und einfachsten biologischen Bedürfnissen entspricht die psychische Organisation schon instinktiv, indem sie durch den Mechanismus der Assoziation in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle die zweckmäßige Funktionbereitschaft herstellt. Wenn verwickelte Daseinsbedingungen eintreten, welche die Bedürfnißbefriedigung oft nur auf langen Umwegen gestatten, so kann nur ein reicher ausgestattetes psychisches Leben diesen Bedürfnissen genügen. Die einzelnen Schritte des Umweges, mit den sie begleitenden Umständen als solchen, gewinnen dann ein mittelbares Interesse. Wir können jedes wissenschaftliche Interesse als ein mittelbares biologisches Interesse an einem Schritt des bezeichneten Umweges auffassen.“ Mach war also überzeugt, daß alle menschliche Erkenntniß sich aus dem Erhaltungtrieb entwickelt hat und daß auch die auf diesem Weg entstandene Wissenschaft in letzter Linie dazu berufen sei, dem Leben zu dienen.

Für mich persönlich war der biologische Einschlag in Machs Denken wichtiger als sein Monismus des Geschehens. Die Aufhebung des Unterschiedes zwischen Physischem und Psychischem habe ich nie mitmachen können und auch für seine ichlose Psychologie war ich nicht zu haben. Dagegen hatten mich meine eigenen Studien schon vor der Bekanntschaft mit Machs Schriften zu der Ueberzeugung geführt, daß alle seelischen Vorgänge auf ihre Beziehungen zur Lebenserhaltung untersucht werden müßten. Dieser biologische Gesichtspunkt hatte sich mir als heuristisches Prinzip in ganz unerwarteter Weise bewährt; es hatte sich gezeigt, daß durch diese Betrachtungweise ganz neue Seiten des Seelenlebens hervortraten, die sonst ganz verborgen geblieben wären. Die biologische Psychologie in diesem Sinn war damals in Deutschland noch wenig

geschätzt und ist eigentlich bis heute noch nicht zur vollen Anerkennung gelangt. Richard Avenarius und Ernst Mach waren fast die Einzigen, die diese Methode anwendeten; und durch diese Uebereinstimmung kam ich mit beiden Männern in Verbindung. Mit Avenarius kam ich nur in brieflichen Verkehr; aber Ernst Mach lernte ich, als er im Jahr 1895 nach Wien berufen wurde, bald persönlich kennen und im Lauf der nächsten Jahre erwarb ich seine Freundschaft. Da gab es dann in langen Unterredungen einen lebhaften Meinungaustausch; und so lernten wir einander immer besser verstehen. Als ich ihm einmal meine aus der biologischen Betrachtungweise hervorgegangene Theorie der typischen Vorstellungen vortrug, langte er mit der linken Hand (die rechte war durch einen Schlaganfall fast unbeweglich geworden) seine „Prinzipien der Wärmelehre" herunter und zeigte mir darin einen kurzen Satz, der zwar nicht ganz den selben Gedanken enthielt, sich aber doch auf ähnlichen Bahnen bewegte. Aus meinem Lehrbuch der Psychologie, das 1903 in einer vollständig umgearbeiteten Auflage erschien, hat sich Mach zu meiner größten Freude Manches zu eigen gemacht. In der Zweiten Auflage meiner Einleitung in die Philosophie mache ich zum erstent Mal den Versuch, Avenarius' und Machs Weltanschauung darzustellen. Ich wählte dafür den Ausdruck „Monismus des Geschehens", der Machs Beifall fand. Sehr oft erbat ich mir Auskunft über physikalische Probleme; da war es denn eine rechte und eine seltene Freude, zu hören, mit welch sonnenhafter Klarheit Mach die schwierigsten Fragen bloßlegte. Dafür konnte ich gelegentlich philologische Auskunft ertheilen und hatte dabei Gelegenheit, zu sehen, wie sehr sich Mach für die Entwickelung der Sprache, für den Bedeutungwandel der Wörter, für die mannichfachen Erscheinungen des Wortaberglaubens, für meine Theorie vom Ursprung der Negation und für etymologische Fragen interessirte. Auf dem gemeinsamen Boden biologisch-orientirter Psychologie konnte der Naturforscher den Philologen und der Philologe den Naturforscher verstehen und fördern. Mach hat Das in der Vorrede zur Zweiten Auflage von „Erkenntniß und Irrthum" selbst ausgesprochen und ich kann es mir nicht versagen, die wenigen Worte, die mir so viel Freude gemacht haben, hierherzusetzen: „Eine nähere Verwandtschaft meiner Grundansichten zu denen Jerusalems offenbart sich durch dessen Buch: ‚Der kritische Idealismus und die reine Logik'; sie ist wohl enger, als wir Beide, auf verschiedenem spezialwissenschaftlichem Boden stehend, vorher annehmen konnten; sie dürfte auf die gemeinsame Anregung durch die Biologie, insbesondere durch die Entwickelunglehre zurückzuführen sein."

Mach war Empiriker. Alle subjektiven Zuthaten müssen aus der Erfahrung unbarmherzig geschieden werden. Deshalb beginnt er seine „Analyse der Empfindungen" mit „antimetaphysischen Vorbemerkungen". Die Gleichmäßigkeiten in der Erfahrung sind sorgsam zu sammeln, ökonomisch zu ordnen und dabei ist ein Weg zu suchen, auf dem man dahin gelangt, die „äußere" Erfahrung mit den Beobachtungen des eigenen seelischen Erlebens unter einheitliche Gesichtspunkte zu bringen und dabei das eigene Ich als einen Theil des kosmischen Geschehens zu begreifen. Am Schluß seines geistvollen Vortrages „Wozu hat der Mensch zwei Augen" drückt er diesen Gedanken so aus: „Wenn Sie mich aber jetzt fragen, wozu der Mensch zwei Augen habe, so müßte ich antworten: Damit er sich die Natur recht genau ansehe, damit er begreifen lerne, daß er selbst mit seinen richtigen und unrichtigen Ansichten, mit seiner haute politique nur ein vergängliches Stück Naturerscheinung, daß er, mit Mephisto zu sprechen, ein Theil des Theiles sei und daß es gänzlich unbegründet ist, wenn sich der Mensch, die kleine Narrenwelt, gewöhnlich für ein Ganzes hält." Dieses aus Erfahrung gewonnene und ökonomisch geordnete Wissen hat sich aber der Mensch in Folge seines Lebensdranges erworben und der reich gewordenen Wissenschaft fällt nun die Aufgabe zu, das Leben selbst reicher und vollkommener zu machen.

Ob es Mach gelungen ist, sein antimetaphysisches und sein streng empirisches Denken mit seiner biologischen Betrachtungsweise ganz in Einklang zu bringen? Ich möchte es nicht behaupten. Wer schon in den Begriffen von Ursache und Wirkung Reste von Fetischismus sieht, kann in dem mit der biologischen Betrachtungweise eng verbundenen Zweckbegriff kein brauchbares Denkmittel finden. Mach hat zwar, genau so wie ich selbst, das Teleologische nur als ein heuristisches Prinzip gelten lassen; aber selbst bei dieser Denkmethode bleibt die centralisirte Organisation des Menschen, also doch wieder ein Ich, und ein vorschwebendes Ziel immer die stillschweigende Voraussetzung. Für mich lag aber gerade in diesem Widerspruch ein besonderer Reiz. Ich freute mich ordentlich, zu sehen, daß die strengste Wissenschaftlichkeit nicht im Stande war, das menschliche Mitleid und das soziale Fühlen aus Machs Seele zu verdrängen. Er hat der wissenschaftlichen Forschung so hohe Aufgaben gestellt und zu deren Lösung so werthvolle Beiträge geliefert, daß seine Forscherarbeit und seine Forscherpersönlichkeit noch für viele Generationen nicht nur anregend, sondern auch vorbildlich sein werden.

Wien. Professor Dr. Wilhelm Jerusalem.

Mutter und Volk.*)

Der Angstschrei einer philosophisch und historisch gebildeten warmherzigen Frau. Sie findet den Unterschied unserer deutschen Kultur von der westländischen darin, daß sie, aus der Seele, aus dem Gemüth herauswachsend, Unermeßbares, Unberechenbares schaffe: Kunst, Liebe, Religion, die westliche dagegen es auf Quantitäten abgesehen habe; der Engländer Waaren produzire, um sich mit dem gelösten Gelde materielles Behagen zu bereiten, Frankreich das Leben zu rationalisiren versuche: Staat und Gesellschaft geometrisch konstruiren wolle nach Mustern, die der Verstand ausgeklügelt habe. Im Heiligthum der deutschen Kultur, im Haus, in der Familie, walte als Priesterin die Frau, die Gattin, die Mutter, deren opferwillige Liebe so wenig konstruirbar sei, wie ihr Walten sich einem Schema füge. Jetzt nun schwebe sie und mit ihr die deutsche Kultur in Gefahr, vom Strom der Industrialisirung und Oekonomisirung ihres Wesens beraubt zu werden; die Frau werde in die Fabrik gedrängt, Hauswirthschaft und Kindererziehung vom Großbetrieb erfaßt. Der Krieg, der Tausende von Frauen zwinge, Männerarbeit zu verrichten, erhöhe die Gefahr; und da die Frauenbewegung diese verderbliche Strömung begünstige, so sei ihr entschieden entgegenzutreten. „Der Individualismus der Seele darf nicht der Rationalisirung und Mechanisirung, nicht dem Großbetrieb ausgeliefert werden. Feste Bindung, Ordnung und Unterordnung in den äußeren Lebensbedingungen hat Sinn und Zweck darin, daß wir frei und unserer deutschen Eigenart gemäß leben können." Für diesen Zweck bluten jetzt unsere Männer auf den Schlachtfeldern. „Die äußere eiserne Schale, die uns schützt, decke unser inneres Leben, auf daß es als deutsches Eigenleben, daß uns namentlich die Frau, die Mutter erhalten bleibe." Mit den psychologischen und geschichtphilosophischen Ausführungen der verehrten Frau stimme ich nicht in allen Punkten überein. So stelle ich ihrem Satz: „Der Mensch strebt nicht nach Glück, Das thut nur der Engländer," den anderen entgegen: Noch nie hat ein Mensch gelebt, der etwas Anderes als sein Glück erstrebte; nur sind es sehr verschiedene Arten von Glück, die der Lebemann, der Börsenspekulant, das künstlerische Genie, der große Staatsmann, der Held, der Heilige, die Mutter, die Barmherzige Schwester erstrebt. Doch solche Meinungverschiedenheiten über Definitionen, über die Deutung geschichtlicher Thatsachen haben nichts zu bedeuten neben der praktischen Angelegenheit, um die es sich hier handelt; und da bin ich mit Frau Schellenberg vollkommen einverstanden. Doch ist zu

*) Mutter und Volk von Anna Schellenberg. Stiftungverlag in Potsdam.

bedenken, daß wir Beide mit unserem Lebensideal gegen den Strom schwimmen. Sie hofft auf den Staat, dassen Macht sich jetzt erweise, da er sozialistische Maßregeln durchführe, die bis vor zwei Jahren kein Mensch für durchführbar gehalten hätte. Nur bleibt abzuwarten, ob, wenn der Zwang wegfällt, den jetzt die Noth übt, der Staat noch stark genug sein wird, den Kurs der wirthschaftlichen Entwickelung zu lenken. Nicht der Frauenfrage, sondern der Arbeiterfrage und der Volksernährung wegen weise ich seit mehr als zwanzig Jahren auf einen anderen Ausweg hin. Das Wachsthum der Großindustrie, sage ich, kann und darf der Staat nicht hindern und den Interessengegensatz zwischen Lohnarbeitern und Unternehmern vermag keine Sozialpolitik zu beseitigen. Zu verhüten, daß sich der Konflikt ins Gefährliche steigere, giebt es nur ein Mittel: die kleinen Unternehmer stützen und ihre Zahl so vermehren, daß sie den Arbeitern der Großindustrie mindestens das Gleichgewicht halten. Hauptsächlich kommen dafür die Bauern in Betracht, weil in der Landwirthschaft der Kleinbetrieb nicht nur konkurrenzfähig, sondern dem Großbetrieb sogar überlegen ist. Vermehrung der Bauerngüter im großen Stil ist aber nur durch Gründung deutscher Kolonien in Osteuropa und Westasien möglich. Solche Kolonien würden auch die Gründung deutscher Kleinstädte nach sich ziehen, in denen das Kleingewerbe blühen würde. Damit wäre zugleich das Gefährliche der Frauenfrage abgewehrt, denn die Bäuerin hat ihre Berufsarbeit, und zwar, wie auch Frau Schellenberg hervorhebt, eine Berufsarbeit, welche die Familie nicht auflöst, sondern festigt und die Ehebande unlöslich knüpft. Aehnliches gilt von der Handwerker- und der Krämerfrau. Der Krieg eröffnet diesen Ausweg; noch aber besteht wenig Neigung, ihn zu benützen. Die Mehrheit unseres Volkes will England „niederringen", womit nicht nur die militärische Besiegung gemeint ist, sondern die Absicht, Deutschland zum zweiten workshop of the world neben England (oder gar zum einzigen statt Englands) zu erheben. Der militärische Sieg ist aber unmöglich, weil England als Seemacht und Deutschland als Landmacht einander nicht beikommen können. Deutschland könnte England nur bezwingen, wenn es seine eigene Flotte und dazu die Kriegsflotten von Frankreich, Rußland und der Union auf seiner Seite hätte. Eine der englischen überlegene Flotte kann es so wenig haben, wie England ein Heer haben kann, das dem deutschen gewachsen wäre. Das liegt in der verschiedenen Natur der beiden Staaten. Dieser unaufhebbare Unterschied und die Nothwendigkeit, unsere Anbaufläche für Brotkorn und Viehfutter zu vergrößern, hätten in den letzten Jahrzehnten die Leitsterne unserer auswärtigen Politik sein müssen, nicht nur der offiziellen, sondern auch der wilden, die in Zeitungen, Zeitschriften und Büchern getrieben wird.

Neisse. Dr. Karl Jentsch.



Anzeigen.

Tycho Brahes Weg zu Gott. Von Max Brod. Verlag von Kurt Wolff in Leipzig.

Wieder ein Roman aus dem alten Prag. Nach Meyrinks Ghettoroman „Der Golem“ nun „Tycho Brahes Weg zu Gott“ von Max Brod. Wie Meyrinks Roman aufgeregt, verblüffend, bis zum Grotesken phantastisch wirkt, ist Brods Buch ruhig, gesammelt und mit stillem Vorbedacht zu tiefer Erkenntniß führend. Ein edles Buch (was man schon lange von keiner literarischen Erscheinung sagen konnte) und ein Buch innerer Bewegtheit, starker innerer Kämpfe, am Ende einer wunderbar durchleuchtenden Klarheit.

Tycho Brahe, der berühmte Astronom, den Kaiser Rudolf der Zweite an seinen prager Hof berief, schreitet, alt geworden, doch ungebrochen in seinen Leidenschaften, feurigen Geistes, durch das Buch. Dies ließe sich ein historischer Roman heißen und ist in der That nach Art einer nicht mehr „modernen“ Literaturgattung geschrieben. Daß sich Max Brod gerade den anscheinend entlegenen Tycho Brahe zum Helden wählte, kann kein Zufall sein. Für den in Prag lebenden Dichter sind die Gestalten des prunkvollen, vom gemischten Glanz der Kunst und der Geheimwissenschaften seltsam umstrahlten rudolfinischen Hofes nicht verschollen; in der aus graualten Häusermassen und Lauben gotisch wachsenden Teynkirche wird dem Fremden noch der Grabstein des Ritters Brahe, ein rother Marmor, gezeigt. Aber Gestalt und Stein blieben tot, wenn Brod nicht Verwandtschaft des Wesens oder des Erlebnisses verspürte. Erst sie erklärt seine Wahl.

Das Romanhafte seines Buches, ersonnen um Tycho Brahes Tochter, ist ein nur untergeordneter Theil; der wichtigste, bedeutendste dagegen Brahes Verhältniß zu Kepler. Zwei Forschernaturen sind einander gegenübergestellt. Kepler ist die geniale. Ihm scheint Gnade kampflos zu schenken, was Andere, heiß ringend, nie erschauen. Zwar bekennt er sich selbst auch nicht als glücklich, aber er ist doch der Unbekümmerte, der Sichere, der auf sein Werk Beschränkte und rücksichtslos daran Bauende. Ihm wird das Ergebniß allen Forschens nicht mehr als eine sachliche Wahrheit. Für Tycho Brahe ist es nur Gleichniß, faustisch greift sein Lebensdrang nach allen Richtungen aus, er nimmt an der Welt menschlicher Theil und verstrickt sich dadurch in unvergleichlich mehr Probleme und Polemiken. Sein Dasein läuft um so tragischer ab, als Tycho Brahe die Richtigkeit des kopernikanischen Systems noch nicht eingesehen hat, aber sie vielleicht (und damit die Irrlehre seiner Lebensarbeit) ahnt. Den viel jüngeren Kepler möchte er gern seinen Schüler nennen; doch er weiß in ihm den Meister. Das Werben um Kepler, die Eifersucht auf ihn, der Sieg des gerechten Gefühls, eine Wirrniß von Schwächen, Verdächtigungen, Eitelkeiten, Schmerzen, Enttäuschungen und endlicher Klärung: Das bildet den Inhalt des Buches. Einen fast monologisch empfundenen

Inhalt. Nicht der Eingeweihte allein merkt bald, daß Max Brod sich mit Erfahrungen auseinandersetzt, die ihn selbst in Widerstreit mit seinen Gefühlen stürzten. Der böse Pamphletist „Ursus“ des Romans, der den großen Gelehrten giftig und kleinlich angreift, kann nicht glatt erfunden, sondern nur in eine niedrigere Sphäre gezogen sein. Und daß Keplers Erscheinung nicht beziehungslos zu Wirklichkeit und Gegenwart sein dürfte, ist nach der Zeichnung gewiß. Max Brod theilt in dem Kreis der jüngeren, begabten Dichter Prags ein gutes Stück des Schicksals seines Tycho Brahe. Einer ganzen Generation war er Anreger. Seit sein erstes Buch, „Tod den Toten!“, herauskam, formulirte der Rastlose Programme, mühte sich um Versuche, schuf mit bewußten Tendenzen Romane, Novellen, Gedichte, Essays, Dramen, ästhetisirte und philosophirte, schrieb und sprach über Andere, förderte sie, reichte mit seinen geistigen Einflüssen nach Wien, nach Berlin, ist eine wandelbare, empfängliche Natur, die lieber schenkte als nahm, eine der anziehendsten, ernstesten und beherrschtesten Begabungen des letzten Jahrzehnts. Er fand ohne Zweifel seinen Kepler im Kreis der allzu realen Welt, wie er seinen wiener Ursus fand; und er wühlt in eigenen Wunden, wenn er Tycho Brahe aufschreien läßt, er beichtet Persönlichstes, wenn er Brahes Seelenkrisen schildert.

Aber Brods Buch wäre nicht von Belang, wenn es ein Schlüsselroman, eine verkappte Klage oder Anklage selbstbiographischer Art wäre. Es ist Dichtung, die Persönliches in Allgemeines auflöst. Tycho Brahe und Kepler haben, den intimeren Beziehungen entkettet, ihr selbständiges, freies und objektives Leben, sind mit der Rundlichkeit und Blutwärme athmender Schöpfung ausgestattet. Sie haben ihre Geschichte. Max Brod läßt im letzten Drittel des Romans das Gewebe der Anspielungen ganz fallen und enthüllt das wesentliche Motiv seines Werkes. Plötzlich sieht man durch alle Irrungen Tycho Brahes Weg zu Gott erglänzen. Plötzlich offenbart sich sein ganzes Ringen als Sehnsucht, Gott zu „helfen“, ihm zu dienen, seine Macht zu stützen. Denn Gott gewährt die Gnade, sich dienen zu lassen. Und auf einmal, durch talmudische Worte eines Rabbi bestätigt, fühlt Brahe seine stets überwache „Klugheit“ als Segen. „Ach, wie hat mich diese Klugheit doch geplagt mein Leben lang, wie hat sie mich auf Irrwege gelockt, so daß ich ihrer schon überdrüssig wurde und ihr fluchen gelernt habe! Hat mich die Klugheit nicht in unerträgliche Gesellschaft gebracht, hat sie mich nicht in schwächliches Nachgeben und Bedingen verstrickt, hat sie mich nicht zu tausend nichtigen Beschäftigungen überredet? Und dennoch habe ich sie ertragen, die Böse, Doppelzüngige, Giftige! Und dennoch habe ich sie nicht ungeduldig weggeworfen, wie ein falsches Geldstück! Sondern ich habe geahnt, daß auch die Klugheit heilig ist und daß ihre ureigentlich edle Natur noch zum Vorschein kommen wird! Und so habe ich gewartet und ausgeharrt in meinen Qualen der Klugheit. O Preis der großen ewigen Klugheit! Preis meinem Trieb, die Dinge zu ordnen und Alles mir bewußt zu

machen! Preis meinen Irrthümern und dem richtigen Weg zu guter Letzt! Denn nun ist meine Klugheit an ihrer richtigen Stelle, dort, wo Gott seine treulichen Mitkämpfer braucht und mit solch blinden, dumpfen Kepler-Menschen nichts anzufangen weiß. Ich lobsinge meinem Gott. Er liebt die Besinnunglosen, aber mehr noch Die, welche Beides in sich haben, Stürmen und Nachdenken, die auf Keins von Beidem verzichten wollen und die mit doppelter Last, keuchend, vor seinem Thron anlangen."

Tycho Brahe wirft sich vor des Kaisers melancholischer Majestät auf die Knie, um für Kepler zu bitten. Dies ist sein höchster Sieg, seine Selbstverleugnung, seine Verklärung. Er könnte Kepler durch sein Schweigen vernichten, denn der Arglose ist dem Kaiser verdächtigt worden. Aber Tycho Brahe schweigt nicht nur nicht, sondern tiefe Worte der Bewunderung entstürzen seinem Herzen und er erniedrigt sich selbst, um Kepler zu erhöhen; Kepler, der Einzige, muß sein Erbe und Vollender werden. Die Schönheit dieser Szene im kaiserlichen Schloß auf dem Hradschin hat mich hingerissen. Der blasse, scheue Monarch und der gewaltige, stürmische Greis sind in ein erhabenes Wehen gehoben, ohne daß der Anschluß an die rührende menschliche Atmosphäre unterbrochen wäre. Tycho Brahe siegt über sich und hat nicht mehr das Gefühl, ein Opfer zu bringen, sondern seine Brust endlich der Reinheit und Ruhe geöffnet zu haben. Ein Leben voll dunkler Bedrängniß mündet in mild fließendes Licht.

Dem Anschein nach ein historischer, in Wirklichkeit ein religiöser Roman. Eine Dichtung, deren Tiefe und Herzlichkeit sich erst im Abklingen voll erschließt und die den Leser auf vielverschlungenem Wege an ein wunderbares Thor führt.

Hellerau. Camill Hoffmann.

Heinrich von Kleist, der Dichter des Preußenthums. Cottas Verlag in Stuttgart. In Pappband 80 Pfennige.

Es giebt viele Bücher über Kleist, dünne und umfangreiche, tiefsinnige und oberflächliche. Eine neue Schrift über den Dichter scheint überflüssig. Man könnte sie vielleicht rechtfertigen, wenn sie von einer berühmten Persönlichkeit käme, von einem Mann, dessen Stimme man zu vernehmen bereit ist, um ihrer selbst willen. Aber auch Das ist nicht der Fall: der sie geschrieben, ist ein homo novus in der Literatur, ein dreiundzwanzigjähriger Studiosus der Geschichte in Heidelberg. Bestürzt fragt der Leser dieser so gar nicht marktschreierischen Selbstanzeige, ob denn mein Buch wenigstens durch einen originellen Grundgedanken seine Existenzberechtigung erweise. Mein lieber Leser, Das war einmal. Als ich im Frühjahr 1915 mein Buch schrieb, war ich sogar ein Wenig stolz darauf, Kleist auf eigene Weise in das Problem Staat und deutsche Kultur eingestellt zu haben. Aber als ich Mitte November die Korrekturen beendet hatte, ging mir ein Büchlein von Julius Bab zu, „Preußen und der deutsche Geist" betitelt,

ein sehr zu empfehlendes Schriftchen, dem, trotz mancher tiefen Verschiedenheit, ein sehr ähnlicher Grundgedanke eigen ist. Was bleibt mir also zum Lob meines Büchleins zu sagen? Nur Dieses: daß es in starken und monumentalischen Zügen das Bild Kleists zu zeichnen unternimmt, nicht in jenem feinnervigen, prickelnden Stil, der modernen Essaybücher eignet, sondern in herber Prägnanz, die geschult ist an dem Meister, von dem sie redet. Und daß sie solcher Art versucht, Etwas von kleistischer Prägung herüberzuretten in unsere so ganz anders geartete Gegenwart.

Heidelberg. Max Fischer.

Lesestücke. (Aktion-Bücher der Aeternisten.) Verlag der Aktion in Wilmersdorf.

Hebbels letzte Stunde.

In dem hohen, alterthümlichen Büchersaal stand ein Examinator vor seinem Schüler, der, in mittleren Jahren, kein Enthusiast mehr war. Dieser Zögling trug ein Gewand von schwarzem Sammet. Nach Schillers Werken mochte sich der Examinator heute nicht erkundigen. Mürrisch zog er ein paar Bände aus der Bibliothek hervor; sie war wenig geordnet. Neben Maria Stuart preßte sich Casanova. Nein! Doch da schimmerten schilfig Hebbels Tagebücher; und der Examinator fragte: „Wo stehen die Sätze reiner, lichter Prosa über Hebbels letzte Stunde?“ Der Examinand hatte die Antwort parat; behaglich amtlich nannte er Band und Pagina. Und um nähere Auskunft ersucht, gab er Einzelheiten:

„An einem Sommernachmittag hatte das alternde junge Mädchen heimreisen müssen in das Patrizierhaus der kleinen Stadt. Das Haus lag noch in seinem Garten da, in Liebe und Ruhe. Vormittags war die Luft heiß gewesen und der Garten hatte viel Sonne getrunken. Es wuchs darin eine einzige Art von Pflanzen: Sträucher mit flachen Riesenblättern, die waren wie die Blätter der Wasserrosen. Jetzt war es grau und schwül geworden, nur linder in den steinernen Gängen des Hauses. Nun trat auch Christian Friedrich Hebbel in den Steingang (vielleicht war die Thürglocke erklungen) und legte seinen Reisesack an der Hausthür nieder. Er warf einen Blick in die grüne Wirrniß draußen. Die Sonne schien nicht mehr; aber die Blätter leuchteten noch von dem Licht, das sie eingefangen hatten, einige matt, andere hielten dicke Glühballen Leuchtens umwachsen. Da ließ sich Hebbel nieder zum Gebet: ‚Ich danke Dir für diese letzte Stunde, die ist voll klarer Gedanken!‘ Aus dem grauen Garten kam Kühle. Wollte ein gelber Blitz es thun? Hebbel empfand keine Angst. Nur Einer, der nicht in dieser Stille war (und der von Allem viel später erfuhr), dachte leise an ein Bischen Angst. Drei Tage lang ging Friedrich Hebbel in den grünen Gängen umher. Er erlebte seine letzte Stunde; Stunden gläserner Reinheit. Drei Tage lang weilten Hebbel und Esther in diesem Haus, ohne um einander zu wissen. Zur Seite des

steinernen Ganges lag ein Gartenzimmer: das eigentliche Zimmer der letzten Stunde. Obgleich es offen stand, hat Hebbel selbst, aus Bescheidenheit und Würde, es nie betreten. Esther dagegen scheint in diesem Zimmer gewesen zu sein: von einer Frau verspürte es weniger Derangement. Die Früchte, die im Zimmer waren, hat auch Esther nicht berührt. Dann verließen Beide das Haus, in dem sie neben einander gebetet hatten. Die Umstände, wie sie später zusammentrafen, sind fraglich geblieben. Sicher ist nur, daß die fremde Dame, die in rothgeblümten Kleid erschien, mit Frau Christine Hebbel auf eine passende Art bekannt gemacht wurde. Die Fremde sah sich mit all dem Ernst aufgenommen, den diese Sachlage erforderte... Hebbel, sobald er nach dem Haus zurückgekehrt war, suchte die Sätze über seine letzte Stunde in den Papieren: sie fanden sich schließlich auf seiner Netzhaut. Dort glaubte er sie sicher: allzu sicher. Denn als man sie nach seinem Tod entdeckte, waren sie schon verwischt und wiesen die Unklarheiten auf, mit denen sie im letzten Bande der Tagebücher wiedergegeben sind. Uebrigens stand Hebbels eigenes Erlebniß auf seiner linken Netzhaut und das Esthers auf der rechten. Er selbst soll noch geäußert haben, Dies sei ein Beweis für die unbetheiligte Seherkraft des Dichters. Das ganze Vorkommniß erschien ihm wie eine Illustration des: ‚media vita in morte sumus‘. Friedrich Hebbel starb (viele Jahre nach seiner letzten Stunde) mit einem Fluch auf den Lippen, — einem Fluch gegen Jene, die in der Gartenhausaffaire irgendwie Leid, Pathetik oder aufdringliche Stilistik finden würden."

Der Examinator mußte diese Antwort in vollem Umfange gelten lassen. Und längst sitzt der Zögling auf einem Lehrstuhl für visionäre Literaturgeschichte.

Das Café-Sonett.

Den Marmortisch umsprühen Manieristen,
erregt vom Beichtwort Mauds, der Künstlerin:
„Weiß nicht, ob Weib ich, ob ich Knabe bin!"
Sie steigern sich in überhitzte Listen.

Der Dame liegt die letzte Nacht im Sinn.
Dem Jahn, dem dunkelsten der Morphinisten,
dem Welt-Abbé, dem Décadence-Artisten
hält sie die gleiche klare Stirne hin.

Da: Jack, Gorilla, erster Fußball-Preis.
Der Geist bestellt die sechste Schnaps-Karaffe.
Wie Maud, erkannt, ihr süßes Schicksal weiß!

Es fällt die Festung vor dem Bild der Waffe.
Dem Football-Monstrum bringt man Huhn mit Reis.
Maud, sachlich: „Schaufle, was Du kannst, mein Affe!"

Ferdinand Hardekopf.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Bad Salzbrunn erfreut sich in diesem Jahre eines überaus guten Besuches. Bis zum 7. Juni sind 1633 Kurgäste, 1282 Durchreisende, zusammen 2915 Personen hier eingetroffen. Außerdem wurden 12800 Tagesbesucher gezählt. Die Kurmusik unter Leitung des Königl. Musikdirektors Kaden spielt wie in Friedenszeiten 2- bis 3 mal täglich. Saalkonzerte im Kurparkhotel und in der Preußischen Krone finden des öfteren statt. Auch das beliebte Kurtheater, das bereits Anfang Juni seine Pforten geöffnet hat, übt nach wie vor seine alte Anziehungskraft aus

Die Beköstigungsfrage unserer Kurgäste ist bisher ohne große Schwierigkeiten gelöst worden, dank dem Entgegenkommen der zuständigen Behörden.

Die allgemein in Deutschland herrschende Fleischknappheit tritt natürlich auch bei uns in die Erscheinung, aber sie wird durchaus nicht unangenehm empfunden, da durch Zufuhr von Wild, Geflügel, Fischen und Eiern für guten und reichlichen Ersatz gesorgt ist. Durch die neuerdings getroffenen staatlichen Maßnahmen ist überdies die Sicherstellung des Fleischbedarfs gerade in den Badeorten gewährleistet. Eine seitens der Badedirektion im vergangenen Winter neu angelegte Früh-Gemüseanlage liefert dieses für die kurgemäße Lebensweise wichtige Nahrungsmittel in reichlicher Menge und vorzüglicher Beschaffenheit.

4% Anleihe der Firma Fried. Krupp, Gussstahlfabrik, Essen/Ruhr, vom Jahre 1893.

Die am **1. Juli 1916** fälligen Zinsscheine und Schuldverschreibungen dieser Anleihe werden vom Verfalltag ab eingelöst:

in **Essen** bei der **Hauptkasse** von **Fried. Krupp Aktiengesellschaft,**
„ „ bei der **Direction der Disconto-Gesellschaft, Filiale Essen,**
„ **Berlin** bei der **Königlichen Seehandlung (Preußische Staatsbank),**
„ „ bei der **Berliner Handels-Gesellschaft,**
„ „ bei der **Dresdner Bank,**
„ „ bei der **Deutschen Bank,**
„ „ bei der **Direction der Disconto-Gesellschaft,**
„ „ bei dem Bankhause **S. Bleichröder,**
„ „ bei der **Bank für Handel und Industrie,**
„ „ bei dem Bankhause **Delbrück Schickler & Co.,**
„ **Dresden** bei der **Dresdner Bank,**
„ **Elberfeld** bei der **Bergisch-Märkischen Bank, Filiale der Deutschen Bank,**
„ **Frankfurt a. M.** bei der **Deutschen Bank, Filiale Frankfurt,**
„ „ bei der **Deutschen Vereinsbank,**
„ „ bei der **Direction der Disconto-Gesellschaft,**
„ „ bei der **Dresdner Bank** in **Frankfurt a. M.,**
„ **Hamburg** bei der **Deutschen Bank, Filiale Hamburg,**
„ „ bei der **Dresdner Bank** in **Hamburg,**
„ **Köln** bei dem **A. Schaaffhausenschen Bankverein,**
„ „ bei dem Bankhause **Deichmann & Co.,**
„ „ bei dem Bankhause **Sal. Oppenheim jr. & Co.,**
„ **Leipzig** bei der **Allgemeinen Deutschen Credit-Anstalt,**
„ „ bei der **Dresdner Bank** in **Leipzig,**
„ **Magdeburg** bei dem Bankhause **F. A. Neubauer.**

4% Anleihe der Fried. Krupp Aktiengesellschaft, Essen/Ruhr, vom Jahre 1908.

Die am **1. Juli 1916** fälligen Zinsscheine und Schuldverschreibungen dieser Anleihe werden vom Verfalltag ab bei den auf den Zinsscheinen angegebenen Zahlstellen eingelöst.



Berlin, den 30. Juni 1916.

Wie Volksschicksal wird.

Schutzmächte.

Aus der Walachei und der Moldau, die Karl von Hohenzollern zum Königreich Rumänien vereint hat, kamen, vor fünfundneunzig Jahren, die ersten Rufe zur Gründung des neuen Griechenstaates. Wladimiresku und Alexander Ypsilanti zogen das Schwert gegen die Türkei, die von den Aufständen des Egypters Mehmed Ali und des Paschas von Janina bedrängt war. „Welcher Grieche wird sein Ohr dem Ruf des Vaterlandes verschließen? Roms Volk stand auf, da ihm ein Freund Caesars das blutige Kleid des Gemordeten vors Auge hielt. Euch zeigt das Vaterland seine Wunden; seine Seufzer erflehen den Beistand aller Söhne Griechenlands. Dürft Ihr noch zögern? Mahnt nicht die Stunde, endlich das Joch abzuschütteln? Verbannt alles nicht Griechische, bewähret Euch als die würdigen Enkel der Helden, die für die Freiheit fielen, und sieget, mit Kreuz und Fahne, auf ihrer Grabstatt, zwischen Makedonien und den Thermopylen! Das Vaterland ruft Euch, Mann vor Mann, zu den Waffen.“ Ypsilanti, der so laut donnert, kann sich mit seinen Fünftausend nicht durchschlagen. Doch die vom Erzbischof Germanos zum Kampf aufgerufenen Griechen, die im Peloponnes auf alle nicht befestigten Plätze ihr Banner gehißt haben, verkünden in Epidauros die Lö-

sung ihres Staatswesens von dem Osmanenreich. „Das Griechenvolk, dem Himmel und Erde bezeugen, daß es, trotz dem Türkenjoch, noch lebt, spricht sich, durch den Mund seiner vom Gesetz bestellten Vertreter, heute vor Gott und Menschheit von politischer Vormundschaft los. Sollen in ganz Europa nur die Griechen von dem Rechtsbesitz ausgeschlossen sein, den Gott allen Menschen zugedacht hat? Unabhängig seid Ihr, Hellenen, nun; wenn Ihr in Eintracht dem Gesetz gehorchet, werdet Ihr rasch erstarken." Sechs Monate danach aber müssen sie den Schutz der in Verona versammelten Monarchen erbitten. Ihr Bevollmächtigter wird nicht in den Kongreß zugelassen. „Wir können, als ein kleines, einsames Volk, nur noch auf die Allmacht Gottes hoffen, unter dessen Hand wir uns niemals der Tyrannei beugen werden. Vier Jahrhunderte lang leiden wir, weil wir unserem Glauben treu sind. So lange noch ein Grieche athmet, wird er seine Kirche, seinen Herd und die Gruft der Ahnen vertheidigen. Als freie Männer und Christen wollen wir fallen oder durch die Macht unseres Herrn Jesus Christus den Sieg erstreiten." Doch im August 1825 sind sie zum Opfer ihrer (von keiner Großmacht anerkannten) Unabhängigkeit bereit und wollen sich unter die Schutzgewalt Großbritaniens stellen. Im April 1826 unterzeichnen Wellington und Nesselrode in Petersburg das Protocole relatif aux affaires de la Grèce, nach dessen Wortlaut Griechenland der Türkei zugehörig und steuerpflichtig bleiben, aber völlige Glaubens- und Handelsfreiheit erhalten und das Regirungpersonal selbst (nur „unter einem gewissen Einfluß der Hohen Pforte") wählen soll. Die Höfe von Paris, Wien, Berlin werden eingeladen, dem Bürgschaftvertrag beizutreten. Oesterreich und Preußen lehnen die Einladung ab. Capo d'Istrias wird von der Hetairie, dem Patriotenbund, als Präsident des neuen Staates ausgerufen, dessen Landheer und Flotte fortan von Briten geleitet werden. Am sechsten Juli 1827 wird in London von den Vertretern Englands, Frankreichs und Rußlands der Vertrag unterzeichnet, der die Geburturkunde des neuen Hellas genannt worden ist. „Im Namen der Allerheiligsten und untheilbaren Dreieinigkeit beschließen die Könige von England und Frankreich und der Kaiser von Rußland, in den Griechenprovinzen und auf den Inseln des Archipels den blutigen Streit zu enden, der den Handel der Europäerstaaten hemmt und die Unterthanen der

drei Vertragsmächte beträchtlich schädigt. Die drei Mächte erstreben weder Gebietsdehnung noch Vorherrschaft und fordern keinen Handelsvortheil, der nicht auch den jedem anderen Staat Angehörigen erlangbar ist." Der Sultan bleibt Suzerain und der Inhalt des petersburger Protokols wird (nach kleinen, den Griechen günstigen Aenderungen) bestätigt. Türken und Griechen wird ein Waffenstillstand vorgeschlagen und Dem, der ihn weigert, Gewalt angedroht. Weil die turko-egyptische Flotte auf die Warnung nicht hört, wird sie von der Kriegsschiffen der Triple-Entente bei Navarino vernichtet. Die Halbinsel Morea, nach schwierigem Kampf gegen Ibrahim Pascha, von dem französischen General Maison besetzt (und später den Griechen ausgeliefert). Am dritten Februar 1830 erklären die drei Schutzmächte, von diesem Tag an sei Griechenland ein unabhängiger, jeder Tributpflicht entbundener Staat, dem sie einen König suchen und empfehlen werden. Da sie diesen Staat geschaffen, für ihn geblutet und gezahlt hatten, sicherten sie sich Rechte, deren Grenze leicht zu verrücken war. Griechenland dürfe nie wieder abhängig werden (außer, versteht sich, von den Schutzmächten) und sein König müsse im Rahmen der Verfassung regiren. Der Achte Artikel des Vertrages von 1830 sagt: „Ohne Zustimmung der beiden anderen Signatarmächte darf keine der drei Mächte Truppen in das Gebiet des neuen Griechenstaates schicken." Dessen Zustimmung wurde nicht ausbedungen. Daß dieses winzige Neuhellas dem Wunsch Englands, Frankreichs und Rußlands widerstreben könne, schien undenkbar; nicht, daß die drei Schützer sich einander verfeindeten: und für diesen Fall wollte Jeder gegen die Konsorten gesichert sein. Die Drei haben (Palmerston, Fürst Liewen, Talleyrand) mit der Krone Bayern den Vertrag geschlossen, der den Wittelsbacher Otto als Griechenkönig einsetzte. Am siebenten Mai 1832. „Den Höfen von Frankreich, Großbritanien und Rußland ist von der griechischen Nation die Macht verliehen worden, dem von ihnen als unabhängigen Staat gegründeten Land ein Oberhaupt zu wählen. Sie wollen ihm ein neues Zeichen ihres Wohlwollens geben und wählen deshalb einen Prinzen aus einem Königshaus, dessen Freundschaft den Griechen nur Nutzen bringen kann." In neunzehn Artikeln wird Großes und Kleines, Regentschaft, Erbfolge, Anleihe, Heeresorganisation, nach dem Willen der Schutz-

mächte geordnet. An sie wendet König Otto sich, als sein Thron wankt. Sie küren den neuen König: den achtzehnjährigen Sohn Christians des Neunten von Dänemark. Und die Britenkönigin Victoria läßt durch ihren Sondergesandten Elliot in Athen andeuten, daß sie bereit sei, dem gehorsamen Griechenstaat die Jonischen Inseln zu schenken, die der zweite Pariser Friede den Franzosen genommen und, unter Zustimmung Oesterreichs, Preußens und Rußlands, als den „Vereinigten Staat der Jonischen Inseln“ der Britenherrschaft überwiesen hat. Alles, heißts nun in London, Paris, Petersburg, „verdanken die Griechen uns. Freiheit, Auferstehung in staatliches Leben, Wehrmacht. Wir haben ihre Feinde geschlagen, ihre Bedränger entkräftet; ihr Leben verbürgt und ihrem Königreich die zur Behauptung nöthigen Geldmittel vorgestreckt. Entgelt haben wir niemals gefordert. Da wir aber keiner der in den Verträgen, von 1827 bis 1864, übernommenen Pflichten uns je entzogen, stehen wir auch fest auf den Rechten, die sie uns gewähren. Treibt Dankbarkeit die Befreiten nicht, uns, in gemeinsamer Noth, einen Theil der Schuld abzutragen, so brauchen wir Gewalt. Ihre Hetairia rief sie aus dem Türkenreich; unsere zwingt sie, den Türken und deren Bundesgenossen jetzt gegen uns den Dienst zu versagen. Sind unsere Seeleute bei Navarino, unsere Soldaten auf Morea gestorben, fiel Byron in Missolunghi, damit in Athen unser Feind gebiete und wühle?“

Während der Londoner Konferenz, im Frühjahr 1829, sagte Goethe zu Eckermann: „Ich will Ihnen ein politisches Geheimniß entdecken, das sich über Kurz oder Lang offenbaren wird. Capo d'Istrias kann sich an der Spitze der griechischen Angelegenheiten auf die Länge nicht halten; denn ihm fehlt eine Qualität, die zu einer solchen Stelle unentbehrlich ist: er ist kein Soldat. Wir haben aber kein Beispiel, daß ein Kabinetsmann einen revolutionären Staat organisiren und Militär und Feldherrn sich unterwerfen konnte. Mit dem Säbel in der Faust, an der Spitze einer Armee mag man befehlen, Gesetze geben und sicher sein, daß gehorcht werde; aber ohne Dieses ist es ein mißliches Ding. Napoleon hätte, ohne Soldat zu sein, nie zur höchsten Gewalt emporsteigen können. So wird sich auch Capo d'Istrias als Erster auf die Dauer nicht behaupten, sondern sehr bald eine Nebenrolle spielen. Das sage ich Ihnen voraus und Sie werden es kommen

sehen; es liegt in der Natur der Dinge und ist nicht anders möglich." Goethes Greisenherz schlägt noch, als Capo d'Istrias in Nauplia von Konstantin und Georg Mauromichalis getötet wird. Der Advokatensohn aus Korfu, der dem Oesterreicher Prokesch-Osten „das personifizirte Bas-Empire in russischer Uniform" schien, hatte seine Hauptrolle ausgespielt, seit ihn der Haß der Verfassungwächter umdrohte. Kann heute ein „Kabinetsmann" seinen Willen dem Militär, dem Feldherrn aufzwingen? Die Schutzmächte zweifelten nicht; sie waren gewiß, daß Herr Venizelos, dessen Klugheit sich im Streit um Kreta, in der Vorbereitung und Ausmünzung des Balkankrieges bewährt hatte, ihre Sache mit starkem Arm schirmen werde. Er rief die franko-britischen Truppen nach Saloniki, wo sie die hundertfünfzigtausend Serben, an deren Stellung die Bündnißpflicht geknüpft war, ersetzen sollten, und wahrte dann, durch verhallenden Widerspruch, das Gesicht. Was lag dran? Da die Drei einig waren, fühlten sie sich auch ohne Einladung zu jedem Einmarsch in Hellas berechtigt; und nie nahte ihnen die Furcht, dem Kreter könne die Macht, das Ministerpräsidium entgleiten. Daß der König beliebt ist, wußten sie. Auch Otto wars. Prokesch schrieb als Gesandter aus Athen an Metternich: „Die Persönlichkeit des Königs hält das wankende Gebäude zusammen. Er wird wirklich geliebt und man kann sagen, daß ihm gegenüber unter den Griechen keine Parteien bestehen. Er hat viel Haltung, spricht mit großer Vorsicht und durchaus verständig, zeigt Ernst und Abgeschlossenheit, die man hier gern sieht, hat vielerlei Kenntnisse, einen großen Drang, sich zu unterrichten, und ein langsames, aber richtiges und unabhängiges Urtheil." Trotz diesen Gaben hat der Bayer, dem jeder Gedanke an Auflehnung wider den Willen der Schutzmächte fern blieb, sich nicht lange in der Volksgunst gehalten. Und der König, der Feldherr, dem das Heer selbst einst die Kommandogewalt nahm, soll die Verwegenheit und Kraft zur Ueberwindung des Planens aufbringen, das die drei Gewaltigen mit dem Mehrer des Reiches, dem Volksliebling vereinbart haben? König Konstantin hats gewagt: weil er, durch anderes Erlebniß als der deutsche Dichter, in den Glauben gelangt war, der Redner müsse in Griechenland noch heute dem Krieger weichen.

Wird das Glück ihn noch einmal krönen? Er hat geduldet, daß die Bulgaren das Fort Rupel und das Gelände bei Demir-

Hissar besetzten. Antwort der Schutzmächte: „Griechenland, dem wir die Freiheit erfochten, unabhängiges Leben ermöglichten, begünstigt nun offen unsere Feinde und läßt, unter deutscher Bürgschaft, die Bulgaren auf seinen Boden, in seine Festung vordringen. Damit hat es die Zusage wohlwollender Neutralität gebrochen.“ Am Namenstag des Königs wird in Saloniki der Belagerungzustand verkündet und (nach französischer Angabe: wider die Absicht des Generals Sarrail) jede militärische und bürgerliche Feier des Tages abgesagt. Dann die Insel Thasos, deren Haupttheil dem Sultan von Egypten, dem Lehnsmann Englands, gehört, von den Verbündeten besetzt. Die Bulgaren könnten nach Kawala marschiren und diesen guten Hafen, als Stützpunkt und Unterseebootstation, den Deutschen ausliefern. Wer Thasos hat, kann die Rhede von Kawala überwachen und beherrschen. Die Gesandten der Schutzmächte überreichen in Athen aber noch einen langen Wunschzettel. Sie wollen nicht, daß Griechenland in den Krieg eintrete, sondern fordern freundliche Neutralität und, als Beweis ihres redlichen Willens, den Griechen die Kriegsschrecken zu ersparen, die Demobilisirung des Heeres (die zuvor schon, auf des Königs Befehl, in allen Provinzen begonnen hatte). Griechenland sei nicht mehr „konstitutionelle Monarchie“ im Sinn des Vertrages von 1830; denn die Kammer der Abgeordneten wurde zweimal, wider den erkennbaren Volkswillen, aufgelöst, das Kabinet Venizelos, trotz unerschütterlicher Mehrheit, entlassen und die Neuwahl angeordnet, während das Heer mobil war. Der so entstandenen Kammer hat Venizelos laut das Recht auf den Namen einer Vertretung des nationalen Willens abgesprochen. Nicht mehr konstitutionell, nicht mehr unabhängig (Fort Rupel): zwiefacher Bruch der Schutzverträge. Andere Beschwerde erinnert an die Weigerung, die den Griechen noch verbündeten Serben durch Hellenenland nach Saloniki marschiren zu lassen; rügt Polizeidruck, geheime Zettelung und den Versuch, das Volk gegen die Schutzmächte aufzuwiegeln. Die Polizei müsse reorganisirt, das Kabinet Skuludis entlassen und ein Geschäftsministerium eingesetzt werden, das die Kammer aufzulösen und, wenn das Heer auf den Friedensstand gebracht sei, Neuwahlen auszuschreiben habe. (Das Verbot, auf athener Filmbühnen Franzosen auf der Flucht vor deutschen Kriegern zu zei-

gen, ist wohl nur leis gefordert worden.) Alle griechischen Häfen sind gesperrt; nur die für die nächsten Tage nöthigen Kohlen und Nährmittel dürfen gelöscht werden. Schon deshalb mußte der König sich fügen. Herr Zaimis heißt jetzt Ministerpräsident und soll in einem Land, das im Westen von französischen, britischen, serbischen Armeecorps, im Osten von bulgarischen Brigaden besetzt ist, für saubere Wahlen sorgen. Winkt Herrn Venizelos neuer Sieg? Im ersten Kriegsjahr ist er gescholten worden, weil er bereit war, den bulgarischen Beistand mit der Hingabe von Drama, Seres, Kawala zu bezahlen und sich vom Verlust dieser Zone reichlich in Kleinasien entschädigen zu lassen. Morgen wird er rufen, Hellas sei verarmt, um das in den Balkankriegen und im Bukarester Frieden erworbene Ansehen betrogen, habe dem Erzfeind das Thor geöffnet und auf Entschädigung nicht mehr zu hoffen. Seine Gegner rechnen auf die Ermüdung des Volkes; dessen Mehrheit, sagen sie, spürt keine Sehnsucht nach einem Ministerium, das noch im Sommer vielleicht alle Wehrfähigen wieder unter die Fahne ruft. Seit Serbien niedergeworfen wurde, war von Griechendrang nach Mitwirkung zum Kriegsschicksal nichts zu merken. Kein anderes Staatsmannswort hat sich so tief in den Balkanboden eingewurzelt wie der Rath, den Bismarck 1869 dem Vater des ersten Rumänenfürsten gab: „So lange mans irgend vermeiden kann, sich nicht in fremden Streit einmischen, sondern allen Nachbarn eine freundliche Miene zeigen, neutral bleiben und abwarten, bis die Frucht reif ist. Dem Geduldigen, der sich nicht muthwillig Feinde gemacht hat, fällt sie in den Schoß."

Griechenland ist nicht, wie Belgien, Luxemburg und die Schweiz, ein neutralisirter, zu Vertheidigung seiner Neutralität verpflichteter Staat. In keiner Stunde braucht es seine Neutralität zu schützen; in jeder kann es sie aufgeben. Die Ursache seines Wehs ist nicht das Schwanken zwischen königischer und venizelischer Politik, sondern der Glaube an souveraine Freiheit, die nur auf dem Pergament der Verträge steht. Die Schutzmächte schufen den Staat, nährten ihn, ernannten ihm Herrscher, verbürgen sein Leben; der Ueberzeugung, daß ihnen das Kontroll- und Besatzungrecht zusteht, ist nie widersprochen worden. Wenn sie in Eintracht handeln, sind sie die Herren Griechenlands. Dessen Ernährung und Handel hört auf, sobald der Seetyrann ihm d

Hafenthore verriegelt. Dieser Zustand war in einem Jahrhundert erträglich, das Franzosen und Russen, Franzosen und Briten, Briten und Russen oft in grimme Feindschaft, meist in wachsames Mißtrauen gegen einander aufgereckt sah. Jetzt erst fühlen die Griechen, wie lästig die Schutzmacht den Beschützten werden kann.

Cortez-Carranza.

Fernando Cortez aus Estremadura, der schon im dritten Lebensjahrzehnt, als Farmer und Goldgräber, seinen Säckel gefüllt, dann dem Statthalter Diego Velazquez die Führung des Erobererzuges abgelistet hat, war fromm, pflanzte das erste Christenkreuz in die Indianererde und nannte drum die Stadt, die dort entstehen sollte, Villa Rica de la Vera Cruz. Doch er wußte, daß mit Gebet und Mahnung wilde Menschheit nicht zu überwältigen, nicht aus Barbarensitte zu schmeicheln ist; und der Zweck, der klar vor dem Seherauge stand, mußte ihm alle Mittel heiligen. Er konnte, da ihn, den von Volksgenossen, auf Befehl des Nebenbuhlers Velazquez, Bedrohten, das Heer Montezumas in Rückzug gezwungen hat, unter einer Cypresse, in dunkler Nacht bitterlich weinen. War in der Morgenfrühe aber wieder frisch, hart, zum Schwersten entschlossen. Er ließ Guatemok, den letzten Aztekenkaiser, ohne Erbarmen foltern und rastete nicht, bis das Reich dem Spanierkönig unterthan war. Ein hübscher Ertrag des Aufwandes von elf Schiffchen, vierhundert gedrillten Söldern und zehn Geschützen. Auch über vier Feldschlangen soll er verfügt haben; wichtiger mag ihm die schlaue Indianerin geworden sein, die er, als Liebchen, Kundschafterin, Dolmetscherin, aus Tabasko mitnahm und die den Glauben ausraunte, der Kömmling sei der Luftgott Quezalcoatl, dessen Wiederkehr, als des Segenbringers, Wohlstandspenders, das Volk wie eines Heilands ersehnte. So Ungeheures hat Cortez gewagt und, in zwanzig Jahren, erfochten, daß seinen Herrn die Dankesschuld drückte. Den Kaziken Mittelamerikas hat er die Krone gebrochen; Kaiser Karl läßt den unbequem großen Feldherrn im Pestbezirk der Ungnade den Lebensrest verknirschen. Aber Mexiko ist spanisch. Das Land wird bebaut, der Boden vom Spaten durchwühlt; und mit den Siedlern kommen die Mönche. Rasch wird die alte Kirche auf dieser neuen Erde reich. Ihr Oberhaupt bleibt der ferne König von Spanien. Der ist Caesar und Papst, duldet keinen Legaten, ernennt die Bi-

schöfe, kauft dem Kollegen in Rom die Bullen ab und verschachert sie mit Profit an die bekehrten Enkel der Tolteken, Zapateken, Tepaneken, Azteken. Vor hundert Jahren begann der Abfall des neuen vom alten Spanien, das seine jüngsten Kinder mit ruchloser Dummheit ausgebeutet, geknechtet, gemartert hatte, nun aber unter Bonapartes Fangkrallen stöhnt. Die ersten Rebellen werden erschossen. Dem überlebenden Mestizen Guerero aber verbündet sich der (vom Vicekönig wider ihn entsandte) Spanieroberst Augustino Iturbide; hißt die grün-weiß-rothe Flagge und fordert: Unabhängigkeit von Spanien, einen König (aus dem Haus der Bourbons), der in Mexiko wohnen und mit heiligem Eidschwur sich der Verfassung angeloben muß; Gleichheit des Bürgerrechtes für Spanier und Mexikaner. In den madrider Cortes sitzt kein Cortez; und da die Herren von gestern, statt kräftig zu handeln, die Zeit verfaseln, läßt Iturbide sich, als Ersten Augustin, zum Kaiser von Mexiko küren. Mai 1822. Im März 23 muß er abdanken, nach England fliehen (und wird, als er wiederkehrt, in Tampiko erschossen). Republik. „Warum sollen wir nicht das Modernste haben?“ Estados Unidos de Mejico. Was der Yankee, unter James Monroe, in seinen United States vermag, kann auch der Kreole. Wäre ihm sonst gelungen, der Krone Spaniens den kostbarsten Reif auszubrechen? An Selbstvertrauen fehlt es nicht; nur an festem Herrnwillen, der Ordnung erzwang und die Volkskraft vor unnützlicher Verzettelung wahrt. Die aber war das dreiste Unterfangen, Texas am Eintritt in die Vereinigten Staaten von Amerika zu hindern. Bitter hats Mexiko gebüßt; die Nordmänner zerstriemten die Haut des Landes und nahmen ihm, im Frieden von Guadalupe-Hidalgo, anderthalb Millionen Quadratkilometer, die Hälfte seines Gebietes, für die fünfzehn Millionen Dollars, „als Entschädigung“, hingeworfen wurden. Ruhe? Nicht ein Jahr lang. Jeder Bandit ernennt sich zum General. Jeder General will Präsident heißen und Diktator sein. In vierzig Jahren sinds Sechsunddreißig. Der Kühnste und Schlauste, Santa Ana, hat sich seit Guadalupe in die Schachermachei mit den Leuten aus Washington gewöhnt; er verkauft ihnen, für zehn Millionen Dollars, das Tafelland von Arizona und wird, mit voller Tasche, weggejagt. Ein Anderer, Comonfort, etablirt sich als den Hort der Freiheit, weist die Jesuiten aus, öffnet die Häfen, wird aber von der Klerisei und deren Degen, dem

General Zuloaga, gestürzt. Doch schon lauert in Veracruz der Indianer, der die um die Krippe summenden Kreolen wie Ungeziefer vertilgen und das Land der zweitausend Götter in neuen Schicksalswirbel reißen wird: der vierundfünfzigjährige Zapateke Carlo Benito Juarez. Jurist, wie Cortez; einer mit Kupferfell. Advokat und Richter, Gouverneur und Justizminister. Als Günstling der Vereinigten Staaten wird er Präsident; erklärt der Römerkirche offenen Krieg, will ihr allen errafften Besitz und neue Einkunftmöglichkeit nehmen, aber auch dem Ausland zwei Jahre lang aus den Kassen der armen Heimath keinen Zins, nicht einen Peso, zahlen. Darob ergrimmen die Hauptgläubiger, England, Frankreich, Spanien; und vom Fels Petri aus wird mit langem Haken jedes Feuerchen geschürt. Die Vereinigten Staaten durchtobt der Bürgerkrieg. Unmöglich, sich jetzt einzumischen oder mit der Sakralformel Monroes die Westmächte von der Küste zu scheuchen. Die drohen mit blanker Waffe. Dreihundertvierzig Jahre nach Cortez landet wieder ein spanisches Geschwader in Veracruz. Schlägt die Stunde, die den Aufruhr Iturbides rächt?

1861. Juarez hat, als Präsident der Estados Unidos, den Staat von der Kirche getrennt, alle Klöster geschlossen und das Kirchengut eingezogen. Doch gehts im Lande der Montezuma und Guatemok wie später im Frankreich der Combes und Duez: nur ein Theil des konfiszirten Geldes (achtzig Millionen Pesos) fließt in die Staatskassen; der andere Theil des Paktolos versickert vor dem Ziel. Mexiko kann seine Gläubiger nicht bezahlen. Im Oktober verbünden sich England, Frankreich, Spanien, um gemeinsam ihre Forderung durchzusetzen. Doch schon im April 1862 kehren die britischen und spanischen Truppen nach Europa zurück: weil man in London meint, alles Nöthige sei durch Verhandlung zu erreichen und Britaniens Interesse niemals an pariser Sonderpläne geknüpft. Louis Napoleon hat gegen den Abzug der Verbündeten nichts einzuwenden. Schon als Prätendent hat er in einer Denkschrift auf die wachsende Bedeutung Mittelamerikas hingewiesen. Nun ist er Kaiser der Franzosen, hat Nikolai Pawlowitsch, den gefürchteten Zaren aller Reussen, besiegt und darf hoffen, die Einheit aller lateinischen Völker, auch der in Amerika wohnenden, unter seinem Szepter noch zu erleben. Ein des großen Oheims würdiger Plan. Mexikanische Priester haben nach Madrid und Paris die Lockpost gebracht, am Colorado und Rio Grande sehne

eine geknechtete Menschheit die Franzosenherrschaft herbei. Die ganze spanische Klerisei bläst die Funken zur Flamme an. Frankreich? Der zweimal feierlich verkündeten Losung „L'Empire c'est la paix" wird nirgends geglaubt. Frankreich ist noch gleichgiltig; wird sich des Sieges aber, wie jedes Prestigezuwachses, freuen. Daß bei der Einschiffung der Truppen der Ruf „Vive la République!" hörbar wurde, ist nicht der Rede werth; gern geht kein Soldat in ein Fieberland. Schlingt sich das erste Lorberreis um die Fahnen, dann wird die Armee empfinden, daß hier, wie bei Sebastopol, für ihre Macht, ihre Zukunft gestritten wurde. Ein Bischen lange dauerts ja bis zum ersten Sieg. Endlich ist, im Mai 1863, Puebla genommen und Forey kann an der Spitze der kaiserlichen Truppen in die Hauptstadt einziehen. Im Juli meldet Bismarck seinem König, Rouher habe ihm die Besetzung der Stadt Mexiko mitgetheilt. Wilhelm schreibt neben den Bericht: „Glück hat Er!" (Er: Louis Napoleon.) Bismarck schreibt darunter: „Pourvu que cela dure?" Das Wort Laetitias Bonaparte; das beweist, wie klar damals schon der ungeblendete Blick des preußischen Ministerpräsidenten die Möglichkeit der Entwickelung sah. Erzherzog Maximilian von Oesterreich, Franz Josephs jüngerer Bruder, der, seit er nicht mehr Generalgouverneur der Lombardei und Veneziens ist, als ein stiller, mit literarischer Arbeit beschäftigter Mann auf seinem Schloß Miramare bei Triest lebt, läßt sich von Louis Napoleon und Rouher überreden, die Krone des zu schaffenden Kaiserreiches Mexiko anzunehmen. Er entsagt seinem Agnatenrecht auf die österreichischen Länder, empfängt aus den Händen der frommen Granden von Mexiko die Krone, holt sich aus Rom den Segen und zieht am zwölften Juni 1864 in die Hauptstadt Mexiko ein. Da hat Bazaine, der Mann von Sebastopol und Solferino, inzwischen den General Forey im Oberbefehl abgelöst. Berauscht ihn die Erinnerung an das große Los, das den Marschällen Bonapartes fiel? Träumt er, selbst Kaiser zu werden? Dem Oesterreicher ist er ein schlechter Berather. Der schwankt unschlüssig zwischen den beiden Parteien; will die Klerikalen, denen er den Schein kaiserlicher Macht dankt, nicht kränken, ihnen aber auch das Kirchengut, nach dem sie langen, nicht zurückgeben: und bewirkt, mit zagem Laviren und schwächlichem Zaudern, nur, daß ihm beide Parteien mißtrauen. Bazaine drängt ihn, Juarez und dessen Anhänger zu ächten; kann aber, trotz dem Aufgebot fremder Legionen, im Kaiserreich

nicht Ruhe stiften und erreicht nicht einmal die Niederwerfung der vom Norden her fortzüngelnden Guerilla. Der Geächtete rückt vom Paso del Norte mit schwellender Macht gegen die Hauptstadt vor. Inzwischen hat General Grant das Südstaatenheer bei Five Points geschlagen, Sherman die Ueberbleibsel in Kapitulation gezwungen: im Mai 1865 ist der Bürgerkrieg durch den (mit dem Blut von fast dreihunderttausend Menschen erkauften) Sieg des Nordens beendet. Nun zeigt sich, wie falsch der Franzosenkaiser gerechnet hat. Auch in England war Lincoln seit dem Beginn des Krieges gegen die Sklavenstaaten ein blutgieriger Tyrann gescholten und jeder Sieg, den Ulysses Grant in Virginien erfocht, wie eine Schwächung der Menschheitkultur betrauert worden. Doch die Regirung weiß, was sie will. Frankreich hat im Krimkrieg für Eng'ands Zukunft gekämpft; durch die Schließung der Meerengen die Russenflotte, die gegen die britische Seegewalt ein Bundesgenosse werden könnte, gezwungen, dem Mittelmeer fern zu bleiben. Wenn es sich jetzt in Europa (durch den Versuch einer Intervention in den Streit um die Elbherzogthümer) gegen die werdende deutsche Einheit, in Amerika (durch die Förderung des bonapartischem Muster nachgeahmten Erbkaiserthumes Mexiko) gegen die Vereinigten Staaten einsetzte, durfte Britanien sich auch dieses Handelns aufrichtig freuen. Louis Napol'on tappt noch einmal in die Falle. Er sieht nicht, welche ungeheure Macht unterm Sternenbanner heranwächst. Der Onkel hat mit James Monroe, der 1803 in Paris Gesandter war, den Vertrag geschlossen, der Louisiana den Amerikanern abtrat; der Neffe, der die Neue Welt doch aus eigener Anschaunng kennt, hält die Monroe-Doktrin vom zweiten Dezember 1823 für eine ernster Beachtung unwerthe Phrase und ist überzeugt, daß Amerika sich gegen die Einmischung einer europäischen Großmacht nicht sträuben werde. Er irrt. Kaum ist der Bürgerkrieg beendet und die Herrschaft des Nordens unbestritten: da treibt die Volksströmung den Präsidenten Johnson, Lincolns Nachfolger, zu drohendem Widerspruch gegen den französischen Eingriff. Und die Drohung wirkt sofort. Zwar hat der Franzosenkaiser dem Erzherzog Maximilian in einem unzweideutigen Vertragsparagraphen zugesagt, daß er das französische Corps acht Jahre lang, von 1864 bis 72, in Mexiko lassen und gegen jeden Feind des neuen Regiments zur Verfügung stellen; [illegible] nach dem ersten einschüchternden Wink aus

Washington ruft er aber, schon im Februar 1867, die Truppen zurück. Bazaine räth dem Oesterreicher, der Krone zu entsagen und heimzureisen. Vergebens. Maximilian will nicht als ein Titularkaiser ohne Land, ein ruhmloser Abenteurer lächerlich werden. Will weiterfechten; trotzdem er hört, daß die abziehenden Franzosen seinen Feinden Waffen und Kriegsgeräth verkauft haben. Am fünfzehnten Mai 1867 wird die Festung Queretaro, in die er mit zwei treuen Generalen geflohen ist, durch den Verrath des Obersten Lopez dem Juaristengeneral Escobedo ausgeliefert.

Alles wiederholt sich nur im Leben. Präsident Wilson kündet seit Jahren dem Erdkreis: „Den Mexikanern grolle ich nicht; ich will sie ja von den Frevlern befreien, in deren Joch sie ächzen.“ Genau so sprach Forey, Napoleons General, nach der Landung in Veracruz: „Der Kaiser der Franzosen will nicht das mexikanische Volk bekämpfen noch in dessen innere Angelegenheiten eingreifen, sondern es nur aus den Klauen einer gewissenlosen Regirung erlösen, die das Völkerrecht schändet.“ Bazaine (der eine reiche Mexikanerin geheirathet hat und nicht nachts nur von einer Krone träumt) findet noch zärtlichere Töne. Ruhig hört sie Juarez. Ihm haben, wie später den Rittern Villa und Carranza, die Vereinigten Staaten von Amerika Waffen und Geld geliefert; er ist seiner Sache sicher und kann die Stunde wählen, die das Leben der bleichen Eindringlinge endet. In dem kahlen Bergnest Queretaro sitzt, wie in einer Mausfalle, Maximilian; mit den Generalen Mejia und Miramon haust er, fern von Stab und Gefolge, in drei Zellen des alten Kapuzinerklosters. Am vierzehnten Juni 1867 werden die Drei zum Tod verurtheilt; am sechzehnten soll das Urtheil vollstreckt werden. Maximilian ist aufrecht und hat die Kraft, heiter zu scheinen. Welchen Rock, fragt er, zieht man für solche Ceremonie an? Keine Ahnung, antwortet Mejia; „ich habe eben so wenig wie Eure Majestät bis heute die Ehre gehabt, erschossen zu werden.“ In der letzten Stunde kommt der Befehl, die Vollstreckung aufzuschieben. Gnade? Nein. Die Fürstin Salm, die gekrönten Häupter Europas haben gebeten, den Verurtheilten das Leben zu schenken, und sich dafür verbürgt, daß Keiner je wieder Mexikos Boden betreten werde; der Vertreter Preußens hat den Sieger gemahnt, dem Aufschub nun nicht den Befehl folgen zu lassen, der, wider Menschlichkeit und Moral, mit eines zweiten Todes Qual schreckt. Vergebens. „Die Begnadigung Maximilians

von Habsburg wäre ein Rechtsbruch und eine Gefahr für die Zukunft unserer Republik.“ Am neunzehnten Juni gehts, unter dunkelgrünen Eiben, durch tiefen Sand, über Wiesen und Geröll, auf den ausgedörrten Cerro de Las Campanas. Der Habsburger bittet, ihm nicht die Augen zu verbinden. Drei Männer verbluten auf dem Steinhügel. Drei Säulen aus rothem Granit bezeichnen dem Wanderer die Richtstätte. Aus dem verfallenden Kapuzinerkloster (dessen Kirche jetzt der Heiligen Jungfrau von Lourdes geweiht ist) wird Maximilians Leib in die wiener Kapuzinergruft heimgeholt. Und Benito Juarez schaltet als Herr im Aztekenland.

Vor ihm aber zieht ein Anderer in die Hauptstadt ein: Sennor Porfirio Diaz, der, wie Juarez, aus dem Indianerblut der Küstenprovinz Oaxaka stammt. Schon als Sechzehnjähriger stand er auf dem Kriegspfad. Focht gegen die Yankees, gegen Santa Ana, den Oesterreicher: gegen Jeden, der sich an den Quell der Macht setzen wollte. Er hat Puebla erstürmt, den General Marquez in die Flucht geschlagen und damit die Mißwende im Schicksal Maximilians bestimmt. Er wagt den Wettbewerb mit Juarez, muß ihm weichen, bekämpft den nächsten Präsidenten, Lerdo de Tejada, birgt sich, da ihm das Wetter noch nicht günstig ist, ins Gebiet des Sternenbanners, kehrt, als Lerdo vom Rebellenhaufen des Iglesias bedroht ist, zurück, schlägt beide Heere und reißt im Februar 1877 alle Hoheitzeichen der Staatsgewalt an sich. Bis in den Maimonat des Jahres 1911 hat er sie, fast sieben Lustren lang, in seiner Faust behalten; auch, wenn ihm nöthig schien, als Ressortminister für raschen Eisenbahnbau oder als Gouverneur für die Wirthschaft der Heimathprovinz Oaxaka zu sorgen. Was das Silbereden, das Steinölparadies geworden ist, ward es durch den zähen Willen dieses von Furcht und Mitleid, Gewissen und Menschlichkeit niemals angekränkelten Mannes. Seit Diaz weggejagt ist, ward nie wieder Ruhe zwischen dem Rio Grande del Norte und dem Stillen Ozean. Madero, Laskubian, Felix Diaz, Huerta, Villa, Carranza: wer nennt die Namen all der „Generale“, die seit 1911 einander die Macht und die Krippe bestritten? Huerta hätte Ordnung gestiftet, wenn der Geld- und Waffenmarkt ihm nicht, auf den Wink des Präsidenten Wilson, gesperrt worden wäre. Im April 1914 sollte er das Sternenbanner der Vereinigten Staaten beleidigt haben. Die Stadt des Christenkreuzes wurde bombardirt und von amerikanischen Truppen besetzt. Dreihundert junge Mexikaner sanken,

unter der Küstenfestung San Juan de Ulua, unter dem Hafeninsel-plateau, auf das Cortez das Kreuz pflanzte, in den graugelben Staub. Weil Herr Wilson dem Ehrengesetz diese Genugthuung heischte. Graut ihm vor so häßlichem Sieg? Fünf Tage danach nimmt er den Vermittlerdienst der drei Republiken Argentinien, Brasilien, Chile an. Der erste Akkord einer Jubelkantate, die 1919 des Corteztages vierhundertste Wiederkehr grüßen soll?

Der Sinn mexikanischer Hieroglyphen war vom Fremdenauge nie leicht zu deuten. Ein Land von noch kaum vorstellbarem Reichthum: und ein in schmutzigem Elend darbendes Volk. Tapfer, der Todesfurcht eben so fern wie die Japaner, kräftig und vor dem schmalsten Näpfchen mit Mais und Knoblauch noch heiter, wenn Blumensträuße die Hütte durchduften, Mohn und Iris die kahle Wand putzt. Ein Tropenvolk; in glühender Sonne erwachsen, in grelle Farben, schrille Freuden gewöhnt, ohne Sinn für, ohne Sehnsucht nach Ordnung. Sein Empfinden schäumt kochend jetzt über den Rand des Seelengefäßes: und schon ist, unter Deinem staunenden Blick, der Schaum gefroren. Sein Glück brüllt. Und das Wort, dem es gehorchen soll, muß schallen wie eine Posaune. Spanisch ist das Kleid, das ihm die lange, strenge Kirchenzucht wirkte; und wenn dem oft mißhandelten, schmählich zerfetzten Leib der Heimath Gefahr droht, schaart es sich vor das Bild der Madonna von Guadalupe. Vergißt aber nie, daß auf der Hauptstätte ihres Kultes einst die Azteken vor der Göttermutter im Staub lagen. Indianer, die Peitsche und Messer zwang, Spanier zu spielen. Nur Männern mit dunkler Haut blieben sie in Geduld unterthan; nur in der Hand der Montezuma und Guatemok, Juarez und Porfirio Diaz wurde ihre unstet flackernde Kraft zum starken Schwert. Bis in das Kraterreich (in dem Cortez kein Denkmal hat) wirkte der Hall des Japanervorsprunges. Schon schimmert wieder die Rothhaut durch die Tünche romanischer Civilisation. Die Möglichkeit der Gemeinschaft mit Japan leuchtet auf. Und der Volkstraum schaut den Herrn der Zukunft als Erben des Aztekenspeeres.

Der Zeus des Kapitols von Washington wollte den General Huerta nicht als Präsidenten von Mexiko anerkennen, weil „die Hand dieses Mannes vom Blut Unschuldiger besudelt war". Glaubte Herr Wilson damals, die Villa und Carranza, denen er dreißigtausend Gewehre, zwei Dutzend Kanonen und Munition für einen halbjährigen Krieg liefern ließ, seien aus zarterem Stoff

gefügt und in irgendeiner Lebensstunde fähig, den Trieb von Gewissenspein ankränkeln zu lassen? Dann hat er das Nachbarreich und dessen Geschichte nicht gekannt. Das will einen harten Herrn, der Empörersucht mit Schrecken und Graus bändigt, nicht einen Professor mit weißer Weste. Dem General Villa wurde Raub, Jungfrauenschändung, jede erdenkliche Missthat nachgesagt und verziehen; nicht, daß er in Nordamerika geboren war, im Blaßgesichterheer der Vereinigten Staaten die Tressen des Wachtmeisters erdient hatte. Um sich von diesem Fleck zu reinigen, wandte er sich schroff gegen das Land, das ihn gebar: und soll für diesen Frevel nun gestraft werden. Also ist Carranza, der den Titel des Präsidenten trägt, der Liebling der Yankees? Dann hole ihn flink der Aztekenteufel. Immer das selbe Spiel: wer sich den Vereinigten Staaten gefällig zeigt, scheint den Mexikanern dem Landesverrath nah. Sennor Carranza bereut jetzt wohl, daß er, weil das Sternbannerreich ihn mit der Möglichkeit einer Anleihe lockte, das Heer aufgelöst und die (aus der Zeit Porfirios Diaz noch erhaltenen) Rahmen zerbrochen hat. Er kann nur den Kleinkrieg des Bandenhäuptlings führen. Gegen die Banden Villas und ähnlicher Mordbrenner; aber auch gegen die Vereinigten Staaten, die ihn zuerst als Präsidenten anerkannt und ihm von den europäischen Großmächten die Anerkennung erworben haben. Der Mann ist vielleicht ein Held; doch sicher nicht dankbar noch schüchtern. Den Boden seiner Republik soll kein Mann einer Strafexpedition betreten; die Leute, die er über die Grenze schickt, sind als Vollstrecker des Rachegerichtes zu achten. Und seine Gesandten sagen der Presse: „Unser Präsident ist ein Hort des Friedens. Er wollte sich mit der washingtoner Regirung verständigen; beiden Republiken das Recht erwirken, die Banden, die in Dörfer einbrachen, über die Grenze hinaus zu verfolgen. Ehe das Abkommen fertig war, hatten wir eine Strafexpedition im Land. Die können wir nicht dulden. Ein freier Staat schändet sich selbst, wenn er die Schmälerung seiner Souverainetät wehrlos hinnimmt. Wir beschränken uns in Vertheidigung und wünschen nicht, in ernsten Krieg gegen den Nachbar gezwungen zu werden." Der sorgt zwar für Einmarschwege; wäre aber auch froh, wenn er des dummen Handels ledig würde. Waffen sind jetzt, da Europa nur noch wenig aus amerikanischen Fabriken bezieht, rasch zu erhalten. Doch die Anwendung will gelernt sein; und unter hundert Amerikanern ist kaum

einer, den die Vorstellung, Soldat werden zu müssen, nicht widert. (Dieses Gefühl, nicht blinde Neigung zu England, bestimmt die Parteinahme im Europäerkrieg. „Wenn Deutschland siegt, wird nach der Alten auch die Neue Welt militaristisch und wir, die von England nichts zu fürchten hatten, müssen uns ein Heer, eine Kriegsflotte schaffen und unseren Söhnen Waffenröcke anziehen. Der Triumphator würde ja fordern, daß unser Präsident sich nach berliner Vorschrift die Nase putze, und jedes ungehörige Schnauben oder Niesen mit Luftbomben und Torpedos, Küstenbeschießung und Einbruch sühnen.") Welchen Nutzen brächte der Krieg gegen Mexiko? Vor ein paar Jahren hätte die Raffgier der Oelhändler manchen Landsmann wohl verführt, durch die saftigen Weideplätze von Texas bis an die Silberkuppeln der über Bananenhainen und Magnolienwäldern himmelan blinkenden Tropenvulkane vorzudringen. Das war einmal. Seit Porfirio Diaz gestürzt wurde und das Land in Anarchie sank, ist der Besitz (Land, Minen, Quellen, Ackerbau und Industrie) und der Piaster so entwerthet worden, daß jeder wohlhabende Bürger der Vereinigten Staaten in Mexiko auf eigene Faust „annektiren" konnte, was ihm beliebte. Nur die Engländer blieben steif auf ihren Angelplätzen. Hunderttausende fanden das Land endlosen Aufruhrs allzu unsicher und nahmen, um in Ruhe zu kommen, jedes Kaufgebot an. Wird weiter gemordet, gestohlen, verwüstet, dann, freilich, werden auch die neuen Besitzer des Gewinns sich nicht gramlos freuen. Vor den Banden der Villa, Carranza, Zapata & Co. braucht das schöne, an Erdschätzen überreiche Land haltbaren Schutz. Und die Vereinigten Staaten, die im Verkehr mit Mexiko jeden erdenklichen Fehler gemacht haben, dürfen der Hinschlachtung ihrer Bürger nicht länger gelassen zusehen. Mit zwölftausend Mann, die nicht zum Gebrauch moderner Waffen erzogen wurden, ist im Gebirgskrieg nicht viel zu leisten; solches Häuflein kann von den in Guerilla Gewöhnten zersprengt, in enger Schlucht vernichtet werden. Ein neues, beträchtliches Heer aber könnte frühstens im nächsten Jahr schlagfertig sein. Deshalb wäre Verhandlung klüger als Krieg. Wäre vorsichtig beschleunigte Industrialisirung (auch des Landwirthschaftbetriebes) die einzige Revolution, die, nach hundert Putschen, dem Reich Montezumas noch zu nützen vermag.

Wenn der fahrige Mr. Roosevelt in dem Entschluß bleibt, für die Kandidatur des Republikaners Hughes einzutreten, ist

die Wiederwahl Wilsons höchst ungewiß. Durch den Krieg gegen Mexiko würde sie wahrscheinlich; denn die Staaten müßten wünschen, daß der Präsident, der den Krieg begann, ihn auch zu Ende führe. Dem Grübler im Weißen Haus ist aber nicht zuzutrauen, daß er, um sich auf der Machtzinne zu halten, einen Kampf wagen werde, der, wenn er wirksam sein und die Wähler nicht abschrecken soll, nicht mit halber Kraft und lauem Willen unternommen werden dürfte. Herr Wilson möchte den Europäerfrieden vermitteln. Das kann er nicht als Oberhaupt einer Macht, die auf ihrem Erdtheil Entscheidung durch die Waffe erstrebt. Ehe diese Waffe wuchtig trifft, kann Japan eingreifen; Truppen über den Stillen Ozean schicken, Eisenstränge durch die Provinz Chihuahua legen und in starker Angriffsfront bis nach El Paso vorstoßen. An Rußland und dem Deutschen Reich, die ihm die Beute von Shimonoseki wegrissen, hat sichs gerächt. Noch nicht an Frankreich, das damals im Bunde der Dritte war. Die ungeheuren Lieferungen fürs Russenheer haben viel Geld eingebracht. China fände jetzt keinen Helfer. Die Abrechnung mit den Verächtern der Gelben, den Herren der Philippinen braucht also nicht aufgeschoben zu werden. Aufstand der Farbigen, Asiens und Amerikas, gegen die Weißen?

Der dritte Kaiser Napoleon wollte hindern, daß der Golf von Mexiko den Vereinigten Staaten zufalle, ihnen die Herrschaft über die Antillen und Südamerika sichere und die Macht gebe, der Europäerindustrie alle Rohstoffe der Neuen Welt zu weigern. Drei Jahre danach warnte ihn Johnsons Staatssekretär Seward, die große Republik durch die Festigung der mexikanischen Monarchie zu kränken. „Auf unserem Erdtheil hat jedes Volk das Recht, sich die ihm tauglich scheinende Regirungform zu wählen; und die fremde Macht, die den Bruch solcher Form versucht, wirkt dadurch mittelbar gegen unser freies Volksthum. Wir trachten nicht nach dem Umsturz europäischer Monarchien; müssen aber auch das Streben tadeln, amerikanische Republiken in König- oder Kaiserreiche umzuwandeln. Wo dieses Streben sein Ziel erreicht hat, da, fühlen wir, ist die Grundmauer der Staatsverfassung bedroht, die wir nach ernster Prüfung erwählt haben und die wir als ein köstliches Kleinod bewahren.“ Das Franzosenheer zog ab und Mexiko wurde nicht von dem Nachbar verschlungen. Der ist jetzt, durch die Säfte seiner üppigen Wirthschaft, so erstarkt, daß er wagen dürfte, den Briten das Finanzimperium zu entwinden und,

während Europa sich selbst zerfleischt, seines Willens Gesetz der Erde aufzuzwingen. „Bis eine kriegerische, zu Land- und Seekrieg gewaltigsten Umfanges gerüstete Großmacht die junge Pflanzung verwüstet.“ Jeden weich Gebetteten schreckte einmal der Traum von nahem Barbarensturm. Kleine Japaner oder stämmige Deutsche? Gestern lachtet Ihr, Weise, über Europens Wahnsinn.

Während sie kämpfen.

Im Herbst 1914, als ich hier gesagt hatte, in Deutschland werde, zum ersten Mal in aller Erdgeschichte, der Krieg als Großindustrie betrieben, heulte die Pariserpresse schrill auf: „Da ist das Geständniß! Daß der Krieg Preußens einträglichstes Gewerbe sei, hat schon unser Mirabeau erkannt. Nun wird, mit frechem Cynismus, ausgesprochen, daß der Krieg ein Geschäft sei und sein solle.“ Die Franzosen verstanden nicht (wollten auch nicht verstehen), daß in diesem Krieg der Erfolg an der Leistungfähigkeit der Industrie, an der im Industriedienst erworbenen Gewandtheit der Menschenmillionen hängen werde. Der Krieg ist nicht Geschäft (kann in Europa wenigstens kaum noch ein gutes sein) und er gelingt nur da, wo die Kulturform der Industrie die Vorbedingungen bietet, unter denen er geführt werden muß; das nöthige Material und die zur Bedienung taugliche Mannschaft sichert; für Aufmarsch und Nachschub, Waffen und Munition, Etape und Intendantur, Eisenbahn und Geräth jeglicher Art so vorsorgt, daß nicht das Winzigste dem Zufall überlassen bleibt. Da schon 1870, als Bismarck unter dem Alben der Koalitionenfurcht zu leiden begann, ein wachsamer Brite, der Unterstaatssekretär Otway im londoner Auswärtigen Amt, nach thörichten berliner Artikeln, die für das werdende Reich, noch vor dem Friedensschluß, den Nordseeschlüssel forderten, zu Frankreichs Geschäftsträger sagte, wenns so weiter gehe, werde Europa genöthigt sein, sich gegen Deutschland zu verbünden, wäre zur Vorbereitung Zeit genug gewesen. Die wurde versäumt. Deutschlands Feinde gaben für Späherberichte große Summen, kannten aber nicht einmal den deutschen Entschluß (Deines-Schlieffen), das Schwergeschütz ins Feld mitzunehmen. Noch im dreiundzwanzigsten Kriegsmonat schreit Senator Humbert in seinem „Journal“ nach großen Kanonen und Mörsern. „Warum hatten die Oesterreicher im Trentino Erfolge und in Wolhynien so böse Niederlagen?

Weil sie, um mit ihrem Material das starke und tapfere Italerheer zu erdrücken, den unaustilgbaren Fehler gemacht hatten, ihre artilleristische Hauptmacht von der Ostfront wegzunehmen. Unser Fort Vaux ist von einem Granatengewitter zertrümmert worden. Und die bewundernswerthe Mannschaft, die dem Feind jede Fußbreite des Bodens bestreitet, fordert, immer wieder, mehr Schwergeschütz. Der neue Mörser von 280, den die Russen auf der österreichischen Front haben und der mehr leistet als der berühmte Dreihundertfünfer, kommt aus Frankreich; und Herr Albert Thomas (der Unterstaatssekretär fürs Waffenwesen) wird uns von dieser Sorte bald schaffen, was wir brauchen. Jetzt erst wird der Heeresbedarf offenbar; allzu lange begnügte man sich mit Programmen, die von dem Glauben ausgingen, der Krieg werde nur noch drei Monate dauern. Die Deutschen wurden nach ihrem Vorsprung nicht träg. Nach heimlicher Vorarbeit schufen sie sich 1915 die 210 Centimeter lange Kanone, deren Geschoß 18 Kilometer weit trägt und Schützengräben zerstören kann. Dieses treffliche Kriegswerkzeug, das sie in Massen vor Verdun haben, ermöglicht ihnen die methodische Beschießung, die jedem Sturm auf unsere Stellungen vorangeht. Ihre Industrie hat alles zur Erhaltung der Artilleriekraft nothwendige Werkzeug. Für jede in den Dienst gestellte Kanone ein Ersatzrohr. Wir müssens nachmachen. Unermüdlich für die Mehrung der Schwergeschütze arbeiten. Das ist die Hauptaufgabe. Wir dürfen nicht ruhen; wir dürfen nicht wähnen, das bisher Geleistete könne schon genügen."

Herr Chingarew, der in der russischen Reichsduma dem Wehrausschuß vorsitzt, rühmt die Leistung seiner Heimath. „Schon vor dem Krieg, im März 1914, als der neue Rüstungplan, der bis ins Jahr 1918 ausgeführt werden sollte, erörtert wurde, habe ich die Kurzsicht der Militärverwaltung getadelt. Meinte man wirklich, daß Deutschland uns die zur Vorbereitung nöthige Zeit lassen werde? Noch war ich nicht Präsident des Wehrausschusses; und vor mir saßen, wie in Frankreich vor Herrn Humbert, allerlei Optimisten, die weder über die Nähe der Gefahr noch über den Stand unserer Rüstungen klar waren. Das schmerzhafte Erlebniß unserer Armeen bestätigte meine Auffassung. Heute stehts ganz anders als vor vierzehn Monaten. Ueber unsere neuen Erfolge staunen nur Leute, die nicht wissen, wie wir inzwischen gearbeitet haben. Noch ists erst ein Anfang. Wir sind einer gewaltigen Entwickelung

sicher. Die Hingebung, die Ausdauer, der inbrünstige Glaube ans Vaterland ließ in dunklen Stunden dem Bund der Städte und Semstwos Thaten gelingen, die lautes Lob verdienen nnd die erwiesen haben, daß unser Volk seines Wesens und Schicksals bewußt zu werden beginnt. Das Ausland glaubt, unsere Kriegsindustrie sei durchaus auf die Leistung der Verbündeten und der Neutralen angewiesen. Wir erkennen dankbar den Werth des Beistandes, der aus Frankreich, England, Amerika, Japan kam, und werden ihn weiter brauchen: weil wir immer neue Millionen ins Heer reihen können und waffnen müssen. Draußen aber weiß man noch nicht, wie viel unser großes Vaterland selbst, aus eigener Kraft, zu schaffen vermag. Wir haben Ueberfluß an Rohstoffen aller Art und herrliche Industriewerkstätten von ungeheurer Leistungfähigkeit und modernster Einrichtung. Noch fehlen uns Verkehrswege und die Arbeitkraft wird nicht so ausgenutzt, wie es sein müßte; doch wir dürfen darauf rechnen, daß wir, deren Produktion jetzt schon der Frankreichs nah ist, bald nicht mehr weit hinter Englands zurückbleiben werden. Deutlicher als je erkennen wir im dreiundzwanzigsten Kriegsmonat, daß die Artillerie alle modernen Kämpfe beherrscht. Der Geschoßmangel zwang unser Heer in einen Rückzug, der ihm schlimmen Verlust brachte. Dieser Mangel kann nie wiederkehren. Aber die Möglichkeit bedenkenloser Geschoßverschleuderung bewirkt, daß die Geschütze schnell abgenützt werden. Und da der Feind seine Angriffsmittel noch immer verstärkt, müssen auch wir für noch stärkere Kaliber vorsorgen. Leute, die Granaten machen können, sind leicht zu finden; dazu sind auch Frauen tauglich. Ingenieure und Vorarbeiter für Kanonenfabriken sind aber nicht aus der Erde zu stampfen. England und Frankreich, Rußland und Italien haben den selben Fehler gemacht: Leute ins Heer gestellt, deren richtiger Kampfplatz in der Artilleriewerkstatt, nicht an der Front, ist. Jetzt müssen wir sie zurückholen. Wir wollen dem Feind beweisen, daß seine Hoffnung, Rußland kampfunfähig zu machen, aus einem Rechenfehler kam. Er hat die Menschenzahl, die Arbeitkraft, die Ausdauer und den Verstand unseres Landes unterschätzt. Wir ermüden nicht; und jedes neue Heer, das wir auf die Beine stellen, wird stärker als das vorige sein. In allen Depots wimmelt es von Rekruten und in die Kriegsschulen schaaren sich gebildete, von Eifer glühende Jünglinge, die den Massen die nöthigen Rahmen schaffen wollen.

Mit aller Kraft wird an der Ausbildung der Offiziere gearbeitet, denen die Verwendung der neuen Geschütze und Geschosse anvertraut werden soll. Frankreich hat schon Großes für die Sache der Verbündeten gethan. Nun kann es das Erwachen des russischen Riesen beschleunigen. Für die Herstellung beweglicher Schnellfeuergeschütze schweren Kalibers hat es besseres Werkzeug und mehr erfahrene Techniker als wir. Frankreich wird uns weiter helfen und darf gewiß sein, daß die von ihm gelieferten Waffen in tüchtige Hände kommen. Auf der Ostfront ist leichter als im Westen Entscheidung zu erstreiten. An die Arbeit! Niemand zweifelt an unserem Sieg. Deutschlands Industrieleistung und Mannschaft kann über den Gipfelpunkt, der erreicht ist, nicht hinaus: und hat, trotz diesem Aufwand aller Mittel, seine Feinde nicht niederzuringen vermocht. Die aber sind noch mitten in der Organisation; sie waren langsam und manchmal ungeschickt. Doch nun sind sie in Bewegung gekommen und werden nicht rasten, bis all ihre Kampfmittel, deren Umfang den der deutschen ungeheuer übertrifft, ausgenützt sind; bis der entscheidende Sieg erfochten und der Feind in Ohnmacht gebändigt ist.“ (Le Journal.)

Die Franzosen habens gläubig gehört und in dem grausen Kampf um Verdun aufgeathmet. „Ungeheuer ist der Eindruck des Russensieges zunächst schon auf die Stimmung. Monate lang hat die deutsche Presse mit schulmeisterlicher Eindringlichkeit verkündet, Rußland sei kampfunfähig. Dieses Märchen ist tot. Strategischer Rückzug der Russen? Nein, hieß es; sie sind zermalmt und vernichtet. Für unabsehbare Zeit ist an russischen Angriff nicht mehr zu denken. Man schilderte das ‚russische Chaos‘ und durch alle Zeitungen schallte die von Wolffs Telegraphen-Bureau ausgeschriene Losung: ‚Ein russisches Heer giebt es nicht mehr.‘ Im Berliner Tageblatt bewies ein Major, daß Rußland ein zweites Heer nicht so rasch, wie es gebraucht werde, waffnen könne, mit ihm also für lange Frist nicht mehr zu rechnen sei. Die deutschen Heere kämen bis nach Wladiwostok; würden sich aber begnügen, die gepriesene Dampfwalze so unschädlich zu machen, daß sie nur noch ins Alteisen tauge. Ueberall las man von dem ungeheuren Russen-Sedan, vom Sturz des Kolossus, von Hungersnoth und Aufruhr. Zerrbilder zeigten den toten Bären. Die Aushebung, Ausbildung neuer Rekruten galt als unmöglich. Zucht-

losigkeit und müder Fatalismus, Arbeitscheu und Wirthschaftverfall; die Anbaufläche wird schmaler, der Viehstand schrumpft und der Bankerot kommt in Sicht. Wenn die deutschen Leser geglaubt haben, was sie seit einem Jahr täglich lasen, muß ihr Staunen jetzt unbeschreiblich sein. Ihr Vertrauen wurde aus zwei Quellen getränkt: aus der Gewißheit des Landgewinnes und aus der Ueberzeugung, daß einer der vier Hauptgegner schon abgethan sei. Nun wird offenbar, daß Rußland nicht tot ist. Rußland greift an und ändert die Kriegskarte, vor die der Kanzler uns wies. Das Theater im Osten ist nicht mehr geschlossen. Das Drama fängt von vorn an. Wir gehören nicht zu Denen, die sich mit der Behauptung trösten, Deutschland sei muthlos geworden; daß es aber eine seiner schönsten Hoffnungen bestattet hat, dürfen wir, ohne voreilig daraus Schlüsse zu ziehen, immerhin erwähnen. Hätten die Verbündeten früher für Schwergeschütz gesorgt, dann stünden sie auf allen Fronten heute in Glanz und das Ende des Krieges wäre nah. Die Verspätung wirkt nach und wir müssen auf die Entscheidung noch warten. Doch unser Blick ist hell und wir wissen jetzt, wohin wir gehen. Trotz unzulänglicher Rüstung haben wir uns überall gehalten und sogar Angriff ermöglicht. Nun ist, endlich, das Werkzeug bereit. Von Tag zu Tag wächst unsere Kraft; und sie wird noch höher wachsen. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Industrieleistung den Gang des Krieges bestimmt, und müssen die Pläne den Mitteln anpassen, die unseren Armeen erlangbar sind. Man hatte das Deutsche Reich über Rußlands Wesen getäuscht. Hüten wir uns vor Trug, vor jeder Unterschätzung Deutschlands: und der Sieg ist unser.“ (Le Temps.) „Der russische Bär ist wieder wohlauf; sein letzter Tatzenstreich beweist, daß er von den Wunden genesen ist. Enttäuschung hat uns Vorsicht gelehrt. Wir scheuen uns, allzu früh zu heulen: Sieg! Wenn meine Witterung aber nicht ganz irrt, riecht der Rückzug der Oesterreicher nach Zusammenbruch. Vielleicht holen sie ein paar gute Divisionen von der Alpenfront. Wenn aber die Italer dann durchstoßen? Und können die Deutschen, nach dem Aderlaß vor Verdun, Verstärkung schicken? Um zu dem großen Schlag gegen unsere Haarigen alle Kräfte zu sammeln, haben sie ihre Ostfront arg verdünnt. Wenn sie es da, wo ihnen die Engländer gegenüberstehen, eben so machen, müssen sie fürchten, daß ihre Front, dicht bei Belgien, durchbrochen wird. So verblüfft war

der deutsche Generalstab wohl noch nie. Uns bringt der Russensieg eine tröstliche Lehre: daß der Durchstoß möglich ist und der zurückgeworfene Feind sich nicht sogleich dahinter in vorbereitete Grabenstellungen einkrallen kann, sondern in ein paar Tagen um zwanzig, um dreißig Kilometer rückwärts springen muß. Macht aber das deutsche Heer auch nur einmal solchen Sprung, dann ist unser ganzer Norden erlöst; ist Lille, Saint-Quentin und ein Theil Belgiens frei. Lange haben, in jeder Kollerstunde, unsere Haarigen gestöhnt: ‚Wir kommen nicht durch; und die Deutschen auch nicht Die Stellungen sind undurchbrechbar.‘ Nach dem Russensieg wird sich der Zweifel an diesen Glaubenssatz wagen. Die sieghaften Blitzschläge der Russen, die schon Herren der ganzen Bukowina sind, werden für die seelische Vorbereitung unserer Offensive mehr thun als alle Reden und Artikel. Was hörte ich nicht von Urlaubern! Viele bilden sich ein, daß die Deutschen überall eine so fürchterliche Menge Schwerer Geschütze haben wie vor Verdun. Die aber haben sie, zu Hunderten, von allen Fronten und Frontpunkten herangeholt. Das hat Monate gedauert. Machen wirs da, wo nicht solche Häufung ist, nach, dann ist zu erwarten, daß wir in den ersten Tagen der Offensive ihre Linien verschütten und ihre Artillerie zum Schweigen zwingen. Wir und die Engländer haben jetzt ja ein Bischen mehr von der Sorte als im vorigen September. Der tollste und der gefährlichste Wahn drückt sich aber in der Meinung aus, daß die Deutschen eine Rückzugslinie hinter der anderen, vom Aisne bis an den Rhein, haben, der Frontbruch also nichts Rechtes erwirken könne. Erstens ist der Schwatz von den Dutzenden befestigter Stellungen ein Kindermärchen. Zweitens: wer unsere Leute nach der Niederlage bei Charleroi, wer die Deutschen von der Marne zurückweichen sah, Der weiß, wie solche Rückzüge aussehen. Und diese Heere waren an Leib und Seele noch frisch. Jetzt? Wenn sie nach dem ersten Frontbruch nicht bis an den Rhein, nur bis in das Maasland von Namur und Lüttich laufen, sind sie höllische Kerls!“ (La Victoire.)

Sie laufen, als Eroberer, nach Thiaumont und Fleury. Sie wehren an der Somme das schwellende Feuer der Briten ab. Hemmen in Ost den ungestümen Vordrang der Russen. Und in Frankreich summts, Verdun werde vielleicht noch im Juli fallen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Ml
ukunft

Herausgeber:
Maximilian Harden.
FÃ¼nfundneunzigster Band.
Berlin.
Verlag der Zukunft.
lylb.

Inhalt.

Vuan-Shi-Kai s. Verklungen
ner Ruhm.

Berlin, den 8. April ISIS.
Globus-Theater.
Macbeth.
DRm Klub zur Meerjungfer wars heute hoch hergegangen. Bun» ter noch als sonst, wenn über dem Themsesumpfland, neben dem Herakles, der die Weltkugel trägt, die Fahne geweht und den londoner Unterthanen Jakobs des Ersten und der Königin Anna, des Schotten und der Dänin, gemeldet hat,daß imGlobe» Theater wieder Schauspiel sei. Ein Gewirr auf der engen Bretter» bühne, wo einst die Pembroke, Rutland, Southampton denTon angaben und nun andere Lords sich in Sesseln räkeln, auf ihren Mänteln, alsPolstern, liegen, den Geistreichthum des Dialoges, wie edlen Claret, auf derZunge schaukeln, Spielmängel bewitzeln, das Gewand eines in Mädchengestalt vermummten Jünglings mit demFinger des brünstigen Kenners streicheln oder aus ihrer Thonpfeife dem Darsteller einer Matrone den Tabaksqualm in das tief gefurchte, vonBartschur bläulich graue,mühsaminWeib» heit gezärtelte Antlitz, bis hinauf an den Thränensack, blasen. »Platz für die tzochwürde des Oberstkämmerers Polonius, Kin» der! Vergesset, über seine Narretei, nicht, daß er im Dänemark unseres Bill ein so mächtiger Herr ist wie in diesem Königreich der Lord Chamberlain, der Obercensor aller Spiele und Patron des Globe." »Das war er, Bob, bis die Große Königin die Truppe in ihrenDienst nahm; jetzt tragen die Gewinnstheilhaber, statt des

Kä m mererwappens, das des Königs auf ihrenRöcken. Hasts ver»
sch lasen? Bistübrigens aber ImRecht.Platzfürden erhabenenKlug-
schwätze?!" «Feuer, Kerl! Der verdammteLehm muß denSchnupfen
haben oder derTabak feucht geworden sein: Das Ding hat keinen
Z ug! ««Vor ficht da oben! Eine der Säulen, die EurenAltan tragen,
wackelt wie Falstaffs Bauch, wenn ihn die Lakenreißerin kitzelt.-
„Wie die Kinnlade der um ihreZeche bangen Frau Hurtig. Beim
allgewaltigen Zeus: diesen schäbigenA ltanaufb au haßte ich schon,
als Julia drauf ihre Jungfernschaft Romeon anbot. Da soll ge»
mordet, zum Spaß vergiftet werden? Seht erst nach, ob der Kram
nicht hinkt: sonst stürzt die ganze hölzerne Wirtschaft, sammt ge-
krönter Buhlerin, Mörder und Opfer, uns noch ins Proszenium
undwirschleppenunsereGliederinblutigerLeinwandnachtzaus!"
«Die Latrine hinterm Parterre stinkt wieder, daß Einem übelwird.
Niederträchtiger noch als nebenan der Bärenzwinger.PfuiTeu»
fel! DerMob soll sich'rausscheren oder wenigstens nicht murren,
wenn dieStelle.wo ersich ausharntundAnrath ablädt,Verdeckelt
wird. Schlimm genug schon, daß wir aus seinemAlhem Knoblauch
und Zwiebel, aus seiner IInterklappe B ähungdunst aufriechen
müssen. Wozu haben wirOstindien.wenn die Company uns nicht
mit Dl fistoff, mit Gegengift gegen die tzomininpest, versorgt?"
„Beine weg, Bengels! Soll die holde Ophelia stolpern oder ihre
Röcke bis über die Hüfte raffen, um über Eure Prahlwaden und
Krampfadern zu trippeln? Donnerwetter: den neuen Mantel mußt
Du vor derSchnüffelnase unsererPuritaner verstecken, Junge! Un-
terBrüdern ist erseinezweihundertShillingwerth.Aber er kleidet
Ophelien schön;und zeigt lehrsam.daß Papa Polonius sich die tzof-
damenwürde des Töchterchens was kosten läßt. Sei nur hübsch
züchtig, Tom, und nimmDich inAcht, nachhe r, wennDu die keuschen
Z ötchen singst, wieder, wie neulich, durch die Rauheit der Kehle zu
nerrathen,daßDunach dem Mädchenspiel ein strammer Kneipen»
Hocker undAnbeterfpanischenWürzweines bist." D« sclbeKlüngel
ha sich dann in den Klub gewälzt. Edelmannschaft, Dramenschnei»
der, Mimen, Schreiber, Buchhändler;Alles, was durch denAn»
kleideraum auf dieBühne durfteund dort während des Spieles saß
und lag, rauchte, trank, Scherz und Artheil austauschte. Die Stim-
mung des Stückes klingt ins Gespräch und Gelage nach. Das
Stärkste, was diesem merkwürdigen William je bisher gelang.

Dem Hamlet, den die Truppe des Oberstkämmerers, unter Hen»
Glowes Leitung, einst in Newington brachte, gar nicht zu verglei»
chen. Der hatte ja auch schon aus dem Sazo Grammaticus ge-
schöpft, wo der Verwandtenmord, die Ehe des Mörders mit der
Witwe des Opfers, die Prinzenreise nach England .... Zu viel
Bildung,Junge! SarosAmleth war gewiß ein tugendhaftertzeld
nach der Schulregel. Daß Hamlet Held sein müßte, manchmal auch
sein möchte und doch nicht fein kann, macht ihn uns Werth. Eine
so feine Seele, wie unsere derbe Wirklichkeit keine sah, wie wir,
über Jahrhunderte hinweg, sie erst in gebrechlicher Menschheit
<ihnen können. Das reinste, zarteste Wesensgefäß, dem Bewußt»
heit fremder, naher Blutschuld, dem Entsetzen über solche Besu»
delung die Fugen sprengt. Noch nichts für den Haufen; dem, in
den Pitt hinunter, der Prinz ja auch sein Fett reichlich giebt. Der
vermißt die geliebtenRüpel,schmatzt in derHoffnung aufgesalze»
uen Spott über die Hofschranze und tröstet sich am Ende an der
Silbenstecherei des Totengräbers. Sekt, Küfer! Unten wars leer.
Durch die Nachtluft, an dem in Winkel gekauerten Elend
vorbei, schlendert der Dichter nach Haus. Anten wars leer; zum
ersten Mal nur auf der Bühne, dem O aus Holz, noch dichtes
Menschengewimmel. EinZeichen, daß schnell wiederNeues auf-
getischt werden muß. Die stete Selbstzersleischung ist Qual. Doch
die Gesellenschaft will leben. Die Wettbewerber bieten täglich La-
denhüter und hastig zusammengezwirnte Waare an. Darf er ihnen
die Bretter räumen? Noch hat er, trotz Haus» und Boden»Ge-
schäften, nicht viel Seide gesponnen; trotzdem er dreifach, als
Dichter, Schauspieler, Sozietär, bezahlt wird. Das Dänendrama
war ein »Erfolg"; nur allzu rasch erschöpft. Woher geschwind nun
wieder den Stoff zu packendem Gestalterwerk? Der den Prinzen
gab, müßte auch in dem nächsten Stück die Hauptrolle haben. Er
ist jetzt Liebling: schmiede das Eisen, Bill, so lange es heiß ist.
Ein Bischen dick wird er. In Schwarz sah mans kaum (und die
auf der Probe eingefalzte Zeile von der Rundlichkeit und dem
kurzenAthem Hamlets schirmte ihn vor dem Hohn gertenschlanker
Edelherren); in nachgetäuschter Rüstung oder im Schottenkittel
würde man es noch weniger sehen. Er hat das Gehäus, die adelige
Haltung und Stimme des Helden; nicht dessen trotzig sieghafte
^Kraft. Auch der Bursche, der die üppige MajestälGert, uds machte,

wäre wohl für größere Aufgabe brauchbar. Der Erste kann die Pein des Gewissenskampfes wider heftig mahnenden oder zäh lockendenTrieb darstellen. DerZweite das Schwanken des Weibwesens zwischen der Sucht nach bemutternder Herrschaft über den Mann und der fast entselbsteten Gier, sich, völlig hingegeben» unter denBorn seines Willens zu spreiten. Adam und Eva? Nn» sere Puritaner würden pfauchen; auch liegt keine Dramenwurzel im Erdschoß des Gartens, dessen Frucht Bös von Gut scheiden lehrt.AllerleiBäume, lustig anzuschauen,mitschmackhafterFrucht; nur die vom Baum der Erkenntniß tötet. Für Sonette taugts eher als für ein Drama. And von dem verbotenen Baum hat ja schon der Kronprinz meines Dänemark gegessen.» So macht Bewußtsein^ Feige aus uns Allen; der angeborenen Farbe der Entschließung wird des Gedankens Blässe angekränkelt und Unternehmungen voll Mark und Wucht, von Rücksicht, Vorsicht aus der Bahn gelenkt, verlieren so der Handlung Namen." Hätte er den Mörder seines Vaters, das Männchen seiner Mutter, nach demtzofschauspiel getötet: er könnte als König thronen. Könnte? Er trüge die-That nicht. Der ein Gespenst sah, sieht auch morgen mehr als Wirkung und Wirklichkeit; sieht, mit blutendem Gewissen, stets wieder Geister. Wenn ein Hamlet nicht mit der Rächung des Mordes belastet wäre, sondern selbst Mörder würde? Da keimt ein Drama. Wie aber käme Solcher zu Mord? Ehrgeiz spornt, Machtgier peitscht,Gunst derGelegenheit lockert demRoß seines Willens denZügel; er hat vielleicht einen Fortinbras besiegt und sich im Kampf königlich bewährt; Geister umraunen ihn, rufen zur That; und er will dem Weib, das an ihm zweifelt, beweisen, daß im heldischen Kleid seines Wesens auch die Seele des Heldew athmet. Der Eva beweisen, daß Adam nicht, seit er sie besät und von ihr geerntet hat, eine kernlos schillernde Hülse ist, die Mannheim nurnochvorgaukelt.FruchtderErkenntniß?Vergiftete.Nachderew Genuß Böses gut scheint, Schön häßlich, Häßlich schön wird. Da sprießt ein Drama. In welcher Scholle gediehe es wohl am Besten? Den Wanstansatz meines Vormannes verbürge der Schottenkittel. Aus Schottland kam König Jakob, der sechste Stuart dort, hier der erste. Ihm, derFletcher und mich durch Königliches Patent zu Hofschauspielern ernannt hat, im Bühnenbild dieHeimath zu zeigen,wäre feine, würdige Huldigung, dienichtun-"

Hedankt bliebe.tzat nichtElisabeth selbst, die Unersetzliche, sich ge» 'freut.da sie das England Iohanns.der Heinrich und Richard, der Weißen undRothenRose erblickte? Hinter dem Tweed liegt das Land uralter Sagen und Sänge; liegt klüftiges Gebirg und düstere Haide. Den Fuß steiler Klippen beleckt die Zunge des Meeres, als wolle sie, zwischen zornig schäumenden Lippen, für die Erlaubnitz zumVorsprung auch denPreis knechtischeiDemüthigunganbieten; durch schwarzes Moor hüpft Irrlicht. Noch wohnt die Dämmer» stunde imWaldvonInveineß imGedächtniß.Nebelland,das im Zwielicht Spukgeister gebiert; und drum inniger als irgendein an» Heres an Hexen glaubt. Als Anna, die vom König Erwählte, auf der Fahrt von Dänemark an Norwegens Küste verschlagen wor» den war (wo der Bräutigam sie suchte, fand und sich antrauen ließ), starben zweihundert schottische Weiber auf dem Scheiterhaufen, weil ihre Hexerei den Wirbelsturm und den Schiffbruch bewirkt haben sollte. Auch König Jakob glaubt dran. Im Hexenkleid haben «n Oxfords Thor ihn Studenten mit lateinischem Versgruß emp» sangen; und seine»Dämonologie - hat die Zweifel Reginalds Scot heftig gerügt. Solches Vorurtheil nützt der Kluge, der sich in eines Herrfchers Gunst betten und vor Nebenbuhlschaft schirmen möchte. Zu machen ists. Unsere Bühnendiele hat Fallthüren, aus denen Gestalten aufsteigen und in deren Schlund sie wieder versinken tönnen; für den Höllen schrecken sorgen gemalte Fratzen mit teuf» lisch funkelnden Augen und Fletschzähnen, aus denen Pechfeuer qualmt. Hat nichttzolinfhed in feiner unausfchöpfbaren Chronik eine Schottengeschichte aus der Urväterzeit der Stuarts erzählt? Richlig.Elftes Jahrhundert. Eine Frau hetzt den Eheherrn, einen Häuptling zu morden, den feineBurg herbergt. Zwei Feldherren töten ihren König; weil Jeder der Zwei sich zur Herrschaft tüchti» ger fühlt, als der morsche Greis je noch sein könnte.Macbeth und Banquo. ZweiMörder? Das geht nicht. Banquo ist, nach tzolin-fhed,derAhnherr des Hauses Stuart; darf also nicht Mörder.die Krone unseres Herrn nicht durch blutige Tücke erlangt sein. Das muß ich ändern. Beider Fabeln Stoff in eine dichten. Macbeth ist Heerführer und Burgherr. In feine Burg kehrt der König ein; und des Wirthes Hand tötet den Gast. Schändung der Lehns» und zugleich derWirthspflicht: Doppelung schwerer Schuld. Und, nebenbei, eine Anspielung, die der Majestät ein huldvollesNicken

ablocken kann. Vor ein paar Iahren war Jakob von Alexander Ruthwen, dem Laird of Gowrie, in dessen Burg, bei Perth, gc» laden, vom Prunkmahl ins Schlafzimmer geleitet und dort,in der nächtigen Stille des Thurmes, mit dem Würgtode bedroht wor» den. Er hat sich aus der Drosselung gelöst, Hilfe herbeigeschrien» den Mordsinner dem Schwert ausgeliefert; denSchreckensnach» hall aber nie aus dem Ohr verloren. Sein Puls wird sich schleu- nigen.wennMacbeth, wie Ruthwen damals, dem gekrönten Gast vorausreitet und mit Mordgedanken dann ins Schlafgemach klet- tert. Er nur darf schuldig werden. Banquo kann die tzcxenzunft zwar sehen und hören (oft hat den Sinn eines siegreichen Feld» Herrn der Wunsch gekitzelt, sich selbst auf den Stuhl des siechen oder greisen Königs zu schwingen, der, fern von der Walstatt, in Pracht hockt); mutz sich aber gegen ihr Gewisper täuben. Danach muß ihm, dem Zeugen der Versuchung, der Mörder mißtrauen» der neue König von Mördershand den Mund schließen lassen. Doch ihn überlebt ein Sohn: und ausdem SamendiesesFleance wächst derStammbaum derStuarts.der in schottischerErde wurzelt und dessenWipfel sich nun überGroßbritanien und Irland wölbt. Das muß sichtbar werden. In der Hexenhöhle könnte Macbetl> erkennen, daß Menschenwille Bös nicht in Gut, Häßlich nicht in Schönzu wandeln vermag; daß er gemordet hat, um,nach kurzer, ruhloser Weile in Glanz, die Brut seiner Opfer zu krönen. Im Wusr tollen Zauberwesens (dessen Darstellung Scots «Entschleierte Hexenkunst" mir erleichtert) lernt er ahnen, daßDuncansSohn ihm auf den Thron folgen und Hinter Malcolms jungerMajestät ein langer Zug stattlicher Könige schreiten wird, deren letzte die drei Kronen, drei Szepter Englands, Schottlands, Irlands tragen.
Und wie endet der Narr blinden Wähnens, der so tief ins Blut waten soll? tzolinshed hilft. Und morgen ist wieder ein Tag.
Wie dieses Spiel der Laune es vorstellt: so könnte die Tra» goedie von Macbeth und Macbeths Weib entstanden sein. Der Theaterdirektor Goethe, der zweimal, 1800 und 1804, die (von SchillersNedersetzung verniedlichte und versüßte) Tragoediemit fast zärtlicherSorgfalt insenge Kleid seiner Klasstkerbühn e zwäng» te, sie sür Shakespeares bestes Stück hielt und sich, als Regisseur, sogar um das Gedröhn des Glockenschlages und das leuchtende

Roth der (gemalten) Tafelfrüchte, um die Fackel des kleinen Fleance und die Schaube des Arztes («Es wäre noch eineBahn einzusetzen") bekümmerte, hat über das Werk des Dichters nie» mals ein k.ügeres Wort gesprochen als dieses (zu Eckelmann): «Shakespeare hat bei seinen Stückenschwerlich daran gedacht, daß sie als gedruckte Buchstabenvorliegen würden, die man überzählen und gegen einander vergleichen und berechnen möchte. Er hatte die Bühne vor Augen, als er schrieb; er sah seine Stücke als ein Bewegliches, Lebendiges an, das von den Brettern herab den AugenundOhrenraschvorüberfließen würde, das man nicht fest» halten und im Einzelnen bekitteln könnte und wobei es nur dar» auf ankam, im gegenwärtigen Moment immer wirksam und be- deutend zu sein." So soll «scheinbarer Widerspruch" im Reden shakespearischer Menschen erklärt und entschuldigt werden. Ehr» surchthindert nicht, zu behaupten, daß solcher Widerspruch seltener ist, als Goethe geglaubt hat: weil er nicht merkte, daß diese Men» schen sehr oft, wider besseres Wissen, so reden, wie sie gehört, just in dieser Stunde von einem Feind oder Freund gehört, in ihrem Werth erwogen werden wollen. Gewiß ist aber, daß sie für die Bühne gedacht, aus dem Bedürfniß der Bühne gezeugt worden sind. So gewiß, wieNnerweisliches sein kann, daß der Schöpfer, um eines Mimen stärkste Könnerseite hell zu durchstrahlen, eines anderen Schwachheit hübsch zu bemänteln, um eine bewährte Wir» kung in verändertem Gewand zu wiederholen oder ein Riff, an dem das Stück stranden könnte, zu umsegeln, während der Pro» den noch an dem Stoff geschneidert, Nähte aufgetrennt, Unpaß» liches weggeschnitten, hier eine neue Bahn eingeflickt, dort allzu grellen Besatz in die Gesammttönung eingestimmt hat. Von dem widernatürlichen,übernatürlichenDoppellichtaufeinerLandschaft von Rubens (der, von nicht immer sauberem Sehnen nach Inti» mität heute unterschätzt, doch die mächtigste Malfaust allerZeiten hatte) kam Goethe auf das gottähnliche Willkürrecht des Künst» lers und versuchte, durch Beispiel aus der Dichtung es dem Ge° Hilfen verständlich zu machen. Als Lady Macbeth ihren Mann zurThat stachelt, spricht sie von Kindern, die sie aufgesäugt habe: unddoch wird spätererwähnt, daß Macbethkinderlos sei. Knaben, ruft er, nichtMädchen, sollediestarkeFrau ihm gebären: undwir dürfen dennoch nicht wünschen, «die Lady als ein jugendliches

Wesen, das noch nicht geboren habe", dargestellt zu sehen. »All diese Worte sind nur rhetorischer Zwecke wegen da und beweisen nur, daß der Dichter seine Personen jedesmal Das reden läßt, was eben an dieser Stelle gehörig, wirksam und gut ist, ohne sich viel und ängstlich zu bekümmern und zu kalkuliren, ob diese Worte vielleicht mit einer anderen Stelle in Widerspruch gerathen möch» ten." Ist traurigereVerkennung denkbar als eine,die denUnermeß- lichen, den Allgestalter zum efsektsüchtigen Wortgecken, zu einem RhetorenkünsteerschwitzendenFant erniedert?Noch mit halb nur wachem Bewußtsein ließe der Dramatiker von Gottes Gnaden nie- mals einen Menschen ein Wort sprechen, das auf dessen Lippe nicht taugt, aus dessen Wesensschacht nicht zu erschürfen war.Die Kinder der Lady können tot, können dem ersten Gatten (den die Chronik ihrgiebt) geboren sein. Sieerwähnt ihn nicht;und dürfte, selbst wenn die Erinnerung an ihn nicht spurlos getilgt wäre, ih n nie erwähnen:wie eineSonne nur leuchtet.fo lebt ihrem Gemüth nur ein Mann. Nirgends wird gesagt, daß sie schon welke. Nie wieder scheint sie uns, freilich, so reif, so jenseits von jeder Iugendirrung wie nach dem Empfang des Briefes, der kündet: Durch Duncans Huld bin ich Than von Glamis, von Cawdor, wie die Hexen ver» hießen; sprach ihr unter dem Weibsbart eingcschrumpfterMund zum dritten Mal Wahrheit, dann tritt von der nächsten Leiter» sprosse mein Fuß auf den Schemel der Königsmacht. Im Nach» klang 10 großerBotschaft enthüllt sich dasTrachten derLadyzund ihr Wort reißt den Harnisch, das Hemd vom Leibe des Mannes. Er ist zu voll von Milch der Menschlichkeit, um stracks ans Ziel zu stürmen. Nicht ohne Ehrgeiz; doch ohne die zu dessen Dienst unersetzliche Freiheit von Gewissensangst. Er will Ungeheures gewinnen; doch es nicht als Falschspieler erraffen. Will haben, ohne selbst zu handeln. Will auf dem glatt gebahnten Weg des Rechtes, in flecklosem Kleid, heimholen, was jedes Recht, des Himmels und der Erde,ihm wehrt. Nackt steht er, mit flatternder, nach Gipfeln langender, aufGipfeln schwindliger Seele,vor un» serem Blick. And dieFrau, deren wachsamer Gedanke ihn (in acht Versen) so greifbar spiegelt, dünkt uns an Erfahrung ihm über» legen und an Iahren deshalb mindestens gleich. Nicht mehr, wenn sie, im finsteren Burghof, ihre Weibheit wirkenläßt und denschlaff gewordenen Willen des Mannes mit dem Saft ihrer Brüste in

Gtrotzfülle schwellt. Vielleicht hat ein Sozietärgemäkelt.ein Stück,
das kein junges Weib auf die Bretter stelle, bringe niemals viel
<Seld: und der also bedrängte Dichter die dem Spieler der geilen
Königin Gertrud zugedachte Rolle dem Opheliens gegeben. Dem
hatte die Darstellung derGemüthskrankheit den Haupterfolg be»
Ichert. »Laß denBurfchenwiederUmnachtung des Geistes mimen,
William! Dann ist unser Schiffchen mit seiner Fracht halb schon
imTrockenen/So nüchterne Erwägung könnte den frühstenPlan
geknickt und Eva vor Adam, der kränklicher aussah, getötet haben.
Ward dadurch, was Goethe Widerspruch nennt? Den hat der
noch im Schlafwandelunbeirrliche Genius mit behutsam geschwin-
dem Griff überbrückt. Die Lady ist jung und ihres Willens Fit»
tich so flügge wie einerMöwe.die steil niederschießt, um von ent»
blößtemMeeresgrund, aus dem Ebbestrand, Fraß zu picken. In
Eimern hat sie,inBächen zuletzt diesenWillen indie vorderThat
dorrende, nach der That vom Graus fahle Seele des Mannes ge»
gössen: und ist selbst nun leer, jeder Kraftborn ausgeschöpft und
der zerrüttete Geist, der sich nicht aufrecht halten, nicht in friedli»
chem Schlaf gefund baden kann, läßt, hemmunglos, sein grasses
Geheimniß über denLippenrand quillen; haucht es in tauben Bett»
Pfühl oderkaltenStein.»AlleDüfteArabiens waschen meintzänd»
chen nicht wieder WWohlgeruch. Säubere, Du,dietzand vondem
Blutgerinnsel, daß ich sie fassen kann; und komm ins Bett." Noch
das letzte Wort hat den Tonschwung der Jugend, deren Sinnen-
trieb nicht abgestorben ist und die unter jäh ins Hoffnungsgrün
fegendem Lenzsturm, nicht unter des Herbstes rauhem Anhauch,
zu frösteln scheint. Nur der allgewaltige Schöpfer baut so, aus Zu»
^allsblöcken, aus Planken, die der Gischt allzu irdisch gierender
Wünsche angespült hat, unvergängliche Welten. Natur, die als
Zeugervermögen aus ihm wirkt, zupft ihn, ohne den Ungestümen
Gehorsamspflicht spüren zu lassen, da sogar, wo des Gewerbes
Nothdmft oder das Streben nach Hofgunst ihn verleitet hat, auf
den rechten Pfad. Ein kurzes, dem Dunstkreis des beliebten Dä-
nendramas ähnelndes Theaterstück, wieder mit zwei dankbaren
Rollen, doch mit dem Ausblick in helleren Tag, blüht zum mäch»
tigstenLiedvon Mannheitsdünkel und Weibheitstaumel, von der
Sucht, mit Menschenhänden das Schicksal zu kneten, und von
dessen unbarmherzigem Rächergrimm auf. Ein Gedicht, das dem

Gespensterglauben des allerhöchsten Schirmers schmeicheln, den König in der Hexenküche bewirthen wollte, lehrt empfinden, bah nur in lichtlosem Hirn Hexen sind; daß die graueZunft dieTrüm» mer der Vernunft umkrächz!; daß die Furcht des zu Götzen be» tenden Menschen erträumt hat, was ihn nun schreckt.
Was schreckt den tapferen Fc ldherrn Macbeth, der, nach har- tem Kampf, vor dem neuen Nordländerheer wie derLeu vor dem Hasen bangte? Nicht dasZiel.Nicht der Weg, der hinführt. Nur: die Angst vor dem Bewußsein (das uns, stöhnt Hamlet, in Feig» heit entmaiki), das Ziel und denWeg aus freiem Willen erwählt zu haben. Hundertmal hat er, im Dunkel, im Geknäuel der hei» ßen Leiber, der Frau die Brunst nach der Krone bekannt; in ihr Ohr geflüstert: »Ich möchteKönig seinl" Wie Meeresgetos noch in der engsten Muschel: so summt in dem schmalen tzörgang die Flamme des Wunsches nach. Er liebt seine Lady, weil sie mit dem Oel ihrer Rede täglich dieFlamme tränkt; weil sie desWunsches Zunge wird und sich in den Schein drängt, ohne Befruchtung aus Mannessamen den Wunsch geboren zuhaben. Er liebt das Weib, das sich bequemt, ihm Versuchung vorzutrügen. Aber des Truges bewußt bleibt. ImmerBewußtheit als Schreckniß l Nun ist er fern, abermals Sieger, noch dem müßigen, Gnade säuselnden Greis Duncan unterlhan; und sein verwitwetes Sehnen nach Willens» bestimmung schwängert den Haidenebel. Schon regt sichs und lallt. Als Than vonGlamis, vonCawdor,wird er begrüßt: und wars, ehe ers ahnen konnte. »Du wirst König sein!" Das steht noch aus. Dunstge ficht, dessen Kehle, weil er danach lechzt, die Stimme seines Traumes, seines Weibes nachgeäfft hat?Nein. Ließ Gottheit von grauenDienerinnen Schicksal künden oder winktTeufelei in Ver- derben? Die hätte sich wohl in lockende Form gekleidet. Was so häßlich aussieht, kann nicht mit Runzelhaut, Tropfnaselund Spei- chelkiefer, kann nur mit Wahrhaftigkeit werben. (Der Welt ver» wirrten Gefühles ist das Häßliche schön, das unbekannt Schöne das häßliche Werk des Bösen.) Duncan kommt in Macbeths Burg; schafft selbst die Gelegenheit zurThat.Weil siewerdensoll. Weil Gottheit, Schicksal, des gefährdeten Reiches Bedürfniß sie will. Neue Versuchung: viermal stärker als die erste. Jetzt ists kaum noch schwer, sich in die Wahnvorstellung von ohnmächtiger Willensknechtschaft einzudaunen; und die That d ann, wie ein vom

Loos Erkiester, zu thun. Macbeth mordet (er kanns, weil er zu müssen hoff!). Den Greis, den König, den Gast. Mordet zugleich die Hoffnung, die beten, das Gebet Anderer mit dem Amen siegeln kann, und den vertraulichunbewehrtenSchlaf.Duncansund der zwei Kämmerlinge. Seinen und seines Weibes. Kein Betäubungversuch nützt noch; nicht Wein und nicht die Rückkehr in den Zunftbezirk der bleichen tzekate. Das Bewußtsein ist wieder wach: und seitdem flieht denKönigMacbethderLebenserhalterSchlaf. Seitdem wirktder Zwang, denderzuWillensfreiheitMuthlosezuvor sich ausTruggesplnnstwob,zu neuem Mord, stets zu erneuendem weiter.Banquomuh fallen: Weiler dietzexenhörte.dieThatspur erwittern könnte und weil sein echtes, von einem Feuergeist bedien» tes Königswesen denzerfallenden Emporkömmling,morgen wohl schon vor dem blödenAuge des Trosses, überstrahlen müßte.Fle» ance, der König und eines Herrscherhauses Gründer sein soll, die Prinzen Malcolm und Donalbain,Macduff,Than von Fife, und andere gefährliche Männer entkommen. Was von Spähern ver« dächtigt ward und dem Dolch erreichbar blieb, muß, Weib und Kind sogar, verröcheln. Täglich schreien neue Witwen, wimmern neue Waisen, dröhnt von Schottlands Klage die Himmelskuppel. Und demStifter solcher Gräuel ist keine sröhlicheTagesstunde,nicht ein Quäntchen labender Nachtwürze gegönnt. Vom Zechtische scheucht ihn Banquos totblasse, blutig klaffende Stirn. Von der Brustseines blonden Weibes derunaustilglich haftende Ruch des Verbrechens, das sie an einander kittet,in stumme Zwietracht von einander löst.Macduff, der zu Malcolm, ins England Eduards, des Bekenners und Krankheitheilers, floh, kehrt mit einem Heer über den Tweed zurück? Wird endlich, Mann gegen Mann, wieder gefochten? Der Alb weicht vonMacbethsRumpf. Erst, wenn derBirnamwald selbst gen dieBurgDunsinan vorrückt, dräut der Königsmacht Fährnitz. Und kein vom Weib Geborener vermag denKönig zu töten. So ward ihmverheißen.Zroar: von der Sippe, die seine Krone den Söhnen Banquos vererbte. Zehntausend Flüche dem Spuk, aus dem alles Unheil aufdünstet, in dessen feucht kaltem Schwaden das Lächeln erfror, jedes Glückspflänz» chen.Schneeglöcklein und Himmelsschlüssel, verschmachtete! Aus Dust und Hexer, kessels Brodem in die helle Welt rothwangigcr Handlung zurück; von heute an keine Geister mehr! Zu spät. Sie

sind nicht mehr zu bannen; und bis aufs Letzte wird ihre Weis»
sagung wahr.Mo cduffsKrieger schneiden, zuBergungundSchutz,
Zweige von den Bäumen des Birnamwaldes, der also in Schlacht»
ordnung vorzurücken scheint. Macduff wurde vom Messer des
Arztes aus dem Schoß der Mutter geschält; und fällt den wüst
rasenden König. Der hat, einmal noch, seines Hoffens Feste auf
Gespensterweisheltgebaut.MittzohnlachenbestätigtNatur-Gott-
heit den Glauben. Ungemein Gräßliches hat sie an Diesem zu
sühnen. Der erfrechte sich, sie aus tzirnblasen und Moorfratzen
sprechen zu lassen, stümpernd in ihr Schicksalswerk zu pfuschen
und sich, an der Weibsschürze, von veranlwortlicher Bewußtheit
wegzulügen. Nach friedlosem Leben straft ihn ruhmloser Tod.
Der Mann wollte unfrei scheinen, ein in Verhängniß Ge»
bundener: und strauchelt,da er,endlich,frei zu sein wagt,einbild»
uerisches Wähnen wie Schaumbläschen zerHauchen, nur mit dem
Schwert noch den Acker feines Schicksals pflügen will, in selbst
geknüpfter Schlinge aus eisig starrer Pracht in den Schlund, durch
dessen Trichter Satans Gesinde die Seelen quetscht. Wer den
Willen entmannt hat, hürnt ihn durch den härtesten Panzer nie
wieder; wer, mit derGeberde blinderllnterthanschaft, Natur über-
listen wollte, erliegt, noch mit Trutzharnisch und ErzHelm, ihrer
urweifen, weiter als das schärfste Menschenauge blickenden List.
Die Frau wollte ihren schlank sprossenden Willen dem gestumpften
des Mannes aufpfropfen, des Gemahls Genius und Dämon,
Schutzgeist, Sporn, Glückshort werden: und sieht den von ihrem
Eifern Gekrönten übermüdet, vergrämt, mit schlaflos kreißendem
Hirn, von Mißwende wie Aas von Geiern umschwirrt. Wer sich
entweibt hat, darf nicht hoffen, aus den Saugwärzchen werde je
wieder Lebenssaft sickern. Den vor Verantwortlichkeit scheuen
Mann, das nach Verantwortlichkeit lüsterneWeib: der Tropfen
vom Horn eines Mondes spült Beide in Abgrund.
Welche Verantwortlichkeit war dieser Frau Wollust? Lady
Macbeth hat nicht von Hekate schwarze, blutroth gezackte Weihe
empfangen. Sie ist nicht bös; nur entschlossen, im Dienst ihres
Mannes, im undichten, zugigen Gehöus seines Wollens, hem»
mende Güte, wie ein vertragenes Kleid, abzuthun und sich in den
Schurz der Furie zu gürten. Für ihn kann sie trügen; könnte sie
morden: wenn das Opfer nicht im Schlaf ihrem Vater gliche.

Vater und Saite: ihres Wesens Pole. Am Brennpunkt ihresEr-
lebens ist, der sie zeugte, stärker als der Spender fruchtloser Ehe«
freude. Doch sie vermag, wovor Macbeth schaudert: die blutigen
Dolche trägt sie ins Mordgemach zurück; und schaut den von Pur»
pur berieselten König, in Lachen die Kämmerlinge. Weil Dieses
fein mutz, damit ihn, dessenMannheit erlahmt ist, nicht Verdacht
aus demThronrechtdränge.Dasbegehrtstenichtfürstch. Niemals
spüren wirMachtkitzelin ihr; nie auch nur leis den Wunsch, in Uep»
pigkeit sich über Andere aufzurecken. Freundlicher als im weiten
Umkreis eine blickt die Burg, in der sie schaltet, ins mürrische Grau-
grün der Haide. Schwalben durften, wo sie einPlätzchen eräugt hat-
ten, ihr Nest bauen.DieHausfrau, die solchesMoosflickwerk.solche
Verschmutzung am Mauergewand duldet, ist nichtunsromm, dürf»
tigem Geschöpf nicht lieblos. Weder Tand noch Befehlgewalt
heischt sie. Macbeth will König sein; und solls also, daß die Dü»
nung seines Gemüthes sich schwichtige, werden. Den in Zagheit
Verkrochenen peitscht, mit ungeminderter Striemkraft stets, der
Zweifelauf. «BistDu einMann?« Wäre ers, unter dem Schädel«
dach gerade so wie im Eisengesträng derMuskeln,er dürfte lachend
ruhen. Daß ers nicht ist, merkt die Frau erst nach ihres Werkes,
ihres Werkzeuges Krönung. KeinKönig; kaum,trotz den Krieger»
thaten, ein rechter Mann. Ein Dichter vielleicht. Ein Träumer,
der bebend in Gesichten schwelgt und aus dem, wenn er in schwel»
gender Größe thronen müßte, blutrünstiges Gedächtniß lallt. Zer-
störer, nicht Schöpfer. KeinAederchen eines Königs.Dessen Seele
soll siebenfach umwallt fein und nie ein Wort durch die Thore
lassen, das nicht flugsHandlung wird. Der soll Saat ausstreuen,
nicht nur mit der goldenen Sichel Menschen und Menschenge-
bild hinmähen. Und in das lecke Faß dieses Schwarmwesens
hat sie, bis aufdie Neige, alle Kraft ihresWillensgegossen?Weit
jede Schleuße aufgethan, daß die Fluth den Herrn ihres Schick»
sals hebe? Er sinkt. Schon gurgelt der Strom vor seiner Lippe,
die zum Verräther wird. Einmal hat er vom Schwungbrett ihres
Willens den kühnen Sprung gewagt; kann sich aber auf der Höhe
nicht halten. Gestalt und Antlitz des Helden; dahinter spukt ein
geduckter Geist durch modernden Prunk. Enttäuschung bricht die
Frau, die jeden Quell erschöpft, sich froh in Schuld und Schande
gewühlt hat, um Diesem auf feinen Weg, an fein Ziel zu helfen.

Da steht er: und wankt schon, tastet nach der Gefährtin, derWil» lenskrücke, und ächzt die Lehnsmannschaft vom Krönungmahl. Nun erst denkt die Lady an sich. Möchte den Blutgeruch aus der Haut, die Haut vom Handgelenk reiben. Nun erst empfindet sie, wie schmählich nutzlos die Wuth Dessen war, der, den grimmen Märenkönig zu spielen,Frauen und Kinder zerstücken hieß. «Der Than von Fife hatte ein Weib; wo weilt es jetzt?" Und wie der entmannte König, so wird nun auch die entweibte Königin von Schicksalsrache gefoppt.In das ausgeschöpfteWillensgefäßver» tropftderSpülichtausMacbethskrankerVorstellung.VomBrand seines Hirnes stieben Funken in ihr einst so wohlgeordnetes hin- über.Sie verbeißt die Feuers Pein; fühlt aber.wiedie Stützen und Klammern der Vernunft heiß werden, zu glimmen anfangen. Ihre Kraft sollte in ihm, aus ihm in die Ferne wirken. Nun ist sein Siech» thum in ihr. «Und bist ihm unterlhan und er ist Dein Herr." Den- noch. Deines Schicksals Schmied. Alles Einem gegeben, der kein Kind, kein in Dauer wachsendes Werk zeugen konnte; und dessen faulige That, wie des feist stolzirenden Dänenkönigs Klaudius, himmelan stinkt. Was blieb, da die Hoffnung auf dieses Einen Mannheit wie Hexenplunder zerrann? Der Schlaf, den Macbeth gemordet hat, steht wieder auf und umfängt, an des Gatten Stelle, die Frau. Aus Traum, der ihr Leben war, gleitet sie in Tod.
«Sie konnte später sterben ".knirscht derKönig.Später:wenn die aus Englands hellerer Geisteszone Heimgekehrten den Sieg des Rechtes erstritten und jeden Sünder nach Glimpf gestraft hatten.KönigMalcolm. Herzog Macduff.TüchtigeMänner; ohne sonderndes Merkmal; immer in Sonntagsstaat. (Die, fast ohne Geschwister in Shakespeares Welt, haben, mit ihrer einfarbigen Reine, wohl mehr noch als der Schicksalgedanke dieser schiersten TragoediedenheiligenMannFriedrichSchillerzurUebersetzung, zu seiner Aufpolsterung mit Christenpathos und Heidenwulst ge» reizt.)WardesSchöpfersAbsicht,derKundschaft,demPodiumund demPitt, diesesittsamTapferenalsMusterrühmlichster Herrscher« tugend vors Auge zu stellen? Den Adel und die Gründlinge des Globus einScheusal,nocheinmal,hassen,dasüberdieParkschranke hinaus sinnendeWeib meiden zu lehren und sie zu mahnen, daß nur

der von Geburt und von Gottes Gnade auf den Thron Gewiesene Heil stiften,ein getreuer Volkshirt werdenkönne?NichtdieErben Pembrokes nur, der zwischen Elisabeth und Maria Stuart hin und her wippte, sondern auch Lord Plumpudding, Mr. Pickwick nnd der Pöbelangler Jack Cade hätten ihn ehrfurchtvoll ausgelacht. Mit steifer Gesetzlichkeit und dürrer Moralpredigt durste man nicht vor die bunte Menge, die das höchste und tiessteKunstgcbild aller Zelten, von einer Bühne ohne Coulissen, Maschinen, Weiblichkeit und Lichtwunder, entzückt in Seele, Verstand, Sinne fchlürfte. Deren Ohr gedrechseltenWitz und verziertes Wortspiel so willig aufnahm wie Jungfer Dortchen den aufs Beilager Bie» tenden. Was konnte diesem ungelehrt weisen Haufen ein Malcolm, ein Mci cduff sein? Der Jüngling ein wackerer Prinz, dem, wenn er als König sich in Uebermuth tummeln wollte, ^aZna ^Kai-ta (wer fragt nach dem Datum?) schon wehren würde, dem Halfter derPflicht zu entlaufen. Dieser ein starker Kerl, der keinen - Hieb einsteckt und, mit dem Schwert in der Scheide, anständig über Politica schwatzt. Ist ihrWilliam aus Stratford der Wicht, Einschränkung in knechtischen Stumpfsinn, Kniesall vor ange» stammtem Königthum zu empfehlen und den Junker hübsch glatt gekämmt,mitLavendclduft und Presbytersalbung,vor dieZwingergemeinde zu pflanzen? Strebt er aus Selbstand nun gar in Pfründe? Hat er vom wilden Dämon sich nach Laodikaia gewandt?

Coriolanus.

Durch die helle, herrenmoralischeWeltanschauung derAlten, die der schwarze Schatten derChristensittllchkeit noch nicht gesänf» tigt hat und der Männertapferkeit, virtus, die einzige Form der Tugend ist, rast m t weithin hallendem Donnergetöse eine ge» spenstische, mystische Macht. Ein stolzes, zu üppiger Reife er» blühtes Weib, eine Vcrsucherin mit brennendem Blick und lech» zenden Lippen, mit weichen, winkenden Armen, in deren Um» klammerung der selig Jauchzende spürt, daß sie sein wonniges Stammeln mit dem letzten Hauch des verlangenden Mundes er» stickcttkönnen.eineHetärengestalt.diedenWandelndenmitheißem Gruß lockt und zugleich doch schreckt. Sie sitzt lässig auf goldenem Wagen, die weiße Hand lenkt schwarze arabische Rosse, einPur» purgewand gürtet die Lenden, die breite Brust drängt frech sich

ans Licht, als wollten die rosig prallen Warzen ganze Völker zur Stillung laden, und das Gefährt strotzt von phönikischemPur» pur undGold und blitzendemTand. Scheu weicht die Menge ihm aus, denn sie weiß: mit der Uebermüthigen ist nicht zu spaßen, ihr Gespann zerstampft unbarmherzig, was sich ihm keck in den Weg. stellt, und die Röder des Prunkwagens rasseln über den gemeinen Hausen hinweg. Durch bleiche Lippen stiehlt sich, aus Entsetzen und Sehnsucht geboren, der Seufzer: Die tzybrisl.. Der Wim» melnden Schaar, die den Acker bestellt, dem Handwerk nachgeht und die Wechselfälle des öffentlichen Lebens beschwatzt, ist sie nicht gefährlich; sie sucht unter den Besten denBuhlen, unter den Stai ken, die über die Masse hinausragen und mit der Macht des Willens und der Persönlichkeit höhere Geltung und besonderes Ansehen erzwingen. Den siegreichenKrieger, der in denTagen noch blasser Wesensscheidung fast immerauch als Politiker und Volks» redner im Vordergrunde der Staatsvorgänge steht, den Edlen, dem die Geburt schon den steilenWegzurFührerschaftwies,preßt die Unheimliche an ihre Brust, hitzt ihm das Blut und treibt ihn zu tollkühner That. In manchen Mannes Sinn und Seele zün» gelteihr gieriger, zitternd und lallend begehrterKuß das süße Gift, manchen starken Mann stachelte sie mit sündig geiler Verheißung, daß er die Grenzen der Menschheit vergaß und des Unerhörten sich frevelnd vermessen wollte. Und von Allen, die der wüthenden Brunst erlagen, ward kein Einziger je von ihren Wunden völlig geheilt. Bang blickten die ernsten Geister auf dieses Schauspiel und mühten sich, gegen die von Asiens heißer Küste in die Länder des Zeus und der Venus verschleppte Fieberepidemie in den Sinnen und Sitten des Volkes selbst ein immunisirendes Serum zu bereiten. In Athen wurden der tzybris göttliche Ehren er» wiesen, diePelaten und tzektemoren erflehten von der hochThro» nenden milden Gebrauch ihrer Macht und Solons ganzes Poll» tisches Lebenswerk war im Grunde ein steter Kamps wider das Wüthen der holden Verheererin. Ihr galt seine Mahnung, nie zu viel zu wollen, den Willen nicht über den Bereich des Ver» mögens hinauszuschicken, und an sie dachte er, da er den Reichen, den im Schoß des Glückes behaglich Schmausenden, zurief, den begehrlichen Stolz zu zähmen und nicht maßlos die Wünsche zu nähren. Auf jeder Seite der Schrift des Aristoteles über dcu

Staat der Athener spürt man, wie der Weise in dem stillen Wal»
ten der Hybris, die er nie nennt, die tiefste Wurzel des Haders
und Unheils erkannt hat und wie es ihn drängt, sie aus dem hei»
Mischen Boden zu jäten. Doch allem Bemühen der Mahner und
Warner blieb der Erfolg versagt und das Kosen der Hexe der»
zerrte in Fieberschauern die schönsten und feinsten Köpfe; von den
frühen Tagen des Alkibiades bis in den Taumel, bis, über
Leichen hinweg, in die sinkende Nacht des Römercaesarenwahnes.
Eins ihrerOpfer war Casus Marcius Coriolanus, den Plu»
tarch in seinen vergleichenden Biographien dem Alkibiades ge»
sellt. Er gehörte zu den Edelsten der Nation, zu dem Stamm des
Ancus Marcius, der. als Tochtersohn Numas, nach Tullus
tzostilius König war. Den Vater hatte erfrüh verloren, Volumnia,
die nicht unedler gezeugte Mutter, zog den Knaben auf, und wenn
Plutarch in ihm auch einen Beweis dafür sieht, daß ein verwaistes
Kind zu den höchsten Ehren gelangen könne, so wird in unserer
Zeit der Betrachter, dem kein Vorurtheil über die Fährlichkeiten
des Waisenstandes denBlick trübt,doch geradeandemLeben des
Mannes Casus merken, wie nöthig dem störrischen Knaben die
feste, zügelnde Hand des Vaters gewesen wäre. Ein kräftig auf»
geschossener Stammesstolz stimmt sein Wesen, er glaubt sich von
besserer Art als der seiner patrizischen Standesgenossen und ge»
wöhnt sich schon alsIüngling in denWahn.nur von den nächsten
Blutsverwandten Ehre empfangen zu können und allerAnderen
Lob, wie wenn es aus unreinem Mund käme, hochfahrend zu»
rückweisen zu müssen. Pluta.ch sagt gleich im vierten Absatz von
ihm: sutem alii Zloriam virtutidu8 sibi tmem 8tatuunt, sie matris
ille Muckum Zloris sua quaerebat; und dieser Iugendgewohnheit,
in der Freude der Mutter den Endzweck des Ruhmes zu sehen,
entwuchs Casus nicht mit dem Eintritt in die Mannbarkeit. Ihm
bleibt der persönliche Stolz, das Bewußtsein, einem auserwähl»
ten Geschlecht entsprossen zu sein, die stärkste, bestimmende Emp»
findung; wenn erinihrtötlichgetroffenwird.schwindetausseinem
Gedächtniß das Pflichtgebot, das ihn erst an die tzeimath und
dann an die Feinde Roms ketten sollte. Ihm ist das Vaterland
imni er nur das Land seiner Mutter: ihre Mahnung macht ihn
zum Krieger, ihr Lob wiegt ihm schwerer als die von den Volks»
genossen dem jungen Sieger gespendeten Eichenkränze, ihrFlehen

führt ihn zum zweitenVerrath an derMannespflicht. Was nicht dem Stamme der Marcier oder dem Muttergeschlecht entsproß, bleibt ihm im Innersten fremd; und was zur Plebs, zum gemei» nen Pöbelhaufen, gehört, scheint ihm nur geschaffen, um mit den schmierigen Leibern den Wall zu bilden, der ihn, den ragenden Recken, vor den Speeren der Feinde schützen kann. Dem Troß Rechte gewähren, ihn aus der Verfronung an Wuchererlücke erlösen, der wimmelnden Rotte die Lebensmittel verbilligen? Schwächlinge mögen solche Pläne hegen; der Starke weiß, daß Pöbel stets Pöbel bleibt und das feige, großmäulige Gesindel höchstens gut dazu ist, mit seinem dicken, unreinenBlut demAdel denDcmk für die Peitschenhiebe abzustatten, mit denen er es vor» wärts trieb, auf die helle Höhe des Ruhmes. Cajus Marcius erbebte in lohendem Zorn, da der Senat den aufrührerischen Plebejern den Tribunal zu, Vertretung ihrer Interessen gewährte; denn nach seiner Ansicht hatte der gemeine Haufe schweigend zu gehorchen und, ohne den übel riechenden Rachen zu öffnen, hin- zunehmen, was ihm das Schicksal beschied. Als die Velitraner Gesandte schickten und vonRom sür ihre von derPest entvölkerte Stadt Kolonisten erbaten, als die Tribunen sich dem Senat, der dem Wunsch willfährig war, widersetzten und riefen, es sei die äußerste Schmach, die eine Hälfte des Volkes in eine verpestete Gegend zu treiben, während die andere Hälfte in Roms Mauern derHungersnoth ausgeliefert sei, stemmte Casus den starkenWil» len gegen die unbotmäßige Masse und erreichte vom schwanken» den Senat den Besehl zur Deportation, die den Körper der Stadt von ungesunden, vergiftenden Säften befreien sollte. Damals hatte Volumnias tapferer Sohn das Schlachtenglück schon in seinen Dienst gezwungen, in manchem Kampf gegen die Volsker gesiegt und bei der Eroberung Coriolis, ihrer ansehnlichsten Stadt, den Ehrennamen Coriolanus erworben. Die Gunst des Volkes aber hatte sich seinem trotzigen, harten und hochfahrenden Sinn nicht geneigt: und als er, um für seine Wahl zum Konsul nach altem Brauch die Stimmen der Quiriten zu erbitten, in der togä canäicla, als Kandidat, auf dem Forum erschien, weckte sein Werben keinen freundlichen Widerhall und zwei andere Pa» trizier, gefälligere, deren kriegerisches Verdienst dem seinen ab« nicht im Mindesten glich, wurden zu Konsuln gewählt.

Der unerwartete Streich traf die imMannesstolz wurzelnde
Eitelkeit mit furchtbarerWucht. Ein Politiker, der die Machtoer»
th eilung im Staat achten gelernt hat und, weil er selbst seinem Recht
Anerkennung heischt, auch vor Anderer Rechten sich zu beugen
vermag, hätte die Kränkung ruhig getragen, in der eigenenBrust
den Sitz des Verschuldens gesucht und alsein reiferer, geläuterter
Mann auf die günstige Stunde gewartet. Coriolan aber hielt,
nach dem Wort Plutarchs, Starrsinn und Jähzorn für die sicher»
sten Zeichen geistiger Größe und hat nie erkannt, daß zum Um»
gang mit Menschen und zur Leitung der Staatsgeschäste nicht der
Dünkel, sondern die Duldsamkeit taugt. Er fühlte sich tötlich be»
leidigt; und eine Verfassung, die einen Marcier zwang, von
schmutzigen Sklaven schnöde Beleidigung zu dulden, durfte nicht
fortbestehen: denn des römischen Staates wichtigsterZweck ist doch
und soll ewig sein, den Marciern eine behagliche Heimstätte zu
sichern. Zwischen dem zornigen Edelmann und dem zum Selbst»
bewußtsein erwachenden Volk entbrennt nun ein Kampf auf Le»
den und Tod. Coriolan verhindert, daß den Hungernden Korn
zu billigem Preis oder umsonst gewährt wird, er will die Masse
entrechten, ihrdenTribunat, denmühsamerstrittenen,wieder rau-
ben, er beschwört durch freche Schimpfreden selbst das Volksge»
richt über seintzandeln herauf.wird fürLebenszeit aus der Stadt
verbannt: und geht geraden Weges zu den Volö kern, den ge»
fährlichsten Feinden des Römerstaates. Rom hat ihn nicht nach
seinem Werth geschätzt, Rom soll in Feuersgluthen die Sünde
büßen. An der Spitze des Volskerheeres rückt der Rächer vor
die Thore der Vaterstadt, kein Jammern und Winseln der Lands»
leute und Freunde rührt sein verhärtetes Herz und erst demFle»
hen der Mutter gelingt, den Rasenden zur Amkehr zu stimmen.
Er will das Vaterland schonen, weil es das Land der Mutter ist,
und scheut, um ihr Lob no ck, einmal zu verdienen, nicht den neuen
Berrath.Aber die selben Volsker.die ihn an Rom rächen sollten,
rächen nun Rom an ihm:ihren Streichen erliegt der Stolze, der,
um den eigenen Zorn zu kühlen, ein ganzes Volk zum Rachewerk
ries und es dann, da der Mutter mahnende Rede in den gesänf-
ttgten Sinn den Weg fand, schmählich verrieth. Coriolan, der in
denVolskerstädten einst wie imTaubenhause derAdlergewüthet
hatte, fällt ruhmlos von der Voleker tzand; und das Gerücht, das

seinen Tod hastig den Römern meldet, weckt in den Männerherzen nicht den winz'gsten Laut der Trauerklage. Plutarch, der in ihm den anständigen und sparsamen Patrizier von strengen Sitten bewundert, scheidet von seinem leuchtenden Bild mit dcm Seufzer: «Zum Unheil wurde ihm sein unbeugsamer Charakter, sein maßloser Stolz und Dünkel; solches Laster ist dem gemeinen Mann immer verhaßt und wird vollends wüst und unerträglich, wenn Ehrgeiz sich ihm gesellt. Menschen von der Art Coriolans schmeicheln derMenge nicht, stellen sich vielmehr, als seien sie für die vom Volk zu gewährenden Ehren ganz unempfänglich, und gerathen dann doch in Raserei, wenn diese Ehren ihnen versagt werden. Auch Metellus, Aristides und Epaminondas ernieder» ten sich nicht zu Schmeichlern des Pöbels, aber sie verachteten auch wirklich die Gaben, die ihnen die Volksgunst spenden und entziehen konnte. Coriolan warzu hochmüthig, um Ehren erbitten, und zu ehrgeizig, um sie entbehren zu können." Er mußte sterben, weil er in derGemeinschaft derMenschen nicht leben, sich nicht in anderer Menschen Wesenheit schicken konnte; er m: 'te schmäh» lich aus einem glanzvollen Dasein scheiden, denn die tzybris hatte mit heißem Kuß den harten Sinn des Helden versengt.
Was hat Shakespeare aus diesem römischen Junker gemacht? Er hat den Stoff, den er in seinem Plutarch fand, kaum der» ändert, ganze Ab schnitte der Erzählung, befonders die Fabel vom nützlichen Bauch und ti: Reden der Mutter, nur in Verse ge» bracht; aber er hat den Helden aus den engen Mauern der Sie» benhügelstadt in das weite, höher gelegene Reich der Mensch» heitdichtung verpflanzt, in dasRenatssancereich shakespearischer Menschen. Taine hat einmal gesagt, die von dem Briten geschaf» fenen Menschen stammten sämmtlich aus der selbenFamilie und trügen, wie verschieden auch ihr Gewand sei, im Innersten doch die deutlich erkennbarenZüge derBlutsverwandtschaft. Er wohnte im Recht. Shakespeare schuf seine Menschen, wie ein echter Gott, nach seinem Ebenbilde, schuf sie aus dem Reichthum einer lyri» schen Stimmung, deren Quelle, nach Brunetieres klugem Wort, immer eine Hypertrophie der Persönlichkeit ist. So thaten auch Andere: Goethe heißt Werther und Tasso und Faust, Rousseau erscheint in der Maske des Saint-Preuz, Byron vermummt sich als Don Juan, Manfred und Kain und die Flamme ihres Tem»

peramentes schlägt aus allen Heldengestalten Kleists, Schillers und Hugos uns prasselnd entgegen. Die Gabe, die Shakespeare zum Einzigen erhöht, ihn zu dem Dichter macht, dem man keinen anderen vergleichen kann, hat Taine treffend I'imaZiriation complete genannt; man wird, um das Wesen seiner grenzenlosen Kunst zu bezeichnen, keinen knapperen und klareren Ausdruck finden. Dieser Weltenschöpfer umfaßt mit einem Blick alle Seiten der Menschen und Dinge, Licht und Schatten, Kraft und Schwäche, er sieht die ganze bunte Fülle des Farbenspieles und ihm enthüllt mit den gesundenTrieben.die einer werdenden Persönlichkeit den Glanz und die heldische Herrlichkeit geben, sich zugleich stets auch der Krankheitkeim, der sie, früher oder später, einst vernichten muß. KeinAnderer hat dieseMacht undWeite derIntuition, keinAn» derer vermag die in heißer Lust nach dem eigenen Ebenbilde Geschaffenen so aus der Höhe, mit dem still Herz und Nieren prü» senden Blick des gelassenen Betrachters, zu sehen. Shakespeares Menschen verbindet eine unverkennbare Familienähnlichkeit, die Gleichheit des Blutes, aber sie unterscheiden sich von einander (Taine scheint es nicht bemerkt zu hüben) wie die individuell verschieden gearteten Glieder einer Familie. In Allen ist die Fülle der schweifenden Phantasie, das einbildnerische und leidenschaftlicheVermögen unddieSummederWesenszüge.die man die na» türliche, angeboreneTollheitdes zweizinkigen Gabel'hieres nen» nen könnte, größer als die anerzogene Vernunft, der bon 8ens und der Zwang einer Sitte, die sich erdreistet, Gesetze der Sittlichkeit zu Prägen; zwischen Allen aber erheben sich auch die besonderen Schranken, die eine Persönlichkeit von der anderen trennen. Und diese Verwandtschaft und Differenzirt heit wird nicht, wie bei klei» nen Künstlern, durch die Gewandung des Wesens erreicht; der Dichter hält sich bei Kleid undZierseinerMenschen nichtauf, sondern dringt bis zum tiefsten, verborgensten Sitz ihrerMenschlich» keit vor und zeigt in dem Römer, dem Mohren,dem Dänen.Ita» ler und Juden den Menschen. Seinen, den shakespearischen, aus frei schaltender Phantasie der Natur nachgeschaffenen, oon der Metaphysik derStubengelehrten nicht angekränkelten Menschen, der nie völlig derThierheit entwachsenkann und indessen kurzem Erdenleben Vernunft und Gesundheit nur zufällige, vorüberge» hende Zustände sind, den aufrecht schreitenden Vierfüßler, dessen

Wille determinirt und dessen Empfindungvermögen schrankenlos ist und der, vom Instinkt gestoßen, vonWahnv orstellung geblendet, ohne Steuer und Kompaß vom Wirbelwind seiner Leidenschaften vorwärts getrieben wird, auf den Gipfel des Glückes und in die schwarzeNacht desLeidens.zurtzeldenthat und zum Verbrechen, in Seelenkrankheit und Tod. Shakespeare hat eine Welt geschaffen, die ihr eigenes Gesetz, ihre eigene Logik hat; und derGegenstand seiner größten Dramen ist: wie dieses Weltgesetz den Nebermüthi» gen, der es brechen will, niederzwingt, wie Alles, wenn der von einem Starken entfesselte Sturm ausgerast hat, wieder zur alten Ordnung kehrt und die Zeit, die aus den Fugen schien, durch das Walten einer Macht, die man Vorsehung nennen mag, wieder eingerenkt wird. Und in diese Welt, die der hellen, Herrenmoral» ischenAnschauung derAlten dieThore weit öffnet,hat erdenvom heißen Kuß der tzybris beraufchten Coriolanus verpflanzt. Plutarchs strenger und starrer Römer, der, ob er die Volks» genossen auch hochmüthig verachtet, doch immer einRömer blieb, ist verschwunden; vor uns steht ein an keine Scholle gebundener, keiner klimatischen und nationalen Einwirkung unterworfener Mensch, steht der Starke, der sich über die Menschenschwachheit erhaben wähntund an der untilgbaren Menschenschwachheit dann zu Grunde geht. Der untrügliche Blick des Dichters hat erkannt, inwelcher Scholle eine solcheNatur zum Werden und Wachsen den weitesten Spielraum findet: deshalb zeigt er uns die Stadt, die er Rom nennt, im Zustande der zuerst heimlich wühlenden und dann osfen ausbrechenden Revolution; und er hat, mit der nur dem Genie eigenen assoziativen Kraft, den Punkt gesehen, wo das Wesen des Helden sich besonders deutlich enthüllen und sein flackernder Wille den tätlichen Streich erdulden mutzte: deshalb läßt er seinenMarcier um die Stimmen derQuiriten werben, den Starken vor denSchwachen, die er verachtet, alsBettler erscheinen. Auch Plutarchs Coriolan erbittet die Stimmen, die er, um nach demRecht Konsul zu werden, braucht; aber ihm ist derGang auf das Forum kein schweres Opfer, sondern eine von der Sitte be» fohlene Leistung, zu der er sich, wie zur Erfüllung aller von alter Sitte geheiligten Bräuche, ohne Bedenken herbeiläßt; er faßt Höf» lich die schweißige Hand der Plebejer, läßt sie seine Narben be» fühlen und streicht, ohne dem Sinn der Ceremonie weiter nachzu»

denken, die erhandelten Stimmen ein. FürShakespearestzelden ist dieser Gang derWeg aus dem sicheren Schloß seiner Person» lichkeit, aus den festen Mauern, von deren steinerner Höhe sein Stolz bisher stets dasGehudel da unten maß.Wenn derMann, der dem Rottenführer zurief,jederPatrizier,derdemtzaufen auch nur ein gutes Wort gebe, verdiene Fußtritte, und der sich berühmte, der Pöbel solle eher die Stadt abdecken als ihn zur Willfährig» teil zwingen, sich nun vor dem gemeinen, unsauberen Volk in die Schmeichlerrolle erniedert und durch sein Thun zeigt, daß er die Machtvon der Plebs erbetteln muß, dann hat erseinLebensgesetz, das ihn so lange aufrecht hielt, durchbrochen und das sichere Gleich» gewicht seiner Wesenswerthe für immer verloren. Er fühlt die Gefahr; deshalb sträubt erfich lange gegen die Pflicht,möchte «die Sitte umgehen" und dem Volk ein Recht nehmen, das den edel Ge» borenen fchändet; deshalb verbirgt er, schamhast wie eineVirago, die den keuschenLeib nicht betasten lötzt,dieSpur seinerWunden in die Falten des Kleides und höhnt die vielköpfige Menge, um deren Stimmen er wirbt. Er ist nicht der steife römische Tory, dem alles Alte ehrwürdig scheint: er verachtet, wie ein rechter Rebell, die Trägen, die sich vor Bräuchen schmiegen und berghohen Irr» thum häufen, «daß Wahrheit nie ihn überragt". Aber der Wider» spruch zwischen Reden und Handeln wird, weil das Bewußtsein ihn ahnt, nicht geringer. Cajus Marcius mag die Menge höhnen, sich selbst beschimpfen, das tzaar raufen und mit den Zähnen knirschen:« thut,was er,um sich treu zubleiben, nichtthundürfte: und daß ers thut, treibt ihn in Schande und Tod. Ein Junker, der das Acke ehrt und alles Neue herrisch von sich weist, hatte im rö» mischenBoden noch Wurzeln; ein Konservativer, der alte Bräuche beseitigen und alte Tafeln mit frevelnder Hand brechen will, ist wurzellos, die schwan ke Beute des ersten Sturmes. In dem Augen-blick, wo Coriolan der Stimme folgte, die dem Zaudernden zu» rief: «Bis hierher sollst Du gehen und nicht weiter, denn hier ist die Grenze Deiner Macht", wo er das weiße Gewand derDemuth anthat und die drohende Rede zur höflichen Bitte schmeidigte, hatte er seinen sichersten Stützpunkt verloren war er sich selbst untreu geworden. Und von der erftcnAntreue ist es nicht weit zu neuerTreulosigkeit. Der Mann, der sich selbst vor allem Volk zum Lügner entwürdigt hat,kcmn auch daß Vaterland verralhen, kann,

wenn ein starker Magnet seinen irrlichtelirenden Geist lockt und zieht, an der neuen tzeimath abermals zum Verräther werden. Und er darf nichtüberUngerechtigkeit klagen, wenn man ihm nicht mehr, wie einem von keiner Lüge je Befleckten, gläubig vertraut; ihm gehts bei den Volskern wie Brabantios Tochter im Hause des Mohren; er wird verdächtig, weil er schon einmal, in gewich» tiger Stunde, das Vertrauen derNächsten schlimm getäuscht hat. Der Nächsten? Er würde solchen Vorwurf höhnisch verlachen. Welches Band knüpft ihn denn an die Tiberstadt, an die Ge» meinschaft der Patrizier und Plebejer? Im Innersten verachtet er sie Alle, Edle undUnfreie, Senat und Volk. Er dünkt sich hie» nieden einen Gott: und einem Gott sind Die nur, die er in seinen Himmel erhöht hat, dieNächsten. Auch ein Gott ehrt dieMutter, die ihn gebar, den Leib, der gewürdigt ward, ihn zu tragen, den Born, aus dem er als Kind die Götterkraft sog. Coriolan beugt sich vor Volumnia, die keine heroische Römermatrone im Stil Cor» neilles ist, sondern ein leidenschaftliches, von hitziger Wallung be» wegtesund doch mitFraWnschlauheit.mitdemfördernden Schatz, den man nicht grundlos Mutterwitz nennt, begabtes Weib. Ihr Vertrauen täuscht er nicht,ihr folgt derWilde wie ein gehorsames Kind, ihre Bitte treibt ihn auf das Forum, ihr Flehen bestimmt ihn, die tzeimath zu schonen und das Volskerheer rückwärts zu führen: denn sie spricht zu dem einzigen sicheren, nie beirrten Ge» suhl, das in seinem harten Herzen lebt, zu dem wuchernd aufge» schossenen Stammes stolz des Marciersprossen. Er hat auch ein Weib, ein zartes, in stummer Leidenschaft erglühendes Geschöpf, dem die starke Seele der Römerin nichtbeschieden ward und das, selig, weil es den Göttlichen anbeten darf, vor dem Helden kniet. Auch diese Virgilia, die er sein liebliches Schweigen nennt (eine gesprächige Frau hätte der tyrannischeTrotz nicht in derNähe er» tragen), mag in seinem Himmel mit ihm wohnen. Wer sonst? Sein Knabe, die Hoffnung des Stammes. Ihnen will er vereint sein, ihnen nach dem Pflichtgebot tapfer die Treue halten. Was außer ihnen inRom lebt, gehört nicht zu seiner Sippe, ist ihm nicht ver» wandt, braucht ihn nicht zu kümmern. So könnte, so dürfte der Mann denken, der sich ins Familienhaus v.rfchließt und den Marktplatz meidet; wer die Geschäfte des Staates führen, vor Aller Augen wirken und schaffen und für die res publica Etwas

b?deutenwill,muß stch in die Wesensart andere, Menschen schicken.
Ein Gott darf nicht römischer Konsul werden, ein römischer Kon-
sul nicht den Gott spielen wollen. Abermals öffnet sich zwischen
Wollen und Handeln eine Kluft. Wenn der Marcler das Volk
verachtet, in ihm nur einentzaufen feiger, stinkender Wichte sieht:
weshalb drängt er sich in den Dienst des Staates, der, nach dem
Wort des Tribunen Sicinius,doch nichtsAnderes ist als derAus»
druck des Volksbedürfnisses?Und wenn er sich einen Gott wähnt:
weshalb wirbt er mit zuckender Lippe, wie ein schwacher Mensch,
um die Stimmen der Pöbelschaar? Brutus, der andere Tribun,
trifft dieWurzel des Widerspruches, der das ganze Thun Corio»
lans entstellt, da er ihm zurust: «Ihr sprecht vomVolk, als wäret
Ihr ein Gott, gesandt, zu strafen, und nicht ein Mensch, so schwach
wie siel" Noch fühlt der Uebermüthige nicht die Wahrheit des
Wortes; die Erkenntniß dämmert ihm später erst, auf der Sonnen»
höhe des Triumphes; im Volskerlager, beim Anblick der flehen»
den Frauen. Als die Bitte der Mutter in sein starres Herz den
Weg gefunden und ihn dem Rachewerk abwendig gemacht hat,
ist das Gefühl der Gottähnlichkeit, der Wille zum Leben vernichtet.
Herr GeorgBrandes hat in feinem feinen Buch überShake»
fpeare mit klugem Eifer dieAnsicht vertreten, derDichter Habesich
in leidenschaftlicher Wallung an die Seite des Helden gestellt, ihm
seine Gedanken auf die Zunge gelegt und an dem Los des Mar»
ciers gezeigt, wie es einer großen, im Innersten wahrhaftigen
Persönlichkeit in einer Welt kleiner Geister ergeht und ergehen
muß. Der dänische Essayst greift, um feiner Behauptung den Be-
weis zu suchen, zu Scherers Methode: er durchstöbert das Privat»
leben des Dichters und die politischen Verhältnisse seiner Zeit und
kommt zu dem Schluß, Shakespeare sei durch das Schauspiel, das
der Volkskampf gegen Jakob Stuart ihm bot, und durch die per»
sönlichen Erfahrungen, die er in seinem Theater mit der Pöbel»
roheit der Gründlingeim Parterre, der stinl<arä8, machte, zumzor»
«igen Verächter der Masse geworden und habe diesem Empfin»
den im Coriolcmdrama denAusdruckgegeben. Die Untersuchung
ist im Einzelnen zwar interessant, aber sie liefert uns im Ganzen
kein überzeugendes Ergebniß; und die Methode, die schon den
Meistermanchmal in dieIrre führte, muß hier, bei einem Dichter,
von defsen Leben wir doch nicht allzu viel wissen, völlig versagen.

Gewiß darf man glauben, daß Shakespeare kein Demokrat war und daß die große Persönlichkeit dem Kunstler mehr galt als der scheinbar immer von Kleinem und Kleinlichem bestimmte Haufe. Aber man soll das shakespearische Universum nicht mitAmeisen» äugen betrachten, nicht von dem hoch ragenden Palast mit vor» gefaßter Absicht nur die eine Seite sehen. Wer Shakespeare der Parteilichkeit zeiht, wer ihm zutraut, er habe seinen Helden nur als Sprachrohr benutzt, um die eigene Tendenz in die Menge zu schleudern, erniedert den Dichter, dessen Größe eben darin be» steht, daß er mit einemBlick alle Seiten derMenschen undDinge umsaht. Diese Größe, die stets auf eine Einheitlichkeit des Wesens gegründet sein muß, fehlt dem Sieger von Corioli; und der klug fühlende Herr Brandes hätte diesen Mangel bemerkt, wenn er dem stolzenRömer nicht aufsWort geglaubt hätte. Coriolan ge» hört zu Denen, deren Reden und Handeln felten in Einklang ist und derenWort man deshalb mit Vorsicht aufnehmen muß. Nach der Sprache, die er führt, müßte man glauben, er stehe über der Meinung der Menge und lechze nicht nach Bewunderung; und doch ist der Trieb nach Anerkennung, der, wie Nietzsche einmal gesagt hat, im Wunsch nach vermehrter Fruchtbarkeit seinen Ar» sprung hat, in ihm ungemein stark. Er ruft, er würde die eigene Partei verlassen, umgegenTullus zukämpfenz und als seinVolk ihn verstößt, geht er zu Tullus und verbündet sich ihm. Er prahlt mit seiner Bescheidenheit und will nicht dulden, daß man ihn preist: aber er selbst rühmt das eigene Thun und den eigenen Werth ohne Ermatten und nimmt von der Mutter, der Einzigen, die ihm würdig scheint, einen Mann seiner Art zu loben, jede Huldigung, auch die im Ton übertriebenste, willig und dankbar hin. Er rast, als sei ihm der schnöde ste, ungerechteste Schimpf angethan, da man ihn einen Verräther nennt: und verräth doch Römer und Volsker.Er fühlt sich den Göttern gleich, will dem Naturtrieb nicht folgen, „sondern stehn, als wenn derMensch sein eigner Schöpfer wär' und kennte keinen Ursprung": und mußdanndoch erkennen, daß er «nicht festre Erde ist als andre Menschen". Er sagt mit dem ehrlichsten Gesicht inAntium, zum ersten Malesei er gezwun» gen, »zu schimpfen": und er hat in Rom doch von früh bis spät wie ein keifendes Weib geschimpft. Die Beispiele ließen sich häufen. Und der allsichtige Dichter sollte die Mängel des von ihm Geschaffenen nicht bemerkt haben? Er giebt ihm keinen liedenswür»

digen, gütigen Zug und zeigt, wie die Regung sogar, die zuerst Güte scheint, im Grunde doch nur der Laune entstammt und mit der Laune schwindet. Cajus hat inCorioli einen Mann gekannt, der ihm einst Freundlichkeit erwies und den er nun vor der Wuth der Eroberer retten möchte; als ihm aber derName des früheren Wirthes nicht gleich einfällt, ist die milde Anwandlung vergessen, e.r will trinken, sich nach der Schlacht kühlen und ruhen, — mag der Volsker sich selbst aus der Noth helfen! Nein: wer diesen Helden für das vollendete Bild menschlicher Größe hält, sieht ihn mit den Schwächlingsaugen des von jeder brutalen Kraft ent» zückten Rathsdieners, der verständnißlos von ihm sagt, er be» weise die richtige Einsicht, weil ihn gar nicht kümmere, ob die Ple» bejer ihn lieben oder hassen. Gerade zu dieser Einsicht dringt der Marcier aber niemals vor: er willdieMengeschmähen und doch ron ihr geliebt sein, will wettern und wüthen und doch zärtliche Bewunderung erwerben. Die tzybris beherrscht ihn und fesselt seine Vernunft; und er beugt sich nur vor der Mutter, vorihr allein, weil ihr Wille stärker und vom Mutterwitz besser geschmeidigt ist als sein jähes, fahriges, von der Selbstsucht bestimmtes/Wollen. Junker BiHWgkck ließ sich von dem Glanz, der den patrizi» schen Sieger umstrahlt, nicht blenden; als er imZMar M9Lon d e n Umtrieben der Annektirten sprach, stieg aus Zorn der Satz auf: «DieCoriolane sind inDeutschland nichtfelten,es fehlt ihnen nur an Volskern, und wenn sie Volsker fänden, würden sie sich bald demaskiren; nur den letzten, versöhnenden Abschluß Coriolans WÄden.alle Frauen Kassels und Deutschlands dann nicht herbei-zuführen im Stande sein." Die innere Stimme des Genius tun» dete ihm, was dem von der Natur überreichlich ausgestatteten Marcler zu wahrhafter Größe fehlt; die selbe Stimme majestäti» schen Menschenverstandes, die den Dichter den Werth seines Hel-den mit sicherem Augenmaß wägen hieß. Coriolan ahnt, in seiner brennenden Sehnsucht, den Göttern ähnlich zu werden, dasSchick-sal der Großen, die mit der Größe zugleich auch den Haß aller Kleinen erwerben, und er hatdieGrimasseder echten Größe, wenn er derHorde, »die nicht herrschenkann und nicht gehorchen will", ihre hilfloseArmsäligkeit ins Gedächtniß ruft. Aber er vergißt, daß diesetzorde erst durch dieCoriolane zurtzorde wurde und daß sie das gemeine Gefäß ist, in dem der kostbarste Schatz der Volkheit aufbewahrt wird. Der Haufe, den er schmäht und dessen Hauch er

haßt w.e fauler Sümpfe Dunst, hat inmächtigem Ansturm die M elt erobert; und Heller als der Ehrenschild der vornehmsten Adels» geschlechter glänzt in der Geschichte das einfache Schriftzeichen 8.P.H.K. Was der römische Bürger war und vermochte, merkte man erst, als der Ruhm der Einzelnen, die eine still zur Höhe strcbendeVolksgemeinschaft herrisch meistern wollten, verblichen war; wie man die Sterne erst sieht, wenn die Sonne erloschen ist. Eine solche Sonne, eine von denen, die strahlen und blenden, aber nicht wärmen, nicht im schlummernden Schoß des Erdreiches Fruchtbarkeit wecken, sondern mit zehrendem Feuer die letzte Kraft aus dem nutzlos verdorrten Boden ziehen, war Casus Marcius Coriolanus, den sich die Hybris zum wilden Buhlen erkor.
Vom Globus wollen wir nächstens in das Deutsche Theater (in dessen Shakespeare»Cyklus Roms Mannheit, leider, noch fehlt). Sehet König Macbeth und König Heinz, Lear und Pro» spero, Iuliens Veronaund Scheilocks Venedig, Puck, Viola, Beatrice. (Und schenket Euch, dazwischen, den Genuß, im Kammerspiel mit Molieres Argan zu leben, aus dessen Stoff Herr Pallenberg eine des großen Speerschüttlers würdige Gestalt schuf.) Wir sind im Krieg wider Britanien. Den Briten Shakespeare haben wir !n unseres Herzens tzeimath, ins Recht deutscher Volkszemein» ichaft erworbenmnd müssen ihn dennoch, wieFreiheit und Leben, läglich wieder erobern. Vor dreihundert Iahren ist er gestorben. Vor fast hundert wies Goethe ihn, artig zwar, von der Bühne, auf die sein Genie nicht mehr tauge. »Die theatralischen Forde» rungen erscheinen ihm nichtig und so macht ersichs bequem. Seine Stücke waren hochinteressante Märchen, nur von mehreren Per» sonen erzählt, die sich, um etwas mehr Eindruck zu machen, cha» rakteristisch maskirt hatten, sich, wie es noththat, hin und her bewegten, kamen und gingen, demZuschauer jedoch überließen, sich auf der öden Bühne nach Belieben Paradies oder Paläste zu imaginiren. Wir aber sind durch Verbesserung der Maschinerie, der perspektivischen Kunst und der Garderobe in eine Natürlichkeitforderung hineingewachsen, von wo man uns wohl schwerlich in die Kindheit der Anfänge Wieder zurückführen dürfte/ Kindheit lacht aller Schulmeisteret in die Runzeln. Der Dichter des Glo» bus aus unserem Wunderguckkasten verbannt? Dann herrscht wieder Hexenwahn; scheiden Umnebelte Häßlich von Schön.

Herausgeber und verantwortlicher Redaktcur: Maximilian Harden in Berlin, — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß S Garleb S, m. b. ß. in Berlin.

Ivisk5,kieilosrf,
i,chri?n,KrgnKI,
nsch5chroth

^er^te» ergrabt uu<I ^län^enS begutaek^et. ttunckerte krei«^il>jj;er
SureK ^poUieKer Lr, ^, Ns«Ker, L, in, b, in dessen S2S bei Kassen (1^,) »<vis

VilSunger Menenquelle
virö »eit IaK«edvteii rait z?o»sein Lrkolge lur UsustriiiKKur bei Xi««i>^i«s
Uütter Livlier iu 6er LntvieKelung ist sie kü/geu L^oeKsuaul^su v«u
---- 191Z 14,664 LsäeAäste unä 2.278,876 klssekenverssnä. —
KorilöeutZeKe örmiö-Lreckit-öack
o ? V>VII>«N«>« von K/„ ist vom SI. WS» «r. »b SN uns««»
in V>k«>»ns>» uns Kerlin sovxie so Söll übrigen bekannten ^Sülstsllen
isnldsr.
«eln»»r, Sen 29 Nä« l?16 0i« 0ir«K««n.
Berliner Hypothekenbank Aktiengesellschaft« In der am25.März er.
abgehaltenen ordentlichen Generalversammlung wurde der Abschluß pro
1915 genehmigt, dem Aufsichtsrat und Vorstand Entlastung erteilt und
die sofort zahlbare Dividende auf 4^2°/o festgesetzt. Die turnusgemäß
ausscheidenden Mitglieder des Aufsichtsrates, die Äerren Exzellenz
Dr. Johannes Kaempf, Geheimer Kommerzienrat Morih Leiffmann, Kom»
merzienrat Ernst Michalowsky und Bankdirektor Georg von Simson
wurden wiedergewählt. Die Bilanz befindet sich im Inseratenteile unserer
heutigen Nummer.

Nr. 27.
8. April
Die Zukunft. —
«Iis« SM SI. »»«Mb«»» ISIS.
77 SSS 48S
«
2S 314 870
4»
4132K KS»
8«
17 S9S 30«
224 SM
»
1
1
1
1
1
4K3017S
»
Ivb«? 177
8»
334 34S
Z»
4W80S
öd
12 4893S3
»
2SS17 07S
4»
«91714
»
8NS909
23ö 2SN
—
(ZrundstUvis uv<! lZsdäuS«
äaL«Kill«ii ^ ^^°bre,buv^ von . . . . . . ^ g^g^'gg
>I«KiUeil „ „ 4 312.S3
„ „ , LilSunzskovös. . ^
4^ L«Ku>Sversvdreidür,?«v I .. l4 43 281 000,-
D»v«ll undssebsn „ 8 SSV 000,-
DndsdodsllS vivicksnösn
?»I«llStsuor-IiiioKsts>Iun^ ,
22» 802 SW
Ls»inn» u. Vsrlusti'svKnling.
100V324V«
34831000
24 407 000
2 4»S S41
22 723
328 600
SS 741
4S7 631
12 489 622
26S17 030
«1927«
4S788
891 091
1S47VS«
«680128
b 229 47S
2 9S3S32
S381S0
6 4K4 SK«
226 3V2S63 j 64
4>/s56 Lcdulilvsrscdreibiiiigeli-^iiissri . , . ,
Lil8n«?Lkon<!s
Saldo 5 . , ? . ,^
!«.
13K0SS0
1106 2S«
70 441
7K7 897
sooooo
120 00«
400 00«
2 800«««
1000 000
3 221 073
S 4S4 »60
17 8vu 9»1
lZstrisKsowvädirieii 14,43 478 144,86
Lotrisbs^Lgadeii „ 26 200 929,73
Lsrlln, Söll 2«, ?«brll»r 191«,
Ms virsktion.
Hexer. vr. W. WeKe.
IVl.
123 061
40« «24
17 277 21S

17 80« 901
«tt».
Ler! iv, Ssi> 28. ?sdr>i»r 1916.
deeiäigtsr Lilcderrsvisor im' LeiirK Kgl. IZ»millsrgsri«dt I,s,näs«ric'^t i,
gor IläuSelsKilmmsr ?u Lerliv. «SsotlioK »ogsstsllt uvS bssiSI^ ^ jg.

8. April 191«.
Ar. 27.
— Die Zukunft. —
«U»»2 per »l. »««md» 1915.

Xupon» und Sorten . . . .
Effekten
Debitoren
Anlage im Svp«tKeKen<Ze-
Rückständige UvvotKeKen-
^ra^"l.^änu»r 1916 fällige
>ni ^1. Zunusr 191« fällig«
<g,K^<igIi«K der bereits ein-
S^nlkgebäude 1?audenstr, 22.
l'k
159 464
00
«252
7,!
«665 023
50
2 SO« «97
^»
259 334 «63
5.«
2« 81516»
01
7447«
77
202 «l«
22
I3SS7M
,0
198 44l
7,'>
459 484
!»,
2««0«
292 071 80»
l,
^gi« Reserve ......
Islonsteuer-Reserv« ....
rnunsl värleken . " . . .
üreditoren
Vorsusben. HvvotKeKen^ins,
22 7»« 000
pk
2270 000
2 250«»
7K5 000
57198
40
7 202
23g 447 280
18 071 00Y
28««
195 799
1504988
22
«82624
58
85129
M
8 078
«2
2214321
!»
134 244
24 7',N
1 7«l!«!
292 071 8»,i'11
vis L,us?äKIung der auk 4V? ?s festgesetzten Dividende für 1915 auf die ^Ktie«
I.»,, ^ und S erfolgt gegen Sinreienuog des OividendenseKeines «r, 4 init II. —
von Keute ad an unserer Xssse in Sei»>in, laubenstr, 22, und »» den krüner
KsKännt gernsekten üsKIstellen,
Oer LesoKäktsberieKt kür 1915 Kann Kostenlos von un» selbst «der durob unser«
?fandbrjekverkäuksstellen belogen werden,
«orli», den 25, Ittär« 1916,
S«rli»«r »xpotkvllendsnll AHU»»Se,eIlseK»tt.
HIitiöngö8öIl8vKakt ÜOix Ä ööN88t
IvIepKon- unk! lelegrspKen-Vi/ei'K«
t^KsvKIu» «IN ZI. V««N,K«I» ISIS.
Vermögen. V>rblockI!oKK«It«i>.
(ZrundstüoK Sedönsbsrg . .
Lsdäuds SvdLnsbsr? . . .
Snindstu, (Zsdiillds Saindurg
, „ » üslsenkirvdsn
Vertpspisre (ineist Kriegs-
und?»driksten . . ^ . .
liass«^ und ?«sts«n«vkgut.

Lüigsodsklsnsdnisr 127 «80
74S «85
32
2 050 000
800 000
SS 000
1
1
1
1
1
«ovo««
187S85S
«0
2 772372
20
3 858 «Sö
SS
4«49S«
4»
««463
44
«027
«2
IS 303 507
27
Aktienkapital . . . ^. . .
r»lonsteus»liu«k8telluog,
Sur'gseKsktsgsber Ick. 127 680
üeivgeviuu
vvrlin SvKöuebvrs, üsn 31. Z^ärü 1916.
v«i» Vorstand.
Ick.
4 20« «Ott—
514 12«
400 00«
2 679 000
«25 «00
L7 0S7
50
9180 —
ISIS 715 «S
37 500 —
129 5S4 12
3 240 —
2 65« 101 SS
13 303 507^
21

Kr. 27.
8. Spril 1'
— Die Zukunft. —
Koiisn - Lommsnllit - Lö8sIl8vKstt
Kein-Bilanz vom 31. Os^SMOSr 191S.
> ^"»I- >^I^ LürsLodaktskorSsrungell 51, S8 2Z2S!»,5S
Huden.
^KtisuK^pit,! >I 99 48,8««,-
LWI^gs-IisoKlluvs >^ persüvl. I«s>sugsu lZessIIscdsktsr » öl« ÄX>,—
orasntliod« KiicKwg«^ » ^?"!?g'^
7b«ZK««
2 4lS S4S
11995 WS
SS 177 1«8
9 SVS 4»«
7S1SSS5«
SS 404
SS 67S 1KS
1M 27»
10 ovo ovo
U14S4S71
82SS100
192S7l«
2S7 900
«7 0S^ 9bö!
IM «M ovo
IS 1«00<X>'
189 IM 160 22
12
2S2880S1
8«b78>
1638
15 S28!
S087 4S7
S80SSS!
7!
lg
3S7 0SS WS 12
von, 31. I>ei?«md«r 19 IS.
l 144 SS7,SS
100« om,—
403 ««7,92
Ibv«««,—
70««",-
Vortrag »us 1914
51.
2SS2!
10S4847
2 7S7S7K
S14S91S
,2S««97ö
SK7S44!
4302 344
7140787
I2S00 97S
vsi'MS», Söll 30. I>1är? 1916. . >
Die psrsSnllod KsttSnüsn QsssllsoKattsr:
I^. KrionI, IK, ttinsderg, «. von »»ppsrck.

Berlin, den 15. April 191«.
Die Mördergrube.
Bethphage.
fünften April hat der Kanzler im Reichstag geredet; und zum ersten Mal seit dem Truppeneinbruch in Belgien Stoff zu ernster Erörterung geliefert. Die militärische Lage scheint ihm auf allen Fronten, auch an der Maas, »sehr gut und durchaus den Erwartungen entsprechend." Er hat also nicht erwartet, daß Verdun vor Pfingsten fallen, daß her rasche Fall dieser seit dem einundzwanzigsten Februar bedrohten Festung die Siegesgewiß« heit der Franzosen zermorschen, schnellen Vormarsch in schlecht befestigtes Gelände ermöglichen und den Entschluß zu Frieden erzwingen werde. Selbst wenn Verdun noch im Mai fiele, hätte das Volk Zeit gehabt, sich an den Verlust dieser Stadt, wie an den von Lille undMaubeuge, zu gewöhnen, und der Generalissimus Ioffre, die Stellungen zwischen Verdun und Paris nach allen Regeln neuster Kriegskunst auszubauen. Fasset Euch, Deutsche, drum in zähe Geduldund bescheidetEuch fürs Erstemitzwei nütz» lichen Wirkungen der Maaskämpfe: der Menschenverlust der Franzosen.den dasUrtheilKundiger auf (mindestens) dasDop- pelte unseres schätzt, vereitelt den Plan einer aus allen Fronten zur selben Frühjahreszeit einsetzenden Offensive; und der vom Bundesbrudergefühl,widerPoliwanowsRath,verfrühteRussen- angriff hat in seiner Mißwende bewiesen,daß derFeind imOsten

während des Winters nichts Rechtes zu lernen vermochte und pünktlich die ostgebüßten Fehler wiederholt. Wirdürfen aber nicht vergessen.daß die Möglichkeit so starkenKrafteinsatzesimWesten der ungemein klugen Führung des Ostheeres zu danken ist, die Menschen durch Mechanik zu ersetzen weiß und den Großen Ge» neralsta b der leidigen Pfli cht enthebt, noch einm al, wie in den Sep» tembertagen der Marnekämpfe, die Westfront, weil der Osten Truppenzuwachs braucht, in einer Entscheidungstunde zu ver» dünnen. Die Morgenröthe der Erkenntniß, daß militärischeMittel zurDämmung der Sinlfluth, dieManchen noch immer ein Krieg wie andere Kriege dünkt, nicht genügen werden, hat wohl den Kanz- ler bestimmt, den längsten Theil seiner Rede in die Betrachtung deutscher Politik zurückzubiegen. Er leugnet nicht, daß in den nächsten Monaten die Lebenshaltung schwierig sein werde; ver» bürgt aber, daß Deutschland etwas einer Hungersnoth Aehnliches nicht zu fürchten habe. Diese Zuversicht ist erfreulich; und konnte den Verzicht auf die pathetische Rüge der „dem Völkerrecht und aller Menschlichkeit Hohn sprechenden Aushungerungpolitik unserer Feinde" empfehlen. Daß ein Krieg gegen England uns die Nah« rungzufuhr über See sperren und in das von der tzeimath Erzeugte beschränken werde,hat schonCaprivi erwähnt; dieMahnung, durch zulänglichen Zollschutz diese Gefahr zu mindern, war Jahrzehnte lang eine der wirksamsten Agrarierwaffen; und der nun gewor» dene Zustand kann weder den Völkerrechtswächter Kriege in der Wilhelmstraße noch an der Alster den Großrheder Ballin über« rascht haben. Rußland kann noch weniger ausführen, nicht viel mehr einführenals wir;ihmblieb nurder ferne, uns nurdernahe Orient: auf die Klage, daß wir seine Frauen, Kinder, Greise durch die deutsch»austro»ungarische Sperrlinie und durch den turko°bul« garischenMeerengenverschluß in Dürftigkeit pferchen, müßten wir antworten: »Das ist der Krieg; Sprengstoff kein milderes Mittel als Grenzsperre; auch in beschossenen, aus der Lufthöhe bombar» dirten Städten, Dörfern, Schiffen sind Frauen, Kinder und Greise vor Weh und Tod nicht behütet." Da moderne Küstenfesten von Schiffsgeschütz nicht zu zerstören sind, ist die Sperre Britaniens einzige Waffe gegen einen Feind, der das Inselreich mit Minen und Tauchbooten umkränzt, mit Luftbomben beschüttet und Heer» Haufen nach Egypten und Indienschlängelt. Freundlich Neutrale

haben oft getadelt, daß wir Flüchen wider das ruchlose Aushungerungstreben mit dem selben Athem die Versicherung anreihen, unser Nahrungvorrath übersteige den Bedarf hoch und die Hoff» nung, unsdurchtzungerzu bändigen,sei läppisch. »tzabtIhr,was Ihr brauchet: wozu das Gezeter?" Das schadet unserer Sache; bringt uns in den schmählichen Verdacht, aus grundloser Klage das Recht auf bisher verbotene Kriegsmittel schöpfen zu wollen. Auch der Kanzler des Deutschen Reiches muß wünschen, alles Ereigniß ungetüncht zu sehen und Europas Tragoedie nicht ins Melodramatische zu verhunzen. In diesem Krieg wendet Jeder jedes erlangbare Mittel an,von dem er.sür sich,mehr Nutzen als Schaden erwartet. Einverstanden?Dann kommen wirfortanohne Moralpredigt aus, sagen Kinderparade und Greisenprozession ab und heben die Schultern, wenn der Feind über Luftschiffe und Tauchboote, Stickgas und Flammenwurf winselt. Ein der neuen Kriegsform angepaßtes Völkerrecht ist nicht; soll erst werden. Da ist ein »Kriegsziel", nach dem auch Herr von Bethmann wohl gern hinstreben wird. Anderes hat seine Rede entschleiert. Ihm scheint nothwendig, daß der Krieg uns in Europa Landgewinn bringe. Ein unüberschätzbares Verdienst der Rede ist, daß sie schonjetzt, aus dem Grat des Kriegsglückes, vor sichtlicherSchwäch» ung deutscher Volkskraft, aussprach: Wir räumen Belgien, wenn wir sicher sind, daß es nicht in anglo-französische Vormundschaft gleitet, sondern deutscher Mitarbeit offen bleibt, und wenn dem Königreich die innere Einheit gewahrt, der Vlamenstamm aber vor fortwährender Verwelschung geschützt wird. Wendet in dem Krieg, dessen Entscheidung die Feinde frühstens im dritten Herbst erwarten, das Glück sich für ein paar Stunden einmal gegen uns: nach dieser bündigen Zusage des allein imReich Verantwortlichen kann Keiner je mit Fug behaupten, Furcht habe uns das Ange» bot der Räumung abgedrückt. Die Beleuchtung dieser Thatsache ist heute wichtiger als die Antwort auf die Frage, ob die Einfügung oder Anhalfterung Belgiens demReich nützen oder fchaden müßte. Daß er den Briten, die nirgends hart getroffen, und den Franzosen, die längst noch nicht besiegt sind, Land oder Geld abfordern werde, konnte der Kanzler, ohne sich grimmigem Spott auszusetzen.nicht sagen.Rußlands Niederlage dünktihn endgiltig: und er will die Völker, die zwischen der Ostsee und den wolhyni»

schen Sümpfen wohnen, der Zarenherrschaft entziehen. Balten, Letten, Litauer, Polen. Diese Ankündung verleitete ihn wieder auf dieGiebel gottähnlicher Ethik, die Gut vonBös.wiedietzausfrau in zwei Glasbüchs chen Salz von Pfeffer, säuberlich sondert. Ruß» land ist «reaktionär", derTshinownik ein Erpresser undDieb, der Kosak ein Mordbrenner. So sprachen vor dem Krieg die Röthe» sten; und vom Sinai des Bundesrathes blitzte dann zackigerRüf» fel. tzinfüro dürfen die Liebknechte sich auf den Kanzler berufen. Ein verantwortlicher Staatsmann sollte niemals über die Lippe lassen, was er später gern in die Brust zurückstopfte. Herr von Beth-mann hatte den Muth zu dem kräftig hübfchen Satz (der, wenn er nicht durchhöhlt würde, den Weg in anständigen, verständigen Frieden ausschaufeln könnte): »Für Deutschland, nicht für ein fremdes Stück Land, bluten und sterben Deutschlands Söhne.- Bluten und sterben sie, um Slawen und verrußte Letten ausAem» terseucheundReaktionzuerlösen? Dochtzoraz hat uns ja gelehrt, daß eingeborenes Wesen auch mit Knüppeln nicht für die Dauer aus Menschenseelen zu scheuchen ist; wir schmollen kaum noch über die Neigung in Ethik. Ernstere Sorge bereitet uns die Po» litik, die aus diesem Redetheil spricht. Muß die Drohung, Kur» land,Litauen,Polen vomZarenreich zu trennen,nicht den russischen Willen zum Krieg, selbst den hinkenden der tzofborussen, flügeln unddas locker gewordeneBandzwischendemnordischeuIslam und denWestmächten fester knüpfen,als esje war?Irrthum istMen» schenerbe. Woher aber kam dem fünften Kanzler der Entschluß, die Gründung eines neuen Polenstaates Deutschen als ein »Kriegs-ziel« anzukünden? Die Weisung solchen Zieles hätte den ersten Kanzler in achillisch zornigen Kampf aufgefchreckt.DenGlauben an Polens Ostern hatBismarck, mit Schläger und Flamberg, zerfetzt. Spukt er noch durch das Haus, wo einst Radziwills wohnten?
Das Polenreich ist nicht auferstanden. Louis Napoleon wollte es wecken. Oesterreich und Preußen, meinte er, fänden für ihrepol-nischen Provinzen in Deutschland ja leicht Ersatz; und das »Natts» nalitätprinzip' (auf dieses Wort, diesen lockenden Köder war der Träumer höchst stolz) fordere die Wiederkehr polnischer Selbst» Herrschaft. Nach dem Krimkrieg läßt er in London und Wien an» pochen: doch nirgends ward aufgethan. Fürst Czartoryiski, dem der Kaifer kräftige Hilfe zugesagt hatte, mußte sich weiter mit Hofs»

nungen füttern. Auch aus den ins Spreeland gesäten Körnern war nichts gekeimt. Christian von Bunsen, Preußens Gesandter, hatte imApril1854 aus London an den Ministerpräsidenten eine Denkschrift geschickt, die seinem König empfahl, die Ausdehnung Oesterreichs bis in die Krim und die Wiederherstellung Polens zu fördern. Die Partei desPreußischenWochenblattes(Bethmann» Hollweg, Robert Goltz, Albert Pourtales und Genossen) schien ähnliche Wünsche zu hegen. Höret Bismarck: «Ich erinnere mich der umfangreichenDenkfchriften.welche dieHerren unter sich aus» tauschten und durch deren Mittheilung sie mitunter auch mich für ihre Sache zu gewinnen suchten. Darin war als ein Ziel aufge» stellt, nach dem Preußen als ein Vorkämpfer Europas zu streben hätte, die ZerstückelungRußlands,derVerlustderOstseeprovinzen (mit Einschluß von Petersburg) anPreußen undSchweden, des Gesammtgebietes der Republik Polen in ihrer größten Ausdeh» nung und die Zersetzung des Ueberrestes durch Theilungzwischen Groß» und Klein-Russen, abgesehen davon, daß fast die Mehr» heit der Klein»Russen schon dem Maximalgebiet der Republik Polengehört hatte.ZurRechtfertigung diesesProgrammes wurde mit Vorliebe die Theorie des Freiherrn von tzaxthausen»Abben-> bürg (.Studien über die inneren Zustände, das Volksleben und insbesondere die ländlichen Einrichtungen Rußlands') benutzt, daß die dreiZonen mit ihren einander ergänzenden Produkten den hundertMillionenRussen, wenn sie vereinigt blieben, das Ueber» gewicht über Europa sichern müßten. Aus dieser Theorie wurde die Nothwendigkeit der Pflege des natürlichen Bündnisses mit England entwickelt,mit dunklen Andeutungen,daß England,wenn Preutzenihmmit seinerArmee gegenRußland diene,diepreutzische Politik in dem Sinn, den man damals den ,gothaer'nannte, för» dern würde. Die Frage, ob Palmerston oder ein anderer englischer Minister geneigt sein würde, Arm in Arm mit dem gothaistrenden Liberalismus und mit derFronde am preußischen Hof Europa zu einem unheilvollen Kampf herauszufordern und englische Inter» essen auf demAltar der deutschen Einheitbestrebungen zuopfern, die weitere Frage, ob England dazu ohne anderen kontinentalen Beistand alsden einer in koburgischeWege geleiteten preußischen Politik im Stande sein würde: dieseFragen bis ans Ende durch» zudenken, fühlteNiemand denBeruf, am Allerwenigsten dieFür»

spreche? derartiger Experimente. Die Phrase und die Bereitwil-
ligkeit, im Parteiinteresse jede Dummheit hinzunehmen, deckten
alle Lücken in dem windigen Bau der damaligen westmächtlichen
Hofnebenpolitik. Mit diesen kindlichen Utopien spielten sich die
zweifellos klugen Köpse der Bethmann»tzollwegschen Partei als
Staatsmänner aus; (höret I) hielten es fürmögltch, den Körper von
sechzig Millionen Groß»Russen in der europäischen Zukunft als
ein caput mortuum zu behandeln, das man nach Beliebenmißhan»
dein könne,ohne daraus einensicherenBundesgenossenjedeszu»
künftigenFeindes vonPreußen zu machen und ohnePreußen in
^ jedem französischen Krieg zur Rückendeckung gegen Polen zu nö»
thtgen, da eine Polen befriedigende Auseinandersetzung in den
Provinzen Preußen und Posen und selbst noch in Schlesien un-
möglich ist, ohne den Bestand Preußens aufzulösen. Diese Poli-
tiker hielten sich damals nicht nurfürweise,sondernwurdeninder
liberalen Presse als Weise verehrt." Der nach Juchten und Blut
riechende Junker warnt den Prinzen vonPreußen vor den «Plä-
nen zur Ausschachtung Rußlands." Zu dem von der Prinzessin
Augustaund von denBethmännern behutsamZugerichteten spricht
er srei von derLeber: «Jedersiegreiche Krieg gegenRußland un-
ter unserer nachbarlichen Betheiligung belastet uns nicht nur mit
dem dauernden Revanchegefühl Rußlands, sondern zugleich mit
einer sehr bedenklichen Aufgabe,nämlich: diePolnifcheFrage in
einer für Preußen erträglichen Form zu lösen." Die Schätzung
russischer Freundschaft sinkt in der tzochmuchszeit Gortschakows
und steigt dann wieder bis in die klare Erkenntniß des Werthes,
den Rußlands Wohlwollen in den Schicksalsjahren 1813,1866,
1870 fürPreußen hatte. («In diesen drei Kriegen hättenwir ohne
Rußlands Beistand und wohlwollende Neutralität unseren Sieg
wohl kaum auszunützen vermocht.") Das Nrtheil über Polen
wandelt sich nicht. Louis Napoleon hat nicht verwunden, daß er
auf dem Pariser Kongreß für seine polnischen Schützlinge nichts
durchsetzen konnte. Als Rußland von naher Revolution bedroht
scheint und Alexander der Zweite sich dem wiener Hof freundlich
zeigt, läßt der Franzosenkaiser seinen Vetter Ierome ostwärts ru-
fen, das franko»russische Verhältniß müsse fortan von der war-
schauer Stimmung die Farbe erhalten. Also ist Polen noch nicht
verloren? In alter Iagellonenherrlichkeit steht es auf und streckt
sich noch einmal von derOder bis an dieKarvathenund denDnjepr.

Wieder einTraum;nichtnurdesTräumers in denTuilerien.
Ei nMann will dasNachtnebelgewebe zerreißen undseinerNation
ein Kleid wirken, das sie amTag tragen kann; ein Herr: Marquis
WielopolskiDiesernüchterneLandwirthundklugePolitiker.dessen
stämmigen Willen gründliche Staatswissenschaft beräth, glaubt
nicht, daß Polen sich vonRußland lösen könne, und wünscht nicht,
daß sichs mit den Deutschen, den Erzfeinden, verständige. Sein
Ziel ift:ein fest erBund der beiden Slawenvölker unter demDach
des russischen Kaiserhauses, das den Polen die liberale Verfassung
von 1815zurückgiebt,dieBtldungmöglichkeiten breiterausbuchtet,
die Bauern auf die Stufe des zu freiem Handeln und redlichem
Erwerb fähigen Menschen hebt,denIuden das Christenrecht ge»
währt und dadurch dem dünnen Bürgerstand einen zum Kampf
nmsDasein tüchtigeren Körperschafft. DiezwölfHäupter desGe»
Heimen Volksausschusses, die Männer der Rebellenphrase und
der Verschwörung befehden denherrischenFeindjeder gesetzlosen
Meuterei.Auf ihr Geheiß wird, im Februar 1861, laut die drei»
HigsteWiederkehr des Tages gefeiert, an dem Polens Heer tapfer,
<doch sieglos) bei Grochow gegen die Russen kämpfte, wird der
alte Statthalter Fürst Michael Gortschakow, der bei Grochow mit»
gekämpftundWarschau gestürmt hat,durch Straßentumulte zu ge-
waffneter Abwehr gezwungen; eine allgemeine Landestrauer (in
neuer Nationaltracht) beschlossen; und vomZarenAlexander die
rückhaltloseAnerkennung desuraltenPolenrechtes auffreie Selb-
ständigkeit gefordert. »Während die Wirksamkeit der kaiserlichen
Behörden erlahmte, vermochte die geheime Regirung bald, auch
die Lauen oder Abgeneigten unter ihren Landsleuten zum Ge-
horsam zu zwingen.Jede polnische Dame, die sich in buntemAn»
zug blicken ließ, wurde öffentlich auf der Straße beschimpft, die Lä»
den widerspenstiger Kaufleute wurden geplündert und russisch ge»
finntePolen am hellenNittag auf das Schwerste mißhandelt. Die
Polizeierschienimmer erst dann auf dem Platz, wenn die That voll»
bracht und die Thäter entflohen waren. So ging binnen wenigen
Wochen die ganze Autorität der Staatsgewalt in die Hände von
zwölf unbekannten jungen Männern über, deren Streben von der
Begeisterung der Jugend, der Frauen und des Klerus getragen
wurde und derenBefehle zu mißachten, gefährlicher war,als den
russischen Anordnungen zu trotzen": Sybel.) Ueber Wielovolski
siegtMieroslawski, der«General",der mit Garibaldi undKlapka

die europäische Revolution und die Niederwerfung Rußlands
durch dieWestmächtevorbereitet,dierussischeTruppenaushebung
in Polen zu hindern trachtet und überall den Glauben verbreiten
läßt, des Zarenreiches Zerfall habe begonnen. Doch in Petersburg
findet der Marquis eine seinem Plan günstige Stimmung. Alex«
ander Nikolajewitsch, dessen mildes Herz sich nur schaudernd zu
Härte entschließt, hofftnoch.diePolenzu versöhnen; und seinVice»
kanzler Gortschakow (Alexander, der Vetter des Statthalters)
möchteseinemLanddenimWettbewerb mitOesterreich undPreu-
ßen unbequemenRuf desbarbarischenPolenknechters abkratzen,
denLieblingwunsch Napoleons erfüllen und den seiner Applaus»
sucht behaglichen Zustandfranko-russischerFreundschaft erneuen.
Im März wirdWielopolskizumVorsitzenden eines Staatsrathes
ernannt, der jede Rußlands Oberhoheit wahrende Freiheit be-
willigen und allen Schichten des Polenvolkes haltbare Lebens»
grundlagen sichern soll. Preußens Gesandter, Otto von Bismarck,
runzelt die Stirn; auch Nothwendiges, meint er, dürfe man nicht
in einer Stunde gewähren, in der es durch Aufruhr erpreßt schei-
nenkönnte. Aus Petersburg schreibt er andenMinisterFreiherrn
von Schleinitz: »In der warschauerAngelegenheit ist eineMisch»
ungvonMangelanVoraussichtundSchwächehervorgetreten,die
für ernstere Schwierigkeiten nichts Gutes zu prognostiziren scheint.
Ich habe kein Mittel versäumt, die Stimmung des Kaisers zu festi»
gen, nachdem sie anfangs, unter dem richtigen Gefühl, daß mit
brutalem Ungeschick verfahren worden fei, ziemlich weich war.
Gortschakoro hat mir, wie ich glaube, Allerhöchsten Ortes beige»
standen; den liberalenKoterien gegenüber hat er aber für nützlich
erachtet, sich seiner sonstigen Diskretion zu entschlagen, und den
von mir gemachten .energischen Vorstellungen' eine weitere Publi-
zität gegeben, als der Geschäftsbetrieb mit sich brachte, so daß
Zerman iniluence einigermaßen herhalten muß, um zu motiviren,
daß der Kaiser denSchmerzensschrei (derPolen)sokühlabgefer-
tigt hat.«Nach Wielopolskis Ernennung:«DreißigIahre Hindu? ch
duldetemandiewohlbekanntenMißbräuche,dieinallenrussischen
Gouvernements fortbestehen, und eine dreiste, aber materiell ohn-
mächtige Demonstration bringt über Nacht die Erkenntniß, daß
man nicht strafen, sondern organische Reformen einführen müsse,
und zwar mit umgehender Post. Man wußte die Grochowfeier
Vorher und konnte sie leicht verhindern. Ein Pole sagte mir auf

meine Frage nach dem Eindruck des Statutes,daß er es auffasse wie das Verfahren eines Bankiers, der seinenSohn mitselbstän» digem Kapital etablire, mit dem Vorbehalt, ihn wieder ins Ge» fchäft zu nehmen, wenn er nicht reusstre." So ists gekommen. AlsBismarckStaatsminister geworden ist, stehtPolen wie» der in Aufruhrsbrunst. Die warschauer Vehme hat aus Galizien, Posen, Westpreußen, Pommern die Verwandten, hat sogar die Ruthenen zur Einung aufgerufen, sich zur Nationalregirung er» nannt, jedem Bauer den von ihm bestellten Acker als Eigenthum zugesprochen und verkündet, sie habe geschworen, nicht zu ruhen, bis das Großpolen von 1771 frei wieder unter dem WeißenAdler athme. Auf die drei Häupter des neuen, sanften «Systems", den StatthalterGioßfürsten Konstantin, den Militärgouverneur Ge» neral Lüders und denVerwaltungchef Wielopolski, ist geschossen, der ganze Anhang Mieroslawskis und seiner Gehilfen mitMus- keten und Säbeln, Dolchen und Gift aus England, Frankreich, Belgien (ein großer Theil der Waffen kam aus Lüttich) ausge» rüstet, russische Soldaten sind im Schlaf überfallen, getötet und verbrannt worden. Endlich, fagt Alexander Gortschakow lächelnd, ist das Geschwür reif; wenn wir den Einschnitt gemacht und den Eiter herausgedrückt haben, wird eine vernünftig milde Herrschast möglich werden. »SeinPopularitätbedürfniß machte ihn wider» standsunfähiggegenliberaleStrömungeninderrussifchen.Gesell- schaft'. Für Preußens deutsche Zukunft war Rußlands Haltung eineFrage von hoher Bedeutung. Ein polenfreundliches russisch- französtschesBündnißhättedasdamaligePreußcn in eineschwie» rige Lage gebracht. "So sprichtBismarck(demAlezander derZweite 1861 denUebertritt in russische Dienste angetragen hat). Er schickt den General Gustav von Alvensleben nach Petersburg; in der Instruktion, die er mitgiebt.istder wichtigste Satz: „DerKönig von Preußen ist von derUeberzeugung durchdrungen, daß dieInter» essen beider Regirungen durch jede polnische Schilderhebung in gleicher Weise gefährdetfindund daß jede Emanzipation despol» Nischen Elementes von derAutorität des Kaisers ihre Wirkungen nicht auf die Grenzen des Königreiches Polen beschränken, son» dein eben so sehrdieSicherheitderbenachbartenköniglichenPro» vinzen wie die der westlichen Gouvernements des Kaiserreiches gefährden wird." Das Ergebniß dieser Sendung ist die russo» preu- ßische Militärkonvention vom achten Februar 1863, über die Bis»

marck an den GrafenBernstorffnach Londonschreibt: «Durch den Abschluß, der unter großemWiderstrebenGortschakows erfolgte, aufbestimmtenBefehldesKaisers,verschafftenwir,so viel an uns lag, der antipolnischen und antifranzösischen Partei im Kabinet des Kaisers die Oberhand und die bis dahin schwankenden Ent» schließungen erfolgten im Sinn der entschlossenen Unterdrückung des Polenaufstandes. Den britischen Eifer gegen unsere Konven» tion kann ich mir nur aus derUnbekanntschaft derEngländermit den intimeren Verhältnissen der kontinentalen Politik erklären. Polens Nnabhängigkeit ist gleichbedeutend mit einer starken sran» zösischenArmee in der Weichselposition zund jedeVerlegenheit, die manRußland inPolen bereitet,isteinZwangRußlandszurVer» ständigung mit Frankreich. Wir können den Rhein nicht halten, wenn wir Polen im Rücken haben." In einem Gespräch mit dem Englischen Gesandten Sir Andrew Buchanan sagt er, Preußen könne an seiner Grenze ein unabhängiges Polen niemals dulden und würde, um das Aufkommen einer ihm feindlichen Macht zu hindern, nach einem polnischen Sieg über Ruhlands (damals schwaches) Heer selbst das Königreich besetzen. Der Brite: „Das wird Europa niemals erlauben! Niemals!" Der Preuße: »Wer istEuropa?"Buchanan.«DiegroßenNationen. "Bismarck:,Sind sie schon darüber einig?" Sie scheinen einig; nicht nur die West» mächte: Oesterreich ist mit ihnen. Sein Rechberg lehnt den Vor» schlag, sich mit Rußland und Preußen über die Polensache zu ver» ständigen, ab, weil »das zwischen den drei Kabineten vonWien, London undParis hergestellte Einvernehmen ein Band zwischen ihnen bildet, von dem Oesterreich fichjetzt nichtlösen kann, um, ab» gesondert, mitRußlandzuunterhandeln." Franzosen undSchwe» den könnten in Kurland einbrechen. Dann, sagt Bernstorff in Bismarcks Auftrag dem Minister IohnRussell, fliegt Preußens Schwert aus der Scheide. Sechzehntausend Franzosen sollen in Triest landen und mit den Oesterreichern nach Warschaumarschi» ren? SolchePläne umwölken selbst Alezanders friedlich heiteren Sinn. Er schreibt an König Wilhelm nach Gastein, daß er viel» leicht bald denDegen ziehen müsse. «Niemals wären bei richtiger Haltung Oesterreichs die Westmächte so weit vorgeschritten. Zwi» schen uns giebt es kein Mißtrauen. Ich wäre glücklich, wenn die ruhmreiche Waffenbrüderschaft erneut würde, die unsere Völker einst verbunden hat, und wenn Dein Einfluß auch Oesterreich die»

fem uns Allen nöthigen Vertheidigungbündnitz gewönne."Ohne wiener Beistand, meint der Zar, wird Napoleon nicht fechten; ist Oesterreich nicht in Vernunft zurückzubringen, dann müßten wir erwägen, ob wirs nicht gemeinsam, vor der Möglichkeit französischer Hilfe, überwältigen und am Rhein dann mit den Franzosen ab» rechnen sollen. Nie ist dem großen Preußen der Versucher mitstär» kerer Lockung genaht. Der Staat Fritzens will im Deutschen Bund, muß in Deutschland das Bestimmungrecht Oesterreichs brechen: und der Herr allerReussen bietet dieGelegenheit zu rascher Niederwerfung des Nebenbuhlers. Bismarck hat wohl eine Woche lang die Frage „geknetet"; jede Antwort bis ans Ende durchgedacht. Eintagserfolg oder feinere Arbeit, die langsamen Ertrag liefert? Napoleonkönntenichtstillfitzen; und schlüge er schnell, dann hätte Preußen die Hauptlast des Krieges und Rußland die Wahl der Stunde, in der es Frieden schließen will. Gortschakows Rußland, das in Sehnsucht nach Frankreichs Freundschaft langt. Nein. Und Rechberg istdem SchlepptauderGroßmächte nicht zu entknüpfen. Da, zum ersten Mal, erweist Bismarck sich Europen als den Mei» ster voraussichtiger Staatskunst. Rußland hat in Polen, Litauen, Wolhynien zweihunderttausend Mann, in guter Rüstung, auf den Beinen, dicht dahinter ein ebenso starkes Heer; und die begonnene Rekrutirung liefert noch hundertsünfzigtausend. Fürs Jahr 1863 eine stattliche Ziffer.Damitwills überdasschlechtgerüsteteOester» reich herfallen; im Bund mit Preußen, dem der Sieg die Vormacht in Deutschland brächte. Aber auch die Feindschaft Frankreichs; mit dem Gortschakow sich vielleicht nach ein paar Lufthieben verständigt hätte. Der preußische Staatsmann muß trachten, den Meinungspalt z wischen Petersburg und Wien zu verengen (nicht zu schließen) und Rußlands Groll von Ost nach West, gegen Frankreich.zu wenden. Das wird in dem (vonBismarck verfaßter,)Königlichen Handschreiben versucht, das den holländischen in der Rolle des korsischen Bonaparte, als den Bedroher des Erdtheiles, zeigt, den Zaren freundschaftlich vor jeder Handlung warnt, die das (allmählich wohl in Raison zu überredende) Oesterreich den Westmächten zuscheuchen müßte, und, in einem Anhängsel, räth, durch einen dem Nachbar bequemeren Zolltarif den preußischen Landwirth und Händler aus dem ins tzochpolitifche fortwirkenden AergerüberRußlandsunübersteiglicheZollmauerzuschmeicheln. NichtAlles gelingt. Doch die vordringlich sentimentale Franzosen-

Politik zerstört den Ponton, auf dem Gortschakow seinen Kaiser in den Gefühlsbereich Napoleons schmuggeln wollte. Alexander kehrt sich zürnend von Frankreich ab und erkennt in dem Minister des berliner Oheims den auch aus der Machtzinne zuverlässigen Wahrer ehrwürdigen Hoheitrechtes. Der austro-russische Krieg wird vermieden und die Etapenstraße frei, die, über Schleswig» Holstein (1864), Oesterreich (66), Frankreich (70), in Deutschlands Einung unter Preußens Präsidium führen kann. Die Landtags» Mehrheit verruft den gehatzten Junker, derihm die Heeresstärkung abgetrotzt hat, als einen Barbaren, Freiheitmörder, Zarenknecht. Ruhig aber spricht Bismarck: «DerPolenanspruch (aufdieWie» derherstellung ihres Reiches) hat vor Europa keinen Bestand. Das Ganze verschwindetinUtopie, zu deren Verwirklichung man daraus ausgehen mutz, zunächst drei grotze Reiche zu zerstören, Oesterreich, Preutzen, Rußland, drei unter den fünf oder sechs europäischen Großmächten in die Luft zu sprengen, um auf den Trümmerndann eine neuephantastischeHerrschaftvonsechsMil-' lionen Polen über achtzehnMillionenNichtPolen zu begründen. Den Gedanken der Wiederherstellung Polens in den Grenzen von 1771 braucht man nur auszudenken, um sich von seiner Uw> ausführbarkeitzu überzeugen. DieNeigung, sich für fremdeNatio» naliäten und Nationalbestrebungen zu begeistern, auch wenn sie nur aufKosten des eigenen Vaterlandes verwirklicht werdenkön» nen, ist eine Form politischer Krankheit, deren geographische Ver» breitungsich, leider, aufDeutschland beschränkt." Der wankt nicht. In die erste Thronrede des Deutschen Kaisers hat er die (nun wieder zeitgemäßen) Sätze ausgenommen: «DieAchtung, welche Deutschland für seine eigene Selbständigkeit in Anspruch nimmt, zollt es bereitwillig der Unabhängigkeit aller anderen Staaten und Völker, der schwachen wie der starken. Das neue Deutschland, wie es aus der Feuerprobe des Krieges hervorgegangen ist, wird ein zuverlässiger Bürge desFriedens sein." Da stehts.Am ersten April 1871 wird die Reichsverfassung (die heute fünfundvierzig Jahre alt wird) zum zweiten Mal berathen. Und von der Polenfraktion gefragt, ob auch ihres Volkes Unabhängigkeit nun auf Achtung rechnen dürfe. Bismarcks Antwort: «Die Herren gehören zu keinem anderen Staat und zu keinem anderen Volk als zu dem der Preußen. Wollen Sie uns das Benehmen, das Sie gegen bieRu» thenen, gegen die unter Ihrem Szepter lebenden Russen, gegen die

Litauer, ja, gegen die Deutschen gezeigt haben, zum Muster emp» fehlen? Bei aller Unparteilichkeit und Neigung, gerecht zu sein, kann ich versichern:Diepolnische Herrschaft war nicht gut,sondern ganz herzlich schlecht.Und darum wlrdsie niemals wiederkommen.« Soll sie nun wieder kommen und die Enkel lehren, daß die Lebensarbeit deutscher Volkheiterzieher, Fritzens, Gneisenaus, Bismarcks, ertraglos verthan ward? Einenselbständigen Polen-staat, Monarchie oder Republik, könnte Preußen nur dulden, wenn es beschlossen hätte, Posen, Westpreußen, Oberschlesien aus-zugeben. Neben dem Schwarzen könnte der Weiße Adler nicht horsten: erst über der Asche Preußens die Schwingen wieder him-melan spreiten. Hundert unwiderlegliche Gründe sprächen auch gegen die Annexion des mitOesterreich getheiltenLandes; davor warnen Politik und Wirtschaft mit gleicher Wucht, tzabsburgs Reich zeigt, wie tief der Staatskörper durch eingebohrte Splitter fremden Volksthumes leidet. Das selbständige Polen oder das von Zollern beherrschte Großherzogthum Warschau würde dem Staatsverband Preußens gefährlicher, als Serbien dem Besitzer Kroatiens und Bosniens je war. Bedenket auch, was die anderen Bundesstaaten empfinden müßten, wenn die Sintsluth dieses Krieges nur derpreußischenHausmacht Land angeschwemmt hätte. Die Serienkriege gegen Rußland, die eine Folge der angekündeten Zerstückung wären,brauchen wirnichtzufürchten;wofür aber Wür-densie geführt ? Vor russischem Angriff schützt besser als ein Puffer-staat (dessen Volk in die Grenzen des alten, von Meer zu Meer rei» chendenPolens zurück trachtenwürde)einPanzer;nochbesserals Polster und Harnisch vorsichtig tapfere Politik. Wer Polen den Russen entreißt, bereitet ihnen zunächst zwar heftigen Schmerz: wird bald abermerken, daß erfiegestärkl hat:da erihnen ein Elsaß-Lothringen, einekussialrreäenw, inNordeuropa ein »Kriegsziel" gab, dessenLeuchten ihre fromme Schlaffheit inWirbelgluth auf-treiben könnte. Herr von Bethmann hat den Zweifel an feinem Willen, unsere Ostmarken vor Verslawung zu wahren, einst mit demRuf weggefegt: k^unquam retrorsum! Glaubt er, daß Preußen ungestraft noch mehr Polen einlassen dürfte? Daß sie, ohne ver-bürgte GleichberechtigungihrerSprache und Kultur, ohnegesicher-tenWaarenabsatz nach Rußland, gern zu uns kämen? Ohne ihre ab-schreckend reich begabten Juden, die, Händler, Gelehrte, Techniker, Künstler, Preußen nicht will, gedeihen könnten? Jedem Feinde

desDeutschenReiches würde das vonWolhyniens Sümpfenwest-
lich begrenzte Rußland sich mit eben solcher Inbrunst verbünden
wie Frankreich seit 1871. Ein Kriegsziel, das helle Köpfe nicht
lange vor dem Krieg erblickt hatten, das im zwanzigsten Kriegs-
monat noch umstritten wird, wies der gefährliche Wunsch, daß der
blutige Handel »Etwas einbringe". Wir kämpfen nur für uns;
nicht für die Erlösung fremder Völker. Wir brauchen Siedlerland,
freie Wege ins Weltmeer, für den Geist und die Sprache, die
Waare und den Wechsel Deutschlands die selbe Geltung, die je
irgendwo solchen Gütern ward. Und Bismarck, der Erzfeind
protziger Emporkömmlingspolitik, hat oft gemahnt, nach dem Sieg
niemals zu fragen, was man erlangen könnte, fondern stets nur,
was man, als dem Staat unentbehrliches Gut, erlangen müsse.
Wir kämpfen nur für uns; wollen des Kampfes Ziel aber so
ernstlich, in so reinem Herzen, besinnen, daß alle zum GutenWil»
ligen ohne Sorge sein können, wenn wir hingelangt sind. Herr von
Bethmann ist noch inBethphage, derFeigenflatt. Er freutsich.da
ihm Hosianna gerufen, der Weg mit Palmenzweigen und Festge-
wanden geschmückt wird; und hofft, von der hitzigen Wuth seiner
Worte werde der Kraftquell der Feinde, die sich feinem Wunsch
nicht beugen, so rasch verdorren wie der Feigenbaum, der am Pal-
mensonntag demGaliläer nurBlötter alsLabe bot.Warumschilt
er dieFeinde noch.zethtsie vor dem Ohr der Menschheit tückischen
Uebexfalles und jeder ruchlosen Niedertracht: da er sie doch zu
Friedensberathung ruft? Warum gönnt er ihnen die Losung, die
nach der Sintfluth aus jeder Arche schallen, die der Wolf sogar
dann dem Täubchen nachheulen wird? Kein Gesühl wird (nur
Dies ist gewiß) so schnell, so gewaltig erstarken wie Abscheu vor
neuem Krieg; keins so ungestüm zwei Welten durchlodern.Warum
sagt der Kanzler nicht unzweideutig, daß Deutschland zur Frie»
denssicherung, zur Wehrlastminderung vornan mitwirken will?

Bethania.

Jean Iaures, der oft, an den Tagen lautesten Triumphes, nur
derMounet-Sully, als Graubart manchmal derTaschen-Tolstoi,
in seinen hellsten Stunden aber ein reiferer, durch Erlebniß ge»
schulter Lassalle des französischen Sozialismus war, hat, vor zwölf
Iahren. in Amsterdam den Männern der Internationale zuge»
rufen: «Die Friedenssicherung, die EntWickelung des Sozialis»

mus.allespolitischen und gesellschaftlichen Lebens in Europa und auf der ganzen Erde wird durch diepolitische Ohnmacht derdeut» schen Sozialdemokratie gehemmt. "Die räkele sich stolz auf Wipfel» an wachsenden Stimmzettel Haufen, fei aber unfähig, die Mög» lichkeit zur Mitbestimmung des deutschen Schicksals zu mehren, und verkümmere, all in ihrem Glanz, ohne den rechten Willen zur Macht. In seinem lesenswerthen Buch über das Heer der Zu» kunft I^ouvelle«) sagt er: »Der Begriff .proletarische Internationale^ darf nicht zum leer prunkenden Wort werden; nicht nurausKongreßbeschlüssen und aus Rundschreiben unseres Bureau, nach langen Pausen, ins Gedächtniß auftauchen. Ihm muß sich eine stetige, immer wirkende, immer wachsam voraus» blickende Kraft entbinden, die das werdende Ereigniß zu wägen, zu prüfen und jedenKeim eines in Krieg zerrenden Haders zu zer- stören vermag. Ein Europäerkrieg brächte uns vielleicht wüthende Reaktion, erbitterten Nationalismus, lähmende Diktatur, unge» heuerlichen Militarismus, Hemmung des Zeitrades durch eine aus Gewaltthat und niedrigem Haß gefügte Kette, die unfere Völker in Knechtschaft fesselt. Die Freiheit der Völker hat in der Internationale den stärksten Hort. And man dürfte behaupten, daß zwar ein Bischen Internationalismus vom Vaterland ent» ferne, viel Internationalismus aber zu ihm zurückführe; mit dem selben Recht, daß ein Bischen Patriotismus von der Inter- nationale entferne, starker Patriotismus aber zu ihr zurückführe." DemDeutschenReichstag sollte neulich eingeredet werden, Iaurös habe eingestanden, daß seine Heimath die Schuld an dem Kriegs- ausbruch trage. Höflichkeit zwingt uns in den Glauben, diese Be- hauptung sei aus Irrthum entstanden. Bezeugt ist, daß Iaures vor seinem Tod zu Freunden und Parteifähnrichen gesagt hat: «Ich selbst hätte zur Erhaltung des Friedens nicht mehr zu thun ver» mocht, als die Regirung der Republik (Viviani,Bienvenu-Mar» tin) gethan hat." So sprach er, nachdem ihm am Quai d'Orsay die Akten vorgelegt wordenwaren.So dachten vom erstenKriegstag an die Genossen Vaillant, Guesde, Sembat, Thomas: und konnten mit denBriand, Millerand, Viviani, die Mancher zuvorAbtrün» nige gescholten hatte, zusammenarbeiten. Wir, heißts drüben, ha» ben stets den Frieden gewollt und alles zu seiner Sicherung uns Mögliche gethan. Die deutschen Bekenner der Internationale? Nichts. Wir sind durch drei Genossen, drei Führer, Guesde, Sem»

bat, Thomas, in derRegirungvertreten,derenPrästdent,Briand, und Vizepräsident, Mviani, sich heute noch zu unserem Grund» satz bekennen. Die deutschen Sozialisten beten jetzt an, was sie vor dem Krieg verfluchten; stellen sich, als wüßten sie von der Ent» stehung des Krieges nur das von Amtsstellen, denen sie früher kein Wort glaubten, ihnen Gekündete; haben nicht den minde» sten Machtzuwachs gebucht; und treiben dennoch nun Königlich Preußische Politik. Konnte die Wahrheit des Wortes, das unser Iaurös in Amsterdam sprach, mit schmerzhaftererDeutlichkeit er- wiesen werden? In dem von Iaures gegründeten Parteiblatt „lVttumanite« sind die auf derPariser Konferenz,(im März)ver- tretenen Mächte gemahnt worden, keinen Zweifel darüber auf» kommen zu lassen, daß auch beim Friedensschluß nur der Wille zumRecht sie leiten werde; daß sie den Frieden durch internatio» nales Schiedsgericht sichern wollen und bereit sind, sich auf die Grundsätze zu stellen, die das amerikanische Institut für interna» tionales Recht im Januar 1916 beschlossen hat. (Da ich voraus- sehe, daß diese Grundsätze den nächsten Jahrzehnten so wichtig scheinen werden, wie denen nach der Französischen Revolution die Verkündung der Menschenrechte schien, will ich den Wort» laut hier wiedergeben. »Jedes Volk hat das Recht, zu leben, sein Leben zu schützen und zu wahren; um dieses Leben zu wah» ren und sich zu schützen, darf aber ein Staat nicht gegen an- dere Staaten, die ihm kein Leid bereitet haben, ungerecht han- deln. Jedes Volk hat das Recht auf Freiheit: das Recht, ohne Einmischung und lastenden Machtdruck Fremder nach dem Ziel seiner Glücksvorstellung hinzustreben, so lange es dadurch nicht die tief und fest begründeten Rechte anderer Staaten schmälert oder bricht. Jedes Volk ist, als Rechtsbesitzer und vor dem Rechts» stuhl, jedem anderen aus der Völkergesellschaft gleich. Jedes hat das Recht auf sein abgegrenztes Gebiet und spricht, nach freiem Ermessen, allen Bewohnern dieses Gebietes, auch den aus der Fremde eingewanderten, das Recht. Jedes Volk darf für jedes seinerwesentlichen Rechte vonallen anderenVölkernAchtungund Schutz fordern; denn Recht kann nicht ohne Pflicht fein, und wo fichs um das Recht eines Volkes handelt, sind alle Völker zum Eingriff verpflichtet.") Der französische Sozialismus will einen Frieden, der alle in ihn eingeschlossenen Völker derinternationa- len Schiedsgerichtsbarkeit zu Gehorsam verpflichtet. And glaubt

nicht, daß die zwiefach gesplitterte deutsche Proletaiierpaitei
<tzauptgruppe: Legien-Scheidemann, Minderheit: Haase-Bern-
l^tein, Duumviri: Liebknecht-Rühle) für die rasche Erlangung sol-
chen Friedens, der jedem Volk, großen und kleinen, sein Recht
giebt und gespalteneStämme(Polen,Serben,Dänen, Rumänen,
Griechen, Italer, Ostfranzosen) wieder in Einheit fügt, gegen die
wehrkräftige Staatsgewalt ihr bequemes Leben einsetzen werde.
»Eine Versammlung der deutschen Internationalisten soll neu-
lich dieAblehnung aller Steuern, direkter und indirekter, beschlos-
ten haben.Diese besonders organiflrte Gruppe derInternationa»
listen,die überBernstein und Haase nicht besser als überScheide-
nmnn und Heine urtheilt, scheint mir aber nicht sehr beträchtlich.
Wenn ihr Liebknecht und Rühle eingegliedert sind, können sie sich
nicht zu Haases Leuten gesellen. Dann gäbe es imReichstag also
drei Gruppen demokratischer Sozialisten." (Homo in ^'ttumanite.)
Einstweilen sogar vier: denn die vierzehn Abgeordneten, die ge»
gen den Ausschluß Haases und seiner Genossen und gegen die
Kreditbewilligung gestimmt haben, sind zwar in der Hauptfraktion
geblieben, neigen in ihremWollen aber nach der Seite der neuen
Sozialdemokratischen Arbeitgemeinschaft. Die Fraktion hat die
Träger derbekanntesten Namen schon oder fastschon verloren:die
Abgeordneten Albrecht, Antrick, Bernstein, Bock, Büchner, Oskar
Cohn, Dittmann, Emmel, Edmund Fischer, Geyer, Haase, Henke,
Herzfeld, Hoch, Hofrichter, Horn, Hüttmann, Iaeckel, Kunert, Lede»
bour, Lentert, Liebknecht, Reißhaus, Rühle, Schwarz, Stadtha»
gen, Stolle, Vogtherr, Wurm, Zubeil. Wahrscheinlich werden sie,
wenn, nach dem Krieg, wieder gewählt worden ist, den rechten Flü-
gel der neuen Sozialistenpartei führen, der die vomGewerkschaft-
ckapitalunterstützteSchaarder heuteunter demReichsbannerFech-
tenden sich vielleicht nicht sogleich anschließen wird; der linke
Flügel wird der Alb aller schläfrigen Seelen fein. Den franzö-
sischen Genossen ist all das Gelärm nur Theater; sie nehmen es
kaum ernster als der Lustspieler Capus und die Geister, die ihn
begreifen. »Auch Haase und seine Leute verstehen den Sinn des
großen, unsere Welt wandelnden Dramas noch gar nicht. Ihr
Amstürzlergeist wagt weder, das Wort Republik auszusprechen
noch, zu erkennen, daß die demDeutschen Reich und Oesterreich»
Angarn gewaltsam einverleibten Völker dasRechtforderndürfen,
denihnen vonderNaturzugedachtenValerländern anzugehören.

Der ganze Kram würde für uns erst wichtig, wenn sich in die Köpfe unserer Sozialisten der gefährliche Einfall schöbe, mittzaase nach Frieden, nach schnellem Friedensschluß zu blöken. Diese friedsamen Sozialisten haben bei uns bis her wenig Erfolg gehabt. Vor ein paar Monaten sind zwei von der Sorte, kreuzbrave, mit gutem Willen gepflasterte Männer, in die Schweiz gegangen, um mit ein paar friedsamen Blökern ausderdeutschenPartei inZimmer» wald zu schwatzen. Auf unserem letztenKongreß ist dieserzimmer» walder Sozialismus mit Ach und Krach unterlegen. Aber wir haben auch schüchterne Zimmerwäldler, die sich den nach Frieden Blökenden sofort anschließen werden, wenn sie ihnen die Mehr» heit gesichert glauben. In dem Haufen unserer wackeren und red» lichen Parteistreitkräfte giebt es viele tüchtige und gescheite, nur eben nicht gründlich gebildete Genossen (ihre Schuld ists nicht, daß dem Proletariat die Bildungmittel abgeknickert werden), die sich, mit edler, dem Ideal nachstrebender Seele, leichtvom Schein verleiten lassen. Weil sie Deutschland nicht kennen, bilden sie sick> ein, tzaases Empörergestus gegen die Parteiführung künde eine deutsche Revolution an und einem Kongreßgeschnäbel mit tzaase und dessen Anhang könne die Wiederherstellung der armsäligen Internationale gelingen, die lange der erhabene Traum franzö» sischer Sozialisten war. Was sagt denntzaase? Genau das Selbe wie unsere zimmerwalder Blöker. Der Krieg sei Gräuel, Werth» Vernichtung, schroffster Gegensatz zu dem Ideal unserer Brüder» lichkeit. Auch uns ist der Krieg Verbrechen und Blödsinn: des» halb wollen wir, daß der Krieg von heute für immer der letzte sei; und damit er der letzte sei, wollen wir den Anstiftern, den Re» girungen Preußens und Oesterreichs, einen Gedenkzettel geben, der selbst die stärkste Regirung warnen wird, Anhliches je wieder anzufangen, tzaase sagt, der Krieg sei das unvermeidliche Ergeb» niß (nicht der rückständigen Politik preußischer Junker, sondern> des Kapitalismus, der in allen Ländern herrschenden kapita» listischenKlassenwirthschaft.Da haben wir die monumentaleKin» derei, die unsere einfältigen Zimmerwäldler stets wiederkäuen, tzaase sagt auch, nur der Klassenkampf habe gewichtige Bedeutung. Die alteLeier der Zimmerwäldler, die seit sechs Monaten plärren, Guesde, Sembat und Thomas seien, als sie sich neben.Bürgerliche' ins Ministerium setzten, zu Verräthern an der Sache des Sozialismus geworden. Was sagt er sonst noch? Daß der Krieg

weder Sieger noch Besiegte hinterlassen werde. Richtig: der Her» zensschrei aller Zimmerwäldler; seit dem ersten Kriegstag führen sie ihre düstere Weissagung, ihre entmuthigende Wühlsucht spa» ziren. Wenn unser Heer viele Zimmerwäldler in seinen Reihen hätte, kämen die Deutschen vielleicht ungerupft davon und die Welt sähe das Schauspiel, daß der deutsche Militarismus dem ganzen Erdtheil unbesiegt Widerstand zu leisten vermochte. Ohne es zu wollen, begünstigen die Zimmerwäldler das Spiel des kaiserlich deutschen Militarismus. Mit ihrer aufgepappten Rebellennase sind sie so urreaktionär, daß Vaillant, sie zu geißeln, das Wort .Waffenstrecker' wählen mußte. Weil eine Waare, die unserNa« tionalkongreß vor drei Monaten verrufen hat, uns jetzt von tzaase angeboten wird, sollen wir, wie die albernenZimmerwäldler, gierig danach greifen! Die verschicken seit ein paar Tagen durch ganz Frankreich Aufrufe, worin, nach der Kniebeuge vor den Heiligen Reliquien Marxens, die Mehrheit unserer Partei gestäupt, der Vorstand des Verrathes bezichtigt, der Parlamentsfraktion und unseren drei Ministern vorgeworfen wird, daß sie die Internatio» nale .hinterrücks erdolcht' haben. Seit fünfzehn Iahren ist uns der Sozialismus der deutschen Klassenkampfsorte eingeschleppt worden. Muß man ihn, wie Ewige Wahrheit, glauben, hat der Arbeiter keinen anderen Feind als den Bourgeois und die Re» girung seiner tzeimath, dann sind die Zimmerwäldler im Recht. Dann wollen wir slink unseren Arbeitern sagen: Der Kampf, den Ihr seit zwanzig Monaten gegen deutsche Arbeiter führet, entstand aus Irrthum; fallet ihnen um den Hals und kehret die Bayonnettes gegen Eure Grabengefährten, gegen die Bürger Frankreichs, die Schulter an Schulter mit Euch den Einbrecher wegzujagen ver» suchen! Dann wollen wir das alte Reimliedchen unserer Inter» nationale anstimmen: .Unsere Kugeln werden unsere Generale treffen.' AlleArbeiter sindBrüder?Nur ihreKlasse ist ihrVater» land? Proletarier aller Länder, vereiniget Euch: dieserMahnung haben, damit sie nicht ein leeres Wortgebild bleibe, Manche (auch ich) denRuf angefügt: LieberAufruhr als Krieg Z Nur: als man von der TheoriezurPrazis übergehen sollte, sprach Keiner mehrso. Vor dem Aufstand mußte das Heer gewonnen, eine bis in die Kaserne reichende Organisation geschaffen werden. Dieser Nothwendigkeit entschlich Jeder nach Haus; man glaubte wohl, mit Besenstielen Aufruhrmachenzukönnen.NochärgerwarsinDeutschland.Unsere

,Brüder' im Sozialismus sagten uns offen, Brüderlichkeit werde
sie nicht hindern, aus gedeckter Stellung aus uns zu schießen; und
sie haben nicht nur dieses brüderliche Versprechen eingelöst, son»
dern uns auch noch mit Gräueln bewirthet, deren Voransage ihr
zartes Gemüth nicht gestattet hatte. Der Bankerot des Klassen»
kämpfersozialismus war so sichtbar, daß wir Rufer zu .Aufstand
gegen den Krieg/ schon 1912, da wir das Nahen des Krieges wit»
terten, schleunig in den nationalen, den sranzösischen Sozialismus
heimkehrten. Alle Arbeiter sind Brüder und nur die Bourgeois
ihreFeinde?Nach dem ersten Schuß ging dieser Wahn in Rauch
auf. Er hatte den Krieg nicht gehindert; hattesogar zu dessen Ent»
stehung mitgewirkt. Der grausige Krieg wäre nur in einem Fall,
vielleicht, zu vermeiden gewesen: wenn die deutsche Sozialdemo»
kratie eine nationale Parteigewordenwöre und.imBund mit den
bürgerlichen Demokraten, die Parlamentarische Regirung und die
Verantwortlichkeit der Minister in Deutschland durchgesetzt und
in Preußen der feudalen Militärkaste den Maulkorb angelegt
hätte. Auch unsere Partei mußte sich den Radikalen verbünden
und regirungfähig werdenzIaures mußte,mit seiner riesigenAr»
Heilkraft und seinem Wirklichkeitgenie, die Leitung des Auswär»
tigenAmtes übernehmen und eine Verständigung mitderDemo»
kratie Deutschlands vorbereiten. Aber das Dogma vom Klassen»
kämpf hat uns, französische und deutsche Sozialisten, in die un»
dankbare, unfruchtbare Rolle mürrischer Schmoller eingezwängt
und uns die Möglichkeit geraubt, mit unserer leidenschaftlichen
Hingabe ans Gemeinwohl, unferer Abscheu vor Krieg, unserer
Sehnsucht nach Gerechtigkeit und Frieden so Gutes zu stiften, wie
Pflicht uns befahl. Und auf die Trümmer der zweimal krachend
eingestürzten Lehre vom Klassenkampf sollen wir, nach dem Wil»
len der Formelwiederkäuer, nun die Internationale der Zukunft
bauen? Auch wir werden bald eine Absplitterung von derPartei
erleben. Der Sozialismus hat, wie jede Religion, unantastbare
Dogmen, heiliges Geräth, Reliquien, Ritualsprüche und einen
Katechismus. Zu seinen Hauptheiligen gehört Karl Marz. Sein
Evangelium vom erlösenden Klassenkampf dünkte uns an die min-
der enge und mehr menschliche Weltauffassung unserer Kirchen»
väterAourier, Saint»Simon,Proudhon,BlanquiGewöhnte ein
Bischen'zu einfach, zu dürr. Doch wir waren Besiegte, die Söhne
der.1870^Ueberwundenen; unser^armes kleines Volk war entar»

tet, verseucht, unfähig zur Fortpflanzung,mit hinstechendem Gewerbe und Handel, überall in Verfall. Mutzten wir vor den Sozialisten des mächtigenDeutschenReiches, der an Volkszahl und Wohlstand rasch wachsenden tzeimath des Heiligen Karl Marx, vor den Vertretern einer steinreichen, von vier Millionen Wählerstimmen getragenenPartei uns nicht,mit unseren fast leerenKassen, wie kleine Jungen vor Riesen fühlen? Ein paar Ketzer fanden, freilich, den deutschen Sozialismus luftlos, runzelig, unwirsch und schartig wie einen Unteroffizier; meinten, daß er denBoden ausdörre und unfruchtbar mache. Nach und nach verließen uns angesehene, durch Beredsamkeit und Politikerstnn vorragende Führer: Millerand, Viviani.Briand; weil sie nicht vor dem deutschen Zerrbild des altfranzösischen Sozialismus knieen mochten. In die Prozession der Choralsängerschlug am einunddreißigsten Juli 1914 der Blitz; und die Heiligen Reliquien rollten geknäuelt in ein Blutmeer. Jetzt kommen die Zimmerwäldler mit einer Bannbulle gegen Alle, die keine Lust haben, den deutschen Klassenkämpfern den Bruderkuß zu geben. Seit ich ihre Bulle gelesen habe, weiß ich, daß auch wir vor einer Absplitterung von der Sozialistenpartei stehen. Die Krisis umfaßt alle Völker. Alle erkennen, wie unentbehrlich die Arbeitgemeinfchaft der Volksklassen nach dem in aller Menschengeschichte beispiellosen Erdbeben unserer Tage sein wird. Nachdem Reiche und Arme, Monate, Jahre lang, in den selben Schützengräben gekämpft, die selbe Noth und Gefahr erduldet haben, sollen wir, wie wüthende Narren, wieder den Klassenkampf, den Bürgerkrieg predigen und die von dem großen Krieg geschleifteBarrikade wieder aufbauen?Nein!Danke bestens! Diese Politik hat den Enterbten, deren natürliche Vertheidiger wir sind, allzu wenig eingebracht; hat der Nation, durch die Löhmung industriellen Lebens,undderRepublik,durch die Hemmung ihres Willens zu stetigem Fortschritt, allzu sehr geschadet. In Gemeinfchaft mit den anderen Parteien werden wir morgen trachten, unserer versumpften Industrie aufs Trockene zu helfen, unsere Häfen und Verkehrswege aus dem jämmerlichen Zustand zu erlösen, der uns den Hohn deutscher Techniker und Kaufleute eintrug, allen Bezirken Frankreichs die Selbstverwaltung zurückzugeben, ohne die sie weiter verkümmern müßten, die Geißel der Entvölkerung, des Neumalthusianismus, der an unserem Verfall mitschuldig ist, zu brechen und die Alkoholpest zu bekämpfen.

Nie wieder werden wir vergessen, daß ohne die EntWickelung des Kapitalismus in Frankreich das Schicksal des Arbeiters, des Bauers nicht besser werden kann. Und in dieser Arbeitgemein» schaft wird uns die rühmliche Pflicht zufallen, immer mehr Le° bensbehagen, Bildung, Recht für die Schwächsten der erblosen Klasse zu fordern. In dem von der Preußendrohung befreiten Erdthetl soll das Ideal unserer Väter von 1792, die Bruderschaft aller Menfchen, Wirklichkeit werden. Gestern wollten wir die In» ternationale der Arbeiter. Morgen werden wir,imBundmit allen zu Fortschritt und Demokratie Willigen, die Vorarbeit zur Grün» dung der Vereinigten Staaten von Europa beginnen. Zur Er» kenntniß ihrer Fehler und zu dem Entschluß, Taktik und Ritual» sprüche zu ändern, braucht eine Partei Muth. Daß wir, imUeber» schwang des Idealismus und in ungeduldiger Sehnsucht nach sozialer Gerechtigkeit, irrten (auch ich mit meinen nächsten Freun» den, bis wir, vor vier Iahren, hier den Sozialismus der LocKes über Bord warfen), bringt uns gewiß nicht Schande. Jede Partei wird aus der Gewissensprüfung merken, wie dumm sie oft war. Den vom Heiligen Geist mit Ewiger Wahrheit begnadeten Kirchen wollen wir den Aberglauben an ihre Unwandelbarkeit gönnen. Ich bedaure die Einzelnen und die Parteien, die diese Sinthfluth nichts zulehrte und nichts vergessen hieß." So spricht, in seiner Zeitung »l.ä Vicwii-e", der Genosse Herve; und mir schien nöthig, ihn auch zu Deutschen ausführlich reden zu lassen: denn er will die neue Partei des Nationalen Sozialismus gründen und hat öffentlich, am drittenApril,zuBeitrittserklärungen aufgefordert. Acht Tage danach sind die von ihm verhöhnten Zimmerwäldler im französischenAusschuß der Internationale von einer tausend-stimmigen Mehrheit geschlagen, ist ihr Wunsch, mit der Fraktion Haase schon jetzt Verständigung zu suchen, abgelehnt worden. In dem Parteiblatt l.'ttumsnite wurde inzwischen erläutert, welche Haltung Iaures für die Kriegszeit den Sozialisten vor-geschrieben habe.«Besonders wichtig war ihm, wer für den Kriegs» ausbruch verantwortlich zu machen fei. Er schrieb: ‚Als Angrei» fer, als Feind der Civilisation und des Proletariates ist dieRe» girung anzusehen, die sich geweigert hat, vor ein Schiedsgericht zu gehen; ihre Schuld jagt Menschen in blutigen Zwist und ihr Thun ist deshalb als verbrecherisch zu ächten.' Daß Deutschland zum Krieg herausgefordert und ihn erzwungen habe, hatIaures

in seiner brüsseler Rede ausgesprochen, die an die Thatsache er» innerte, daß England, Frankreich und Rußland einSchiedsgericht vorschlugen und dringlich immer wieder empfahlen, Deutschland und Oesterreich aber den Vorschlag abwiesen. Für eine verbreche» rischeRegirung dürfe der Proletarier selneKraftnichtvergeuden; er müsse sie stürzen und die Roßtäuscher des Patriotismus züch» tigen. Ist die Sache des Vaterlandes aber gerecht, dann muß jeder Proletarier, der nicht ein tzaderlümpchen sein will, sich in ihren Dienst stellen. Iaures billigte ohne Vorbehalt den Satz Emils Ollivier: ,Wir lechzen nach Frieden, wollen ihn aber in Ehre, in Würde, in Vollkraft uns sichern; ist er nur durch schwäch» licheDemuth, nurdurch Erniedrigung zu erlangen, dann tausend» mal, tausendmal lieber den Krieg!' In den von Verbrechern re» girten Ländern sollte Strike und Revolution sein, in den über» fallenen die Freiheit des Volkes vertheidigt werden. Die deutschen Sozialisten haben ihre Pflicht versäumt; schlimmer noch ist, daß schon am ersten August 1914 der Aufruf ihres Parteivorstandes den deutschen Imperialisten und Militaristen freie Hand verhieß. ImLauf des Krieges sind manche Führer dieser Sozialisten dann die Barden des deutschen Angriffes geworden. Diefe Ereignisse n öthigten die Sozialisten andererLänder in die Pflicht zur Landes- vertheidigung, die unserem Iaures eine soziale, proletarische, in- ternationale, nicht nur nationale Pflicht schien. "Schnell noch eine Stimme aus demLagerderBürgergarde. „Während unheilbare Tröpfe von der ,Demokratisirung Deutschlands' das Glück Eu» ropas erhoffen und auf das Handeln der kaiferlichen Sozialisten rechnen, verhindern diese Leute, daß im Reichstag der Itntersee» krieg erörtert, der dafür giltige Brauch von der aus allgemeinem Stimmrecht erwählten Versammlung geprüftwerde. Der Kanzler des .Stückes Papier' muß ja der Partei des .Stückes Papier' gefallen, die Hunderlmal den.Bruderparteien' geschworen hat, daß sie demKaiser .keinen Mann und keinen Groschen' bewilligen werde, und die am vierten August einstimmig den Kriegskredit gewährte. Die Sozialdemokratie hegt noch die Hoffnung, zu dem Zins, den sie als Gesinde des Kaifers erwirbt, den Vortheil Ham- stern zu können, den ihr die Leitung der Internationale brachte. Aber die .Opposition Seiner Majestät' kann Keinen mehr betrü» gen." (Herr Laskine, pariser Hochschullehrer, in 1.« Natin.)

Noch ist auch die Gewißheit des Sieges den Verbündeten,

Kapitalisten und Sozialisten, Briten und Franzosen, gemeinsam. »Nach sechs Schlachtwochen ist ein Viertel der Festungfront von. Verdun umringt und ein Theil eines zweiten Viertels von Um» ringung nah bedroht. Die zur Belagerung und Erstürmung be» stimmte Armee muß, aus den Beständen anderer Armeen und- aus den jüngsten Jahrgängen, aufgefüllt werden. Selbst wenn die Deutschen auch ihre neuen Verluste durch zulänglichen Ersatz ausgleichen und die Franzosen endlich zwingen können, Verdun zu räumen und ihre Front mehr nach Süden zurückzuschieben: wohin entschwindet das Ziel des Kraftaufwandes? Und woher soll,nach einemfo langwierigen und erfchöpfendenUnternehmen, die Ueberraschung, die Schreckwirkung kommen, von der allein der deutsche Generalstab den Entschluß zum Frieden erhoffen konnte?" (Oberst Feyler imlournalcleQeneve.) „In der Hand des Generals Petain, der Infanterist war, aber die Bedeutung der Artillerie für diesen Krieg früh erkannt und dafür geforgt hat, datz die herrlichen französischen Fünfundsiebenziger jedes Sperrfeuer in vierzig Sekunden der feindlichen Stellung anpassen und regeln können, ist das Schwergeschütz ein eben so schmiegsames wie wirk» sames Werkzeug geworden. Er sträubt sich nicht, Geländestücke, deren Vertheidigung nutzlos wäre, dem Feind zu räumen; läßt sie ihn aber furchtbar theuer bezahlen. DieDeutschen werden den Angriff auf Verdun, weil ihr Kriegsruhm an dem Erfolg hängt, wohl nicht aufgeben. General Petain ist einstweilen zufrieden: er sieht die Deutschen in einer Taktik beharren, die ihnen das bitterste Leid bereitet." (OberstRepington,nach derRückkehr von derMaas- front, in 1°Ke limes.) „ Vor Verdun versucht Deutschland, mit höch» ster Anstrengung, den Eisenring zu brechen; weil es weiß, daß nach dem Mißlingen dieses Versuches sein Schicksal unvermeidlich wöre.DasHauptthema aller amtltchenPolemik ist drüben: Deutsch- land ist überfallen worden und die EinheitseinesReiches sollver» nichtet werden. Wir wissen, daß Deutschland uns angegriffen hat und daß die Niederlage des preußischen Militarismus unser ein» ziges Ziel ist. Ein Ziel, das Deutschland selbst ersehnen müßte. Eine arbeitsameDemokratiekann nicht wünschen, ewig unter dem Stiefel des Iunkerkaifers zu leben. Schon hebt ein Grüppchen der Sozialdemokratie das Haupt. Eine Schwalbe macht noch kei» nen Sommer. Wir sind aller Illusion fern; in unserem Gewissen aber überzeugt,daß dieLogik und die großenZeichen der Zeit für

uns sind und daß wir überall, auch in Feindesland, für die Frei» heit, nirgends für Knechtung, fechten. Deutschland, dessen Flotte im Versteck wartet, möchte sich gegen den Graus derWirthschaft- sperre wehren; vergebens: weil seine Lunge nicht athmen kann, muß es ersticken. Die Neutralen könnten dem Meer die von den Tauchbooten jetzt gehemmte Leistungfähigkeit wiedergeben, für ihre eigenen Verluste Ersatz finden, ihrem Bedarf, zu erträglichem Frachtpreis, Deckung sichern, ihre Toten rächen und neuen Mord hindern, wenn sie die deutschetzandelsflotte in Beschlag nähmen. Dann würde durch deutsche Torpedos wenigstens deutscher Reich» thum ins Grab gesenkt. An seiner empfindlichsten Stelle muß der Feind derMenschheit getroffen werden: in seinerWirthschaftzu» kunft, seiner.Seeherrschaft'. Wenn das verwüsteteDeutschland ge- zwungen ist, nach demKrieg zehnIahre lang amWiederausbau sei- nergroßen Schiffahrtgesellschaftenzu arbeiten, und so denWettbe» Werbern die Zeit zu endgiltigem Vorsprung bleibt: wozu dann der Krieg?Die kaiserliche Losung von derZukunst, die auf dem Wasser liegt, würde zum Gespött und der Militarismus, der, politisch und wirtschaftlich, dem Erdkreis ein Doppeljoch aufzwingen wollte, wäre gründlich geschlagen.KeineFlotte mehr! Deutschland,das sich zurHerrschaftüberzweiElementeberufenwähnte,wirdwieder,nach Bismarcks Wort, Landratte.Das kann dieRache derNeutralen be- wirken. - (Akademiker tzanotauz in l^e l"iZar«.) «Unsere Öffentliche Meinung scheint noch immer nicht ganz zu verstehen, was vorVer» dun geschieht: sonst würde sie nicht von der kleinsten Schwankung derFeuerlinie beängstet.Wenn derFeind glaubt, durch seintzöl» lenfeuer in unseren Gräben alles Leben zerstört zuchaben, schickt er seine Sturmkolonnen vor. Oft irrt er; und ihm gehts übel, wenn sein Feuer zu kurz oder zu lang war und ein paar unverwundete Leute die Stürmer aus Maschinengewehren beschießen. Manch- mal aber hat er richtig gezielt, fast alle Grabenmannschaft getötet und kann danach, Zehn gegen Einen, in unsere Stellungen ein« dringen. Nur kommt er nicht weit; oder verliert das eroberte Ge» lände sogleich wieder. Ehe ers noch befestigen kann, überfluthet ihn eine Menschenwoge. Unsere Reserven rücken an. Wo waren sie? In Sicherheit; hinten. Doch nicht weit. Kerntruppen; die Tapfersten der Tapferen; haarige Kerls, neben deren wüthen» der Stoßkraft die ganze Preußengarde höchstens wie Dünnbier schäumt. Dann verliert, in wenigen Stunden, der Feind, was

uns sind und daß wir überall, auch in Feindesland, für die Frei» heit, nirgends für Knechtung, fechten. Deutschland, dessen Flotte im Versteck wartet, möchte sich gegen den Graus derWirthschaft- sperre wehren; vergebens: weil seine Lunge nicht athmen kann, muß es ersticken. Die Neutralen könnten dem Meer die von den Tauchbooten jetzt gehemmte Leistungfähigkeit wiedergeben, für ihre eigenen Verluste Ersatz finden, ihrem Bedarf, zu erträglichem Frachtpreis, Deckung sichern, ihre Toten rächen und neuen Mord hindern, wenn sie die deutschetzandelsflotte in Beschlag nähmen. Dann würde durch deutsche Torpedos wenigstens deutscher Reich» thum ins Grab gesenkt. An seiner empfindlichsten Stelle muß der Feind derMenschheit getroffen werden: in seinerWirthschaftzu» kunft, seiner.Seeherrschaft'. Wenn das verwüsteteDeutschland ge- zwungen ist, nach demKrieg zehnIahre lang amWiederausbau sei- nergroßen Schiffahrtgesellschaftenzu arbeiten, und so denWettbe» Werbern die Zeit zu endgiltigem Vorsprung bleibt: wozu dann der

Krieg?Die kaiserliche Losung von derZukunst, die auf dem Wasser liegt, würde zum Gespött und der Militarismus, der, politisch und wirtschaftlich, dem Erdkreis ein Doppeljoch aufzwingen wollte, wäre gründlich geschlagen.KeineFlotte mehr! Deutschland,das sich zurHerrschaftüberzweiElementeberufenwähnte,wirdwieder,nach Bismarcks Wort, Landratte.Das kann dieRache derNeutralen be- wirken. - (Akademiker tzanotauz in l^e l"iZar«.) «Unsere Öffentliche Meinung scheint noch immer nicht ganz zu verstehen, was vorVer» dun geschieht: sonst würde sie nicht von der kleinsten Schwankung derFeuerlinie beängstet.Wenn derFeind glaubt, durch seintzöl» lenfeuer in unseren Gräben alles Leben zerstört zuchaben, schickt er seine Sturmkolonnen vor. Oft irrt er; und ihm gehts übel, wenn sein Feuer zu kurz oder zu lang war und ein paar unverwundete Leute die Stürmer aus Maschinengewehren beschießen. Manch- mal aber hat er richtig gezielt, fast alle Grabenmannschaft getötet und kann danach, Zehn gegen Einen, in unsere Stellungen ein« dringen. Nur kommt er nicht weit; oder verliert das eroberte Ge» lände sogleich wieder. Ehe ers noch befestigen kann, überfluthet ihn eine Menschenwoge. Unsere Reserven rücken an. Wo waren sie? In Sicherheit; hinten. Doch nicht weit. Kerntruppen; die Tapfersten der Tapferen; haarige Kerls, neben deren wüthen» der Stoßkraft die ganze Preußengarde höchstens wie Dünnbier schäumt. Dann verliert, in wenigen Stunden, der Feind, was

mühsam erorbert hatte. So wars im Wald von Avocourt, im
Eaillette-Gehölz, am Dorf Vaux. Im Norden von Verdun, wo,
auf dem rechten Maasufer, der heftigste Druck ist, hat der Feind
in einem Monat hundert Met er gewonnen. Er wird also (wenn die
Angabe meines Rechnenlehrers, ein Kilometer umfasse tausend
Meter, richtig ist) in dem selben Tempo für den Gewinn eines
Kilometers zehn Monate brauchen; und d a bis zu den Brücken von
Verdun noch sieben Kilometer zu erobern sind, wird die Festung,
wenn der Feind sich nicht ganz anders sputet, erst nach siebenzig
Monaten zu nehmen sein. Haben, nach vorsichtiger Schätzung,
hundert Meter hunderttausend Mann gekostet, dann wüchse, bis
an die Brücken vonVerdun, dieVerlustziffer bis an den Phantasie»
Sipfel: sieben Millionen Mann!" (Herr tzerve in Vicwire.)

Ieruschalajim.

Von der Feigenstatt durch Bethania, das Armenheim, nach
Ieruschalajim, insHaus des Friedens. AmThor stehen, in weißem
Gewand, En glands Könige, Georg der Fünfte und Herbert Hem y
Asquith, und singen in Leidenszeit das Weihnachtlied von Erd»
frieden und Menschenseligkeit. „Wir schirmen die Freiheit der
Schwachen und unseres Krieges Ziel ist die Sicherung eines
Rechtszustandes, der noch dem kleinsten Volk Schutz vor über»
mächtigem Angriff verbürgt, aus dem Hort der fortan ersparten
WehrkostendarbendeLeiber,dürstendetzirnesättigt,fastzweiIahr-
tausende nach der Kreuzigung des gotthaft gütigen Bringers hol-
der Botschaft dem auch in Gottlosen heiligen Geist die wilde Ge»
walt unterwirft." Aus dem Tempel des Rachegottes aber schallt
eine stärkere Stimme. »Gebethaus sollte er sein; wer hat ihn zur
Mördergrube entweiht?"UnddieSchachererstiebensammtihrem
Kram hinaus. Keinen Willensstrom wird unsere Sintfluth so lenz-
lich schwellen wie den Völkerdrang nach unerschütterbärfest indie
Erde, den Herzens Himmel eingemauerten Frieden. Immer war
deutscherMenschheit der Gedanke die liebsteWaffe; weil keine je
edler.keine wirksamer war. Schanzen wir uns in purpurne Wuth,
die auf dem Erdball ringsum Otterngezücht, nur ein Volk in En»
gelsreine erschaut? Dieses Krieges Ziel muß Weltwende sein.
Aus Indiens, Israels, Griechenlands Weisheitborn tränkte Je»
sus die Seele. Und der aus hundert Wundmalen blutende Hei»
land hat den Buddha, hat Jahwe und Platon besiegt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß S Sarleb G. m, b. ß. in Berlin.

Saar Schaurnwein
^m?ig in seiner'«Ai-K
j^ichr, rsssi'g, blumig un« allße«röentt,'ch
bekömmlich.
VilSunger Menenquelle
— 191Z ^ 14,664 Ls^egÄste un6 2,278,876 klssckenverssnä. -
»^^^^^^^XränKKeit jet^t Keilbär okne^ bssonckere Diät, Von 2g,nIi-eieKen
Suren ^nninsker Uiv ^, IleeKer, <Z, m, b, II, in dessen 320 bei <Z»ssen ll.) <vis
gäll?« ^ur Kostet nur einige Vtennige pro 1ag>,
neuest., Sizilien vsvvi'kugtes IckittsI gsg,
vi»K«txU»»<!eseIIscKätti».K.II.
»erttn» Steglitz Z.
8suat«rmm 8cdierKe
im VberKsr?, «4g m. PKxsIKsl, aiiltet,
ttei>sn»t»>t. Ait 1'oeKterKäus „Kurllote!
Ssrsnbsi'gs^ttol" bei SoKierKe, ^Vuncker-
ved. 8sn »Sst ör. üiiug.
Dr. klrstTe»«tel».
<^ ^
Korporation ö!er Xsnbnannscnsrt von Berlin
UanckeKHocKscKuIe Lerlin
I>«5 »mllivks Vs«e>oKn>» gsr Vorle8ungen ung Usbungsn Im Lommer Semssle,'>g>6
cksn Verl^« von <Z«0IZS kZ«I?,lSki, W»I,IX V/, 10, v(iei- vom Sekretariat gsr

cZeseKättsberleKt kür das ^lakr 1915.
serer Lank Kat ger^VeltKrie^ OeutseKIang Kst siek^mit^seinen »Iter»
Oer l! e s a in t u in s s ger veutsoken Lank betrug snnäkerng 107 NiUisrgenx
er überstieg gen vorjülirigen, unter ^Veglassung cler Longoner vmsüt^e, um 4St
^lilli„nen ZlarK,
gas^ Sorgfältigste gegen zege ^»bseKbare^Verliistni^ gurck ^bsotireibungen
Unsere Liu^aKlungen auf gas X»plt»I von SS ürieg» üreckitkanken ung Ue»
^virlsebakt mit einer Vermelirung ibres Xotenumlaul» von gurcliseknittliek vier
Umlauf von >VecliseIn garstellt ung zegenskalls, naeli 6er VolKsüabl^oKne Selgi«?«,
l'olen, I^itbauen ung Lurlang) berecknet, auf gen Knzik nur ,I,>n vierten re^fges
von genon am ^akressokluk !I72 Millionen Naili aukerliald ger IZeielisbanK in ^/r/ml«uf
'varen (weniger als gie Uslkts ges in Lnglang ^irknlierengen Ijetragc» sog« 'gvüunter
(Zurrevoz'.Xoton), Kokriedigen nur gen »uKergevSKnUonen, gurcli gen Xrie,^ ,g^gu,nl>
gevvaebseven Legark an vmlsukmittvlu Kleinster X«»»I,etrSgs. Die V»r1ed^. ^gduzsen»
sclieine sing KeKimiitlioK <Iur«K Hinterlegung unler «eitgelienger Vorsiclit ,„»el!>ss^
ner >Varen ung >Vertpapiere, sowie gur«b gi« Haftung ger (Zelgnelinier ge,i-^, ,^I>e
SeKauptungon unserer ?einge von gern in veut»«I,I»na »ngebliok vnrKan<Iö,Mr.»r/i»l»uk
von sUigtisclien Banknoten, klvtev gegen IlvpotlieKen «ger (Zrungbesit?, »P^^g^el,!-

15. Spril 1»16.
Dr. 28.
— Die Zukunft. —
Sie dsutscke Vadrung, trotz gesunder lZreditverdsItiiisse^ und ^trot«
unserer sanitlivden (Zegner, sied nickt aucd dein Ausland gegenüber ant Sei»
V«IK»wirtseKatt vorn WeltverKedr. 2war Kaden unsere Z?einde uns eins uvbeabsiok-
tigte >V«KItst erwiesen, ingein sie unsere üintukr '^^^ weitgeliendein Nane be>
Lioldparität unserer ^VaKrung aukreektzuerdaltsn, ist uns verlegt, InzwiseKen wirkt
diese ZZntwerlnng der lieiedsrnark sued zurForderung der SvarsarnKeit, der OeutseK-
I»nd sein siegreiedes DureKKalten auk gern wirtsekattlieden Liebiete KauptsäedlieK
verdankt, >Vir dsben gelernt, weniger zu essen, weniger zu brauoden, Kein <Zeld ins
Ausländ nu tragen und überdaupt besser KausznKaltsv, Oab^ II euts vd la n d s
Stelle von ?adr zu ^adr zadlenniäkig belegt, >Vir dürken desdalb aued gewiö sein,
dak OeutseKIands ^adlungsksdigkeit naed dem Xriegs unseresküttert dssteken, und
seine Vüdrung auod dein Auslände gegenüber den altgewodnten Stand wieder
- vdne krernde Hüte dat OeutseKIand tllr die Lriegküdrung bis jetzt 3S Milliarden
einen senr erdedlieden leil zu dieser groneu Suinrne^beigetragen,
ldrued stünden und sied nur dured ausländisedes <Zeld Kaltsn^KSnntsn, lind ^—
slle IZürsengeseKäkte abgewiekelt, IZin unter^unserer l?üdrung gebildetes Xonsortiurn
rler iniolge des Xrieges sedwebend gebliebenen üeitgesedäkts an der diesigen Lkke^tsn^
Kurse etwa unversorgte Positionen zu versorgen: das Konsortiurn datte üderkauvt
niekt notig, delkend einzugreifen,
^u den Radien unseres ^. b s e K1 u s s e s übergebend, beben wir dervor,
dak der Letrsg unserer Akzepte sied naturgernäk weiter und^auk einen Stand
der LanKsKzents und des ^Veedseluinlauks Ubsrdauzit ist aber ganz allgenrein
eingetreten; er dat die Solidität des dsutseden Akzepts erwiesen,
Dagegen ist der Letrag unserer Vorsedüsse auk Vsren um rnedr »Is
die Hallte gestiegen, weil ein grolser ?eil des krüder auk WeedselKredit aukge-
bauten v?arendandels sied wädrend des Krieges dured Larzadlung ^abwiekelt. Der
der klüssigsten Nittel u in 4 KS Iil i 11 i « n e n ^ge^enübsiv vnter die I>oin-
Gerwine gebuelit, Inkolge der duredgsküdrten Abwicklung g'v^
irn übrigen auk einen besedeidenen lZruedteil idrer trüberen Höne erniäki^t, ^
die leiedt realisierbarer? Klittel 7l,2«l>/g gegen KS,27l>,g iin Vorjadr,
^ Öie AaKI der bei der Oentseden Lank sodne London) geklldrten Lundenreednun-
Aen ^betrug^»in ^abresscKluK^3S0«4g gegen SW^Lnd^ l9I4.^ g v t d d
«ärntlieder virsktoren und Stellvertreter der Aweiganstalten, sowie einseKIieKIied
NilsKrskte, betrug arn ^lakressekluk lölW gegen 8 S97 irn Vorjadr, ^Is Anlage zu die-
die Irene zuin Vaterlands in ürlullung idrer ?rri«dt rnit dern I'ode dszaklt dabei,.
Die entstandenen ducken Konnten wir zum leil dured Beamtinnen auskülls n, aber
in, Ordnung zu Kalten, ^Vir mulsteo einige OsvositenKassen sedlieize» und vieliavd
^uk dle ksaedsiedt unserer Xundsn ^ädlen. 't d I, d
Kälnvkenden und arbeitenden Leaniten die iin vorigen Zalir^esberlodt näder Ke^eieli-
Zadrss eine »nkerordentlieke lirlegskeibills von N, 483 75g an »Iis Leaniten verteilt,
deren kestes ^»Kresgedalt den Letrsg von lä, SSM nient überstieg: endlied gewskrten
wir eine aligemeine Teuerungszulage von lv?^ des Liebaltes an die vsrke^irateten
kür die Dauer des Xrieges, Unsere (Zesamtausgabe kür llriegskürsorge zugunsten
unserer IZeainten, odne Linreednung der Anwendungen aus dem ZaKresgewinn,
dsliek sied iin IZeiioKts^aKre auk N, S2l9»S2,W,
Leriin ist das neus OireKtionsgebäuds^ bezogen worden; »eins IZinriolltuiigen Kaden
I?ür Steuern und Abgaben Kalten wir ZI, 4190670,32 zu zadlen, gegen
», 4 IS« 0S4.7S in 1944,
derung gewaedsen gezeigt und idren üiindsnkre!» erweitert. Insbesondere die l?i-
Halen in lZrllssel und Lonstantinovei datten (ZeleMnKeit, unter sedwierigen
Verkältnissen nlltzliede Dienste ?u leiste».

vi« veutsen's Nsbsrseeisebe Lank bat siel, au alle» Steilen, in ^rgsn-
tinisn, Lrssilien, Odile, ?eru, Lolivieu und Spaniou, I«wül,rt und niinint die-
Verteilung von adsrrnsls Dividende in Aussiebt,
Oer ürtrsg aus „Dauernden Leteiligungen" und Ivoininauditen entbält die-
kur 1914 vereinnabrnten Dividenden auk unseren Ilesit« au Aktien
der Dsutsoben vsberseeiseken Lank («AI lDiv, kür 191« ö?S)
der dsutseken Vereinsbank > „ ,, 2>/2?H>
der Lssener «redit-^nstalt <8?S) l „ » «?S>
der Hannoversoben Sank (ö^S) („ „ 6>I,?»1
der läeoklenburgiseken HvvotbeKeu- und WeenselbanK (1S^> < „ „ lS^i
der «iederlsnsit-er Lank ^, «. <6^> („ „ ö>/i?d>
der oidenburgiseben Spar- und I.eib Lank (10?S) < „ „ I0«>
derkkälüiseben Lank < „ ,,
der krivatbank ^u <Z«tKa (S^«> („ „ »V>
der KKeiniseben LreditbanK (ö^> !„ „
des SeKlesiseben LanKvsreivs (U?ö> („ „
der VürtteinbsrgiseKsn VereinsdauK I(>A> < „ „ L?«)
und der Deutsonen Vreuband «esellsebakt <12>/2^> l „ „ 12>/2?i;>.
V?ie Sie llsts ^eigt, Kaken alle diese lusMute kür das Zweite Ivriegsjakr d!e^
gleiede oder sin« Kokers Dividende vorsesekl»»»» als kür das erste, Xur die Deutsob-
OstakriKsnisobe Lank, an der wir mit Ä, I2l5VV Iietviligt siud, Kat Keine Dividend«
verteilt. Verinebrt Kaden sieK unsere Bestände au „Dauernden^ Letsiligungen^
^.breeknungsstellen kür Oele und"?ette, Usrgarivs und Sneisekett, I^acK, Seiken und
Stearin, RoKdaar, SoKinieröl, Lar^e, LautseKuK u. a, in,
tsnen rnit Leldrnitteln ausgekolkeo, in ibre rleiinat^urüek^ukekreu. Lbenso Kaden
ungariseken^ivilgekangeneu in Luöländ, ?r»nkreien und IZugland öaKIuogen «u
vermitteln. In dieser Abteilung sing ^, 4S Leurnte desebäktigt. Venn es unter
SeKwierigKeiten, narnsntliek an den Lestinnnungsorcen selbst, auek nient rnögliok
ist, rnit SioKerKeit alle XaKIuugen an die LnrvWnger ^u leiten, s« glauben wir
SovK unter ^.utwenckung einer sebr erkeblieken Arbeit uncl Aroösr Losten cläüu,
beiüuträAen, das I,«s unserer ini keiulllieken ^uslsncks ZekänZenen I^an>lsleuts
Unsere LisenbäKnUnternenniuugen in öer lürkei Kstten wänren«,
ckes lZrieges eine desonöers viektige ^ulKäbe «u erMllsn nncl daben clern bstreun-
Seten OttonisniseKen Xäiserreiob rnebr als ze <1ie wertvollsten Oienste geleistet.
reioKUoben ^bsebreibungen ung RuvKIagen wieckerunr verteilen. Die ^äjzclaa»
rungsn, ibren Lau kortset^en und reiebt beute bis lias-ul-Xin iin ^yber«i Klesopo»
Sälnarr«, ist iin IZetrieK,
Sedr Aut^Käben w^eckerum unsere ?etr«leuni-Hnter»eKrnungen gearbeitet
von LrckölvrouuKten nM^liod geinaekt, vis veutseks 1>etr«leurn ^..-(Z, Kst
verteilt, ^Ms^Steaua^Roinana wird kür ibre, ivkoljze Verlegung des LeseKskts»
Dividende aut 79 Millionen 1,ei verteilen? ^
den ^uksokwung der rurnSniselren ?e^r«leuni Industrie Kat uns d^s Wnigliob Ilnga»
Die Laverisoden StieKstokkwerKe erKSKten ikr üapital auk lÄ, 12999V99
und Verteilen 12A Dividende, Der Lau der groüsu ReieKswsrKs sn der Lide v,nd
Oer Küiis^tlieK gewonnene Sticllstoik der I^ukt bat ni«Kt nur kür die Landesverteidigung
wirtsekaktlieb bewabrt und wird iin Brieden dauernde Öiensẗs leisten.
Von sonstigen ü«ns orti g,Ig e s «K äkte n sind nur wenige nu erwsnnen.
svber SeKat^sobeins, sowie au der Heberkubrung der ^, ^asrQatüi-Agarettsri»
Lesellsobaktsn^in deutsoken Lesit?,
4>/2^>ge ^.uieike der II«KenInbe^Vorl<e Ä.,-<Z,,
Aktien der Iiiederlausit^er KoKIeuwerKe^
LsvitalerbSKuug der ^Vsst-kaIis<:K.^uiiaItisk'Iien°'Si>renFStolk ^,>lZ.

Unsere Xonsorti»!»lieclinniix bestand sin ^snresseklusse aus:
54 Leteiligungen an iestver?ivsli«den Verteil . , . Kl. 16 148 132.96»
47 „ Aktien von LisenbaKnsn und anderen Irans p«rt-
Onternenmungen , 3 985 398,3«'
23 , au Bank aktien , 3485 854,96
22 , sn «rundstüeksciesekakten 3213 858,85
68 , an inländiseken industriellen u, ä. UnterneKmungen „ 9 985 574,44
102 , »n auslandiseken dergl „ 1«83g6S7.34
26 „ an LriegsKreditbanKen u, änderen XriegsgesellseK, , 1838 343,15
Kl, 49 597 213,84
Oer Bestand eisen«? IVertpaxier gliedert sieb wie kolgt-
Staats» u. Kommunal Bspiere sowie deutsvke?kandbrieks . . Kl. 29 ISO 069,92
Lisenbabn-, Lank- und ludustri «Aktien » 8 095 868,89
Verseniedene Kleine Bestände „ 154 456,65
Zusammen in über 4K6 Gattungen Kl. 43898 426,67
» » piere im Luenwert von Kl, 26 965 861,48. vis von uns bei Ausgäben der Kriegs-
Sowobl unsere Konsortisl- als unsere LtkeKtendestande sind wiederum weit
unter clen Kursen von Lnde ^luli 1914 wie aued. unter lagesvreise» aufgenommen,
Oen^über 4^ Llsld^insen, die in gas XinsenKonto gegossen sind, erzielten
KtioKlsgen wogen unserer londoner Niederlassung abermals vorgesorgt.^
Kl»rK erkokten Vortrag niokt «u sobmälern, die B6eKIagen dureb
Iisderweisung von Kl. 1566666 sul 186 Klillionen KlarK abzurunden und
12^jM vividende nu verteilen,
In^de» ^uksiektsrat wurden neu gewallt die Herren-
Kommeriienrst?aul IIer^ Berlin, ^ ^
Kommer^ienrat Konsul Klax IrinKaus, Öüsseldork, und
(Zedeimer Kommernisnrat Karl Klünne, Lerlin-Lrunewald.
^ Oer letztere, uoser langzäbriger Kollege, wurde sekon am M^Klai des Berivbts»
Vor ^akressebluk Kätte Herr LeKeimer ?inan^rat° O r. jur. Ott« Rüsing aus-
lZesunddeitsrüoKsiedten seine Stelle als Mitglied des ^utsiobtsrats niedergelegt, Nur
2u KerecKtigt war sein lZetiiKI, dan sein KörperlieKes Betinden die grünte Sebonnng
erfordere, denn seno» »in 12. Zanuar 19l6 wurde er vom 1'ode ereilt. Lr bat unse-
rem ^uksiebtsrat seit 1881 sngekört, der Revisionskommission seit 1864, sein ^nden»
rein groöen Leidwesen durob den ?od üwei gesekatste Klitglieder, die^Hsrren Kom-
SeKieö, viisseldork,
^,us der» Vorstände sekied am 31, ^anusr Ilsrr VirKlieber^Le?ätionsrat Or.
wir uns, da» seine groks Arbeitskraft und l?äkjgkeiten an so Ksrvorragender Stelle
^.n^seine Stelle trat am 3, ?ebruar Herr LmiI^<Ze«rg Stsuö, unser laug.
Hauptniederlassung, Herr V^ildelm Kissirig «um ^dteilungsdirektor in Berlin
ernannt. Leide Herren gedörsn seit vielen sauren unseren! Kreise an.
In paeden mukte leider der verdiente LireKtor unserer dortigen Filiale, Herr
AlexanderBlagge, mit ScdluK des LerioKt^adrss aus tZesundKeitsrueKsiebte»
»ussedeiden. In Alberkeld wurde Herr II r, k'riedrieb von KoeK zum
Direktor unserer dortigen Niederlassung bekördert, Herr (Zonrad Lisebokk,
Li über stellvertretender OireKtor der IZrttseler Filiale, starb leider »in 18, I>l«i, elis
R»te des'sVenrbeitrags rn!t ZI, 538 491! be^sblt worden, üinseblieMieK
n a « d Vornabine der^VKse >> r e i b u n ge n auk La » Kge'
Künde und Linriobtung im lZetrags von Kl. 2 684 820,48
und RuvKstelluvg tUr'rawustener von ,, 250 6V6 —
Kelautt s!«K das <le« ,lsl,r « I8I5 >>„f ». 49U«S8«.I!>
«^z°K^>^«^>>«""u^Zl, 25VMU606, — lnaon
b der Sat?,u„ge„> „ 1625006".

Dr, 28.
15. gpril 191«.
— vir ZiiKllxfl, —
Von Sen verblei!, n,le„ öl, W39S5M,lS
desntrsgen ^vir,
6er «iioKI»«e » U, l SV« «00,—
kiir ^vsvkluk - lirätikikätionen »n clie
gestellten „ »KM««,— „ KIM MV,—
übsrveissri.
Vor, Sein UbrigbleiKenuen Letr^ge vor, Kl, W2»3 5W,lS
ad^itglien N, 12lK4 5»3,98 Vortrag guknene lieelinuug, erl,s!ren
(riäod § 33 S <ler 5>«t?ungen> ger u k s i e I, t s r !> t unil gie Ort»- '-
aussenüsse 7^ (!e>vinnänteil mit I I2!> »32,21,
"Vir seKIsgs» vor, von 6en restlienen 27 W4.M.IN
«?S ZnperSiviSenvIe »nk N, 260000UM, — mit >'>««««„«,-
verteilen uncl Sen, vebersekuk von u. ,2 l>!t,',>>3,!»!
auk neue ReeKnnog vorzutragen, ^us cliesem Vortrag >vir<Z ller gut <las neue
^«Kr entksllenlle l?sil Se« WeKrKeitrnges?.u i!l,I,Ien «ein,
iscle ^.Ktie von noni, KW.—^ N, 7Z - >
„ „ „ „ l20g,-i „ IS«,—^l2l/2°j« Nivi,I«»a«,
„ „ „ lt!M,-i „ 2g«,-1
"Wenn <Zie <Zeneralver»»inlnIung unsere Anträge genokmigt, so werSeo »w>,
1, «eset^lietie IZüeKIüge ^. öl, 129»»» ««1,3«
2, «üoKI „ge L 43 «gZ 3t I!,02
3, «ontokorrent RücKIsAS , , „ 7Nl«6ö> 2»
ru»/ ^. ^ ", , . ^ ,^ , , , ° , ° , .""^ ». 442 VU« v««.—
Berlin, im .^,,ril lgl«.
Der Vorstand <ier DeutsoKeu Lank
L. öliekalovskv 0, Solilitter S, Selrrötsr D, L, !Ztau5z O, ^Vassermnnv

Berlin, den 22. April 191«.
Wenn ich Wilson wäre.
Krieg?
'MRunsSohn,denIhrIosua,IeschuaoderIesus nennen möget und der, als der Wipfel des Stammes Ephraim, nach dem Hingang des Großen Moses Herr über Israel, Hirn und Schwert seines Volkes geworden war, hat die von Gottes Gnade aus Heidenherrschaft erlöste Menge trockenenFußesüberdenIordan geführt, mit der Athemgewalt, die aus den Halljahrsposaunen seiner sieben Priester wehte, am siebenten Tag die Mauern von Jericho in Schutt geworfen, die Stadt Ai erobert und verbrannt und von dem befestigten Lager Gilgal aus den Arm weithin über das Gelobte Land gereckt. Fünf Könige, von Eglon und Hebron, vonIarmuthund Lachis, auch denAmoritervonIerusalem, schlug er; und befahl den Obersten seines Kriegsvolkes, mit den Füßen auf die Hälse der Fünf zu treten. Also, sprach er, wird allen Feinden geschehen, die wider uns streiten. Ließ die Könige töten und an fünf Bäume henken. Da hingen sie, bis die Sonne unterge» gangen war. Dann erst gebot Iosua, sie abzuknüpfen, in die Höhle, darin sie sich vor ihm verkrochen hatten, zu werfen und vor die Oeifnung große Steine zu wälzen. Die Sonne, die diesen wunder» Haren Sieg und noch einen übe« Makkeda brachte, hatte länger «ls je zuvor eine am Himmel gestanden. Denn da der Herr, dem Bon ihm auserwählten Volk in schwerem Kampf zu helfen, die

Amoriter mittzagel peitschte, brüllteIosuas frommerZorn in die helle Erdkuppel empor: »Sonne, steh still zu Gibeon und steh still^ Mond, im Thal Ajalon!« Und die Gestirne standen, bis Israel sich an seinen Feinden gerächt hatte. Mitten am Himmel brannte die Sonne; beinahe einen ganzen Tag lang: und war keiner je diesem gleich, da einer Menschenstimme das Licht der Welt ge» horchte. Was in femer, von Erfahrung und Wissenschaft unbe» holfener Zeit das Werk eines Tages war, kann heute in einer Stunde vollendet sein.Und soeben kamuns die Botschaft, daß die jenseits von unserer Atlantis kämpfenden Völker, um der Rache an ihren Feinden gewisser zu sein, ihren Tag um eine Sonnen» stunde verlängern wollen. Iosua heißt jetzItzonnorat,istMitglied der pariserAbgeordnetenkammer und hat seinem Vorschlag nicht nur dietzeimath,sondern auch das weit inFrankreichs Landschaft hinein dräuende Deutsche Reich gewonnen. In beiden Ländern? und drum wohl in allen vom Krieg in Westeuropa umlohten soll die Uhr um eine Stunde zurückgestellt, der lichte Tag jeglichem? Arbeiter um sechzig Minuten verlängert werden. Daß des Ge» dankens Zweck Ersparniß ist, daß die Beleuchtungskosten um viele Millionen und abermals viele Millionen gekürzt, die Leistung» Möglichkeiten gestreckt werden sollen, kümmert unsheutehiernicht. Wir sehen eine Menschheit, die wir als unsere Eltern ehren oder als unsere Geschwister lieben, aus ihrem Leben eine Stunde strei» chen, einen Zeitraum, darin jede Minute von Glück trächtig sein kann, auf den Altar ihres Hasses opfern. Iosua braucht, seine» Sieg zu nützen, denDoppeltag, dieDehnung dertzelle: denn ihm fehlt das Mittel, in die Weite hin die Nacht zu durchleuchten, zwischen die umwölkte Stirn und die schlaffen Wangen ihrAugen zu fügen. Das vermögen die Kämpfer nun; weil ihr Willensauf» wand im Geldschleier aber schon dieMahnzeichenderErmüdung spürt und schläfrig zu werden fürchtet,zwicken sie ihrerNacht eine Stunde ab: daß Trägheit sie nicht allzu lange rasten lasse und der Geldschleier nicht zu früh fadenfcheinig werde. Wuth will sich nicht in altgewöhnte Zeitmaße bescheiden. Die stählern gepanzerte Ur» enkelschaar des Jesus von Gibeon hat die Warnung vergessen, die den Ahnen ward, als Jesus aus Nazareth am Kreuz hing^ hat vergessen, daß Finsterniß, länger als am Alltag, sich über die Erde lagerte, da Jerusalem und Rom, die stärksten Großmächte

des Geiste? und der Kraft, derVorstellung und des Willens, sich
zur Vernichtung des feinsten Menschheitwerthes geeint hatten.
Wähnt Kurzsicht, durch Präfektendekret, durch den Erlaß einer
mit dem Schwert gegürteten Behörde sei demTag, dem Willens»
vermögen wüthender Menschheit eine Schleppe anzustücken? Ist
Europas Gedächtniß blicklos geworden, daß es nicht sieht, wohin
das von Iosua und von Israels späteren Heerführern erkämpfte
Königreich schwand?DannrufeunfereStimme die müdRasende
in Vernunft zurück. Weil der Erdtheil, der nach der Geburt des
Veda und der Heiligen Schrift (Alten und Neuen Bundes), nach
demTode des Buddha und des Christus die reichste Geistesfrucht
trug, müd ist, kann der Versuch gelingen. Weil er in die vonGe»
danken an Kreuzigung und Auferstehung schwangere Luft der
Stillen Woche hinaus tönt, findet er das Gemüth in günstiger
Stimmung. Horchet, Menschen, der Botschaft eines Menschen!
DieseBotschaft erge ht an den Kongreß der Vereinigten Staa-
ken von Amerika und zugleich an alle Reiche, alle Völker Euro»
Pens, kämpfende und neutrale. Sie will aussprechen, was ist; aus
der Summe des in einundzwanzig Monaten Ermöglichten das
Nothwendige errechnen und die Wege weisen, auf denen es zu
sichern wäre;will alsoFrleden stiften. NichtAnmaßung eines mir
nicht gebührendenRechtes hat diesenWillen aufgerichtet.Spräche
ein andererMund:ich schwiege gern. Wer aber entbürdet mirdie
schwere Pflicht? Dreizehn Völker find in Kriegswirrniß. Die
nah neutralen Staaten noch vereint zu schwachem durch ihr Ge»
wicht eine Wägschale senken zu können. Der Papst, dessen seeli»
schen Heerbann nur derThor unterschätzt,ist ohne körperlich wir»
kende, körperlich greifbare Gewalt und, als Oberhaupt der Kirche,
die in beiden Lagern wimmelnden Anhang hat, im Willen zum
Handeln gelähmt.Nicht von verglühendemLichtwirddasDickicht
hell: nur von der Gluth junger Kraft, die den Gipfel ihrerWachs»
thumsmöglichkeit noch nicht erreicht hat. Für hunderttausend
Keime und Körner, die Europäergeist und Europäerfleiß in un»
feren Boden säte, haben wir zu danken. Und hätten würdig ge»
dankt, wenn Europa durch unserenRath gerettet würde. Der kann
nur nützen, wenn er aus leidenschaftlichemDrangnach Gerechtig»
keit kommt und mit der Zunge des rückhaltlos Aufrichtigen redet.
Schmerzende Wahrheit muß gesagt, doch soll Niemand gekränkt
5»

werden. Europa ist in diesen Krieg gestrauchelt, wie ein Kind, dem die dünneEishauttragsähigschien.in reißendes Wasser. Braucht es nicht einen kräftigenArm,ders aus der Strömung hebt? And diesen Arm hinzustrecken, befiehlt uns Pflicht um so lauter, je na» her die Gefahr rückt, daß auch uns die Schicksalsströmung in ihren Wirbel niederlecke.Nochsindwir neutral; nichtohneBasaltenur: auch ohne das Vorurtheil, das aus Einheitbewußtsein derRasse wie Schlingkraut aufschießt. Wer unsere Menschen betrachtet hat, fand in Gestalt und Antlitz die Spur aller Stämme aus Alter Welt; die Wesenszüge des Briten und des Romanen, des Kel» ten und des Deutschen, der Skandinaven und der Iberer. Wer mit demBlick die Oberfläche durchdrungen und das Staunen dar- über verlernt hat, daß er Donnerstag neben einer Spanierin, Frei» tag neben einer Schottin saß, die, Beide, in Amerika, von Ameri- kanern gezeugt und geboren waren, Der wird bald auch in unse» rem Wesensschrein die Ideologismen und Idealismen allerVöl- ker,oft wirr durcheinandergeworfen, finden. Wir sind Erben, die Ahnen sein möchten. Nicht mehr (trotz dem albemen Zerrbild, das der Neid täglich malt) als andere emsig raffende, häufende Völ» ker auf münzbaren Gewinn erpicht; nur, weil nirgends bei uns, . nach dem Wort des deutschen Dichters, unnütze Erinnerungen und verfallene Schlösser sind, eher als die Hüter solcher Horte ge» neigt, im Besitz den Werthschöpfer, mindestens den Werthmesser zu sehen. Könnte es anders sein, da wlrwederFürstengewaltnoch Lehnsmannschaft, weder Kriegerkaste noch Adel haben und der flinke Kopf des Bengels, der feuchte Zeitungen ausschrie, den Kin- dern Paläste gebaut, wüste Abladeplätze in prangende Gärtenge» wandelt hat, die noch den Herrn von Versailles entzücken müßten? Fern bleibe stets uns die kindische Grille, Europa in unser Eben- bild umschaffen zu wollen.Fern der übermüthigeWunsch,in das Schicksal eines Erdtheiles, der so lange der Erde Gesetz, der Menschheitgeschichte Inhalt und Form gab, mit der Frechheit ehrsurchtlos Thatlüsterner einzugreifen. Das Feld, auf dem wir gebieten und von dem wir ernten dürfen, liegt zwischen dem Cap Lincoln und dem Cap Hoorn: und hat Raum für alles von Kind und Kindeskind je zu gebärende Volk. Das Heil und das Weh beiderWelten aber ist durch feineNervensträngesosest verknotet, daß völligeTrennungkaum noch denkbar,das Versiechen der einen

ohne tiefe Schwächung der anderen nicht mehr vorstellbar ist.
Wenn Ihr verarmet, scheinen wir reicher: und hätten doch einen Born und einenMarkt, den reichsten Geistesschacht und die beste Kundschaft zu betrauern. Schönheitsehnen und Selbstsucht ver» mählen sich: und ihrer Ehe enlbindit sich der Wunsch, daß Euch Gesundheit, die dem Logosmenschen Vernunft heißt, wiederkehre. Und über die Wiege bücktsich der Stolz und heischt, endlich in un» zweideutig klaren Worten, die ungeschmälerte Wahrung unserer Rechte. Allzu lange sind sie mißachtet, ist Mißachtung von uns auf Papier gebucht, nicht, als grober Unglimpf, mit unserer Waffe geahndet worden. Wir sind ein starkes und freies Volk, das nur mit unangekränkelter Selbstachtung fortlebenkann;undsindVor-macht und Stimme aller noch nlcht in EurenKrieg gezwungenen Völker. Die Vereinigten Staaten (nicht von Amerika, Nord und Süd, nur, sondern) der Weißenwelt, die raschen Frieden wollen. Weil sie nicht länger thatlos zuschauen, nicht abermals Monde an Verhandlung mit diesem,mit jenemLager vertrödeln, ihre ge-gen fremdeWortspielmarken eintauschen könnten.Weil sie sich in den blutigen Reigen gesellen, den Krieg mitführen müßten, um nicht durch die Duldung fortwährendenKrieges an Ehre und Ver-mögen morsch zu werden. Das empfinden die Schüchternsten; dür» fen aber nicht wagen, es auszusprechen. Wir müssen Friedens» stifte? oder, auf unfere Art, Mitkämpfer werden. Und die Stunde, die den Entschluß fordert, hat geschlagen. Stellet Eure Europäer» uhr, wie Ihr wollt, dehnet oder kürzet den Tag, lasset Euch von Fanten und Wichten die Mär von unserer Ohnmacht, unserem Maulheldenthum,das sich untersSchwert ducken werde.einlullen: kein Stahl meißelt diese Stunde aus dem Leib Eures Schicksals.
Noch sind wir neutral.Das wird in Europa heftig bestritten.
In beiden Lagern. In beiden wird, durch Schmähartikel und Ka» rikaturen,dieselbstdervon Pedanterei und Geckerei durchaus freie Freund kräftiger Satire nurmit Ekelsregung betrachten kann, ver» sucht, den Präsidenten der Vereinigten Staaten, als einen lächer» lichen und verächtlichen Tölpel, in der Öffentlichen Meinung herabzusetzen. Solchen Unglimpf haben viel Größere schweigend durch Jahrzehnte getragen. Und aus dem Morast so armsäligen, so gierig nach Pöbelsbeifall angelndenWitzelns blicke ich zu dem Wort des in Willensreine, seelischer Tapferkeit, Entschlußkraft

und männlicher Anmuth unerreichten Deutschen auf, dessen Werk das Neue Testament aller Staatskunst geworden ist: »Die Ehre, die ich inmeinemtzerzentrage,genügtmir; und Niemand ist Rich» ter darüber und kann entscheiden, ob ich sie habe. Meine Ehre vor Gott und Menschen ist mein Eigenthum; ich gebemirselbst so viel, wie ich davon verdient zu haben glaube, und ve rzichte aufjede Zu« gäbe." Millionen meiner Mitbürger haben mir die Führung des Staatsgeschäftes anvertraut. Wünschten sie, dieses Amt in die Hände eines Mannes zu legen, in dem die hemmunglose Toll» kühnheit eines Reilerobersten oderTauchboolkommandanten je» desBedenken entkräftet, dann hätten sie nicht einen Gelehrten er» wühlt. Wie mir Gewissen befiehlt: so nur kann ich des hohen Am» tes walten; nicht, um durch Raschheit zu blenden, auf unsicherer Thatbestandsgrundlage Entschlüsse überstürzen. Neun Zehntel, mindestens, unserer Bürger wünschen, mit allen Völkern, beson» ders mit denen Europas, in Frieden und Freundschaft zu leben; dieser Wunsch muß mir Richtschnur sein, so lange die Ehre oder ein Lebensinteresse unseres Landes sich nicht dawider aufbäumt. Hat zürnendes Volksempfinden die straffe Schnur nunzerrissen? Die Westmächte beschuldigen unsjämmerlich schwacherDul» dung deutschen Völkerrechtsbruches und höhnen uns, weil wir auf die Tötung amerikanischer Bürger in höflichen Noten antworten und uns durch Auskunftzusage und andere Ausrede Hinhalten lassen. Nach ihrer Meinung mutzten wir Belgiens Neutralität, deren Mitbürge wir sind, vertheidigen und das schwer erworbene Gut der Civilisation mit hörbar mahnendem Wort und, wenns nöthig wurde, auchm it derWaffe schützen. Deutschland und Oester» reich°Ungarn scheltenuns,weilihrenFeindenausamerikanischen Fabriken Waffen und Munition geliefert wurden und weil wir, nach ihrem Glauben ohne irgendein Recht, ihrer Kriegsführung tzemmnitz bereiten; weil wir (so, ungefähr, lautet die Formel), uns inDlnge einmischen.die uns gar nicht angehen." Solche Doppel» anklage ist das Loos aller in unbefangeneGerechtigkeitStreben» den. In der langen Kriegszeit hat die Regirung der Vereinigten Staaten nicht den winzigsten Schritt gethan, den ein klarer Kopf als einen Verstoß, auch nur den sachtesten, gegen die Neutralen» Pflicht deuten konnte. Großbritanlen führt einen Wirthschastkrieg gegen Deutschland, sperrt ihm die Zufuhr von Lebensmitteln und

Rohstoffen und sagt: „Diese Kriegsform ist nicht nur erlaubt und
Von Alters her bis in die neuste Zeit, gegen belagerie Städte und
Länder, gebräuchlich, sondern auch die dem Empfinden unserer
Tage erträglichste. Wir leben auf einer Insel, sind keinVolk von
Landkriegern, wollen, daß Staatenstreit durch Schiedsspruch ge»
schlichtet werde, und könncn ein wildes Thier, das wüthend gegen
uns anrennt, nicht mit dem Schwert, nur durch Ermattung bän»
digen.Wenn ihm die Lebensmöglichkeit schwindet, wird dieWuth
Vernünftiger Wägung der Wirklichkeit weichen. Wer unserThun
«ls ein ruchloses dem.ritterlichen Waffengang' gegenüberstellt,
<st blind oder ein Lügner. Der Krieg von heute, derBelagerungs»
<geschoß gröbsten Kalibers in tzagelsdichte auf Menschen nieder»
Prasseln läßt, der mit Flatterminen, Stickgas, Flammenwurf,
Spreng» und Giftstoff, Trug und Tücke jeglicher Art arbeitet, hat
mit Ritterkampf, hat auch mit den auf Fußvolk, Reiter, Feldge»
schütz beschränkten Kriegen des neunzehnten Jahrhunderts nicht
Mehr die schmälste Gemeinschaft. Dem Feind die Augen oder die
Lunge auszubrennen, unbefestigte Städte und Dörfer aus der Luft
zu beschießen, aus W asserstiese den Bauch wehrloser Schiffe, die
Menschen oderWaaren befördern, zu schlitzenundmitLuftbomben
«nd Torpedos Weiber und Kinder, Greise und Sieche zu töten
«der zu verstümmeln: ists etwa ritterlicher als unser Versuch, dem
Feinde die Gelegenheit zu Eintauf und Verkauf zu sperren und
4hn zur Einstellung seines Granatenfeuers zu zwingen? Seine
Hafenstädte zubeschießen, wäre nicht .humaner';und zweckwidrig:
Denn Schiffsgeschütz ist gegen starke Küstenbefestigung unwirksam.
Unsere Blockade ist.effektiv': denn sie hat den.Effekt', daß die
deutsche Flagge von den Meeren verschwunden ist und ohne unsere
.Grlaubniß kein Schiff durch den Kanal und die Nordfee gelangt.
DieseThatsachewird durch keckeStreiche einzelner tüchtigen Kerle,
wie jedeKorsarenzeit sie gekanntund in derLiteratur aufbewahrt
hat, nicht zerfeilt. Auch die Unwirksamkeit einer Land sperre würde
nicht dadurch erwiesen, daß eine kühne Patrouille sich durch eine
Lücke geklemmt undviellekchtgar denRückweg ermöglichthat. Auf
dem Meer ists, unter Vermummung und täuschender Flagge,
jetzt um so leichter erlangbar, je weniger noch an deutsche See»
fahrt gedacht wird. Und abermals fragen wir: Ist der Versuch,
in einer Larve, mit erkünsteltem Schornstein, verschminktem

Bord, falscherFlagge sich an einen Kauffahrer heranzuschleichen; ihm durch Feuerandrohung Mannschaft und Waare abzuneh» men und ihn danach zu versenken, ritterlicher als unser unblutiger Wirthfchaftkrieg? Um solche Sperre, mit der es stets gerechnet hat, brechen zu können: nur zu diesem Zweck hat Deutschland (daS die Absicht, uns anzugreisen, ja leugnet) seineFlotte gebaut. De« ren Aufgabe war, wie jedes Eingesperrten, sich gegen den Ein» sperrer, der sein Ziel erreicht und keinen Grund hat, sich noch zu rühren, mit aller Wucht zu wenden und ihn, wenn fies vermag, zu überwältigen. So ists von den Schöpfern derFlotte verheißen worden. Der Unterseekrieg gegen wehrlose Handelsschiffe wird vom Völkerrecht nicht erlaubt und widerfpricht der Urforderung. gesitteter Menschheit, den Kampf Bewehrter gegen Ungerüstete zu ächten. Dieser Krieg erhält auch durch unseren von schlimmer Erfahrung bewirkten Entschluß, Handelsschiffe zu bewaffnen, kei- nenRechtsgrund. Ein Handelsschiff wird ein Tauchboot nur an» greifen, wenn ihm über dessen Absicht aus Angriff kein Zweifel mehr bleibtzsonst ist die Scheu vor der überlegenen Waffe ein ge» nügendes tzemmniß. DenWaffnungbeschluß faßten wir, als uns viele Kauffahrer von Unterseebooten vernichtet worden waren. Wenn in einer Straße schon mancher Bewohner eines bestimmten Hauses imDunkel getötet wurde und dieUeberlebenden deshalb nur noch mit einem Revolver ausgehen: darf die verborgene Mör» derschaar dann fagen, diesen Bewaffneten abzuschießen, sei, weil er sie angreifen konnte, ihr gutes Recht gewesen?- Das darf sie nicht. Und wir Amerikaner, die, trotz (oder wegen) der Verwandt« schaft, immer, mißtrauisch, auf der Wacht gegen englische Ueber« Hebung sind, haben an Englands Darstellung höchstens den Be« griff «effektiverBlockade« zu bemängeln. Viel mehr aber an Eng- lands Handeln. Daß es unferenWaarenverkehr mit Europa ab» schnürt und sich ein Recht auf Durchsuchung und Beschlagnahme anmaßt, hätten wir längst geahndet, wenn uns Deutschland nicht, durch die Tötung amerikanischer Menschen, seit einem Jahr fast, immer wieder, tiefer fühlbaren Tort angethan hätte. Lauter alS Kaufmannsverlust fchreit der Schmerz Verwitweter, Verwaister, trauernder Eltern gen Himmel. Dennoch: die Art, wie England leine Sperrgewalt anwendet, ist unvereinbar mit Völkerrecht. Das ist nicht einekraftlofeBuchstabensammlung.nichtfürdie

Wenn ich Wilson wZrej
Zeit ersonnen. In der die Völker friedlich neben einander Haufen, und wird nicht durch die Erfindung neuer Kriegsmittel durch» löchert. »Unter den Waffen schweigen zwar die Gesetze, aber nur die des Verkehrs und die im Frieden auch von fremden Gerichten anwendbaren; nicht die ewigen, für jede Zeit geltenden Gefetze. Die Möglichkeit, unter Gewalt zu leiden, giebt einem Staat nie-mals das Recht, selbst Gewalt anzuwenden." Diese Sätze des-Niederlä nderstzugoGrot ius flndSä ulen,auf denen unferelleber-zeugung fest ruht. Wir sind ohne Schuld an dem Ausbruch des Krieges und können aus ihm nichts gewinnen. Daß unter seiner Schreckensherrschaft unsere Ausfuhr und Einfuhr schrumpft, neh» men wir hin; nicht, daß sie völlig gehindert, unser Baumwollmartt verwüstet, dem Ackerbau das Kali, dem Gewerbe derTheerfarb» stoff von Willkür entzogen werde. Noch weniger, daßunserenBür» gern auf Wegen, die zu benutzen ihr Recht ist, vonMenschenLe» Vensgefahr bereitet werde. Solche Wege sind die großen Wasser» straßen zwischen den Erdtheilen. tzauptstreckensolcher Wege durch einfache, einseitige Verkündung als, Kriegsgebiet« abzuschließen und Jeden, der sich hineinwagt, zu berauben, zu töten, ist Keinem, nicht vom Wortlaut noch vom Geist irgendeines Völkerrechtes, gestattet; ist Rechtsfiktion, Rechtsanmatzung, der wir uns nicht beugen. Und die wir um so weniger erwarten durften, als wir den Gesammtverkehr mit Europa, der ein Dutzend mächtiger Rhede» reien reichlich nährt und Zehntausenden,Angestellten,Lieferanten, Aktionären, das Leben fristet, weitherzig bisher europäischem Be» trieb überließen. Weil England nicht Weizen, Fleisch, Gewebe, Kupfer, Stahl, Sprengstoff, Petroleum, Fette erhalten foll und Englands Feind kein vom Völkerrecht zugelassenes, weithin er» kennbares und warnendes Mittel hat, die Zufuhr dieser Güter zu hindern, darf ein in die Meerestiefe Verkrochen« jedesfolcher LadungverdächtigeSchiffsammtMannfchaftundFahrgästenzer» stören?Eben so triftiges, eben so brüchiges Recht würde gestatten, morgen unsererWelt anzukünden, Spanien sei, weil Frankreich, Schweden, weil Rußland von dort her Waaren beziehen könne, als Kriegsgebiet zu betrachten und deutschenLuftkämpfern erlaubt, aufjeden Eisenbahnzug, den sie in diesen Ländern erspähen, Bom» ben zu werfen: weil jeder verdächtig sei, etwas der Wirthschaft oder gar der Kriegsführung Frankreichs und Rußlands Nütz»

liches zu befördern. DerIlnlerseekrieg verletzt kein staatliches Ho«
heitrecht;Tag vor Tag aberMenschen» und Völkerrecht.Er muß
sie verletzen,wenn er nicht aufKriegsschiffebeschränktwird.Denn
da ein, leider, noch giltiger Brauch dieFührung falscherFlaggen
erlaubt, kann jedes unter neutraler Flagge fahrende Schiff ein
dem Feind gehörendes sein; ob ein Kauffahrer irgendwo zwei oder
drei Kanonen hat, ist vomTauchboot aus nicht zu erkennen; und
die von diesen Booten ins Meer gestreuten Minen fragen nicht, ob
sie ein feindliches oder ein neutrales Schiff inTrümmer zerschleu»
dern.DeshalbistdasVersprechen.neutrale und waffenlose Schiffe
zu fchonen, zu warnen, anzurufen, vor dem Brandschutz Mann»
schaft und Gäste zu retten, noch beim besten Willen unhaltbar.
Darum aber dreht sich, seit dem grausen Ende der»Lufitania",
das sich nächstens nun jährt, der deutsch-amerikanische Zwist. Er
ist zwiefach vergiftet worden. Manche Fabriken unserer Staaten
haben denBriten,Franzosen,RussenGeschütze,Geschosse,Kriegs»
geräth aller Art geliefert. Das zu thun, war ihr Recht; und nicht
ihre Schuld, daß Deutschland, dessen Kundschaft ihnen eben so
lieb gewesen wäre, ihnen, der Seesperre wegen, nichts abkaufen
konnte. Die deutsche Industrie hat in allen Kriegen neuer Zeit,
trotz der Neutralität des Reiches, einer Partei, manchmal auch
beiden Parteien, Waffen undMunition geliefert;thäte sies nicht,
dann (sprach die berlinerRegirung) müßte ihre Leistungfähigkeit
rasch sinken. Was ihr, ohne Schranke, erlaubt war, kann demGe»
werbe Amerikas nicht verboten sein. Die Masse des Gelieferten
ist ins Ungeheure übertrieben und alles in Südamerika und im
englischen Kanada Erzeugte auf unsere Rechnung gesetzt worden.
Das durchaus private Liefergeschäft, dessen Umfang längst kaum
noch der Rede Werth ist, wäre vom Staat nur durch einAusfuhr»
verbot zu hindern gewesen. Das vom Kongreß zu fordern, habe
ich abgelehnt; nicht nur, weil ich gewiß war, daß ers weigern werde.
Wir wollen nicht, daß jeder Staat gezwungen fei, schon in Frie»
denszeit Waffen zu häufen: denn die Häufung ist zugleich Ver»
suchung, die Entscheidung jeden Streites durch Krieg zu ertrach»
ten. Wir wollen nicht, daß der bis an die Zähne Gerüstete dem
schlecht Bewaffneten, dem die neutralen Länder sich verschließen,
seinenWillen aufzuzwingen vermöge: denn unser Hoffen ersehnt
Weitung des Schiedsgerichtsstandes und organisirten Frieden,

nicht fleißig und kunstvoll organifirte Gewalt. Wir wollen nicht «inen Rechtszustand, der uns,wenn wir in Krieg genöthigt wor» den wären, hindern müßte, aus neutralen Ländern die Waffen «inzukaufen, die uns, friedlichen Farmern, Händlern, Gelehrten, Künstlern, fehlen. England, das seit hundert Iahren auf Land» krieg europäischen Maßes nicht mehr vorbereitet ist, in einem Kampf, den es nicht zum Zweck irgendwelcher Gebietsvergröße-rung führt, in der schweren Anfangszeit ohne Waffe zu lassen, wäre uns wider dieNatur des freien, friedfertigen Amerikaners, aber auch wider den Geist moderner Menschheit gewesen. Die Kaufleute, Industriellen und Regenten der Vereinigten Staaten handelten in sicherem, von keinem Zweifel antastbaren Recht. Dessen Nützung brachte ihnen aber den bitteren Groll der Deut» schen ein. Auch der ins Haus unserer Freistaaten freundlich auf» genommenen. Aus deren Irrthum entstand diezweite Vergiftung. Mancher von ihnen glaubte, ein.seinem Vaterland angethanes Anrecht an der neuentzeimath rächen zu müssen und unsere Staats-bezirke zerklüften zu dürfen. Die Beweise, auch der Begünstigung so sträflichen Thuns, liegen in unseren Archiven. Wir hottendem DeutschenReich nichtUnrecht gethanzund fordern vonjedemZu» gewanderten.daß er die Gesetze derStaaten sorglich achte.Wes» halb kam er? Doch wohl, weil in irgendeiner Stunde feines Le» Kens der Rechtszustand und die Erwerbsmöglichkeit unseres Lan-des ihm günstiger als seines schien. Wollte er mitjederFaser und Fiber Deutscher oder Ire bleiben, unter allen Umständen sich thätig für fein Geburtland einsetzen, dann mußte er daheim ausharren, die Ungunst des Lebens erdulden und zu Besserung des politi» fchen und sozialen Wesens mitarbeiten. Aus unserem Lande das Schmackhafte wegnaschen und im ersten Sturm sich dann als wü» thenden Deutschen, grimmen Iren geberden: Das wäre unerträg» liche Zumuthung. Beispiele aus dem Geschehenen würden die Flamme schüren, die ich gern verglimmen sähe. Deshalb will ich nur fragen: Hätte Deutschland gestattet, daß während des mand» Ichurischen Krieges Japans Agenten die preußischen Polen be» arbeiteten, um durch deren Aufrührerhaltung, durch Wühlerei, Brandreden und Gefährdung von Waffenfabriken das Deutsche Reich zur Abkehr von Rußland einzuschüchtern? Und: Ist unser Rechtsanspruch nicht in jeder Stunde dem deutschen gleich?

Ich begreife, daß einem in Lebensgefahr fechtenden Volk so> kühleWägung derWirklichkeitwerthe schwer wird ;daß es imDrang vergißt, wie oft es selbst denFeindfeinerFreunde mit Waffen und> Munition versorgt hat. Doch ich mutz von Deutschland fordern, daß es jede Gemeinschaft mit unklugen Patrioten, wie stark auch sein Gefühlspuls für sie schlage, öffentlich löse, die, als Gäste oder als zugelassene Bürger der Vereinigten Staaten, das Gastrecht mißbrauchen oder den Bürgerfrieden unterwühlen; und dadurch demDeutschen Reich hiernichtnützen: nur gründlich schaden. Daß sie diesem Reich den Sieg wünschen, ihm durch Wohlthätigkeir helfen, verargt ihnen kein ernsthafter Mensch. Kein seinem Vater» lande treuer kann ihnen aber gestatten, ihr Dreifarbentuch über unser Sternenbanner zu hissen, Gegenstände unserer inneren Po» litik zu Werkzeug ihres Deutschthumsstrebens zu machen und ihre Wählerstimme, das Geschenk der zweiten tzeimath, an die Be» dingung zu knüpfen, daß der Erwählte sich zur Förderung der deutschen Sache verpflichte. Ich muß, zweitens, vonDeutschland fordern, daß es ohneUmschweif ausspreche, wie es unser Volks» recht fortan wahren, dasLeben und dietzabe amerikanlfcherBürger fortan schützen wolle. Schützen könne: denn nicht länger darf die Frage, ob zwischen zwei großen, ihrer Zukunft gewiffen Völker» Freundschaft oder Feindschaft fein solle, an derWimper und de» Nerven einesjungenTauchbootskommandantenhängen, der sei» nemVaterlandNützlichesleisten.seinenNamenderdeutschenEiche einkerbenmöchteundindessenOhrnurdieGewissenslosungklingt: Herunter, was ich irgend packen kann! Die listige Kühnheit solcher Männer mußIeder bewundern. Ihre Boote aber haben imVölker- recht noch keinen festeren Stand, als die Korsarenkähne hatten, die in den zwanzig Iahren des anglo»französischen Krieges, ins« besondere während der Kontinentalsperre gegen England, heim» lich aus kleinen Häfen Flanderns, der Normandie und Bretagne schlüpften unddenBriteninjedemIahrfünfhunderttzandelsschiffe raubten. Noch heute, hundert Jahre nach Napoleons Korsaren» krieg, haben wir zwar, trotz den Konferenzen im Haag (1907) und in London (1909), kein international giltiges Seerecht unter dem Schirm einer sühnenden Vollzugsgewalt. Doch die Gebote an» erkannter Sittlichkeit, die, zum Beispiel, nicht das Recht giebt, der Rettung des eigenen Kindes zehn fremde Leben zu opfern, und

Die im Unterseekrieg bis jetzt gesammelte Erfahrung weisen den Weg inEinvernehmen,das beidenReichenBewegungfreiheit läßt. Nachgiebigkeit wäre nicht hüben, nicht drüben Schwäche; nur der Ausdruck des redlichenWunsches,zwei Völkern, die kein unaus» tilgbarer Grund inFeindschaftnöthigt, die Gewißheit f, eundlichen Verkehres zu wahren. Dietzoffnung, einVolk von derTapferkeit «nd Kraft des deutschen durch Drohrede zu ängstigen, wäre thö» Ticht und eitel. Obendrein weiß es, wissen die Leiter seines Reichs» Geschäftes, welche Folgen der Bruch haben müßte. Unser ganzer 4Srdtheil,Nord und Süd, würde, nicht nur für die Kriegszeit, dem DeutschenReich verfeindet. Das verlöre alle Schiffe, die in ameri» Manischen Häfen liegen, und müßte mit ihnen als mit beträchtlichem Zuwachs der Feindestonnage rechnen. Müßte, ferner, vom Tag des Bruches an Belgien, dem wir jetzt die Nährmittel liefern, selbst Provlantiren. Holland und Skandinavien könnten aufSeezufuhr kaum noch hoffen: also, um nicht in Noth zu gerat hen, von Waaren» Vorrath, Viehbestand, Ernteertrag nichts mehr an Fremde ab» geben. Ob so hoherPreis dieEntkräftungEnglands (durchMangel Nahrung und Schiffsraum) erkaufen könnte, hat Deutschland, nach dem Ergebniß des napoleonischen Sperrkrieges und nach der Leistungfähigkeit eines Bundes, dem auch Amerika, mitseinem Kapital und seiner Wirt hschaftmacht, sich angeknüpft hätte, allein zu prüfen. Daß des Krieges Ende dann, weil auch der schon arg Geschwächte dieWirkung unsererHilfe abwarten würde, insUn» <Ibsehliche fchwände, ist gewiß. Und nicht minder, daß von dieser Stunde an auch wir im Inneren nur eine Front hätten. Die Ab» stammung, von Deutschen, Iren, Oesterreichern, Ungarn, wäre sürs Erste vergessen, jeder Amerikaner den Sternen und Streifen verlobt: und der gestern im Gefühl Abtrünnige morgen, wie Ple» chanow, Guesde, Legien ein von Eifers Hitze dampfender Patriot. Wir haben nicht mit der Zunge fürBelgien getobt, weil un» °ser Geldbeutel ihm die Ernährung sichern sollte und diese Siche» «ung nur in Einvernehmen mit den deutschen Behörden möglich war.Wir haben uns gegen dietzinschleppung des zwischenDeutsch-land und unseren Staaten schwebenden Zwistes nicht gewehrt, weil in fast allen Fällen der Thatbestand zunächst undurchsichtig war; weil uns der Wunsch hemmte, der Welt den Graus ganz «nd gar uneingeschränkten Unterseekrleges, den in Westeuropa

noch neutralen Staaten quälenden Mangel, der solchen Krieges Folge wäre,zu ersparen; weil die berliner Regirung uns unzweideutige Beweise ehrlichen Willens zur Verständigung gab und» sich nicht scheute, eine kräftige, von Vielen hoch geschätzte Persona lichkeit auszuscheiden, damit fortan nur eine Strömung roch, die- ihresWollens.ungestört wirksam werde; weil wir die ungeheure Schwierigkeit ihres verantwortlichen Handelns empfinden und» nicht erwarten durften, daß schon der zweite Kriegswinter dew Entschluß gebären werde, der ein Ziel des FriedensfrühlingK werden soll: Diplomatie über Strategie zu stellen, die Vorherr» schaft des Politikerrathes gegen jeden Einbruch und Einspruchs der zu Kriegsführung Erzogenen fest zu verschanzen.

Friede.

Wenn diese Vorherrschast schon gesichert wäre, hätten wir- heute nicht den Krieg, der das Entsetzen und, trotz allen Tugen» den, die er täglich entbindet, auch die Schmach weißer Mensche heit ist. Frommts, seine Wurzeln, noch einmal, aus der vonVlut» meeren durchspülten,vonLeichenwürmern durchwühlten Erde zw graben? Alle sind schuldig; unterschieden nur durch die Schuldlast und durch die Zeit ihrer Sünde. Das merkt der von eigenem Schuld Befangene nicht. Eben so wenig, wer nur den letzten Anstoß sieht und, ohne die lange Ursachenkette mit wägendem Blick abzutasten, vorschnell urtheilt: «Deutschland hat das zur Schlich» tung des austro»serbischen Streites von allen Mächten empfohlene, schließlich auch von Oesterreich'Angarn selbst angenommene Schiedsgericht schroff abgelehnt, den Krieg, den es, nach dem unbestrittenen Zeugniß von San Giuliano und Giolitti,schon 191K wollte, begonnen, die von ihm selbst einst geforderte, durchgesetzte, verbürgte Neutralität Belgiens muthwillig verletzt, nach raschem, verwüstenden Durchbruch aus Frankreichs Großindustrieland ein gewaltiges Pfand errafft: ist also, ohneZuerkennung mildernder Ilmstände, allein schuldig zu sprechen. Das ergiebt der Vergleich aller veröffentlichten Akten. "Daß ers ergiebt, ist tausendmal, aucl> von eiskalten Männern der Wissenschaft, in allen Sprachen be» wiesen worden. Nur wurde vergessen, im Buch der Geschichte hin» ter den Juli 1914 zurückzublättern.Frankreich konnte Sedan.Metz^ Straßburg nicht verschmerzen; buchte den Verlust nicht auf daS

Kontodes verdammten Kaiserreiches,beschloß nicht neuenKrieg; reizte aber den Sieger von 1870, der ihm kein tzälmchen und kei» nen Stein mehr abnehmen wollte und ihm das zweitgrößte Ko» lonialreich gern gönnte, durch stete, oft laute Rachedrohung und bot sich zu Genossenschaft Jedem an, von dessen Schwert es die Rückeroberung des Elsaß undDeutsch» Lothringens hoffen konnte. Der Draht, der es dem Russenreich verbinden sollte, wäre viel früher fest geworden, wennBismarck nicht, unermüdlich noch mit Greifenbeinen, immer wieder die Stange erklettert und das Ge-fädelzerrissen hätte.NachdreißigjährigerGnadenzeitwirdDeutsch» land nicht länger von ehrgeizlosem Genie bedient; doch durch die unübertroffene, unübertreffliche Tüchtigkeit seines Volkes in nie erträumten Wohlstand gebettet und mit dem Besitz eines unge» Heuren Welthandelstheiles ausgestattet. In allen Zonen nisten Deutschefich ein und arbeiten emsig, emsiger als irgendeinWett« bewerbe?, für das Kapital und die Flagge des Vaterlandes.
Das bedenkt nun, leider, nicht, daß es für fo steilen Aufstieg, für so beispiellos auf jedem Thatgebiet blühenden Erfolg nur durch würdig bescheidene Stille Verzeihung erlangen könnte; auch nicht, daß die Feinde, auf deren Kosten es in Größe wuchs, noch le» ben, manche noch rüstig sind. Sein Schwert klirrt und aus schim» mernder Wehr tönt oft die Verkündung der Absicht auf ein wei» teresMachtgebiet.Statt sich inKüstenschutz, Schnellkreuzer- und Torpedorüstung zu beschränken, baut es eine Kriegsflotte, deren Radius nicht über die Nordsee und den Aermel hinaus reicht und die ihren Milliardenaufwand nur anständig verzinst sähe, wenn sie, nach ihr günstigem Krieg, wenigstens einen vorragenden Zacken aus Britaniens Krone gebrochen hätte. England fühlt seine In-dustrie und Technik überflügelt, Handel,Weltclearing, Kolonien gefährdet, seineVormacht imIslam,also in Egypten und Indien, von Konkurrenz bedrängt: überall Deutschland auf Nacken und Ferse. Well es nicht müßig sitzen will, bis es, eines schwarzen Ta-ges, sich ins Joch deutschen Willens beugen muß, und weil miß-trauisches Selbstbewußtsein jede Verständigung über die Marine-ziffern weigert, bequemt es sich aus umglänzter Einsamkeit in das Bündniß mit Deutschlands Feind. Der, Frankreich, war aus trä-ger Neigung in Sozialismus und schlaffe Friedseligkeit durch Deutschlands heftigen Einspruch in sein (1880 von Bismarck ihm,

zuerkanntes)Recht auf Marokko jäh aufgescheuchtund in der Klage über räumlich und zeitlich unbegrenzte Eeschäftsstörung mitEng» land einig geworden. Tanger, Casablanca, Algesiras, Agadir: die auf diese Namen getauften Fasern darf der Kriegswurzel» forscher nicht übersehen. Deutschland betheuert, allzu eifrig, den Willen zu Friedenswahrung; stärkt aber, zu Land und zu See, feine Wehrkraft. Warum, da Niemand ihm Gebiets stücke rauben, kein Schwert für Elsaß»Lothringen aus der Scheide will? Offen» bar, um seine Grenzen vorzuschieben. Davor schützt nur feste Ein- kreisung. Das von Japan, auf Britenbefehl, aus Ostasien geschla» gene Rußland fürchtet die deutsche Militarisirung der Türkei, von Her es Armenien und den Meerengenschlüssel heischt, und beißt auf den Köder der Hoffnung, im Bund mit den stärksten West» mächten das von preußischen Generalen Geleistete aus dem Os» manenreich tilgen, in die durch Russenblut erlösten Balkanstaaten endlich mindestens religiös»geistigen Einfluß erlangen und durch Einschüchterung oder gar Kleinerung Oesterreich»Ungarns die aus der Mandschurei heimgebrachte Scharte vor dem Auge der Stadtgesellschaft und der Mushiks, der Europäer und Asiaten, auswetzen zu können. Die Kriege in Tripolitanien, Albanien, Ma- kedonien und Thrakien sind Folgen der vom Marokkohader dicht verschnürten Bündnisse und sollen Südosteuropa, damit es nicht von deutscherMacht, Kultur, Wirthschaft durchsickert werde, unter slawo°romanischeVormundschaft stellen. Gelingts undkralltIta» lien sich in die Balkanflanke der Adria, ist Oesterreich-Itngarn zwischen Slawen (Russen und Serben) und Lateiner (Italer und Rumänen) eingeklemmt und in seinem Leib von denFremdsplit» tern.die in den Körper ihrer Nation zurück streben, gelähmt, dann vermag Deutschland nicht mehr, zu gewaltigem Schlag auszu» holen. Seine Feinde wollen nichtKrieg: nur, weil sieAngriff und A bsicht auf unerträgliche Vorherrschaftfürchten, die Einzwängung der jüngsten Europäergroßmacht in das bisher ihr Erworbene. Darin kann Deutschland, mit seinem Menschen- und Millionen» Zuwachs, seiner geistigen und wirthschaftlichen Leistung, sich nicht bescheiden; und weil es nichtfeindfäligemWollenunterthanwer» den, seine wuchtigste Waffe, den mit dem Werkzeug, nach den Met Hoden derGroßindustrie zu führendenKrieg,nichtrosten lassen moch die so schicksalsvollem Unternehmen günstigste Stunde ver»

zaudern mag, enthebt es sich jeder Diplomatenvermittelung und
zückt gegen Frankreich undRußland das Schwert. Setzt sich durch
Diesen Entschluß, den es von Nothwehr geboten glaubt, der ge-
fährlichsten Verkennung aus und vergißt das Warnwort, das
der Schöpfer deutscher Reichsmacht in seiner fruchtbarsten Rede
sprach: »Wenn wirAngreifer werden, so wird das ganze Gewicht
derImponderabilien.die vielschwerererwiegenals allemateriellen
Gewichte, auf derSeite derGegner sein,die wir angegriffen haben."
Präventivkrieg also? Der Schulfall. Zwei Machtgruppen,
die einander nicht über den Weg trauen. Frankreich fürchtet, über-
fallen undalsGeiselbehandelt,Rußland,abermalsfür einIahr»
hundert vom eisfrei offenen Meer abgesperrt zu werden. Eng»
land hat sich verpflichtet, jedem Angriffskrieg gegen Deutschland
fern zu bleiben,nicht aber.wie vonBerlin verlangt wurde.seineNeu-
tralität für jeden dem Deutschen Reich »aufgezwungenen" Krieg
zugesagt: weil es fürchten mußte, daß auch ein durch aggressives
Handeln bewirkter Krieg dem damit Belasteten »aufgezwungen-
scheinen werde. Deutschland wollte nicht eingekesselt sein, nicht
«einer feindlichenMehrheit ein Schiedsrechteinräumen,nichtdurch
die von dreiSeiten versuchte ZerrüttungOesterreich-Nngarns sich
-selbst schwächen lassen. Von der Behauptung, es habe durchaus
den Krieg, nicht als Nothwehr», sondern als Eroberungmittel,
«gewollt, wird es verleumdetes unabsehbaren Krieg, aus dem für
die Dauer doch nichts zu heimsen wäre, konnte nur Wahnsinn wol-
len. Eben so falsch ist,freilich, dleAnnahme, England,Frankreich,
Rußland, die gar nicht gerüstet oder höchstens halb fertig waren
<und zurAnschaffung des Notwendigsten noch ein Jahr brauch»
ten), seien von bewußter Absicht aufUeberfall ausgegangen. Sie
wollten diplomatisch, nicht militärisch kämpfen; und sträubten sich
mit allen Wesensfasern gegen beschleunigenKrieg.DessenAus-
bruch war aber nicht aufzuhalten: weil in den Entscheidungstun»
den der Wille des Strategen stärker als des Politikers war. Den
MilitärischVerantwortlichengiltBismarcksRath, »inderKriegs»
Vorbereitung immer einen Schritt hinter dem Gegner zurückzu»
bleiben", als Schwatz, mit dem ein pfiffiger Notenschreiber ins
rauhe Kriegerhandwerk hineinpfuschen wollte. Wenn Mars re»
gire, meinen sie, habe nur ihr sachverständiges Wort noch Ge»
wicht; und wann derBeginn dieserScharlachregirung zu erwar»
s

ten sei, könne nur ihr Nrtheil lehren. Aus dem uralten, seit den Tagen der Agamemnon und Kalchas fortzeugenden Zwist zwi» schen Schwert und Hirn sind Zweifel an der Wahrhaftigkeit alles aus Schreibstuben Gemeldeten im Bewußtsein der Kriegsführer haften geblieben. In jeder Hemmung (wir Habens wieder erlebt> wittern sie den Versuch, die Waffe, für deren Schlagkraft sie der» antwortlich sind, zu stumpfen. Sie glauben nicht, daß Rußland, wie der Zar betheuett, auch mit mobilem Heer bis zum Schwinden der letzten Verstaudnißhoffnung jeden kriegerischen Schritt, jeden Gestus sogar meiden werde. Glauben nicht, daß England aus bequemer und gerade jetzt eintröglicherNeutralitätsichsofort ins Getümmel herablassen werde: und halten dielondonerWarnung vor solchem Glauben für Bluff, Greys bündiges Versprechen, nach gelungener Friedenswahrung Englands ganze Kraft und alles Ansehen seiner Person für ein würdiges Verhältniß der Triple» Entente zu Deutschland einzusetzen, für öden Schwindel. Ihnen zählt nur die physisch faßbare Thatsache. Sie bedenken nicht, daß Annexion längst nicht mehr das einzige MittelzurErlangungvonMachtrechtenist: underblicken inRußlands und Englands Zögern, mit der Zusage völliger Schonung französischen, belgischen, serbischen Gebietsumfanges sich zu begnügen, den Beweis hinterhaltigen Truges. Sie brauchen nicht zu wissen,daßdieGründung(1815)und dieNeutralisirung(1839> desvlamo»wallonischenBelgierstaatesvondemBritenwunsch er» wirkt ward, das Inselreich gegenAngriff von diesem ihm gefähr» lichen Theil der nordwesteuropäischen Küste aus zu schützen, uni> daß England den deutschen Versuch, Belgien als Basis kriegerischen Handelns gegen Frankreich zu benutzen, schon als den Vor» läufer einer von dem selben Stützpunkt aus gegen seinenLeib gerichteten Operation abwehren muß. Wichtig dünkt sie nur, die Mobilmachung nicht zu verschleppen, der tzeimath jeden Nutzen weiten Vorsprunges zu sichern und den Weg zu wählen, auf dem schnell die Frucht eines Sieges zu pflücken ist.Imponderables zu wägen, einen neutralen Staat, der sich morgen in Krieg entschließen kann,von einem unterBürgschaftverschluß neutralisirten, der zur Vertheidigung seiner unwiderruflichen Neutralität durch Schwur verpflichtet ist,zu unterscheiden:dazufehltihnenZeit und-Sinn.Weil sie in allemMilitärischensichdlehöchsteEntscheidung

vorbehalten, meinen sie, auch der britische Militärbevollmäch»
tigte, der 1912 in Brüssel ankündete, England werde im Nothfall,
ohne zu fragen, Truppen an die belgische Küste landen, habe im
Namen des Vereinigten Königreiches gesprochen, und belächeln
die Angabe, dieser Oberstlieulenant Bridges sei, des unklugen
Einfalles wegen, von der londoner Regirung getadelt, von der
brüsse ler abgewiesen worden, als jämmerliche Civiltstenausflucht.
Den Staatsmännern festigt die Kenntniß aller Abkommen, Vor»
gärige, Stimmungen und Interessenstränge die Ueberzeuguno,
daß Belgien, um nicht Kriegsschauplatz zu werden, gegen jeden
Einbruch, auch anglo-französischen, sich mit all seiner Kraft ge-
bäumt hätte. Der Stratege nimmt die Möglichkeit (Duldung feind»
lichen Truppenaufmarsches in Belgien) für Gewißheit und schließt
daraus: »Wir müssen als Erste drin sein; durchlassen werden die
Leute uns schon." Uebeimacht, denkt er, erzwingt rasch Verzicht
auf Widerstand. Und: Den Krieger darf Zwirn nicht binden; Un»
terhandlung vertrödelt unersetzliche Zeit; das Vaterland ruft.
Den Zustand, der in jedem tzauptbezirk staatlichen Lebens
solchen Gedanken den Vortritt erlaubt, nennt neuer Sprachge-
brauch „Militarismus". Er drängt nicht nur in immer stärkere
Rüstung: er gewöhnt auch den Bürger, Gelehrten, Kaufmann,
Künstler, in die Vorstellung, daß zum Austrag eines Völkerstrei»
tes nur der Waffenkampf das taugliche Werkzeug, alles andere
unwürdig,unnützlichsei;unddurchtränktjedeWurzelscholle,durch-
dustetjedenAstundWipselderNation. Militarismusist Geistes.
Verfassung und Kulturform. Daß ohne sein Walten tzeldenthum
und Kriegertugend gedeihen kann, lehrt ein Blick auf England und
Frankreich, aus beide Serbenstaaten, Nngarn und Oesterreich, Au-
stralien und Kanada. Daß nur er stete Bereitschaft aller Glieder
des Volkskörpers zu schleunigem Uebergang in Krieg verbürgt,
wird durch Deutschlands Leistung erwiesen, die in aller Menschen»
geschichte nicht ihresgleichen hat. ImReich derMaterie; als see»
lische Leistung wird Mancher die freiwillige Waffnung von drei
Millionen Insel» und Kolonial-Briten, die heroische Ausdauer
und Selbstopferung der in Athemnähe des Feindes fechtenden
Serben und Franzofen noch höher schätzen. ZwischenAntwerpen
und Trapezunt kämpfen zwanzig Millionen Helden: und die
Mehrzahl erwuchs innicht militaristischen Ländern, auch in denen,

die von Luzuslastern verseucht schienen. WeilMilitarismusBe» reitschaftzuund Verlockung in Krieg erleichtert und Weiler nurins Weite fortwuchern oder mitStumpf und Stiel ausgejätet werden kann, soll bis zu seiner Vernichtung Krieg währen. So wills die laute Losung aller dem Deutschen Reich verfeindeten, die leise aller neutralen Mächte. Wie lange nur ihre? Nach dem unahn» bar grausen Gemetzel, von dem heute schon fünfMillionen Leichen, zehn Millionen Krüppel, mindestens, zeugen, wird auch zwischen Hamburg und Bagdad der Schrei nach Friedensverankerung jeden anderen überdröhnen. Ist sie, ist die Entwurzelung des Mi» litarismus möglich? Mir: unabwendliche Gewißheit. Deren Na- hen nur durch das blöde Trachten verlangsamt würds, einer Macht ein der Lebensfunktion oder dem Selbstgefühl unentbehrliches Stück aus dem Leibe zu hacken. Diefe Macht wäre gezwungen, vom ersten Tag nach dem Friedensschluß an der Wiederher» stellung ihres Reichskörpers und ihres Ansehens jedes Opfer von Blut und Gut zu bringen. Besinnet, Grey.Briand, Saso now, inwelcherGewitterschwüle,welchemElendsdrangIhr hinschmach- ten müßtet, wenn diese verstümmelte Macht das unsterbliche Deutschland wäre, das alle Kräfte des Hirnes und der Wirth» fchaflmuskeln in den Willen zurSpaltung des vor sein Haus ge- mälzten Blockes und zur Ahndung frevler Ungebühr sammeln müßte! Vergesset aber, Bethmann und Burian, auch nicht, daß Schmächtige noch empfindlicher als Riesen sind und daß Serbien selbst einmal schon aus der Modergruft, in die es geurnt schien, auferstanden ist! Friedensschluß, der, wie derKrieg, Krüppelvöl- ker hinterließe,brächtenurWaffenstillstand. Und wir wollennicht Frieden, der Waffenstillstand ist, sondern Waffenstillstand, aus dem fester, edler Friede und Europas Ostern wird. Wollen ihn heute: weil er heute möglich und drum nothwendig ist.

Wir: alle nicht von vernunftloserWuth geblendete Menschen, derenZahljederTaginGewimmelmehrtundmit denen aus beiden Lagern, Mann vor Mann, dieToten stimmen. Fernab stehen nur noch.die wähnen, dieser Krieg sei im Wesen anderen Kriegen ähn» lich und könne, müsse sogar wie andere, mit Sieg und Niederlage, Vertrag und Entschädigung, enden. Denennochnichtdie Erkennt» niß tagt, daß dieses Krieges sicherste, einzig sichereFolge die un» geheuerste Revolution aller Zeiten sein wird, eine Europa durch°

lodernde, den ganzen Erdtheil umpflügende, neben der die von 1789und93einneckischerKinderspaß scheinen mag,und daß jeder Mensch guten Willens und naturfrommer Andacht sich inbrünstig mühen muß, diese Revolution vor Blutschuld zu schützen und in die Welt des Geistes einzugrenzen. Kein Staat, kein Volk, keine Klasse, weder Mann noch Weib wird nach diesem Krieg, dieser Sintfluth sein, wie sie zuvor waren. Verfassung und Geseß, Vor» urtheil und Bedenken wird, wieBinsen am Teich, der Wirbelsturm knicken. Lasset uns sorgen, daß von dem Opferaltar des neuen Bundes (derMenschheit mit gotthaft beseelter Natur) lieblicherRuch himmelan schwebe, wie von Noahs Dankbrunst, da seine zweite Taube im Schnabel ihm das Oelblatt in die Arche getragen hatte, durch dessen Gerippe dieBotschaft schimmerte:Friede aufErden! Waffenstillstand ist möglich. Nirgends Unentbehrliches noch zu erkämpfen; nichts, wodurch des Kampfes Kraftaufwand zu» länglich belohnt würde. Dessen Zweck und Ertrag kann nur die Lüftung, Säuberung, Entseuchung, priesterlose, dogmenlose Hei» ligung des Erdtheiles sein; die Wandlung sumpfigen,muffigen, von Haß umwölkten, von Neid umzüngelten Bodens in die helle Wohnstatt freier, aus eigenem Recht schaffender, drum fremdes Recht achtender Menfchen, die, weil sie starkund auf Vernunft stolz sind.den Willenzu friedlicherAuslese derTauglichsten, Einzelnen undVölker.bekennendürfen.DerWolfwirdnichtnebendemLamm grasen noch der Leu das Hasenpanier schwenken. Die Form des Krieges und anderen Gräuels sich aber, von Grund aus, so än» dern wie nach der ersten Sintfluth, da der Fluch und die Ver» dammung alles Lebendigen von der Erde wich und der Regenbogen die Kluft zwischen Gottheit und Thierheit überbrückte. Diese Hoffnung lächelt Euchnicht ?Ihr wolltRache, Strafe, Züchtigung, Zermalmung des Feindes? Weh Euch, wenn erst Massenzorn Herrschende und Regirende aus dem Gestrüpp solcherWahnvor» stellung treiben müßte! Nur um den Preis eigener Versiechung kann eine Gruppe die andere niederringen. Nnd hinter dem Denk» mal, Trauermal so allschädlichen Sieges höbe der Militarismus sich in höhere, breitere Wipfelswölbung. Jetzt, aus dem Gefild bewährter Waffenehre, nachprüfbarer Krafiprobe, doch unent» chiedener Hauptschlacht, ist er zu roden. Jetzt kann d'z Macht, die ihn aus dem Vermächtniß des Soldatenkönigs und Fritzens

erbte, dann verstauben ließ und erst unter Bonapartes Geißel blank scheuerte, ihn, ohne innere und äußere Verarmung, bestatten. Die Zeit des Wettrüstens starb. Volkswille und Geldnoth hindern, in unbesiegten Ländern, ihre Auferstehung. Rieth Weisheit nicht immer, was morgen sein muß, heute aus freiem Willen zu thun und mit unvermeidlichem Opfer früh noch Nutzen einzuhandeln? Wie Scharnhorst dem Feind, den Führern der französischen Re» bellenheere, das Feldgeschrei nach allgemeiner Wehrpflicht von der Lippe nahm, wie Bismarck das allgemeine Wahlrecht, die von Oesterreich ausgespielte Trumpfkarte, in sein Spiel schob, das den Preußen die Vorherrschaft im Deutschen Bund, dann den nichttzabsburg unterthanenDeutschen die Einheit gewinnen sollte: so wird das neue Deutschland die Losung der Feinde zu seiner machen und mit dem Prägestempel seines Geistes zu dem Werth münzen, der ihm gedeiht. „Weil wir im unfertigen, vom Wiener Kongreß verstümperten, der Scheu vor Nationenzersplit» terung noch nicht angepaßten Europa von Nachbarsneid bedroht, vomAlb seindlicherKoalition bedrückt waren,habenwir,inArmuth und Reichthum,niemals etwas in derWehrmachtstärkungDien» liches versäumt noch verknausert. Daß wir in dem Bemühen, den militaristischen Staat zu erhalten, nicht gaukelndem Irrlicht nach» taumelten, hat der Hochsommer 1914 erwiesen. Nun aber ist, im enteiterten Erdtheil, unseres Strebens Ziel: organisirter Friede. Auf das schon als Männerschulmittel unersetzliche Heer können wir nicht verzichten; nur sein Wesen, Dienstzeit und Dienstbetrieb, nach der Erfahrung von gestern und demBedürfniß von morgen wandeln. Nichts irgendeiner demüthigendenVerpflichtung auch nur von fern Aehnelndes hinnehmen; aberin dem vom Spinn engewebe grauerTückeverträge gereinigten, seelischgeläutertenEuropa mit Starken uns über den Rüstungumfang verständigen, in red» licher Genossenschaft mit allen Staaten uns unter Schiedsrecht stellen. Ohne Furcht, überstimmt und in Anbtll geduckt zu werden: denndieSehnsuchtnachFriedenswahrung wirdinjedemanderen Land zehnmal noch, hundertmal mächtiger als in unserem sein und aus keinem der Wunsch austauchen, uns, nach dem in zwei Sommern, zwei Wintern Geleisteten, muthwillig anzugreifen.« Spräche Deutschland so: seinem in Zukunftbewußtsein gereckten Geist und dem Muth seiner Seele würde die Welt zujauchzen.

Nicht einen Tag länger dürftederKrieg, nicht einen unnützes 'Erinnern an vergeblichem Streit danach währen. «Horchet! Horcht Hem Sturm der Hören! Tönend wird für Geistesohren schon der meueTag geboren. Felsenthore knarren rasselnd,Phöbus'Räder rollen prasselnd; welch Getöse bringt das Licht!" Das Morgenroth verjüngterMenschheit. Die athmet auf. Läßt, endlich, wieder Vernunft zu Wort kommen, Scham über Selbstvergottung und Feindverteufelung dichte Schleier spreiten. Wer hält die Wette, daß sie ausWasfenstillstand, wenn ihr auch eine tzoffnungblüthe Herreifte, erfröre.sichnichtwleder inKrieg entschlösse?Was könnte «r ihr bescheren? Den Franzosen Elsaß>Lothringen und Kamerun, denDeutschenKurland, polnisches, litauisches Gebiet, denOester» reichern undAngarn Serbien, die Czernagora, Nordalbanien? Das wäre, stattkräftigenden Friedens, der Keim neuer Kriege; und Hie Gewißheit zerreibenden Haders im eigenen Haus. Welchem EuropäerstäathatimletztenIahrhundertdie Einverleibung ftem» den Volksthumes denn leidlich genützt? Rußland, Oesterreich, Preußen, Niederland, Deutsches Reich: keinem; die in Savoyen, nn der Seealp Geborenen sind tzalbfranzosen und, wie die meisten auf Fremdenindustrie Angewiesenen, der Brandung desNatio» nalgefühles entrückt.Annexion ist vonHellsicht längst als einemit Europäergewohnheit unvereinbare Art der Machtdehnung erkannt worden. Sie ist rasch verkündet. Ist der geschluckte Bissen aber unverdaulich und spiee der Schlinger ihn gern wieder aus: Ehre befiehlt,ihn bei sich zu behalten und.noch mitLebensgefährdung, gegen Feindesgier zu vertheidlgen. Deutsche Banken nndIndu» striegefellschaften beherrschen (kontroliren: heißt der newyorker Heuchelausdruck) manches auslöndischeRnternehmenzoffenoder hintereine mit anderen Farben bepinselte Wand versteckt. Sie er» warben dieAMenmehrheit oder eine ihr nahe Summe, aber nicht Gebäude undBoden; und hüteten sich, deutsche Beamte ins Haus zu setzen und die Reichsfahne herauszuhängen. Warum müssen Staaten unklüger handeln? Macht giebtRecht;Machtschein nur Aergerniß. Meine s Geistes Auge sieht die Zeit, in der Staaten ein» ander sichinIntercssengemeinschaftverbünden.vonPoolinFusion übergehen und, um Kostenzu sparen, zwei Behördenstäbe in einen verschweißen. Das ist zunächst nur für Glieder des selbenReichs» körpers denkbar. Weshalb, je dürrer am Tag Elektrischer Voll»

bahnen und internationalen Gerichtsstandes, der Grenzbegrift^ je fester Europens Einheit wird, nicht auch fürNiederland, Belgien und Luxemburg, für Spanien und Portugal, Skandinavien, das Baltikum von Riga bis ins finische Tornea, für zwei oder drei Balkanstaaten? Die neue Form der Annexion, die dem Starken das Einflußbett öffnet und das Gefühl der Schwächeren schont, ist morgen sicher im Guß. Und (da nach den Dammbrüchen des Krieges, der Sintfluth, Demokratie unaufhaltsam ist) die Stunde nicht weltenfern, in der selbst Großmächte sich in Wehrgenossen» schaft bündeln und, neben Rhedereisozietät (für Kauffahrt und Passagiere), nur eine Kreuzerflotte, ein Unterseegeschwader, ein Stehendestzeer noch halten.Warum nicht, da sie einander schon heute in Europa keinBesttzesstück von dauerndem Werth abneh» men können und übermorgen, spätestens, der entknebelte Volks» ^ Wille hindern wird, daß sie es auch nurwollen? Horcht demSturnr der Hören! Seinem Wehen wird sich, wenn Wahnsinn ihn nicht länger überheult, gewaltigeres Wunder als dieses entbinden.

Das erste, schüchternste Verlangen strömt jetzt in den Ruf nach der Verstaatlichung aller dem Krieg irgendwie dienstbaren Gewerbe. Der Staat mag sie, wenn er den Privatunternehmer nicht ersetzen und Männer vom Schlag der Ballin, Lloyd George, Rathenau, Stinnes, Thomas nicht für die Leitung werben kann, gegen hohen, aber festenZins verpachten.AuchdenAberglauben» daß nur der von Prositwuth vorwmts Gepeitschte Ungemeines leiste, hat unsere Sintfluth ja weggeschwemmt. Und nie wieder darf irgendwo eine Menschenschicht entstehen, der aus den Adern verblutender Krieger Gewinn zusickert: die an Ausbruch und lsn» ger Dauer eines Krieges, weil er Waffen, Geschosse, Kleider, Site» fel, Pferde, Automobile, Stahlplatten, Stacheldraht, Sprengstoff, Kupfer,Nickel,Gummi,See- undLuftkriegsfahrzeug.Feldküchen, Cement, Beton, Scheinwerfer, Handelstonnage vernichtet und danach, zu thurmhoch gesteigertem Preis, rascher Ersatz nöthlg wird, ein ekles Geschäftsinteresse hat. Kein Parlament wird dann Wehrgeräth bewilligen, aus dessen Anschaffung der Hauptgewinn nicht der Staatskasse zufließt. Die Regirung, die sich nicht dazu verpflichtet, bäte vergebens um die Aufnahme in den Verband, der die Reiche, große und kleine, gegen Lebensgefahr und Feuer» chaden versichert. Diese internationale Assekurranzgesellschaft

braucht eine starke Polizeitruppe oderMiliz: sonst könntesie ihren Rechtssprüchen nichtGehorsam erzwingen; und unvollstreckbares Urtheilist Plunder, wird Zunder. Sie braucht, ohne Einkunft sich selbst und ihre Europäerlandwehr zu löhnen, einen zinsenden Schatz. Woher ihn aus dem verwüsteten, verarmenden Erdtheil häufen? Woraus, frage ich, die Kriegsanleihen tilgen, denWie» deraufbau des Landes, Wiederaufbau zerstörter Städte und Dör» fer, Ersatz des Geräthes bezahlen, die Krüppel und hilflos Hin» terbliebenen anständig, hoch über bloße Nothdurft hinaus, bis an das Lebensende versorgen ? Einundzwanzig Kriegsmonate haben hunderttausend bis Hundertzwanzigtausend Millionen Mark ge- kostet; dazu kommt die Wiederherstellung und dieLast derInva» liden» und Verwandtengehälter. Bare Entschädigung, die neben solchen Summen nicht wie der Pfesferling am Fuß der Riesen» buche aussähe, kann selbst der triumphal Siegende nicht erhoffen. And Tributzahlung, die durch eine das Lustrum, das Jahrzehnt überdauernde Gebietsbesetzung erpreßt wird, war in Roms Glanz» und Verfallzeit möglich, ists aber heute eben so wenig wie die von Manchem erträumte gewaltsame Forträumung ganzer Stämme und Völker. Kein in die Sintsluth gerissener Staat kann andere Entschädigung erwarten als durch eigene Ersparnißzu be» wirkende. Die Großmacht, die der Iahresaufwand für Land» und Seewehr um eine Milliarde kürzt, kann nach einem Menschen» alter wieder die Morgenrot he der Finanzordnung sehen. Und was wir d aus Schulden und Ttlgpflicht ? Denn das Ersparte langt höchstens zu ziemlicher Deckung des neuen, aus dem Krieg nach, schleppenden Bedarfes. Steuern und Zölle, die auch nur den Zins der schuldigen Zehntelbillion einbrächten, müßten Gewerbe und Handel im Wettbewerb mit unserem Erdtheil, mitAustralien und der Gelbenwelt lähmen, den Eigenthumsbegriff zerbeizen, die halbwegs Satten aus Angst vor Vermögenskonfiskation in neu» trale Staaten gesunden Haushaltes jagen und den Wagemuth zu ausgreifendem Unternehmen, wie Schimmel das Rosenblatt, morden. Geld wächst nicht wie Heu. Was also soll geschehen? Was nie noch und nirgends geschah. Nur neue Gedanken, nicht vergilbte, vergrämte, öfsnen den Schlund. Nach der ersten Sintfluth fristete Noah sich durch denAnbau der Rebe.Wie sein Sohn tzam, weil er des trunkenen Winzers geblößte Scham be«

guckt und den Brüdern gewiesen hatte, verflucht ward, der Knecht aller Knechte zu sein: so würde der alte Erdtheil dem jüngeren in Knechtschaft verflucht, wenn seiner Menschheit nicht schnell gelänge, die bloße Geschlechtsscham mit dem Mantel der Bruder» liebe zu decken. Aus Europas Kriegs schuld werde ein Sühnhort. Aus den Anleihescheinen in allen am Krieg betheiligten Euro» päerstaaten (und in den zur Anerkennung der Schiedsgerichts» barkelt bereiten)giltiges, von allen Schuldnern verbürgtes Geld. Nichtein, wie dieAsfignaten desIakobinerkonvents und derFranzosenreichsdirektoren, durch Liederlichkeit und Betrügerei ent» werthbares. Geld, das in jedem der Schiedsrichtergewalt unter» thanen Land an jedem Schalter, von jedem Gläubiger zum vol» len Nennwerth angenommen werden muß. Wie lange? Bis die vom Krieg Geschwächten das internationale Zahlmittel mit na» tionalem,Metall oderPapier.einlösenkönnen.Infrühstensvier» zig, spätestens sechzigIahren nach dem Friedensschluß. Der Völ» kergerichtshofverwaltetdenSchatzundsondert.zugleichenTheilen aus denAnweisungscheinen aller Staaten, davon, was er für sich und seine Miliz braucht. Er darf den seinem Spruch An gehör» samen mit Geldbuße strafen und alle umlaufenden Anleihescheine des Staates entwerthen, einziehen, vernichten, der,ohne an Leib und Leben bedroht zu sein, den Frieden bricht. Daher winkt euro» päische Gemeinbürgschaft: winkt ein Band, das zusammenhalten kann und doch nicht Striemen einschnüren, nicht in Athemstod drosseln muß. Der Erdtheil wäre aus der Geldklemme befreit: brauchte nichtKünste undWifsenfchaftdorren,Industrie,Technik, Handel und Hausralh in Dürftigkeit zurück sinken zu lassen:nicht durch Steuerfrondrohung seineBürger übers Meer zu scheuchen. Würde sanft genöthigt, das unnütze Erinnern an vergeblichen Streit flink und tief zu vergraben, damit nicht der Fäulnißstank irgendwo den Willen zu großem, sauberen, dem Recht und der Kultur.denNächstenundFernsten fruchtbaren Menschheitgeschäft vergifte.Wer uns selbst nur für schlaueSchachermacher ohneIdeal und Ehrfurcht vor edlem Gebilde des Hirns und der tzand hält, kann nicht zweifeln, daß wir, Nord» und Südamerika, fchon der Kundschaft und des Absatzes wegen das neue Papiergeld inZahlung nähmen, in Umlauf setzten und mitbeiden Füßen in das Bun» desgehäus einträten, unter dessen Kuppel wir unserer Riesenin»

sel die Angst vor Angriff, die heftiger quälende Pflicht zu unbe»
quemer Militaristrung entbürden dürften. Frankreich, das lie»
benswürdig unvernünftige, vor unheilbarer Erschöpfung der Zeu»
gerkraft bewahrt; der von altgallischerFröh lichkeit umkicherte Quell
feinstem Gesellschaftvergnügens und bald vielleicht, auf eigenes
Verlangen, wie das (auch von Rachsucht) freie Belgien, von dessen
Aufbaukosten Deutschland zwei, England und Frankreich je ein
Viertel übernehmen, neutralisirt. Großbritanien: Erdmacht und
Seemacht, dem grämlichen Wunsch entwachsen, Europens miß»
trauisch nörgelnder Vormund zu sein, rauh aus trägem Schlum-
mer, allzu lässigem Behagen geweckt; dem Deutschen Reich, dem
es Kohlenstationen und weites,ergiebiges,nichtvonFremdkeilen
durchsetztes Sied lerland geöffnet hat, aufrichtig versöhnt; zwischen
GleichberechtigtenderVormannaufdemvonPrisenrecht und an»
derem Mißbrauch neidiger Raubzeit befreiten Meer. Rußland
endlich, nach dem Orkan, von Tatarenwust und Svukbleibseln
reingefegt; mit breitem Ausgang in stets offenes Meer; fern von
der Sucht, aus Glaubensgemeinschaft,über Binnensee und Ge»
birg hinweg, Machtzoll zu pressen; dem Völkergerichtshof ver»
Pflichtet, Balten, Fitten, Polen, Ukrainern,' Letten kein Staats-
bürgerrecht zu stümmeln; Bauerland, das alle Kraft für moderne
Wirtschaft, Schulen, Wege aufwendet, seine Städte aus funkeln»
den Beulen in Sammelbecken für die kräftigsten Volkssäste wan-
delt und seinen Tshin, geistlichen und weltlichen,im Feuer fessel-
losen Massenzornes läutert. Oesterreich-Ungarn ein Staaten-
bund, zwischen deutschem und schweizer Muster, in den Serbien,
mit allem Ser benvolk und guten Handelshäfen, als selbständiger
Bundesstaat, wie Sachsen in Deutschland, aufgenommen ist, je»
der Balkanstaat, wenn ers will, aufgenommen werden kann; Herr
seiner Adriaküste, von der die Westslawen den ErbenRoms ab-
schrecken; fest und klar in dem Entschluß, schädliches Vorurtheil
auszuschalten, jedemVolk seine Zunge, jedem Glied des Reichs-
körpers Regungfreiheit zu gewähren; im nahen Orient Sämann
und Schnitter.Deutschland... Ihrwerdetes prangensehen.Wenn
Friede geworden ist; und wir nicht mehr, mit Fieberköpfen, um»
streiten.welcher Unterfeeschuß erlaubt,welcher verboten ist.Wenn
überallFreiheit herrscht, Güte, nicht schwächlich, gebietet und Men-
schenrecht noch im zerlumpten Bettler geachtet wird. Wenn Eu°

ropa vor den Grüften und Urnen der Gefallenen sprechen darf: «Dafür starbst Ihr; nicht für gestern begehrte, morgen verleidete Landfetzen noch für das zeitwtdrige Werk künstlicher Einpflan» zung von Stammessplittern, um die aus unserem Fleisch und Blut bald Eiter rönne. Ihr starbst für helle Freiheit und würdigen, in Fels gerammten Frieden des Vaterlandes, der Mutter Europa. Und schönergeweihten Tod hat eine deutsche Jungfrau dem Bräu» tigam niemals erfleht." Dann brauchen die Ueberlebenden nicht mehr,damit ihrSonnentag länger leuchte, dieUhrzurückzustellen. Einunddreißig von Israel besiegte Könige sah, auf beiden Ufern des Jordan, das alte, in Erinnerung tauchende Auge Io» suas. Und sein Runzelmund sprach, was der Herr ins Ohr ge» träuft hatte: «Trohe und mächtige Völker vertrieb er vor Euch und bis auf diesen Tag hat nie Einer Euch widerstanden, deren Jeder Tausend insWeite jagt. WoIhr aber andere Völker unter Euch kommen lasset, da müssen sie Euch zu Strick und Netz, zu Stachel und Geißel werden; und solche Wendung wird Euch das gute Land nehmen, das Ihr nun habet." So warnte die Stimme, der einen Tag lang,zuGibeon,dasLichtderWelt gehorcht hatte. Das Gestiln über finsterer Welt. Der Ieschua, der sie mit dem Strahl seines Blickes erhellen wollte, hat sich nicht um den Stamm Ephraim, nicht um Israels Kinder gekümmert, Hat nicht ihnen gelebt und ist nicht für sie gestorben. Was war ihr Landgut, ihr von Kriegerruhm geblähter Klüngel ihm? Vor dem Landpfleger steht er; bestätigt nur, daß ihn Pontius den Iudenkönig heißt;und öffnet, da Hohepriester und Aelteste ihn hart anklagen, nicht ein» mal zu lautem Hauch die Lippen. Denn er will das Kreuz. Will, daß die Kriegs knechte ihn anspeien, sein Antlitz prügeln, um sein Gewand würfeln.DieThorschwelleIeruschalajims.derFliedens» statt, hat er mit seinerThräne genetzt. Möchtest Du, sprach erzu der Blinden, .nicht zu spät erst erkennen, was Dir zu Frieden dienet! Noch ist Dirs verborgen. Nah aber der Tag, da die Feinde Dich sammt Deinen Kindern belagern, Deine Feste schleifen, nicht einen Stein auf dem anderen lassen werden: weilDu nicht empfandest, was die Zeit der Heimsuchung von Dir heischt. "Nur den getreuen Jüngern gab er seinen Frieden. »Nicht, wie die Welt giebt;Euer Herz erschreckenicht und ängstesichnicht." Nicht einSteinblieb von der Feste, darin die Sieger über einunddreißig Könige Iosuas Sonne anstaunten. Der Gekreuzigte aber ist uns auferstanden.

Herausgeber und verantwoniicher «edatt.ur- Maximilian tzarden in Berlin, — Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß S Gar!eb G, m, b, tz, in Berlin.

oisbstzxlin
neuest,, Lritlivn bevorzugtes Kliltsl
^ucKerKranKKeit
0isdetxii».Se»eII»cKstt>».K.».
»erlin» Steglitz 3.
Sil^ei'. Kirkel
x»».»»st vr. »ruk» in «eiadell.

vr, Möllers M, l>>>
5snstonu>i
MirK^Keilvett
^^^^ YM^«^
VilSunger ^elenenquelle
— 1914 ^ 11.Z25 LsäeAäste unä 2^,181,681 l?lssckenverss«ä.
k^orporstion ö^er XaukmannscKskt von Lerlin
vg? »mllicke Vei°ie!«Kn!s llsr Vorlesungen unöllebungen >m Sommei'8emester I9IK
uncl veduv^en: Donnert»?, cken 27, ^prll.
»er IZeKtor: IZItrbseder.
Wir möchten nicht verfehlen, unsere Leser auf den, unserem heu-
tigen Äeft beiliegenden Prospekt der Wochenschrift „Deutsche Po-
litik" besonders hinzuweisen. Die „Deutsche Politik" herausgegeben
von den bekannten Politikern Professor Or, Iäckh, Or, Panl
Nohrbach und Professor Philipp Stein, will frei von. aller
Parlcipolitik ein sachliches Informationsorgan über sämtliche Frage,'
unserer Welt- und Kulturpolitik sein.

z,r, 2».
— Die Zukunft. —
22, Sprit IWM^,
« k u <z s s Aktivs.
?«r L^nussstsstsn^^^^^^ K°K^s,nvelsungsu ^es zgz^
«) durcb V^ren, I?rä«K>. e<Ier I^sgsrsoKeins , . , , il, 14 440UäZ,«1
^ Lun^ssts^en^ , ^ 33356 093,41
^»)'seSectts^^^.^°^^^ . >I. 385 386 977,8«
vrsensan«,„s ^Vsrtpän^ers^Sl^ecKt
b> ungscleekts ,. 91W9 «98,43
.^,uLe usni ^vs,I unS Lurssedaktü^biwren^ ^
Il^ttinsen^ . ^, ' .' Ooblen?, ^ 26963377,41
'llnusnAssse uuS OKarlottenstraLs 37/38 ...'.„ 5 000 00«,-
Noblen- 22« VM.-
28 87« 212
104 91S172
628 964
91109441
119 207 31«!
13 4W271
29Sl3t
62
«1.
4401« 35«
52 092 982
6««o««vo
1t« «»««0»
58 438 732
477 298 076
5 959421
2«V«(»
21 743 377
9 006 029
84
7S
64
41
1^.
k>»»»iv».
b> seitens der Kun>1sen»5t bei Dritte« benutzte Ivrsuits '„ 4 991900,33
e> <ZutKs,dsn Ssutscder Linken und IZavKtlrnien , , „ 130 849 006,35
1? inv«rds?b 7^»sen°kiil^s ^ . °^ 4^4 494 386,54
2. S»r. binüus bis 2ll 3 Z,Ion. källig „ 166 Iftß 062.55
3. vack 3 vollsten lälli? . . . . .. 41939 025,70 „ 632 631974,79
1?wnerK^b° lällig . . . 408 157 947,91
2, d»r. dinaus bis zu S 1,1««. källig „ 65,I92 6l«,54
3. näod S Zdonklen kAIi« , . . . ,. I 56« 260.6« „ 474 918 »12,11
^ä)°^K?ep,s^.°^^, . 1,1. 95 9«9N2.17
^uöerd, ä,?»,- u, LürgscK.-Vsrvkl, 77 031 830,71
Lcdoelisi^Ltiktung ^. . . . '. ", 274 526^75
r>r..A,rtKur.gk!«mnns«dn.Stiftung , 50 799.90
Sonstige Stillungen lUr die Angestellten der «esellseligst .. 307 «08,76
300000000
94 97b 000
24 000000
1262 778 275
100 828 773
4S
9»
6147 860,69
>1788 72S91U!l2

Die ZuKunst.
Dr. 29
0e»inv»nte!l snk«. 3000v0 000»olv,r,än«t.^nteiis . .
IHsderlrss aul neu» Ssednuog
i WZ 142,90
S72 «57,1S
>, 788 729 910
123 264
197500« US
25bO0O0b!-
71« S2S »2
2 OSO 52« i 32
1 235 446!80
1/^
1 «20 334 «72
Le»inn» unck VerI»zt»KecKnuns >?IS.')
^ So». ^
2r> verteilender izsillgevinn ,
13 993 541
2 868 238
2 595163
3« 179 35°
49 «36 29«
«. jpt
1234 080 85
2279 372 04
285 -
10 229 8«
22 9SS122
5 10« «0«
5 000 00«
2 S2« 571 «S
49 636 2'.«,^7
Silsv^üont« per Zt. veieillder ISIS.
Aktivs.
Xäss».treiu<I. (ZelSsort, uüup,
<Zntn, bklot.. ».^breonnungsb,
VeeKsel unci uuverninsiione
SoK^tüSn^veisunAen , . ,
I^ostrogutK, b.SK, nLänKürin.
I^ornd^I uns Reports Hegen
bvi »«ntZiuiA, Wertpapiere ^
WsrenverseKiliunZen . .
Zügen« Wertpapiere ^ ^'
S^uerncke Seteilig, d. Sänken
venitor, in Isnkenit, Reonug,
LsnKßedäucke
SvpotKeKen
>I«biliär
?täixidriek-^bt,, ^Ktiv SälS«
15 931129
90
14155 573
14
105 909 052
79
I« 583123
06
SVS529S
47
45S4 393
!»
38 784 095
42
9 204952
78
15 809 000
293 8U82K7
95
7137 90«
5 02404«
2«
7 271591
79
100«
2 913559
—
542 822 9d2 4«
K K
«eservekcks. l!l, 39 450 «00,-
» II „ «35000».
?il, «es. rS», „ 1125 00»,'
^ püi^Kwv^'^^8W^K«l?7
lZevxinn- u, Veilust-Üovt«!
11» »»««00
4« 925 000! —
j32«S83»91!7»
47 78«94ö^«1
2 359 02« 80
34 381 5»

9034 533,3»
542 822 9 «2 1»
Lievlun» uvck Verlu^tüollto per Zl. Oesember ISIS.
0ebet.
Xogsden n, Stästssuksiodt ,
Lesolciunßen
LsuSIunizsnnKosten . , . ,
^tisenreibung »ui Mobiliar ,
^dsonreid. »uk LänKgedäncie
xilisle» Seservekonds . . ,
Reingewinn Ä 60. Seennungs-
innres
>>I
I «05 «98
,«
2 893 071
«3
1745 81«
»3
491124
„3
79 «2»
56
150 000
^
9034533
39
15 999 272^93>
üreciit.
vsbertrsl^v. vor. Rscdnungsj
Xins, v,?kanöges«K. u, II vpotk
Xin^sen »b?ügl, vergütete
I UitnKgebäulle , , , .
!II^bersenuü <j, ?ksn<1br,.^ut.
r'lxrenu, Xe»er. Petersen, llr, Lcnlien,
N. ,pr
392291 »4
4 683 493 «5
757 14«
542 146
4 079585
4 020 340
191 »K8
933 555 85
248 228! 93
150 521 41
15 999 272193
>V. SS. «derv»II«tr»»»e 2«.
S»«r. 18K9 /s„lr, 2035 5904. 11335. <Zsg?. 18«.
Vermögen»» Verwaltungen. — Vermittelung vo» IlxpotKelleu unä l»r>»»S»tücIien

Z!r, 29.
S2. April 191«.
Delikt SN llNS! ömöet
GalemÄleiöium GalemGold
Jigar««». VillKommsnsts Uedesgade!

Im Xsinpl mit tVossKsn
k>«s:^ir 4 s s s ic> ,^
^ s s sio p56.3LcK,.
W öiöck, ielchxzstmäöiH verpackt, p«rt«L««RZ
Mleu-össsIIscdilkl.
Sttsn? Konto
p«n SI. 0««n,K«^ »SIS.
Aktivs.
«eliäuils» u. Ost«».«««.,'
i:ss»Kleu.««lita
tillje«gesell5eksll ^I>Ksv«e5 ^«seriell
«II«o« p?r ZI. ve^emder I91S.
481000
44S 0V0
5«« «,«
2,«184 08
2 27g SNb
492 000
730 8«4
10
20 SI«
«I
«92 099
II
SZ1S78
S9
S2S19
S8
19 00g
—
1IUS0SUI
« SM «01
121« 8,19
20 000
20 000
24 WS
M3S4 83
2 270 21»
S17VS
Ä34»
117S 293
19 000
4 18ö!
092 320119
^97
<>.;
g?
lZruogsIiiclis-Kollw
4 ?rior,.^i,!,.'7j>F,.Iioil>«
II 0Söbv^U9
Pf
1002 094
32
227 81S
3«
S23 S9S
88
137 SS9
SS
10S8«
20
87 2SK
94
l
I
1
9S02!
8 329 ^
S0 22S!
237 »32 «
I 091 380 8«
98S «S KS
74S 771 3»
'13«Äli,M
S2
j3!
2 3SU000
180 00«
13S0
bS00
S1«
1S0
23S0M
7SW«

42S00»
19 193
42 032
10S«ög,
I 034 38«
2SS 241
Pk
313 77K 81
S 13«'

Berlin, den 29. April 1916.

Potsdam in Amerika.

NHhaw hat das politische Programm aufgestellt, daß Potsdam vernichtet werden müsse. Der Geist Friedrich Wilhelms des Ersten, Drill und Fuchtel, mußte dem irrlichtelirenden Individualisten höchst anstößig sein. Friedrich der Große hätte den ernsten Witzbold gewiß gern an seiner Tafel gesehen, Shaw aber würde wohl abschätzig die Achsel gezuckt haben: „II pense en pkilosopbe et se conckuit en r«i." Nein, Sanssouci kann Potsdam nicht retten ... Nun aber ist es wieder einmal,,anders gekommen", worüber sich Shaw, dessen literarische Methode ja ganz auf Nebe» raschung gebaut ist, am Wenigsten wundern wird. Potsdam in Amerika! Wer hätte Das vor ungefähr einem Jahr gedacht! Da«« mals gab derPräsidentWilson dieParole aus, Amerika dürfe unter keinen Nmständen in ein Heerlager verwandelt werden; noch vor wenigen Monaten erklärte er, es gebe Situationen, in denen ein Mann zu stolz sei, zu fechten. Nnd nun empfiehlt er dem Kongreß, Wehrbereitschaft. Von der einen Seite berennt ihn Roosevelt, der das Programm der Regirung als ungenügend ansieht, von der anderen Bryan, der Friedensapostel, der, als geborener Redner, der „torce" die „persussion" entgegenstellt und mit dem Silberklang seines Organs alle Streitigkeiten zu schlichten hofft. Daß Amerika nicht gerade „arcKipret" ist, läßt sich wohl kaum bestreiten. Im Bericht des Kriegsministers heißt es: „Die augenblicklich vorhandenen Fonds genügen für eine Armee von S023 Offizieren und 102985 angeworbenen Mannschaften. Von diesen sind 67 000 Mann mobile Truppen, 2« 000 sind für die Vertheidigung der Küsten bestimmt und der Rest Sanitätstruppen und Beamte verschiedener Art. Von dieser Gesammtzahl sind unges
s

fähr 29000 außerhalb des Kontinents in Verwendung, so daK
etwa Ä6 000 mobile Truppen und 13 000 Mann für die Küsten«-
vertheidigung übrig bleiben. Bon diesen letzten Zahlen gehen noch>
Garnisonen in überseeischen Besitzungen ab, die den Bestand er«
heblich vermindern."
Nach einer solchen Darstellung muß jeder Unbefangene und
Verständige einsehen, daß Etwas geschehen muß. Denn die Einem
fürchten einen Angriff von Deutschland, die Anderen trauen Ja»-
pan einen Neberfall zu. Nur ist die Frage, wie weit man gehen
müsse, gehen dürfe. Das Logische in einer auf Gleichheit gegrün»
deten Demokratie wäre allgemeine Wehrpflicht, also Potsdam.
Hier und da finde ich den Gedanken en pass^nt und gleichsam
tastend in der öffentlichen Debatte verwerthet. Der Durchschnitts»
amerikaner steht einer solchen Umwälzung noch sehr fern. Er
denkt, daß es genügen wird, Armee und Marine ein Bischen zu
verstärken, und schließlich ist ja auch Edison noch da, Edison, der
eine Erfindung machen wird, eine fabelhafte Erfindung, die von
allem Einsetzen der Persönlichkeit entbindet. Feig ist der Ameri»
kaner durchaus nicht, aber er ist friedliebend, lebensfreudig, men«
schenfreundlich; und der Krieg erscheint ihm als ein unpraktischer
Unsinn. Hand aufs Herz: haben wir nicht Alle Stunden, in denen
wir ihm beistimmen? Patriotismus, Pessimismus, Fatalismus
und andere Ismen helfen uns über solche Schwächeanwandlungerr
hinweg; aber wir können den Amerikaner begreifen, während er
uns unbegreiflich findet. (Daß jeder Mensch und daher jede Na»
tion mehr oder weniger problematisch bleibt, gilt dem Amerikaner
als ein Paradoxon, das er durch seine Persönlichkeit zu wider»
legen scheint.) Er ist also im Augenblick nicht abgeneigt, die-
Bereitschaft des Landes zu erhöhen: er wird eben etwas mehr
Steuern zahlen. Noch ist ihm nicht aufgegangen, daß eine wirk»
liche Kriegsbereitschaft eine Umstimmung, eine Härtung, vielleicht
eine Brutalisirung der Nation voraussetzt.
Wie bekannt, giebt es hier keinen Kindheitdrill, keine stra»
sende, auf den Kategorischen Imperativ gestellte Erziehung. Di5
Kinder machen im Ganzen, was sie wollen. Ehrerbietung, Re»
spekt, gute Formen, Alles, was wir „Kinderstube" nennen, ist nur
auf der sozialen Höhe, in einem engen, anglisirenden Kreise vor«
Händen. Das ist nicht schlimm, denn bei der Ungezwungenheit des
amerikanischen Lebens vermißt man diese Eigenschaften nicht so
schmerzlich, wie man sie drüben vermissen würde. Ueber die ameri»
kanische Erziehung den Stab zu brechen, ist thöricht, da es ja hier
eben so viele ausgezeichnete und liebenswürdige Menschen giebt:
wie in Europa; doch vom militärischen Standpunkt läßt sie viel zu.

wünschen übrig. Die Armee braucht Gehorsam; und Gehorsam läßt sich nicht in zwei Monaten Miliz-Aebung erlernen. Der Preuße übt Gehorsam von der Wiege bis zur Bahre. Wird es nun nicht unumgänglich sein, in der Erziehung die Zügel schärfer anzuziehen? Wird es möglich sein, sie, wie bisher, in großem Umfang den Frauen zu überlassen? Emigrantenkinder der un« terenStänden sagen ihren Eltern nachwenigenMonaten: nKip- pinA in tkis countr^! Wird der Amerikaner geneigt sein, von Kindern und Schülern straffe Unterordnung zu fordern? Schwer» lich. Aber der Gedanke der Bereitschaft schließt doch wohl eine solche Härtung in sich: il taut payer pour Wut. Daß Einzelne diese Evolution ahnen, ersah ich neulich aus dem Aufsatz eines Vice» admirals, der die Knaben dem weiblichen Einfluß entziehen wollte. Dieser Gedanke schon, der freilich nur flüchtig°zaghaft, zwischen zwei Kommas, ausgesprochen war, beweist, daß die amerikanische Seele sich wandelt,denn an derFrau zu zweifeln, gilt hier <um mich mild auszudrücken) als tempelschänderisch. Wird in einem Volk, das sich militarisirt, der Frau diese Stellung bleiben können? Krie» gerische Ausblicke, kriegerische Erfolge stärken den Mann und geben ihm das Heft in die Hand. Wieder verwahre ich mich gegen ein Werthurtheil, zumal ich als Mann, als Deutscher, als ehemaliger Offizier dreifach befangen bin. Ich sage nur, daß in einem Lande, das „bereit" ist, weniger Raum für feminine Be- strebungen und für Frauenvorrechte fein wird.

Das Wort, das der Fremde in Amerika am Meisten der« nimmt, wenn er politischen Diskussionen zuhört, ist Zrakt: Bestech» ung, Nnterschleif. Er steht vor der sonderbaren Wahrnehmung, daß der Amerikaner seinen privaten Verpflichtungen gewissenhaft nachkommt, daß er aber keinerlei Skrupel kennt, sobald er sich dem Staat gegenüber sieht. Das Wort „Staat" bedeutet ihm ja nur die äußere Abgrenzung; die Fülle von Begriffen, die wir in das Wort hineingezwängt haben, klingt nicht in ihm an, wenn er „state" sagt. Der Staat ist ihm nichts weihevoll Mystisches wie dem gebildeten Deutschen vom Schlag Treitschkes. „Der gemeine Mann trägt den Staat wie eine Last," sagt Hebbel tadelnd; der Amerikaner aber sieht im Staat nur eine Krippe oder, zarter, ein Füllhorn. Irre ich nicht, so müßte diese Auffassung sich ändern, wenn eine wirkliche Bereitschaft erreicht werden sollte. Ruhige Männer berichten, wie sehr die Korruption der russischen Be» amten die nationale Leistung vermindert habe; und diese Mel» dung sollte dem patriotischen Amerikaner zu denken geben. Aber die Ausbeutung des Staates ist, mit dem ganzen politischen System so unzertrennlich verbunden, daß eine ernstere, edlere Auffassung

sich vennuthlich nur langsam durchsetzen wird. Daß die Aufstel» lung eines regelrechten Budgets eine Borbedingung jeder weit» schauenden Militärpolitik sein würde, versteht sich von selbst. Wichtig genug an sich, ist diesje Frage doch nur eine Einzelheit in dem tiefgreifenden Umwandlungprozetz.

Ein Arbeiterführer, den ich kürzlich sprach, übte seinen Witz an den Bereitschaftideen, die er in dieser durch und durch kapita» listisch empfindenden Gesellschaft als „grotesk" bezeichnete; aber er vergaß, daß man im politischen Leben mit Generationen rechnen mutz. Der Gedanke, der jetzt nur ein Saatkorn ist, mag sich stark, ja, vielleicht üppig entwickeln. In dreißig Iahren schon kann Amerikas Antlitz einen ganz anderen Ausdruck zeigen. Ich, offen gestanden, bin froh, daß ichs nicht mehr erlebe. Helgoland war viel anziehender, als es noch nicht von Kanonen starrte. Aber solche epikureischen Betrachtungen weichen der Nothwendigkeit. Alfred de Vignh hat einmal gesagt, er wünsche sich „un R^t^el sombre" mit dem selben Adel der Linien. Ein schöner Romantikereinfall; nur wäre wohl ein düsterer Rafael eben kein Rafael mehr. Ein militärisches Amerika, wäre es noch Amerika? Wer will es einem Amerikaner verdenken, wenn er sich nicht leichten Herzens entschließen kann, diesen abschüssigen Pfad zu betreten? Hatte nicht die Geschichte Amerika eine besondere Mission zugewiesen? Und wo bleibt Amerikas Existenzberechtigung, wenn die Neue Welt die alten Probleme auch in der alten Weise behandelt? In der Adoptirung des Bereitschaftgedankens wittern Viele eine Gefahr und Manche erkennen darin eine jähe Abwendung von den ursprünglichen Idealen dieses Landes. Niemand wagt, den ^Militarismus" schlechthin zu empfehlen oder auch nur zu vertheidigen; auch die Anhänger der Bereitschafttehre erklären beschwichtigend, Heer und Flotte seien nur für die Vertheidigung bestimmt. Aber die Begriffe „Offensive" und „Defensive" sind Gallert; sie erinnern an den Diplomaten, der auf die Frage, was eigentlich Intervention bedeute, antwortete: „Genau das Selbe wie Nicht-Intervention".

Doch auf all Das würden die Männer der Bereitschaft antworten: „Unsere Pflicht ist, die Forderung des Tages zu erfüllen. Der Gottheit ins Handwerk zu pfuschen und Amerikas Mission zu besinnen, sind wir nicht gewillt. Noch sträuben Wilhelms Schnurrbartspitzen sich drohend. Und die letzte Rede des Grafen Okuma haben Sie ja wohl gelesen. Wie sagte der Mann in Pots» dam? I'oujours en vedettel"

Evanston, III. Eduard Goldbeck.

Cervantes.

„Ich durchzog die ganze Nacht
Diese Stadt nach allen Straßen,
Um, was Neues sich begiebt,
Auf die Weise zu erfechten.
Denn Sevilla ist ein Ort, >
Wo wohl hundert neue Sachen
Jede Nacht geschehen"

Calderon.

HUuch Cervantes hat eine Stadt nach allen Straßen durch- AM zogen; diese Stadt war die Welt, diese Welt war das Leben. Er ist tief darin eingedrungen, in mannichfacher Verkleidung, als Kammerdiener, Soldat, Sklave, Lohnschreiber, arbeitete sich als anner, einarmiger Krüppel wieder an die Oberfläche, verkroch sich in einen Schlupfwinkel, dann gab er uns einen Spiegel, speculuiri muncli, in dem das große Bild in tausend Bildern eingefaßt war. Jeder schaut in diesen Spiegel, geblendet anfangs von der in tausend Farben spielenden Fülle. Jeder lacht, lacht aus, lächelt, schließlich weint er; denn Jeder hat früher oder später in dem wimmelnden Treiben sich selbst erkannt, sein eige« nes Bild. In jedem seiner Menschen spürte Cervantes dem Wahren nach und fand die Wahrheit, die wir nur betrübten Her« zens zu vernehmen im Stande sind. Es ist nur gut, daß, der Dichter unser Auge nach kurzem Verweilen wieder zu anderen, bunten und unterhaltsamen Abenteuern ablenkt: sonst könnte geschehen, daß wir uns ängstlich scheuen, einen Blick in den Spiegel seiner Welt, in seinen Spiegel der Welt zu werfen. So gleiten wir weiter, von einem Kapitel zum nächsten, wo der gute Ritter Don Ouijote noch mehr Prügel abbekommt; wie lustig und possierlich! Wir spotten, spotten unser selbst und wissen nicht, wie. Wir Zuschauer lachen uns krank in des Wortes wahrster Bedeutung über die Komoedie des irrenden Irren, gar, wenn er vor dem Karren der fahrenden Gaukler, vor ,,der Hofhaltung des Todes" Halt macht und seinem getreuen Jünger uno Zweifler Sancho Pansa Wesen und Sinn der Komoedie und der Komoe» dianten erklärt: „und keine andere Vergleichung giebt es, die uns so lebendig Kor Augen stellt, was wir sind und was wir sein werden, wie die Komoedie und die Komoedianten". Wir lachen; es ist aber ein Lachen, das vom Weinen fast nicht mehr zu unterscheiden ist. Nur des Dichters Lachen selbst erhebt sich als reiner Klang, als das geläuterte und befreiende Lachen des Weisen.

Ideale dürfen wir im Leben hegen, nach Belieben, so viel wir wollen, wie unnützliche Blumen in dem Garten, wo wir an Sonn» und Feiertagen zur Erholung ein Wenig auf« und ab» gehen. Ideale sind eine unschädliche Liebhaberei, aber Illusionen bilden eine böse Gefahr. Illusionen können sich mit der Zeit zur Leidenschaft entwickeln; und Leidenschaft artet manchmal in Wahn aus.
Don Quijote ist- der tapfere, unerschrockene Streiter für Recht und Wahn; auf dem zerschundenen Rücken der so geduldigen Rosinante trabt er zum Kreuzzug gegen die Ungläubigen und Ketzer aller inneren Bekenntnisse. In diesem Kampf regnen die Hiebe, Stiche und Sticheleien auf die traurige Gestalt; doch in seinem Inneren trägt Don Quijote keine Wunde davon; kein edleres Organ wird verletzt; der Todesstoß, der Erkenntniß bleibt ihm erspart. Don Quijote hat seine Waffen Dulcinea geweiht, der Illusion von Toboso, einem Weib, das gar keine Wesens» Zorm angenommen hat. Die bösen Menschen wollen ihm weis» machen, daß, diese Dulcinea gar nicht lebe. Mag sein. Er aber behauptet trotz Allem, „daß, sie die vollkommenste Schönheit auf der Welt ist"; für ihn lebt sie in hundert beseligenden Ge» stalten. Denn Don Quijote weiß nur von der frommen, ein« fältigen Liebe des Herzens; die Erregungen der Sinne, so wir fälschlich als Liebe bezeichnen, sind seinem Kindersinn fremd. Er nimmt den Kampf auf für ein Phantom gegen eine erdrückende Aeberzahl von Rittern; es sind freMch nur Schafe, harmlose, erschreckte Schafe, in denen er Ritter sieht; aber wer will mit Sicherheit wissen, ob Dem auch wirklich so sei, ob der grausame Witz, mit dem die Ironie des Schicksals Don Quijote treffen wolte, sich nicht gegen dieses Schicksal selbst gekehrt habe? Don Quijote blutet aus zahllosen Wunden; doch gesundes, rothes Blut rinnt aus dem schmächtigen, verkümmerten, mißhan» Selten Körper, Blut, das nicht zersetzt ist von den Giftkeimen der Skepsis. Als im Glauben starker und opferfroher Märtyrer seiner Illusionen, ein Seher, wenn auch kein Sehender, kehrt er heim, um zu sterben. Sancho Pansa kniet neben dem ärm» ltchen Leidenslager seines Herren und weint bitterlich: Ach, sterbet nur nicht, gnädiger Herr, schluchzt er, sondern nehmet tneinen Rath an und lebet noch viele Jahre! Wollt Ihr aber !aus Verdruß darüber sterben, daß Ihr überwunden seid, so schiebt nur die Schuld auf mich und sagt, die Rosinante sei ge- stürzt, weil ich sie so schlecht gesattelt hatte. Sancho Pansa saß sein Leben lang sicher und fest auf dem breiten Eselsrücken

«ines gesunden Menschenverstandes. Sancho Pansa ist nicht zu Fall gekommen. Die theuer gebüßte Illusion seines Herren «rscheint ihm als frevelhafte Schuld, mag der Gute auch bereit sein, sie auf sich zu nehmen. Aber noch niemals hat der Tod einen Stellvertreter gelten lassen.
5
Liest man die „^«velas TjeiNplares" des Cervantes, so igedenkt man unwillkürlich schöner Friedenstage im madrider g?rado und in der Alten Pinakothek in München. Das gigantische .Werk eines Landsmannes und Nachfahren des Cervantes ersteht wieder vor dem inneren Auge, wir blättern in den Kovelss Ljemplares und betrachten eigentlich das Werk des Ios6 Fran» «sco Goya y Lucientes. Hier wie dort feiern die Sieben Todsünden in kaledonisch bangen Gewitternächten ihren hölli- schen Masken-Sabbath, bis das Licht des Morgens es «ra" in die Finsternisse leuchtet. Hier wie dort schreitet ein Dichter durch den Halbschatten der engen Straßen im alten Spanien; «r setzt sich zu den Mönchen und Schmugglern, zu den Al» guazils, Räubern, Dieben und Zöllnern; er belauscht die trief» «ugigen Hexen, die nächtens den widerlich klebrigen Leib mit Wenschenblut salben, er überrascht die Zigeunerinnen und Majas und die im kupplerischen Duft der Mandelblüthen von Cadix rasch bethörten Jungfrauen. Er spürt ihren geheimsten Lastern nach und folgt ihnen in athemloser Hast bei ungewissem Fackelschein durch scheu schlafende Gassen und über verrufene Schleichwege, unerkannt, Einer der Ihren. And Beide, Cer» vantes wie Goya, gelangen schließlich auf den großen Fried» Hof, wo die Gewesenen in aufgeregten Nächten der verfaulten Erde entsteigen und Sinn und Ablauf des Lebens enträthseln: em Knochenfinger streckt sich empor in das allumfassende Nichts und schreibt ein Wort, ein einziges Wort: Nichts. Und «ine Hand ist noch zu erblicken, eine aus dem Nrdunkel geborene Hand, die eine Wage hält, aber: die Schalen, beide, sind um» geworfen. Goya gleicht der Natur; aus alle Fragen wird bei ihm ewig als Antwort die Nacht, das Schweigen: nichts. Während Cervantes der Hoffnung des Morgens gleicht; er lSß,t sie immer wieder schüchtern das Haupt erheben aus dem Nebelchaos unserer Schicksale, er läßt sie uns den Himmel des Mitleids zeigen und uns Bergessen finden durch die Gnade des Seins.
Wien. Dr. Moriz Scheyer.

Friedensziele.
^Mer Isolirte Staat ist Thatsache geworden,' aber nicht nachi,
Thünens Boraussetzung. Was in ihm eine hochstehende
Landwirthschaft bedeutet, würdigen auch die Bewundere, der in«
ternationalen Arbeitstheilung und weltwirthschaftlichen Segens:
für uns Lebende und vielleicht auch für unsere Nachfahren. Die
politische Schwerkraft mag nach dem Friedensschluß für eine
Weile aufgehoben sein; unwahrscheinlich ist eine geologisch-ethischs
Revolution, die Deutschland mit einem brandenden Meer um«
giebt und unsere Nachbarn in friedliche Lämmer verwandelt.
Nicht gewürdigt wurde bisher die wirthschaftliche Aufgabe, die
dem Ackerbau und der Viehzucht nach dem Krieg zufallen wird.
Ihre Nachfrage nach den gewerblichen Erzeugnissen Deutschlands
muß einen Theil der ausländischen ersetzen. Selbst wenn die
deutsche Diplomatie günstige Handelsverträge erlangt und die
Agitation zu deutschfeindlichem Boykott unwirksam bleibt, kön-
nen schwere Zeiten für das deutsche Gewerbe und den deutschen
Außenhandel kommen. Alle am Krieg betheiligten und manche
neutralen Völker werden so erschöpft sein, daß sie nur ein schwa«
ches Begehren nach den industriellen Erzeugnissen unseres Vater«
landes zeigen können. Wohl wird ^«Wiederherstellung der Heeres«
und Flottenmacht, vielleicht auch deren Verstärkung auf großen
Gebieten den Unternehmern Ersatz bieten; aber der private Be>
darf der Bürger wird geringer sein. Sogar dem Deutsch-Franzö«,
fischen Krieg folgte ein zehnjähriger wirthschaftlicher Druck, der
durch die Anfänge des ausländischen landwirthschaftlichen Wett>
bewerbes vermehrt wurde und den der Kulturkampf und die Kin«
derkrankheiten der deutschen Sozialdemokratie noch bitterer emp«
finden ließen. Eine Vorstellung von der künftigen Depression
wird uns nur Deutschlands Lage nach dem Siebenjährigen und
dem Befreiungskrieg geben. Wahrscheinlich wird sie aber rascher
vorüberziehen, weil unsere erzeugenden Kräfte stofflicher und gei«
stiger Art seit jener Zeit gewaltig zugenommen haben. Um den.
Bedarfsausfall zu decken, müssen wir die Leistung und damit die
Nachfrage der Landwirthschaft erheblich, in Masse und in Güte,
steigern. Das läßt sich erreichen durch Meliorationen großen Um«^
fanges, durch Erzeugung bisher aus der Fremde bezogener Stoffe
und durch Ansehung zahlreicher Landwirthe, auch der Invaliden
und der aus Rußland heimgekehrten „Kolonisten". Die Einzel«
staaten müssen die Besitzer nicht nur mit Rath, sondern auch!
durch langfristigen Meliorationkredit unterstützen, einen Theil der

Kosten auf die Staatskasse übernehmen, neue Kulturen anregen, die Ansiedlungthätigkeit mit erhöhter Kraft fortsetzen. Die Befreiungskriege eröffneten das noch nicht abgeschlossene Zeitalter der Güterzusammenlegung, der Gemeintheilung, der Anlage moderner Kataster; die Jahre nach dem Deutsch-Französischen Krieg sahen die Wiederaufnahme der Thaten des Großen Friedrich ^uf dem Gebiete der Bauernansiedlung; möchten nach dem Kampf, den wir jetzt durchfechten, auf den deutschen Fluren Männer erscheinen, die auch die anderen Bestrebungen des Königs Friedrich erneuen t
In so drangvoller Noth muß Alles ausgenützt werden. Der ‚WeaItK «k Waste' war dem Nationalökonomen bekannt: wie viel vergeudet wird, wie viele verbrauchte und fortgeworfene Stoffe die heutige Technik neu zu verwenden versteht (Shoddy, Mungo, gepreßtes Leder und andere), wie viel Abgelegtes in Truhen und auf Speichern verkommt, das die Industrie umformen könnte. Diese durch den Krieg verbreitete Erkenntnis; müssen Vereine lebendig erhalten. Sie werden hoffentlich auch für die dauernde Verdrängung des Goldes aus dem Zahlungverkehr sorgen und, wenn Das unmöglich sein sollte, dahin wirken, daß nur Doppelkronen geprägt werden, die sich weniger abnutzen. Jedem im Ausland retsenden Deutschen wurde deutlich, welche Verschwendung wir mit dem Goldgeld getrieben haben; sah er doch in den Vereinigten Staaten Eindollarscheine mit einer Kaufkraft von zwei bis drei Mark. In Zukunft sollte Gold nur noch zur Notendeckung dienen und im internationalen Zahlungverkehr verwendet werden, der nach dem Kriege erhöhte Ansprüche dieser Art stellen könnte. Das durchzusetzen, wird in einem Goldwährunglande freilich auch mit dem Beistand des Gesetzgebers schwer sein.
So viel Vertrauen in die Fähigkeit des deutschen Staates, Riesenaufgaben, wie die allgemeine Bodenverbesserung, zu bewältigen, stützt sich auf die Leichtigkeit, mit der die Gemeinwirthschaft im letzten Jahr geschaffen wurde. Das Problem des gerechten Preises hat der Staat noch nicht zu lösen vermocht; und große Mengen Lebensmittel ließ er verkommen. Die deshalb erhobenen herben Anklagen gegen unser Beamtenthum sollten gegsn Diejenigen gerichtet werden, die dessen Hochschulbildung im Wesentlichen noch immer, trotz allen Warnungen der Juristen R. von Mohl und Bulming, aus Privatrecht und Prozeßrecht bestehen lassen. Aber nach solchen, Erlebnissen wird Idas deutsche Volk Wandel schaffen. Doch die gute Erfahrung muß uns mahnen, den vom Krieg gewiesenen Weg nach dem Krieg nicht wieder zu verlassen. Daher ist es bedauerlich, daß eine sozialistische Partei mit

dem Programm allmählicher Ausdehnung der Gemeinwirthschafl! fehlt. In der Sozialdemokratie sind drei Parteien vereint: eine Arbeiterpartei, eine demokratische und eine sozialistische, die einander hemmen, wie dem Zuschauer scheint. Daß mancher Ar» beiterwunsch leichter gewährt worden wäre, wenn ihn nicht die Sozialdemokratische Partei vorgebracht hätte, weiß Jeder; daß ein sozialdemokratischer Theoretiker die Volksgesetzgebung, die höchste demokratische Forderung, die seit Iahren auf dem Parteipro» gramm steht, als konservativ und der Partei schädlich verwirft, dürfte Lesern der sozialdemokratischen Literatur bekannt sein; daß, viele Sozialdemokraten noch heute an die Theorie des automatischen Zusammenbruches und, als ihn angeblich fördernd, an den Freihandel glauben (weshalb ihre Partei nichts für die Vermehrung gemeinwirthschaftlicher Betriebe geleistet hat), erfordert keinen umständlichen Beweis; das einzige nicht ganz in diese Kategorie fallende Activum ist die mächtige Entfaltung des genossenschaftlichen Gedankens. Wenn sich die drei Parteien von einander lösen wollten! Die sozialdemokratischen Arbeiterbataillone könnten sich nach der Einreihung anderer Arbeitergruppen kräftiger regen, die frei werdenden Demokraten, mit bürgerlichen Demokraten verbunden, eine leistungfähige Partei bilden und daneben könnte eine wirklich sozialistische Partei entstehen, welche, die marxischen Lehren als Svukgestalten Gogols nach verpaßter Rückzugsstunde betrachtend, nichts erstrebte als die planmäßige Ausdehnung der Gemeinwirthschaft mit nüchtern gewählten Mitteln. Da sie einen energischen, auf hartnäckiges und besonnenes Thun gestellten Charakter haben müßte, so würde es unter den Männern, die sie aus anderen Lagern zu sich herüberzöge, Anhänger des Schutzzolles geben, weil er die Zahl der in die Weltwirthschaft verflochtenen Betriebe mindere, also die Verstaatlichung erleichtere.
Wird denn der geschlossene Handelsstaat den Krieg überleben? Das glaubt Niemand. Aber wir haben die wichtige, die einzige Erfahrung gemacht, wie leicht einem intelligenten Volk der Sprung aus der Freiheit in die Organisation wurde. Doch wird der Staat wohl eine größere Zahl öffentlicher Unternehmungen für militärische Zwecke betbehalten oder begründen; auch wird wahrscheinlich eine noch stärkere Anregung dieser Art von der Finanzwirthschaft ausgehen. Wer annimmt, daß nach oder bald nach einem siegreichen Krieg unsere Feinde eine gewaltige Kriegsentschädigung zahlen können, täuscht sich meines Erachtens erstens über das MißverhSltnitz der entsetzlichen Höhe der Kriegskosten zu den unmittelbar für diesen Zweck verfügbaren Werthpapieren,

zweitens über die Möglichkeit, sie rasch zu einem angemessenen Preis abzusetzen (soll Amerika Alles kaufen?), drittens über den gesunkenen Werth mancher dieser Papiere. Selbst der fette John Bull wird nach all den eigenen und fremden Ansprüchen einem Gerippe gleichen; schon vor einiger Zeit hat Lord tzaldane seinen Zuhörern nicht verhehlt, daß sie nach dem Krieg viel ärmer sein werden. Oder soll Rußland das Bild der Traubenlese von den Dornen bieten? So werden wir selbst als Sieger für die Verzinsung und Tilgung unserer Anleihen aufkommen, also drei bis Hier Milliarden jährlich mehr aufbringen müssen. Aus direkten und indirekten Steuern können sie nicht gedeckt werden; selbst mit neuen Monopolen, wie dem für Alkohol, Cigaretten, Zucker, Versicherung (auch das Margarinemonopol wird vorgeschlagen) werden wir nicht ans Ziel gelangen; wir müssen die Reichseisenbahn und die deutsche Einheitpost schaffen, wie schwer das Eine Preußen, das Andere Bayern fallen mag. So wird die Gemein» wirthschaft einen ungeahnten Aufschwung nehmen können, wenn kraftvolle Männer den Widerstand feindlicher Kreise zu überwinden wissen. Die Ausdehnung der Gemeinwirthschaft empfiehlt sich auch deshalb, weil sie das sicherste Mittel zur Verbesserung der wirthschaftlichen Lage der schwächeren nicht-bäuerlichen Klassen ist. Diesem Gedanken begegnet man in der Kriegsliteratur nicht, um so öfter dagegen zwei anderen: Anwendung der Grundsätze, auf denen die Alters« und Invaliditätversicherung beruht, auf neue Gebiete der Sozialpolitik und Einführung des allgemeinen Stimmrechts in alle Gemeinden und Einzelstaaten. Den ersten kritifire ich nur mit der Forderung, alle Deutsche in die beiden Versicherungzweige aufzunehmen, durch Zwang und unter der selben Bedingung staatlichen Zuschusses; die Prämien würden zugleich mit den Steuern erhoben werden. Wohl giebt es große Gebiete der Sozialpolitik, auf denen Männer aller Richtungen für erhebliche staatliche Aufwendungen eintreten können (das Wohnungwesen); aber ob das Deutsche Reich nach dem Krieg die nö» thigen Summen haben wird? Das allgemeine, gleiche Wahlrecht ist das Zersetzungprodukt einer verwesenden Gesellschaft, die politisch berufsgenossenschaftlich organisirt war. Die verrotteten Verbände derVergangenheit brachen zufammen.dte menschlichenAtome wurden frei, um sich zu neuen Verbänden zusammenzuschließen. Während unser Wahlrecht nur abstrakte, gleiche Bürger kennt, offenbaren die Wahlergebnisse den Sieg der bestorganisirten wirthschaftlichen Klassen und oft den Sieg ihrer Interessen über die des Wahlkreises. Bei den gewaltigen Wandlungen unserer

Gesellschaft im letzten halben Jahrhundert erscheint das Reichs» tagswahlrecht schon heute fortschrittlichen Geistern als veraltet» Sollte da nicht das Wahlrecht der Zukunft den offenen Interessen» kämpf moderner berufsgenossenschaftlich organisirter Klassen er» öffnen? Eine Erste Kammer, aus Männern bestehend, die den Klasseninteressen fernständen, müßte das Gleichgewicht zwischen den Klassen herstellen, das aber auch durch die Bereinigung von Interessen zur Ausbeutung des Staates gestört werden könnte.
Volksfreundlich und demokratisch wäre dagegen die Abschaf-fung des einjährig-freiwilligen Dienstes. Dieser oft vorgetragene Gedanke, so äußerte vor einigen Iahren ein deutscher Kriegs« minister, sei ihm sympathisch scheitere aber an den Mehrkosten: Dreißig Millionen Mark jährlich. Sind diese Bedenken nicht ge« hoben, nachdem der Krieg bewiesen hat, daß der Dienst allgemein auf etwa anderthalb Jahre herabgesetzt werden kann, wenn die militärische Jugenderziehung eingeführt wird? Die Tüchtigsten werden am Ende ihrer 'Militärzeit befördert; und wer Reserve» offizier werden will, macht die vorgeschriebenen Hebungen und weist die erforderliche allgemeine wie besondere Bildung nach.
Diese Einrichtung steht in enger Beziehung zu der Möglichkeit, eine wissenschaftliche Bildung ohne den Besuch Höherer Schulen zu erwerben. Das ist aber schon jetzt möglich in Folge der Popu« larisirung der Wissenschaften, der Volkshochschule, der Fachschulen u. s. w. Solche Bildungsgelegenheiten müssen vermehrt werden.
Seit dem Erscheinen bekannter Bücher über allerlei Sprach» dummheiten und den papiernen Stil ist das Interesse an der Reinheit und Schönheit unserer Sprache in immer weitere Kreise gedrungen. Aber von voller Aebereinstimmung sind wir weit ent-fernt; boshafte Menschen haben sogar behauptet, daß der Beruf einiger Reformatoren sich besonders im Fanatismus und in der Willkür ihrer Entscheidungen äußere und daß, abgesehen von der verminderten Anwendung der Wörter „Derselbe" und „Welcher'' wenig besser geworden sei. So scheint die Zeit für eine entscheid dende That gekommen zu sein. Wie man nach dem Deutsch«Fran« fischen Krieg an die Rechtschreibung und die Reinigung des Wort« schatzes von fremden Eindringlingen ging, so mögen nach diesem Krieg Grammatiker, Sprachforscher, Kenner des'deutschen Schrift« thumes, Meister des Stiles zusammentreten, um alle unsere Zweifel zu lösen. Nicht eine deutsche Akademie wird vorgeschlagen, sondern eine Versammlung zur Beantwortung bestimmter Fragen, die ihr vorgelegt worden sind. Wie empfänglich das deutsche Volk für jeden Schritt in dieser Richtung, selbst für ein bloßes

versprechen, sein würde, beweist die durch den Krieg hervor-
gerufene Wahl deutscher Grußformen, die Verbannung und Ver«
deutschung von Fremdwörtern, die Beseitigung fremder Firmen»
schilder, die, wenn die Inhaber sie nicht durch andere ersetzt haben,
zum Theil ihre Wiederauferstehung erleben könnten, sobald der
patriotische Sturm vorübergebraust ist.

Noch höher gehen die Wogen der Zeit! Deutsche Lehrer wol»
len das Schulwesen auf vaterländischer Grundlage neu aufbauen.
Die Bewegung schlägt eine dem Humanistischen Gymnasium feind«
liche Richtung ein. Für Jeden begreiflich, der die Heißsporne der,
Antike gekannt hat. Ohne klassische Bildung konnte man nach
ihnen nicht logisch denken, nicht naturwissenschaftlich beobachten
noch eine anständige Gesinnung haben. Und wenn man von den
Früchten dieser Erziehung kostete oder ihre Gesinnung prüfte (ich
spreche natürlich von den italienischen Humanisten des sechzehnten
Jahrhunderts) Doch diese Ansprüche sind begraben und man
kann an die Frage vom Standpunkt des Nützlichen herantreten.
Es giebrBerufe, für die eine gründliche klassische>Bildung erforder-
lich ist, die sich aber nur durch einseitigen Betrieb erwerben läßt.
Auf die Ueberlastung mit modernen Bildungmitteln darf man
verzichten, in der Hoffnung, daß die Zöglinge sie später leicht er»
werben und daß die entlasteten Schulen ihnen Etwas von dem
klassischen Schönheitsinn übermitteln werden.

Wohin aber auch jene Wogen treiben: mögen sie auch das
gestrandete Schiff der Universitätreform wieder flott machen! Hier
ist der Hafen genau bekannt, in den wir hinaussteuern müssen.
Trägheit, Unwissenheit, Interessen hindern noch, ihn zu erreichen.
Möchte der tiefe vaterländische Ernst die Berufenen
bewegen, auch diese Frage vorurtheillos zu erörtern: Weshalb
sind wir so verhaßt? Bisher wurde geantwortet: Unsere
großen politischen und wirthschaftlichen Erfolge haben uns viele
Feinde geschaffen und die unfreundliche Gesinnung ist in allen
Welttheilen künstlich durch die niedrigsten Verleumdungen geschürt
worden. Beides ist nur allzu wahr. Aber es läßt sich beweisen, daß
wir in Nord und Süd, in Ost und West unbeliebt waren, ehe wir
große Erfolge hatten und angegriffen wurden. Es ist keine er«
sreuliche Aufgabe, aber die Berufenen, Dichter, Frauen, Schulen,
müssen sie anpacken. Sind nicht die Turgenjew, die Thackeray, die
Dickens die größten Erzieher ihres Volkes gewesen?

» Walter Hermann.

Selbstanzeige.
Hsrberungen und Verheißungen. Zur Sozialität des Krieges
und des Friedens. München, Georg Müllers Verlag.
Der Autor wendet nichts ein, wenn sich flachköpfige, besserwisse«
rische Rezensenten an seinem Buch vergreifen; hat vielmehr Das über
sich ergehen zu lassen. Es gab noch keinen Gedanken, der nicht seine
Besserwisser gefunden hätte. Der Autor darf aber sich verwahren, wenn,
man ihn mit Bestrebungen zusammenbringt, die ihm fremd sind un!>
die nur ein flachköpfiger Mann verwandt finden kann und als ver»
«wandt verkoppeln, irreführend Jene, die nicht sich selbst informirr
haben. Allerdings erweist sich ja auch meist der flachköpfige Mann
als ein Rezensent von Beruf; und die Nicht°informirten sind gewarnt.
Weil mein Buch „Forderungen und Verheißungen" die Grundforde»
rung nach einer „sozialen Verbesserung" des Lebens stellt, darf man
es noch nicht mit der Organisation der Besserwisser, den Melioristen»
vergleichen, die auch diese Grundforderung stellen. Aber welcher gute
Mensch stellte sie nicht? Diese Organisation, eine von den Kriegser»
scheinungen, hat sich eben in einem Buch von Aufrufen vorgestellt, von
Aufrufen an den „thätigen Geist". Zuerst besticht die Sache, die sich neu
geberdet, aber man sieht baldi, daß es sich um die alte Sache einer Auf»
Häufung schöner Forderungen handelt, eine Sache, die alle Jahr»
zehnte (wenn nicht öfter) sich wiederholt. Hier besteht bescheidener
Weise der thätige Geist im Melioriren, im Aufpflastern. Man ist
bald im Klaren und läßt sich nicht mehr dadurch irreführen, daß be»
deutende Schriftsteller wie Heinrich Mann, Brod, Werfel sich in den
Kreis der Melioristen ziehen ließen: sie werden bald und leicht wieder
herausfinden. Dann bleibt nur noch die empfohlene „Verbesserung»
Methode"; und sie hätte selbstverständlich die Wirkung, die die Kur»
pfnscherei der Therapeutik voraus hat: sie machte eine Krankheit noch
komplizirter, brächte neue Bazillen ein und so weiter. Ich will nicht
eine Wunde so meloriren, sondern suche ihre Diagnose zu stellen, statt
sie zu überdecken; Krankheiten des sozialen Lebens nicht zu bemil»
dern, sondern zu begründen. Und vielleicht nicht ganz konventionell
und gut beweisbar zu begründen: 1. mit der noch immer vorhandenen
Möglichkeit des Hungers; 2. mit der Möglichkeit der AirbeitlosigLeitj
(Arbeit nicht als Erwerb, sondern als Arbeit); 3. mit der noch immer
dauernden Berauschung an dem Wort einer Freiheit (und den damit
znsammenhängenden Vorurtheilen). Ich baue kein System des Para»
dieses auf, sondern suche festzustellen, aus welchen Gründen wir kein
Paradies uns hier machen können; sonst nichts. Und ich citire jetzt,
zu jedem dieser drei fundamentalen Punkte, einen oder zwei Sätze aus
dem Buch, gekürzt, nur, um die Feststellung, die Forderung anzudeu»
ten und die Haltung.
„Die Möglichkeit des Hungers ... muß gestrichen werden. Eben
so, wie heute Niemand mehr gefoltert wirih wieil es zu sehr mittel»

«lterlich wäre, darf Niemand mehr verhungern können. Es ist nicht weniger mittelalterlich/ Immer der Hunger als Thatsache, nicht erst; mit Bezug auf den Hungernden. „Das Mittelalterliche am Hunger steckt in seiner Bedeutung, die mit dem Hungern als schmerzlicher Ver» richtung nichts mehr zu thun hat/ Weiter: „Um es einfach zu sagen: Der Staat muß für seine produktivsten Geister, was immer nur die feineren sind, sorgen; nicht weniger als für seine Angestellten, Witwen nnd Waisen.. So lange die Institution des Hungers Möglichkeit ist, nicht endgiltige Vergangenheit, so lange muß eine Versicherung deS Geistes arbeiten und seine pekuniären Verhältnisse ordnen." „Die Arbeitlosen sind die Pioniere des Hungers. Nur: in dem Augenblick, in dem wir den Hunger abschaffen, bleiben sie noch immer da"... „Es> wird genug Einfältige geben, die nun anheben werden: jetzt, da er keinen Hunger mehr habe, brauche man sich um den arbeitlosen Mann nicht mehr zu kümmern. Das ist sehr falsch. Es ist aber auch noch eine Sünde wider den Geist des Staatsbegriffes, den ich als ein Ver» sprechen der Volkshebung auffasse. Der Staat wird seine glücklichste Form erreichen, wenn er die Kräfte der Nation vollkommen ausnützt produktiv macht und so weiter. Darin ist die Nation durchaus un- selbständig und ganz auf den Staat angewiesen; er muß für sie sor» gen. Nnd ganz zuerst für Jene, die keine Arbeit haben, nicht, weil sie sonst keinen Verdienst und also Hunger haben würden, sondern ein-» fach, weil sie sonst keine Arbeit haben würden, weil in ihnen das Ge-> fühl der Annützigkeit um sich griffe, ein Menschen entwürdigiejndesf Gefühl. Solche Herabdrückungen ihres Reichthums kann sich keines Verwaltung leisten; sie haken sich gleich in ihr Gewissen ein." Noch einmal: Hunger, Nichtarbeit und Freiheitgerede sind die drei Be- gründungen unseres unsozialen Lebens; für mich. Daraus ließe sich Etwas wie eine shstem«einheitliche Ausgestaltung machen. Daran liegt mir jetzt nicht, nur an der' Anregung,, der Feststellung. Ich schließe hier mit einem Abschnitt, der über die Freiheitlüge spricht: „... muß sagen, daß es eigentlich überhaupt keine Freiheit giebt. Was es giebt, sind Freiheiten, Gewerbefreiheit, Vereinigungfreiheit, Rede» freiheit; und so haben wir uns noch einige Freiheiten stückweise er« worden und erkämpft. Langweilig wirkt dagegen schon, immerfort von der Freiheit zu sprechen, die mehr als ein Begriff fein soll .... Man schlage die echten Kämpfe an: und man wird finden, daß di>e echten Kämpfe nicht der Freiheit galten, die es nicht zieht, sondernj, immer nur den Freiheiten, die es noch nicht giebt. Aber den Heroikern der Idee an sich, die so stürmisch nach ihr als nach einer gottähnlichen Erscheinung rufen, Denen ist es schon gar nicht um die Fruchtbarkeit des freien Lebens zu thun, sondern um den Sturm der lauten Worte, Man kann nicht einmal sagen, daß ihnen die Fruchtbarkeit der Frei» heit wenig am Herzen liege, man muß sagen, daß ihnen auch die Arbeit überhaupt wenig am Herzen liegt, weshalb sie ja auch nur Reden, halten und jeden Augenblick begeistert sind."

Theodor Tagger,

as Bankenjahr 1913 unterschied sich in wesentlichen Punkte«
☐vom Jahr 1914. Es hatte eine ununterbrochen gute Konjunktur, während 1914 mit den ersten fünf Kriegsmonaten belastet war. Da« mals herrschte Ungewißheit; am Meisten über die Gefahren, mit denen die Wirthschaft noch zu rechnen hätte. Wahrscheinlich waren mehr Vorräthe im Land als heute; aber sie waren schlechter vertheilt. Die Industrie konnte nicht übersehen, wie weit sie mit ihren Lagerbeständen reichen werde und wie groß die Geldreserven sein müßten, damit der Zufluß der Betriebsmittel nicht stocke. Von solchen Hemmungen ist das Jahr 1913 frei geblieben. Als die Reichsbank vor Weihnachten 1914 den amtlichen Wechselzinsfnß auf 3 Prozent herabsetzte, wußte man schon, daß im Bezirk des Kredits die Schwierigkeiten geringer wurden. Der Reichsbanksatz ist nicht gestiegen; und die Lebensäußerungen des Geldes waren niemals störend. Der Privatdiskont betrug im Durchschnitt 4^; Tägliches Geld war zu 2, manchmal auch zu 1 bis 1^> Prozent angeboten. Das Geld war bereit: für, die Kriegsanleihe und für die gewerbliche Arbeit. Ein Kreislauf in der Güterbewegung, von einer Raschheit und Regelmäßigkeit, wie er niemals zuvor erlebt worden war. Die Schwerindustrien, Eisen, Stahl, Kvhle, Maschinen, arbeiteten bis zur Athemlosigkeit. Was das Heer brauchte, Mußte in riesigen Stapeln geliefert werden. Die Güterproduktion wurde in den Kriegsrahmen eingespannt und es zeigte sich, daß sie in ihn hineinpaßt. Wie groß das Gesammtergebniß der Produktion war, läßt sich nicht feststellen. Bescheidene Schätzungen sagen: Zwei Drittel der höchsten Friedensleistung. Die Börse blieb in einer zuvor nie gesehenen Begeisterung für die großen Industriekanonen und treibt in ein nicht ungefährliches Fahrwasser. Im Juni 1913 sagten die Wanken, daß sie sich wieder am Werthpapiergeschäft betheiligen würben. Einen amtlichen Börsenhandel giebt es aber noch nicht; nur den „freien Verkehr". Man darf sich darunter nicht einen Jahrmarkt, wie er im Frieden Herz und Sinne der Börsenbesncher erfrischt, vorstellen. Von den 23<XZ Papieren, die der berliner Kurszettel anzeigt, dienen moch nicht hundert zur Erheiterung der Spekulanten. Die kleine Zahl steigert den Eifer. Und die Enge der Geschäfte war der EntWickelung Walter Verpflichtungen nicht hinderlich, sondern förderte sie sogar. Das Börsenmoratorium, das seit Kriegsausbruch gegolten hatte, konnte im November 1913 schmerzlos beseitigt werden. Ein von den berliner Banken gebildetes Hilfsyndikat kam überhaupt nicht zur Wirksamkeit, Ger gute Stand der Kurse erleichterte die Lösung der noch unerledigten. Termingeschäfte. Eine Zersplitterung des Geldes durch Angebote neuer Industriepapiere wäre nicht nur schädlich für die allgemeine Bereitschaft, sondern auch, bei dem Mangel einer sicheren Kurskontrole, bedenklich gewesen. Trotzdem konnten die Banken ältere Vetheiligungrechte mit gutem Gewinn zu Geld machen.
Wer von den Banken Geld lieh, hatte 6 Prozent Zinsen zu.
>

zahlen; die Vergütung für Depositengelder ging im Durchschnitt nicht über 2 bis 2Vs Prozent hinaus. Der Unterschied sicherte einen fetten Gewinn. Die acht berliner Großbanken, Diskontogesellschaft, Deutsche, Dresdener, Darmstädter, Berliner Handelsgesellschaft, Kommerz- und Mskontobank, Nationalban?, Mitteldeutsche, heimsten aus Kontokorrentzinsen und im Wechseldiskontgeschäft insgesammt 142 Millionen ein (gegen 127 im Jahr 1914 und 120 im letzten Friedensjahr 1913). Das machte 8,3 (gegen 7,3) Prozent des eigenen Kapitals <Aktien und Reserven) von 1704 Millionen und 57 (54) Prozent des Rohgewinnes von 250 (232) Millionen aus. Die Wechselbestände vergrößerten sich (um 684) auf 2491 Millionen. Im Jahr 1913 hatten sie 1763 Millionen betragen. Der Krieg hat das Wesen dieser wichtigen Vermögensanlage geändert. Die Banken halten stets auf ein ^möglichst großes Wechselportefeuille, um ihrer Bilanz ein stahlhartes Mückgrat zu geben. Im Frieden nimmt der Kundenwechsel die Konten «in; im Kriege geht die Erledigung der Kreditansprüche des Reiches allen anderen Geschäften vor und die unverzinsliche Schatzanweisung herrscht in den Portefeuilles. Bei Ausbruch des Krieges wurde der Reichswechsel als Werkzeug des Kredits und „bankmäßige Deckung" eingeführt. Diese Schuldverschreibungen sind nöthig, um den freien Raum zwischen den Kriegsanlechen und innerhalb der Einzahlungfriften anszufüllen. Das Reich diskontirt seine Wechsel bei der Reichsbank, die sie dann an Banken, Industrie, Sparkassen, Großkapitalisten weitergiebt. Die geben sie bei der Zeichnung der Kriegsanleihe in Zahlung. So wird die schwebende Reichsschuld getilgt. Die Banken haben stets einen großen Posten unverzinslicher Schatzwechsel in ihren Beständen; denn es giebt, außer der Baranlage, keine bessere und rascher verwendbare Unterbringung fremder Gelder als die kurzfristigen Schuldtitel des Reiches. Daß der Privatwechsel geringere Bedeutung hatte als das Reichspapier, war bei der Vorherrschaft der Barzahlung natürlich. Das fürs Heer Gelieferte wird sofort bezahlt. Der Händler oder Fabrikant braucht nur Kredit, um ins Geschäft hineinzukommen. Hat er den Auftrag erhalten und ausgeführt, so ist er alle Geldsorgen los. Dann tilgt er seine Bankschuld und verwandelt sich aus einem Schuldner in einen Gläubiger. Die Banken haben dem Bedürfnis; der Heeresverwaltung mit Kredit gedient; denn die Aufgaben wachsen im Quadrat der Entfernung vom Kriegsanfang. Sie Haben Rohstoffgesellschaften finanzirt und den Ankauf von Vorräthen erleichtert. Aber die Zahlkraft der ehemaligen Schuldner ist im Wach« isen. Die Summe der fremden Gelder hat sich, bei den acht Banken, von 5319 auf 6853 Millionen vergrößert. Im Jahr 1913, hatte sie 4804 Millionen betragen. Sie war nie so groß wie im Jahr 1915. Und diese Ansammlung war möglich, obwohl durch drei Kriegsanleihen W 600 Millionen aufgesogen worden waren. Bei den deutschen Wanken allein wurden 16 235 Millionen gezeichnet. Die sind natürlich zum größten Theil den Ginlagen entnommen worden. Trotzdem hat deren Schlußziffer Ende 1915 eine Steigerung von 1534 Millionen gezeigt,
ö

(Bei den Sparkassen waren, nach den drei Kriegsanleihen, 500 Millionen mehr eingezahlt als im Januar 1914.) Zeichen der Erschöpfung? Die Debitoren haben sich, aus den erwähnten Gründen, nur wenig vergrößert: von 3216 aufW97 Millionen. (1913: 2815 Millionen.) In ihnen sind auch die Restdarlehen aus der Auflassung der Vörsentermingeschäfte enthalten. Was nicht durch, Abnahme oder Lieferung beseitigt werden konnte, erhielt neuen Vorschuß. Diese Vorschüsse haben jedoch auf dem Konto Reports und Lombards nichts mehr zu suchen, sondern sind einfache Außenstände im Kontokorrent. Die Reports und Lombards, die in unmittelbaren Beziehungen zum regulären Börsengeschäft stehen, verlieren an Bedeutung, wenn der amtliche Börsenhandel und der Terminhandel fehlt. Schon im letzten Friedensjahr waren die Anlagen in diesen Darlehen zusammengeschrumpft, weil die Börse, geängstigt von politischen Vorahnungen» ziemlich still geworden war. Im Jahr 1913 sind rund 800 Millionen, Mark in Börsengeldern ausgeliehen gewesen. 1914: 74«; 1915: 891, Millionen. Die große Ziffer des vorigen Jahres wird durch die Beleihung der Kriegsanleihen erklärt, die Zeichnungen ermöglichte. Die Störung des deutschen Neberseehandels ist natürlich unseren Banken nicht lieb, hat sie aber von ihren Acceptschulden entlastet. Seiit einem Jahrzehnt waren die Acceptkonten nicht so niedrig wie Ende 1915: 599 Millionen (gegen 1005 in 1914 und 1309 in 1913). Auch die gute Versorgung der Industrie mit Barmitteln trug dazu bei. ?smp«rs lvutsiitur. Früher zeigte man besorgte Mienen, wenn die Ziffer der Aiccepte zu groß war. Heute Wäre Jeder froh, wenn das Mccept derBanken für dieZahlung überseeischer Waaren begehrtwürde. Die Aeberleitung der fremden Gelder in die besten Vermögenssammelstellen der Bilanz hat die Liquidität gefördert. Die Durchschnittsliquidität, bei strenger Auswahl der greifbaren Mittel (Barbestände, Bankguthaben, Wechsel, Reports und Lombards, deutsche Staatspapiere), hat sich bei den acht Banken von 53,6 auf 60 Prozent 'gehoben. So allgemein war die Beweglichkeit in den Bilanzscharnieren wohl noch nie. Auch mit den Dividenden haben die Institute sich auf neue Rentabilitätbedingungen eingestellt. Wenigstens zum Theil. Die größte Leistung hat die Deutsche Bank vollbracht. Sie ist auf die letzte Friedenshöhe von 12Vs Prozent zurückgekehrt, die sie im Jahr 1915 nur verlassen hatte (10 Prozent), um nichts von der allgemeinen Dividendenkürzung abzuweichen. Man darf ohne Uebertreibung behaupten, daß kein Kreditinstitut, wo auch immer auf der bewohnten Erde, etwas dem Abschluß der Deutschen Bank Aehnliches ivorweisen kann. (Die Reichsbank nehme ich aus; sie gehört nicht in die Reihe der Aktienbanken.) 250 Millionen Mark Aktienkapital, 180 Millionen offener Reserven, 2541 Millionen fremder Gelder, 88 Millionen Bruttogewinn, 31,25 Millionen Dividende. Das darf sich, mit einigem Selbstgefühl, ganz vorn an die Rampe stellen. Auch die Diskontogesellschaft paradirt mit ansehnlichen Zahlen. Sie hat 'im Jahr 1915 die Aufnahme des Schaaffhausenschen Bankvereins

vollendet nnd neue Beziehungen zum rheinisch-westfälischen Arbeitgebiet, durch Angliederung der Rheinischen Bank in Essen und Uebernähme einiger Filialen der liquidirenden Mittelrheinischen Bank, gek/nüpft. Auf das Kommanditkapital von 300 Millionen (die Reserven betragen 119) wurde ein Rohgewinn von 49,6 (39,8) Millionen erzielt. Die Dividende, die 1914 von 10 auf 8 Prozent gesetzt worden war, konnte anf 8Vs Prozent erhöht werden. Sie nimmt 25,30 (18) Mil» lionen in Anspruch. (Der SHaaffhausensche Bankverein, der nach erfolgter Reinigung wieder zum westdeutschen Provinzinstitut wurde und da selbständig arbeitet, hat auf sein im Besitz der Diskontogesellschaft befindliches Aktienkapital von 100 Millionen 3 Prozent Dividende gebracht. Ein Schönheitfehler in seinem Abschluß ist ein Verlust von 1,30 Millionen durch eine zu spät entdeckte Unterschlagung bei einer Depositenkasse.) Wähernd die Diskontogesellschaft 2,59 Millionen (2,12) Verluste auf Effekten abbucht, schreibt die Dresdener Bank 6 Millionen (nach 3 Millionen im Vorjahr) auf Kontokorrent- und Konsortialkonto ab. Diese Minderbewerthungen sind nicht als dauernde Verluste zu betrachten. Aendert sich die Konjunktur für einzelne schwache Posten später in günstiger Weise, so können aus den Stillen Reserven Gewinne werden. Die Größe der Rückstellungen hinderte die volle Ausnutzung des Bruttogewinnes von 41 Millionen, Die Dividende auf 200 Millionen Aktienkapital bleibt 6 Prozent. Dagegen konnte die Darmstädter Bank, die noch einen Verlust aus Finanzoperationen (966 000 Mark), aber nicht mehr aus Effekten (im Vorjahr 861 VW Mark) vom Gewinn abzuziehen hatte, die Dividende von 4 auf 3 Prozent erhöhen. Für 1913 waren 6V2 Prozent bezahlt forden. Die Berliner Handelsgesellschaft hatte ihre Dividende im Borjahr (nm 3Vs) anf 5 Prozent verkürzt. Fürstenberg liebt die Politik der Vorsicht. Er sorgte also schon nach, 1914 für eine besondere Kriegsreserve (4 Millionen), in die er nun wieder 2 Millionen hineingelegt hat. So schafft er sich jetzt schon alle Schäden vom Hals, die die Liquidirung des Krieges etwa noch bringen könnte. Ohne diese Vorsorge hätten statt 6 Prozent 8 Prozent vertheilt werden können. Auch die Kommerz- und Diskontobank hat vorsichtig bilanzirt. Sie ließ die Kriegsdividende von 4Vs Prozent ungeändert (für 1913 waren 6 Prozent bezahlt worden), obwohl der Reingewinn um beinahe 709 600 Mark die Vorjahrssumme übersteigt. 2 Millionen Mark sind für besondere Abschreibungen verwendet worden. Die Rationalbank für Deutschland hat, nach der bösen Kur im Fahr 1914 (15 Millionen Abschreibungen), 4 Prozent Veqnem zn zahlen vermocht. Die Mitteldeutsche KredÄ« dank übernahm zwei Privatbankhäuser und betheiligte sich an einem dritten kommanditartsch. Die Dividende blieb auf der Kriegsstufe von SVs Prozent (1913: 6Vs); Verluste konnten aus dem Erträgniß gedeckt werden. Das Bankenjahr 1915 widerlegte Lügen und lieferte überzeugende Beweise von der Gesundheit der deutschen Wirthschaft,

L a d 0 n.

Friedrichs dunkle Tage.
den ersten drei Iahren des Krieges hatte, trotz der Ueberzahl der Gegner und den Schwankungen des Kriegsglücks, Friedrich niemals das Bewußtsein der inneren Neberlegenheit und des Vertrauen! auf den endlichen Sieg verloren. Selbst nach der schweren Niederlage bei Kunersdorf (1759), die ihn dicht an den Rand des Abgrundes trieb, richtete sich, als die Feinde in der Ausnutzung des Sieges zauderten, die geniale Elastizität seines Wesens sehr rasch wieder in die Höhe: mit neu gesammelten Kräften begann er eine energische Offensive gegen die in Sachsen vorgedrungenen Oesterreicher unter Marschall Dann. Hier aber traf ihn am zwanzigsten November 1739 ein neuer Schlag, der schmerzlichste, den er bisher erlebte. Er hatte mit großer Kühnheit den General Finck mit 13 000 Mann in den Rücken der feindlichen Aufstellung gesandt, wo der General den Gegnern unter Umständen höchst gefährlich werden konnte, selbst aber, weit von dem preußischen Hauptheere entfernt, bei eigener Bedrängniß von jeder Unterstützung abgeschnitten war. Hier ließ sich Finck durch feindliche dreifache Nebermacht überraschen, nach kurzem Kampf bei Maxen einschließen und ergab danr sich und sein ganzes Corps der Gefangenschaft. Das war für Friedrich nicht nnr ein empfindlicher Verlust an Streirmitteln, sondern ein schwarzer Fleck auf dem bis dahin in Glück und Unglück rein bewahrteil Ehrenschilde des preußischen Heeres. Ein Armeecorps kann im Kampf besiegt, ja, vernichtet werden, aber niemals darf es auf freiem Felde die Waffen strecken. Das selbe Urtheil sprach ein halbes Jahrhundert später auch Napoleon über General Duponts Kapitulation von Bahlen aus. Friedrich hat den Eindruck des Finckenfanges von Maxen niemals wieder verwunden. Von diesem Tage an wurde er schwankend im Vertrauen auf seine Offiziere und Soldaten und damit auch in seiner bisherigen, stets die Schlacht, die Vernichtung des feindlichen Heeres suchenden Strategie. Allerdings hat er dann im Jahr 1760 noch zwei Schlachten geliefert, die man jedoch in gewissem Sinn als nothgedrungene Vertheidigungskämpfe bezeichnen kann: die eine in Schlesien bei Liegnitz am fünfzehnten August, wo er, von zwei feindlichen Armeen umstellt, für sich selbst ein zweites Maxen besorgen mußte und dann mit plötzlichem Vorstoß den kecksten Gegner, den General Laudon, überwältigte; die zweite aber am dritten November bei Torgau, als Marschall Daun, die Elbe hinabrückend, Brandenburg bedrohte, während russische Schaaren von Osten gegen die Neumark vorgingen, Friedrich aber, die nahe Erschöpfung aller seiner Hilfquellen vor Augen, sich zu einem hoffentlich entscheidenden Schlag auf die große österreichische Armee entschloß, der dann vielleicht Daun aus ganz Sachsen nach Böhmen vertreiben und bei Maria Theresia endlich die Neigung zum Frieden erwecken möchte. Siegen oder sterben, schrieb er seinem zweifelnden Bruder Heinrich ist meine Losung; ein anderes Verfahren ist gut in anderer Lage, aber nicht in

dieser. Und in etwas näherer ^Ausführung an seinen Ministör Fincken« stein: Wenn wir den Krieg in die Länge ziehen und ich nicht jetzt die entscheidend: Schlacht liefere, so kommt im bevorstehenden Winter der Friede nicht zu Stande nnd in einem weiteren Feldzug stehen die Sachen schlimmer als jetzt. Die Bataille, schreibt er bald nachher, muß Alles dezidiren.

Er erfocht einen glänzenden, aber nicht den gehofften entscheiden« den Sieg. Daun verlor 20 000 Mann, aber behauptete sich in Dresden und einem großen Theil von Sachsen. Schon am sechsten November schrieb der König an Finckenstein: Die Schlacht ist als ein Ereignis; anzusehen, das uns vor großem Unheil bewahrt hat, aber nicht als ein Triumph, der uns den Weg zu Eroberungen und wichtigen Vortheilen eröffnet hätte. Und am siebenten dem englischen Minister Piht: Die Zahl unserer Feinde ist zu überlegen, als daß wir mit Grund uns schmeicheln könnten, entscheidende Vortheile über sie davonzutragen und dadurch ihren' Stolz und ausschweifenden Ehrgeiz zu brechen. Es ist, schreibt er einige Wochen später, ein glücklicher Zufall, der mich dieses Jahr beschützt hat; aber unsere Gefahren wachsen und wachsen.

Mit jedem Tage sehen wir dann seine Stimmung sich mehr und mehr verdüstern. Am sechsundzwanzigsten November 1760 spricht er sie seinem Gesandten in London, Knhphausen, aus. Ganz einfach sage ich Euch: trotz der gewonnenen Schlacht bin ich verloren, wenn der Krieg im nächsten Jahr fortdauert. Es fehlt viel daran, daß all mein guter Wille, meine Anstrengungen, das Menschenmögliche zu thun, ausreichen könnten, mich gegen die Masse meiner Feinde aufrecht zu erhalten. In diesem Feldzug habe ich 90 000 Mann gegen 232 000 aufgestellt und ich zweifle sehr, daß ich im nächsten auch nur diesq Ziffer erreichen kann. Wenn England mir nicht hilft, entweder, in« dem es durch einen Separatfrieden mit Frankreich, in den ich einge« schlössen würde, dieses von der Koalition abzieht, oder, indem es die Türken zum Kriege gegen die Kaiserhöfe bestimmt (was die Pforte von Englands Aufforderung abhängig machte), so bin ich im nächsten Jahre zu Grunde gerichtet.

Doch geschah nicht das Eine und nicht das Andere. Vom Frieden war keine Rede, die Türken schlössen mit Preußen einen Freund« schaft«, aber keinen Bundesvertrag und blieben ruhig. Der Winter verging, die Operationen des Feldzuges von 1761 mußten beginnen: und mit allen jenen Sorgen im Herzen erhob sich der König, ungebeugt im Entschluß, auszuhalten bis zum letzten Athemzug und das Men« schenmögliche zu leisten. Und nun begann das Allernöthigste, der ge» sunde Zustand feiner Armee, ihm zu versagen. Der lange Krieg hatte die jungen Männer des eigenen Landes verzehrt; der kaum aus« reichende Ersatz bestand zum großen Theil aus im Feindesland er« Preßten Rekruten und geworbenem fremden Gesindel, raublustigen Abenteurern und vaterlandlosen Reisläufern. Was ich mehr als alles Andere fürchte, schrieb Friedrich an seinen Bruder, ist die Gefahr, mit

solchen Truppen eine Schlacht liefern zu müssen. Mit großem Leidwesen, sagte er einem seiner Generale, gestehe ich Euch daß meine Infanterie nicht mehr so gut ist, wie sie gewesen. Einige Freibataillone oder Franctireurs wurden gebildet, schmolzen aber bald wieder zusammen. Auch an Offizieren war gleicher Mangel; eine Anzahl noch bartloser Jünglinge aus preußischen Adelsfamilien meldete sich aber auch eine Menge fremder, wenig zuverlässiger Subjekte wurde im Drang der Noth angenommen. Was die Generale betraf, so klagte Friedrich über ihre Rathlosigkeit bei jedem selbständigen Schritt; stets riefen sie nach seinen Weisungen; den Meisten fehlte Muth des Geistes und Festigkeit. Gar Mancher unter ihnen mochte vor jedem Entschluß mehr die Ungnade des Königs als das Schwert des Feindes fürchten.

Nnter solchen Umständen stand dem königlichen Feldherrn die Regel fest, daß er dem Zufall des Glücks nichts mehr einräumen dürfe, also gefährliche Schlachten vermeiden müsse, denn der Ausgang einer Feldschlacht ist nie vorauszusehen. Das hat auch Moltke 1870 gesagt, aber freilich bei seinen Mitteln das Kühnste wagen dürfen. Friedrich war bei der Unzulänglichkeit seiner Streitkräfte entschlossen, sich auf die vorsichtigste Defensive zu beschränken. Ich werde Alles thun, schreibt er dem Bruder am fünfzehnten November, was die Klugheit mir erlaubt, jedoch, ohne Etwas zu Hasardiren. Ich werde eine solche Stellung nehmen, daß ich bei jeder sich darbietenden Gelegenheit einen guten Streich führen kann. Mehr aber soll man von mir nicht verlangen; ich erkläre rund und nlett, daß ich Wunder nicht thun kcrnn. Ich stehe hier als Vedette, schreibt er in einem späteren Brief, schaue, woher der Wind weht, nnd denke an den Spruch des Augustus: ?ssti,iä Isuts. Eben so an Finckenftein: Ich thue, was ich kann, nm nichts an unseren Angelegenheiten zu verderben, damit Alles für uns gut enden möge; aber es hängt nicht mehr von mir ab, für die Ereignisse einzustehen. Sobald ich etwas Positives über unsere Operationen und die der Feinde melden kann, werde ich es thun; einstweilen aber Eile mit Weile. Die altgewohnte rasche Initiative seines Handelns hat er aufgegeben; er wartet die Bewegungen seiner Feinde ab, bereit, sich dorthin zu wenden, wo ein kleiner Vortheil winkt oder wo die größte Gefahr droht.

So führte er mit sicherer Hand die kriegerische Schachpartie von 1761. Er erfuhr, daß Russen und Österreicher sich in Schlesien zur Eroberung der Provinz vereinen wollten. Er ließ also in Sachsen nur die kleinere Hälfte seines Heeres unter dem Befehl seines Bruders zurück /und führte Mitte Mai die größere persönlich in das am Schwersten bedrohte Land. Hier stand Laudon mit einer bald bis auf 70 000 Mann verstärkten Armee auf den Abhängen des Sudetengebirges und erwartete den Anmarsch des ungefähr eben so starken russischen Hauptheers von Polen her an die Oder. Er mußte aber lange warten, denn bei der Finanznoth in Petersburg und dem Widerwillen der russischen Generale gegen ihre österreichischen Genossen vollzogen sich

ihre Bewegungen Schritt auf Schritt in höchster Bedächtigkeit. Am sie noch weiter zn hindern oder gar völlig abzuschrecken, sandte ihnen Friedrich ein Corps von 20 MO Mann entgegen, etwa ein Drittel seiner ganzen Streitmacht. Hier in freier Luft, recht und links die noch der» einzelten Feinde im Auge, wallte wieder die alte Kampflust in ihm auf und von den gedrückten, vorsichtigen Entschließungen des Winters blieb nur der damalige Vorbehalt in Kraft, während der geduldigen, Defensive eine sich etwa bietende Gelegenheit zu einem guten Streich zn benutzen. Die Führer der detachirten Corps erhielten also die Weifung, sehr klug, sehr vorsichtig zu sein, keine große Schlacht zu wagen (was sich bei dem Mißverhältniß der Kräfte von selbst verbot), aber die Augen offenzuhalten, wo sie eine einzelne Kolonne der russi» schen Armee anträfen, ihr keck und dreist an den Hals zu gehen undj ihr womöglich den Fuß auf die Gurgel zu setzen. Für sich selbst entwarf Friedrich für die Zeit bis zur Ankunft der Russen ähnliche Pläne gegen Laudon; er hatte keinen Zweifel, wenn ihm hier ein erheblicher Schlag gelänge, würden die Russen sogleich wieder nach Polen zurück« kehren. Laudon aber, sonst eben so streiteifrig wie der König, wollts nnd sollte diesmal nicht vor der Ankunft der Russen schlagen; er wich also jedem Angriffsversuche Friedrichs behutsam weichend aus. Prinz Heinrich, des Königs Bruder, hatte als bedächtiger Methodiker an der Detachirung gegen die Russen viel auszusetzen; der König antwortete ihm am siebenundzwanzigsten Juni: „Gewiß, in einem Krieg zwischen gleichen Kräften ist Euer System dem meinigen vorzuziehen, aber Das ist eben nicht unser Fall. Wir haben nur zwei Heere und vier uns gegenüber. Da müssen wir uns nothwendig des einen entledigen, um uns dann gegen die anderen wenden zu können, und vor Allem die Zeit genau bemessen, damit jede unserer Armeen doppelt erscheinen kann, indem sie rasch nach einander gegen zwei feindliche kämpft. In diesem Sinn habe ich jene Detachirung gemacht."

Allein gegenüber der russischen Uebermacht hatte sie ihren Zweck nicht erreichen können. Am sechsundzwanzigsten Juni hatten die Rnssen die Grenze Oberschlesiens überschritten und Laudon wandte sich sofort nach Süden, um ihnen vom Gebirge zur Oder entgegenzuziehen. Die Gefahr rückte näher; an größere Schlachten war für den Augen« blick nicht mehr zu denken, denn auch die Niederlage des einen Feindes hätte der kleinen preußischen Armee solche Verluste gebracht, daß sie dem anderen Gegner nicht mehr gewachsen geblieben wäre. Also wieder die vorsichtigste Defensive. Friedrich hielt sich zwischen den feind» lichen Armeen, um durch geschickte Manöver ihre Vereinigung zu hindern. Zum ersten Mal geben hier seine Briefe vollständigen Auf« fchluß über den Scharfblick der Beobachtung, die Meisterschaft der Erwägung und die Raschheit des Entschlusses, womit er dem vor« dringenden Feind jedesmal am entscheidenden Punkt den Weg verlegte. Dieses Spiel setzte sich beinahe zwei Monate fort, bis endlich jeder der beiden Gegner, zurückgehend, aus Friedrichs Gesichtskreis ver«

schwand, um unbemerkt von ihm, in weitem Bogen nordwärts mar-» schirend, Niederschlesien zu erreichen, worauf sie dann, am sieben« zehnten August, ihre Vereinigung bei Liegnitz vollzogen. Jetzt galt es, sich gegen die mehr als doppelte Uebermacht in möglichste Sicher-» heit zu setzen. Friedrich sammelte seine Truppen, 5S «0« Mann gegen 132 000, in der Nähe von Schweidnitz, der wichtigsten Festung der Provinz, in einem großen Lager bei Bunzelivitz, das er durch kolossale Arbeit binnen kurzer Frist mit einer gewaltigen Feldbefestigung um- gab. Wenn sie hier anstürmen, sagte er, werden sie ihre besten Trup- Pen verlieren. Laudon forderte dennoch den Angriff: Wenn wir hier eindringen, so ist der König und sein Heer mit einem Schlage Vernich« tet und der Krieg glorreich beendigt^ Aber!der russische General Butturlin war der Meinung des Königs und weigerte den Sturm. Die beiden Feldherren verhandelten Wochen lang ohne Ergebniß; am dreiundzwanzigsten September verließen die Russen das völlig ausgesogene Land und gingen nach Polen zurück.

Friedrich athmete auf; er hielt den Feldzug für beendet und glaubte noch einmal die preußische Sache gerettet. Er verließ das Lager und marschirte südwärts, um durch eine Demonstration gegen Mähren Laudon aus seiner festen Stellung heraus in das ebene Land zu locken und ihm dort einen schweren Schlag zu versetzen. Da aber kam das Unheil über ihn. Laudon überfiel am ersten Oktober das schwach befetzte Schweidnitz und nahm d« Festung mit nächtlichem Sturm. Damit hatte er festen Fuß in Schlesien gefaßt; und Friedrich konnte nicht hindern, daß die österreichische Armee in einem Drittel der Provinz, eben so wie Daun feit der Eroberung Dresdens in Sach» sen, ihre Winterquartiere nahm. Friedrich bezog eine wohlgesicherte Stellung bei Strehlen, wo er wenigstens Breslau vor einem feind- lichen Angriff deckte. Im Dezember, wo die Operationen aufhörten, nahm er sein Quartier im breslauer Schloß. Hier empfing er eine neue Unglückskunde. Nach einem zweimaligen vergeblichen Versuch hatten die Russen bei einer dritten Belagerung trotz heldenmüthigem Wider- stand Kolberg zur Kapitulation gezwungen und waren damit die Her- ren in ganz Hinterpommern geworden. So zog sich der eiserne Ring um den König und den kleinen Rest seines Staates immer enger zu« sammen; immer ferner entschwand die Möglichkeit, ihn aufs Neue zu durchbrechen. Und um die Finsterniß des künftigen Geschickes voll- ständig zu machen, verwirklichte sich jetzt auch das letzte, seit Monaten besorgte Unheil: der einzige starke Bundesgenosse, dessen Unter- stützung dem König den Riesenkampf ermöglicht hatte, England, sagte sich offen von ihm los.

An der Spitze der englischen Regirung hatte bis dahin William Pitt gestanden, der größte und gewaltigste aller Minister, die jemals Englands Geschicke geleitet haben. Zwischen ihm und Friedrich be- stand ein reines Verhältniß gegenseitiger Anerkennung und Bewun- derung; Beide wußten, wie sehr die eigene Leistung durch die des

Anderen erleichtert wurde, und so that Jeder das Mögliche, die Er«
folge des Anderen zu fördern. Mit diesem Verfahren wurde Pitt
der Begründer der englischen Weltmacht in Nordamerika und Ost-
indien. Im Jahr 1760 aber trat ein^Wechfel auf dem englischen Thron,
ein; und mit dem neuen König kamen auch neue Personen an das
Regiment. Sehr bald richteten diese ihren Thatendrang auf die Unter-
grabung der von Pitt gewonnenen Stellung. Es war ein Kampf des
Neides und der Eifersucht, der ewige Kampf der mittelmäßigen Geister
gegen die wahrhast geniale Größe. Am die Volksgunst zu gewinnen,
drängten sie auf raschen Frieden; den preußischen König haßten sie,
weil England ihm durch wiederholten Bertrag die Integrität seines
Gebietes verbürgt und auf jeden Separatfrieden ohne Preußen ver-
zichtet hatte. Als nun Pitt im Juni, gerade auf Friedrichs Wunsch,
eine Unterhandlung mit Frankreich begann, ruhten sie nicht eher,
als bis Pitt an den Preußischen Gesandten die Frage richtete, welche
Opfer Preußen zur Erlangung des Friedens zu bringen bereit sei.
Friedrich empfing die Botschaft in dem Augenblick, wo das russische
Hauptheer in Schlesien einbrach. Aber im Angesicht dieser furcht-
baren Gefahr wies er die englische Zumuthung mit stolzer Uner-
schrockenheit zurück und erklärte unter Anrufung jener Verträge, daß
er nie einen Frieden unterzeichnen würde, der seinem Staat auch nur
eine Fußbreite Landes entziehen sollte. Am siebenten Juli schrieb
er an Pitt, es sei unmöglich^ daß von dem Minister eine solche Frage
gestellt worden sei; der Preußische Gesandte müsse ihn mißverstanden
haben. Er führt dann näher aus, wie bisher die Welt daran gewöhnt
gewesen, daß England seinen Freunden sein Wort halte, und wie
undenkbar für ihn sei, in feiger Nachgiebigkeit seinen Staat einer
Demüthigung auszusetzen. „Die Gesetze," fährt er fort, „die meine
Prinzipien mir vorschreiben, sind erstens, nie eine Handlung zu be-
schließen, über die ich erröthen müßte, wenn ich meinem Volke darüber
Rechenschaft abzulegen hätte, und zweitens, für das Wohl und den
Ruhm des Vaterlandes meinen letzten Blutstropfen dahinzugehen.
Rom hat die herrlichsten Triumphe erfochten, weil es nach der furcht-
baren Niederlage von Cannae nicht zurückgewichen ist. Diesem Bei-
spiel denke ich zu folgen." Von Landabtretung war dann weiter keine
Rede; auch verließ der französische Unterhändler London nach kurzem
Aufenthalt. Doch ging die Minirarbeit gegen Pitt ihren Gang; und
gleich nach dem Fall von Schweidnitz wurde Friedrich tief erschüttert
durch die Nachricht, daß am fünften Oktober Pitt seine Entlassung aus
dem Ministerium erhalten habe. Er hatte keinen Zweifel, daß damit
für ihn die Auflösung des englischen Bundes besiegelt sei, was sich
denn auch bald nachher amtlich bestätigte.

So erschien in diesen letzten Monaten 1761 die Lage des Königs
verzweifelt. Seine Staaten, zum Theil vom Feinde besetzt, zum Theil
tief erschöpft, sein Heer auf 60000 Mann geschmolzen, der Ersatz
noch mehr als das Jahr zuvor schwierig, jedes Anzeichen fremder

Hilfe trügerisch. Also kein Hoffnungstrahl, kein Ausweg in Rettung, auf keiner Seite. „Ich lebe in Aengsten/' sagte er, „meine Nahrung ist Kummer und Sorge und diese Speise stärkt nicht." In ihm erlosch wohl die Freude am Leben; aber, so lange er athmete, nicht die Arbeitlust, die Pflichttreue, die geistige Fruchtbarkeit. Wenn er in den Friedensjahren seinen Tag von früh vier Ahr bis abends um zehn Ahr streng dahin geregelt hatte, daß er zehn Stunden der politischen Thätigkeit, dem Studium und der Bescheidung der Akten der Civil- und Militär-Verwaltung, der einlaufenden Briefe und Bittschriften, und vier Stunden philosophischen oder historischen Forschungen, wissenschaftlichen oder dichterischen Produktionen und Kunstgenüssen widmete: so war natürlich im Kriegslager solche Regel nicht möglich. Sicher war nur, daß er nicht erst um vier, sondern schon um drei Uhr morgens sich erhob, weil um diese Zeit die Mehrzahl der Corpsberichte einlief und Befehle darauf zu erlassen waren. Dann wurden, wenn es sich nicht um weitere Märsche oder Schlachten handelte, die Quartiere revidirt, die Posten beritten, Mängeln und Bedürfnissen thunlichst abgeholfen oder neue Pläne geschmiedet. War damit das Tagewerk erledigt, so eilte der König zu seinen Büchern, seiner besten Freude im Glück, seiner Trostquelle in Bedrängniß. Es waren vor Allem die philosophischen Schriften des Alterthumes, namentlich die der Schule der Stoiker, aus denen er seit jungen Fahren seine innere Stärkung schöpfte. In seiner Seele lag ein unverwüstlicher Wissenstrieb und ein unermüdlicher Drang nach Sicherheit und Selbständigkeit des Urtheils. Er forderte festen Grund unter seinen Füßen für jede Lebenslage, unerschütterliche Prinzipien für jegliches Handeln. Von Anfang an war ihm deutlich, daß diese Forderung nur erreichbar sei bei einer eben so fest begründeten Stellungnahme zum Universum; und so durchforschte er mit rastloser Gründlichkeit die theologischen und metaphysischen Systeme aller Zeiten. Ich habe mehr gelesen, meinte er, als alle Benediktiner zusammen. Das Ergebniß war, daß ihm die Existenz Gottes und die Unsterblichkeit der Seele beweislos erschienen, aber über jeden Zweifel hatte sich ihm das ewige Moralgesetz erhoben; die Pflicht also eines Jeden, für die Anderen, des Königs, für Staat und Volk zu leben und zu wirken, dafür alle seine Fähigkeiten auszubilden und alle seine Kräfte einzusetzen, unter Geringschätzung aller irdischen Aeußerlichkeiten und eigenen Vergnügungen, unter Verachtung aller Widerwärtigkeiten des Schicksals. Und wahrlich, nicht leicht war gerade für ihn die Erfüllung der gebieterischen Aufgabe. Denn ihn hatte die Natur neben der Genialität des Geistes und der Energie des Willens auch mit einer reichen und feinen Genußfähigkeit ausgestattet: er liebte den süßen Reiz des stärkenden Schlafes, er würdigte als Kenner die Freuden der wohlbesetzten Tafel, er schlürfte durstigen Ohres den Wohlklang einer melodischen Musik ein und nichts war ihm erquicklicher als die Lust eines geistreichen, witzsprühenden Wechfelgesprächs. Alles aber mußte zu-

rücktreten vor dem Gebot der Herrscherpflicht. Mit eiserner Willenskraft beugte er jeden Trieb des Genusses unter die unverbrüchliche Regel. „Ob ich lebe, ist gleichgiltig, aber es ist nöthig, daß ich handle": war sein Lieblingwort. Wollte einmal in schweren Augenblicken die Kraft ihm erlahmen, so stählte er sie aufs Neue in den alten Quellen, in den Schriften seiner Philosophen. „Hätte ich meine Bücher nicht gehabt, ich wäre irrsinnig geworden", sagte er später von diesen Wintertagen in Strehlen und Breslau.

Immer drückender aber belasteten dennoch die finsteren Sorgen sein Gemüth. Oft stiegen Gedanken an Selbstmord in ihm auf. „Wozu dieses Hundeleben verlängern, wenn das unentrinnbare Verhängnis; das Ende ist? Das Leben ist ein einziger fortgesetzter Schmerz, der Tod ist das Ende aller Schmerzen." Der Gedanke war nicht neu in ihm; seit Iahren trug er ein Büchschen mit Opiumpillen bei sich, als Schild gegen die Gefahr, lebendig in Gefangenschaft zu gerathen. Jetzt, in Strehlen, arbeitete er zwei größere Gedichte aus: Reden des jüngeren Cato und des römischen Kaisers Otho, als sie im Begriff standen, nach der Niederlage ihrer Sache Hand an sich zu legen. Dann aber trieb ihn doch die Pflichttreue wieder von dem lockenden Vergehen hinweg. Ich werde aushalten, sagte er, bis zum letzten Augenblick, aber den vollendeten Sturz werde ich nicht überleben.

Gegen Ende Dezember kam eine Nachricht aus Konstantinopel, daß bei der Pforte sich kriegerische Stimmungen zu regen begönnen. Auf der Stelle loderte bei Friedrich Lebenslust und Thatendrang wieder auf. Er sandte dem Bruder einen Feldzugsplan, wie man dann die Offensive zu ergreifen und in Böhmen und Mähren einzubrechen habe. „Sehr Wohl/ erwiderte der kaltblütige Prinz, „aber wenn die Türken, wie ich glaube, doch nicht losgehen?" Der König, durch diese Frage wieder vor die hoffnunglose Lage gestellt, entwarf darauf einen zweiten Plan, in dem sich auf wunderbare Art echte Strategie und tiefe Verzweiflung vermischten. Dann gebe ich alles Andere preis, versammle meine Soldaten bis auf den letzten Mann um meine Fahne, falle in schleunigem Zug mit dieser Masse auf die nächste feindliche Armee und besiege sie, eile zur Schlacht mit der erschreckten zweiten, werfe auch sie und verfolge dann die schon retirirende dritte. Woher die Heimathlos gewordene Armee Ersatz an Menschen und Material für die eigenen Verluste nehmen würde, blieb dabei ungesagt. Es war der strategische Grundgedanke, zur Entscheidung des ganzen Krieges die Schlacht zu suchen und dafür alle Kräfte zu vereinen, in einer von dem wirklichen Boden abgelösten Ueberspannung: es war zugleich die Aufforderung zu einem glorreichen Todeskampf.

Das Aeußerste blieb dem König erspart. Während dieser Erörterungen erhielt er die Nachricht, daß eine seiner grimmigen Feindinnen, die russische Kaiserin Elisabeth, gestorben sei und ihr Nachfolger, Zar Peter der Dritte, sein begeisterter Verehrer, nicht nur Frieden, sondern ein Bündniß mit ihm zu schließen wünsche. Damit waren alle Wolken plötzlich verscheucht und breite Wege zum Frieden offen.

In so fester und harter Arbeit ist der Bau der preußischen Groß? macht begründet worden. Hart und fest ist sie, trotz schweren Unwettern, ein Jahrhundert lang geblieben. Dann hat die Härte sich gemildert; eine freiere Gesinnung und Bewegung ist entstanden, ohne daß die Festigkeit des Baues darunter gelitten hätte. Ein französischer Diplomat hat vor dreißig Iahren einmal gesagt, in jedem Preußen stecke ein Stück vom Alten Fritz. Wenn dieses Wort wahr bleibt, wenn in jedem Preußen ein Stück von Friedrichs Fleiß und Pflichttreue fortlebt, so wird sein Werk zum Heil der kommenden Geschlech« ter fest bestehen. Es wird dann ein Haus sein, an welches die Winde stoßen und die Fluth heranbraust; und dieses Haus fällt nicht, denn es ist auf einen Felsen gebaut. ^ HeinrichvonSybel.

wie schwer ist es für ein gequältes Herz,
In der Verzweiflung kummervollen Banden
Zu helfen und zu retten allerwärts,
wo stets Gefahr und Noch entstanden.
Wie schmierig, wider all die wilden Schaaken
Mit rasch gerafftem Kriegsvolk loszufahren,
Zugleich an hundert weit getrennten Plätzen
Zu rächen, rüsten, ordnen und entsetzen I
Ich fühle, wie die Bürde mich erdrückt.

Schaut nach Flandern! Seine Schanzen gilts zu stürmen, zu gewinnen.
Mit dem Ungarn Seit' an Seite legt in Asche Belgrads Zinnen I
Muß beim Klange dieser Namen heißer nicht das Blut Luch rollen?
Denkt Ihr nicht der blutgetränkten Ehrenfelder, wo den vollen
Sicgeskranz der edle Prinz Eugenius sich errungen,
Der Bewunderte, der jeden seiner Gegner hat bezwungen?
Alles ruft bei solchem Wagen
Eurem Muthe zu: Glück aufl
Mit Luch alle Herzen schlagen,
Die um Deutschland Sorge tragen,
Folgen Eurem Siegeslauf.
Seht die vielen Völker alle, die sich wider uns verschworen,
Die in dünkelhafter Ehrsucht völlig den Verstand verloren;
Unverzagt nur, meine Helden I Trefft sie mit dem wetterschlage
Eures Zornes, Eurer Hiebe, daß die Menschheit künftiger Tage
Diesem Sturmlauf ohnegleichen, diesem Sieg der Minderzahl
Wider eine Welt von Feinden thürm' ein bleibend Ehrenmal.
Rings von Noth und Tod umgeben,
Denkt in Eurem Rachefest,
Daß in diesem harten Leben
Vhne Kampf und Fährnis; eben
Sich kein Ruhm gewinnen läßt.

König Friedrich von Preußen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakieur: Mazimi!ian Hürden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß « Sarleb S, m. b. tz. in Berlin.

29. April 191«.
Ar 8«.
— Die Zukunft. —
«sod Vorsenritt des (ZeKsiinrikts Dr. Znn— 10 ?IsseKsu NK. b,— ^IsolllläKins.
I«. »»«,11» «»S«1«1>»rS 1, „lm »»de,» .
^»»M>»t«W XrsnKKeit Zet^t neildär «Kne Kesonclers Diät. Von 2an1rei«nen
«»UIMlAUöl ^ ^,er?ten erprobt un>l ßläWenck t>egut«Ln^et.^IIunSerte krei»UIiger
Suren ^potkeker Or. ^. HeeKer, (Z , in . b . in dessen 32l> bei Lissseu (I,.) (vis
IgäoisXur Kostet nur einige ?kevnige pro ^A>,

oiätst.Kursn
nach5chwtti
uchronXrsnI
Sili»er> Kirkel
VilSunger ^elenenquelle
«irS »eit ^sdr^ennten mit grossen» Lrkolge lur HsnstrinKKur bei Xierengriss
Uütter^ick Xin<ler in aer LntvieKelung ist sie kn/ Ssn LnoeKensul^su von
— 1914 11,325 Lsckegäste unck 2.181M1 klssckenversancl.
Wagners ^
SaarMesUng
Saar Schaumwein
rassig, blumig unö außersröentlch
bekömmlich.
Ill üsr Ksuts 8tättAsKg,dtsn (Zsnsrs,1ver»ärQiutu,llA vurcls üis kür
ÜS8 ^lskr 19lö vsrtsilsnüs OiviilsQcls suk
Selld8«lsrK IS.—
für zs6s ^,Ktis ksstAssstst, örsrn ^ns^^KlunA ?SFen WnlisKruriK 6ss
OividsvclsllscQsiQss I>sr. 13 sofort an imssrsr Xuvons > üasss io clsn,
VorinittsgsstuilüsQ von 9—11 UKr srkol^t,
vle elnzlurelrkenckell Kupons Müssen »uk cker SKkKseite
entvecker mit ririnevstempel ocker klsnleli ckes Llvrel«Ziers ver-
sedea »ein.
rrsvkkurt ». ÜSO 18. ^.pril 1916.
Deut8rKe Lkkecten- öl ^Vecdsel-SsoK.

DsutsoKe ^ffeoten. üHeoKsel-SanK in ^rankfuil s. >VI.

Osdet.
Reingovinn pro 1915 . . . . .
Kl.
747 86«
229 717
20000
isooo«
2 215 694
3 363 272
Veens. (?ins. Ii, Ssv. ». Vsvns.)
Klists iVsrsinnädints Allste) .
Kl. pk
426 301 07
55 02« 1»
961184 2»
170 494
U7
49 075
82g 214
357 497!
2« 48
K 3W 27
2« 485! 23
!V1
<I> sonstig« Vertv^viers
11, Osditorsn in l^nksnäer iisonnung:
13, Konstis« Iinniovilisn l^o^llgl. Sz^>otKsK von KI. 200 000.—)
14, Sonstig« Aktivs, <Kl«billen)
Kl. ,vk,
21358 858
1239 703
31615
1492 351
36« 76«!
44 491370
3 675 932
324 476
50
K> ssitsns gsr ünnlison^kt dsi Örittsn beout?ts Kredits
c> Sutds,b«Q Ssutsodsr Linken und LänKkii-nien
6j Linl^gen »u5 provisionskrsisr Ksolinung
1, innsrd^lb 7 ?kgsll kAIig . , . . Kl, 6003435,91
2, nai-iidei- ninsus bis ^n 3 Klonktsn källig „ 4 513 578,6«
3, vson 3 Klovatsn källig . 4 141481,02
298
9 738
Kl, 3 396 979,22
rr»»I>k»rt », R.^im ^pril 1916,
14 658 495
3 896 979
23 855
585
324 476

LS. April lSI«.
Dr. 30.
vie Zukunft.

4°/« Meide Ser 5cKijj- uni McKinenbau«
MiengttelKcKajt „germania"
frieS. Xruxp ^Ittienge5el!5cKaft geruun»velft Zttel-gsarSen.
Lsi clor 12. Kprll I91K im <Zss«däkt»ssdäuSs <Z«r Ssrmsvisverkt »tstt»
^«K»dt«i> XIV. Verlosung von 'reilseKuMvsrsoKrsidiiogeii sioS Si« lolssuckso Xuinnier»
»ur «iiokikkluog mit 102^ km 1. Oktober 1916 «Slogsv vvrSen:
k.it. 30 8wvll 2» ». S000, ruvlusnlbar mit I». 5100.
Nennwert »I. 1S0 000.
»r 33 112 121 13« 132 141 181 219 2S9 238 336 402 436 472 49g 514 516
528 «32 672 673 «90 729 750 7S3 789 843 897 90« 98«.
l_it. s. LL Ztlioll ». 2000, rüokziänldsr mit ». 2040.
Nennwert «I. 176 000.
»r 10«« 1103 1129 11S3 118« 121« 1211 1216 1232 136g 145« 145« 1559 15K8
1S7S 1b91 1S87 1703 1744 174S 1837 1941 1952 1975 1939 203« 2047 2063
2075 2113 212« 2127 218« 213« 2242 2283 2235 2317 2ZK« 2398 24S9 2483
2488 2S52 25«7 2569 2581 2602 2627 2K31 2K47 2688 2634 2638 2731 273«
2758 2783 2802 281« 23K5 297« 3033 3038 31S1 3183 3239 3242 3247 3278
3279 335« 336« 3628 3K4S 3K55 3K85 3732 3773 3841 3843 3380 3885 3395
3963 397« 3374 3332.
t.,t. L. 208 8tödl ?u ». 1000, rUvK^anIbär mit ». 1020.
Nennwert ». 208 000.
4078 4086 4117 4214 4223 430« 4307 4303 4317 4333 43K8 4392 4585
4654 46«« 4S89 4«34 4701 4703 472« 4747 4761 4811 485S 4303 431S
4321 4383 5121 5126 5148 5163 517« K137 5251 5253 5311 5418 5441
551« 5S11 553« 5613 5615 b«32 5617 5S83 5639 5708 5713 5774 5782
5856 5834 5837 5336 5344 «054 «065 60SK «097 6102 612« 617« «17«
«213 «234 «2S5 «41« 645« «473 «564 «533 SS38 ««53 «662 67»8 «86«
«317 63K3 «973 7004 7«23 7«4Z 707« 7157 7177 7181 7212 7237 7271
380 7415 7419 7482 '7493 7494 7SKS 7572 7S5« 7667 7761 7769
915 7946 7389 8012 8u16 8083 8084 810« 8141 8159 »163 »212
8233 3265 8280 8331 834» 838« 8105 8409 »41S 85«4 85«7 8S21 8K4« ««72
8K86 871« «717 8733 8819 889« 8923 8989 8333 3«S2 3055 9191 3242 3255
S281 3283 9301 3303 9314 9350 9372 943« 9597 966« 9722 9763 978« 984«
3889 9313 9917 3332 9995 1«0«K 100K8 1««»9 1008« 10 090 10101 101Z3 10135
1021« 10Z60 10 2K3 10 307 10312 10320 10 359 10 404 10415 10 441 10 444
104S3 1053« 1VKZ2 10 675 10 681 10715 107SS 10 822 10834 10 883 10 90«
10 94« 10 3S4 10382 10391 10937.
»r. 4002
4533
492«
54S1
573g
«209
«873
7238 7303
7832 78öS
»r. 11093
11415
11722
12 234
12 507
12 66«
13134
13 502
13 346
14 244
14573
t.it. 0. 120 8töv!c ?u I«. S00, rücK-anIKar mit ». S10.
Nennwert «. 00 000.
11108 11150
11450 11473
11742
12 274
12 503
1270«
13176
13 626
13 35«
14 24«
14 «2«
1175«
I23S7
12 542
12 752
13 131
13 «1«
13 334
14 254
14 «K«
1124« 11262
11513 1152«
11773
12 33«
12 555
12 734
13 246

13 63«
14 012
14 265
14 715
118K1
12332
12 572
12 808
13 28«
13 707
14 014
14 33«
14 71«
11300 11 »03
11554 11590
11 971 12 019
12 427 12 445
12 «19 12 «2S
11339 11311
1160» 11641
11863
11 «59
12 022 12179
12 895
13 293
13 752
14 050
14 441
12 907
13 353
13 801
14 035
14 45
12 4K1
12 «35
12 93«
1336«
13 834
14 «37
14 477
12 583
12 640
IS 011
13 418
13 837
1411«
14 540
14 852 14 378 14 383 14 332,
11407
11 72«
12 224
12 504
12 «45
13 021
18 485
13 324
14 223
14 SS3
11878
12397
12 593
12 842
13 281
13 724
14 020
14 3S»
14 837
Ois Vsr2illsu«s <jis«sr IsilsodulckvsrsoKrsiKungen dort »m I. Oktober I91K auk.
^ ^ ^us^ Köderen Verlosungen siuil kolesoSs LeUseduIgvorsedrsibiiossu nooK
Zur «UlK-sdlung »m 1. Oktober 191«:
1.1t. 0 -u °« SOO Nr. 11914.
,. 2ur »«««»dlung »ni I. Oktober 1916:
l.lt. s 2U «« 2000 Nr, 201«.
I.tt. C 2u °« 1000 «r, 5«10, KS05, «897, 322«,
1.1t. 0 °« SOO Nr. 111K8, 11334, 11338, 11850, 12113, 12 462.
S7«
Kir g»s »d?sl»ukev« LsscKäktsjaKr 1915 dssoKIosseo, Oer OivicZsvgevsclisill Nr. 18
^nssrsr ^Kt«r> ^sl!lll?t von deute »d mit 80 VsrK dsi Ssr SsnK kllr Hsnckel Ullil
Lsrliv^ 19^Ipri"l316.

Bekanntmachung.

Die Zwischenscheine für die 5°/« Schuldverschreibungen des Deutschen Reiches von IV15 (III. Kriegsanleihe) können vom

1.. ZNai d.). ab

in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen umgetauscht werden.

Der Umtausch findet bei der „Umtauschstelle für die Kriegs» anleihen", Berlin W 8, Behrenstr. 22, statt. Außerdem übernehmen sämtliche Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung bis zum22.Augustd.I. die lostenfreie Vermittlung des Umtausches.

Die Zwischenscheine sind mit Verzeichnissen, in die sie nach den Be» trägen und innerhalb dieser nach der Nummernfolge geordnet einzutragen sind, während der Vormittagsdienststunden bei den genannten Stellen ein» zureichen Formulare zu den Nummernverzeichnissen sind bei allen Reichs» bankanstalten erhältlich.

Firmen und Kassen haben die von ihnen eingereichten Zwischenscheine in der rechten Ecke oberhalb der Stücknummer mit ihrem Firmenstempel zu versehen.

Berlin, im April 1916.

ReichsbankoDirektorium.

Äavenstein. v. Grimm.

!,»»»,»»,»,» », ,,,,»,„.„,,,»,„,,,»,,,,»,»„»

Berlin, den K.Mai 1916.
Der wahre Wilson.
Neuer Bund.
MDicht ein Stein blieb von der Feste, darin die Sieger über
"«»v einunddreißig Könige Iosuas Sonne anstaunten. DerGe»
kreu zigte aber ist uns auferstanden/ Nicht einem Stamm, wie Mo»
hammed, von dessen Sterbelager Omar vorsZelt trat und schrie,
seinKrummsäbel werde jede Kehle breit spalten, die denTod des
Provh eten zu behaupten wage. Der aus dem Felsgewölb im Gar»
ten Josephs von Arimathia Auferstandene lebt nicht unter dem
Schirm einerDrohung, dieZweifler schrecken soll. Lebt Allen, die,
ohne seinen erstandenen Leib betastet zu haben, an dieAufersteh»
ung seiner Seele glauben. Am siebenten Tag nach Ostern, am
Sonntag Ouasimodogeniti, wird, nach der Mahnung aus Pctri
Erster Epistel, Bosheit und Trug, Heuchelei undNeid abzuthun
und, wie die Neugeborenen von reiner Milch, nur von lauterer
Vernunft sich zu tränken, von der Kanzel das vorletzte Stück der
Iohannisbotschaft gekündet. »Da am Sabbathabend, in einem
aus Furcht vor den Juden verriegelten Gemach, die Jünger ver»
sammelt waren, kam Jesus, trat mitten unter sie und sprach: .Friede
sei mit Euch!' Wies an Händen und Seite ihnen dieWundmale
und sprach zu denobsolchenWiedersehensBeglücktenabermals:
.Friede sei mit Euch! Wie mich der Vater gesandt hat, also sende
ich Euch.'Danach hauchte er sie an und ließ dem Odem die Worte
folgen: .Nehmet hin den Heiligen Geist! Welchen Ihr nicht die

Sünde abnehmet, aufDenen bleibt sie als Last; wen Ihr aber von der Sünde lossprechet, Der ist losgesprochen/Dem JüngerTho» mas, den sie den Zwilling nannten, sagten, weil er an diesemAbend gefehlt hatte, die Elf, daß der Herr unter sie getreten sei. Thomas antwortete: ‚Das kann ich nur glauben, wenn ich die Wundmale gesehen, mit meinen Fingern die Nägelspur betastet, meine Hand in seine Seite gelegt habe.' Am nächsten Sabbathabend waren die Zwölf versammelt. Wieder waren die Thören verriegelt und wieder trat Jesus ein. Alle grüßte sein Rus: .Friede sei mitEuch Dann sprach er zuThomas: ‚LegeDeineHandinmeineSeite,be» taste mit Deinen Fingern die Nägelmale an meinen Händen und wandle aus einem Ungläubigen Dich in einen Gläubigen.' Tho» mas antwortete: ‚Meintzerr und meinGotl l'And hört aus Jesu Mund: .Weil Du mich gesehen hast, glaubst Du. Selig aber find, die nicht sehen und dennoch glauben.'" I^oli me wnZere: dasWort steht am Thor jedes Glaubens, der sich als schützende,wärmende, nur einem Lichtquell offene Kuppel überdae Erdrund wölbenwill. Nicht berühren sollst Du mich; nicht aus Tastsinn, Gesicht, Gehör, sondern aus dem vom Gnadenborn einer Gottheit befruchteten Schoß DeinesWillens denGlauben erwachsen lassen.Braucht die- se Gottheit, sich zu behaupten,Gewalt, muß die Fluchdr ohung Mo» sis oder der Säbel Omars ihr Achtung werben, dann wohnt sie in den verwitternden Zwingburgen alter Bünde. Ein neuer Bund, wie das Abendland keinen je sah, wurde möglich, seit ein Men» schenkind, ohne Beweis durch Tastsinn, Gesicht, Gehör.dieAufer» stehung des irdischemAuge vertrauten Leibes, also neue Gottheit, geglaubt hatte. WeilMaria aus Magdala sie innig glaubt.kann die gestern nochalsTeufelsweideVerachteteihrefrommeInbrunst in dastzirnPetri und Johannis übertragen. Well in zwei Jüngern der Glaube felsfest ward, können zehn, unter denen nicht nur ein in Zweifel neigenderThomas ist,sich an ihn klammernund eineGe» meinde schaaren, der er im Wirbel des Geschehens Dach und Diele wird. Weil zuversichtliche Hoffnung, deren Hitze kein Luftzug klein» müthigenMißtrauens gekühlt hat,inIerusalem,inGalilaea1ln» erschautes sichtbar werden ließ, erblicken heute noch niederländische Calviner an ihrem Sterbebett des Heilands tzochgestalt. Daß er kommen.in der letztenLebensstunde sie aus derVerstrickung inSün- denschuld lösen werde, ist aus der Mutterbrust gesaugter Glaube.

And in den Bezirken seelischen Seins erzwingt der unbeirrbar leidenschaftliche Wunsch immer das Gesicht seines Zieles. Keimt in diesem deutschenLenz, in dem der Saftnicht jäh, sondern mit sachter Stetheit, die gute Frucht verheißt, aus der Wurzel in Halm und Gesträuch steigt, irgendwo auch der Glaube an die Auferstehung Europas und an neue Menschheit im erneuten Erdtheil, dessen Wunden und Kreuznägelmale jederFingerbetasten kann?Leben diesem Glauben unter uns schon Jünger? Als eine durchsichtig wärmende Kuppel wird er sich über dieWüste.über stummeNoth und heulendes Elend wölben, wenn Einer ihn inbrünstig hegt. Hunderttausende wird er, abermals Hunderttausende der heiligen Sache werben.Wenn er, mit den anderenIüngern, nicht die Mühe der Wanderschaft, die Pein derVerfolgung scheut. Kann ohne FrühlingsgeMtter aus Ostern Pfingsten, ohne Verfolgung und Rächerwuth aus eingesplitterten Zweifeln kräftige Glaubenseinheit werden? Horchet durch den Nachhall der Frühlingsfest« stimmung in die Heimath der Christenlehre zurück. Die Saddu» zäertzanan,Alexander, Iochanan herrschen; ihrWerkzeug ist der Hohepriester Kajaphas, dessen lahmer Wille dem rüstigen des Schwiegervaters Hanan unlerthan bleibt. Sie haben das Weltheil gekreuzigt. Und ihr harter, nie vom Nachtthau,von der linden Zähre des Mitleidens aufgeweichter Sinn soll dulden, daß ein Klüngel Friedsamer mit dem Vermächtniß des schmählich Hin» gerichteten sich indieGunst urtheilloserMasse einschleiche?Dann wäre der Arbeitaufwand, der Machtzuwachs, den der dunkle Nisanmond ihnen gebracht hat, zinslos vergeudet. Wärs klüger gewesen, den Verführer selbst, den Seelenfänger, der sich durch langesWeilen und oft wiederholtesMahnen entwerthenmuhte, weiterdurchsIudenland streifen zu lassen und ihm die Kunde vor» auszuschicken, des Strolchzuges Hauptzweck sei, dem Säckelwart Münze zu häufen. Das Handeln der Sadduzäer, berichtet Iosephus, zeugte stets von noch grimmererHörte als das irgendeiner anderen Sekte im Bereich des Tempelpatriziates. Aus ihrer Rei he war die Losung ergangen: „Lieber eines Mannes Tod als Verseuchung und Untergang des ganzen Volkes." Hanan ist, hundertmal schwerer als Pontius, mit der Kreuzigungschuld bebürdet: und kann dem Fluch der Ueberlebenden nur entschlüpfen, wenn er feine »Ordnungparteidie Heerde der Jahwe-Imperialisten,

zumSieg führtund ausallenWegenIsraels.aus jeder Schollen-
ritze das vom Mundhauch des Verführers genährte Unkraut
jätet. Im Schatten des Heilandsgeistes erfröre die Hochblüthe der
Priesterschaft. Weh ihr, wenn dieser Schatten sich zu breiten der»
möchte! Wider ihn waffnetZorn, der sich, weil er am Staub alter
Satzung klebt, fromm wähnt, geschäftig seine Büttel. Welche
Strafen dars die Iudenheit ohne Einspruch der römischen Staats«
gewalt, des milden Syrerlegaten Mtellius, verhängen, vollzie-
hen? Einkerkerung und Auspeitschung. Im Sanhedrin jauchzen
Petrus und Johannes unter der Geißel. Die Leute, die am Tem»
pel, vom Tempel leben, denen jede Mauer des Heiligen Hauses
ungeheuren Gewinn ausschwitzt und die sich deshalb zur Tempel»
Hut berufen, vom Himmelsherrn erkürt glauben, wollen mit Be»
fehl und Verbot, mit Strafe und Pein Seelen bändigen, in ihres
Wollens Puls freie Geister zwingen: und ahnen nicht, welches
Glück das Erlebniß des Leidens für die vom Herzen umarmte
Sache den Gequälten bereitet. Einer warnt sie: der alte Rabbi
Gamaliel, ein weiser Enkel des weisen Hillel. Dieser berühmteste
Gelehrte und duldsamste Priester Israels spricht zu den Sanhe»
drinsgenossen: «Ist die neue Lehre gebrechlicherFrevel.dannzer»
fällt sie von selbst. Ist sie das Gebild ernsten Geistes, dann wollte
sie Gott; und das Wagniß des Versuches, ein von Gott gewolltes
Werk zu vernichten, kann niemals gelingen." Echolos hallt des
Warners Stimme über dieHäupter hin; wann ward imFunken»
gestiebe aufgeschürter Fanatismen Vernunft beachtet? Stepha»
nus wird das erste Opfer der blinden Wuth. Vor Iudensprossen
aus Alezandria und Ephesus,Kilikien und Kyrene hat er, in der
Synagoge der Libertiner, die Juden Rebellen gescholten, die noch
das Augenzeugniß bestreiten und schweren Verbrechens schuldig
seien, seit ihr Haß den Messias ans Kreuz schlug. Predigt, die den
Galiläer zum Messias stempelt, auf den hohen Sitz des verheiße-
nen Erlösers hebt, darf nicht ungesühnt bleiben. Die Tempel-
pfründner schickentzorcher aus.Wie kann dieRegirungsippe dem
Frechenrasch an den Kragen? Hat er nicht Moses etwa, den Brin-
ge? des Glaubensgesetzes, durch die Anführung nicht als wahr
erweislicher Thatsachen in der Öffentlichen Meinung herabge»
würdigt? Er hat; muß also dem Sanhedrin Rede stehen. Wer»
den, ruft er den Richtern zu, »Eure harten Schädel, Eure unbe»

schnittenen Herzen immer denn, wie Eurer Väter, sich wider den Heiligen Geist aufbäumen? Haben Eure Ahnen nicht jedenPro» pheten verfolgt, jedenAnkünder des Heilands am Leben gestraft? Da der Heiland sich Euch zeigte, wurdet Ihr seine Mörder. And das Gesetz, das Ihr aus dem Munde des Boten Jahwes emp» finget, habt Ihr verlüdert. Mein Auge aber sieht den Himmel ofsen und zur Rechten Gottes den Sohn des Menschen." Hurtige Finger fahren in dieOhrmuschel,sie so ruchloserKündung zu ver-stopfen. Ueber die von Wuth gekniffene Lippe rinnt, aus knirschen» den Zähnen, Geifer. Was ist gegen solchen Frevel des Gesetzes Vorschrift? Also lautet fieim Deuteronomium: »Der Träumer, der Euch in den Glauben an neue Gottheit überreden will, muß sterben. Führet ihn, so wenigstens zweier ZeugenZungeihnfchul» dig spricht, vor das Thor der Stadt. Die Hand der Zeugen werfe den ersten Stein. Danach steinige alles Volk den Bösen, daß er völlig vernichtet werde. Denn er wollte Dich dem Herrn, Deinem Gott, entführen, dem Du die Befreiung aus Egypterland, aus Knechtschaft, zu danken hast." Stephanus wird vor die Stadt ge» schleppt. Die Zeugen, die den ersten Stein werfen sollen, entklei» den sich ihrem Obergewand und legen es vor die Füße eines Jüng-lings, der aus weit offenem Auge der Nrtheilsvollstreckung zu» schaut. Nun bückt er selbst sich nach einem Stein. Ist selig, zur Hin» richtung des Lästerers mitwirken zu dürfen. And wird von diefem Tag an derSchergeeifernder.nachKetzereischnüffelnderPriester. Mit deren Erlaubnißschein dringt er in verdächtige Häuser; zerrt die der Christenlehre Anhangenden, Männer und Frauen, vor die Richter oder ins Gefängniß. Keiner (in der Epistel an die Galal er wird es bezeugt) hat die Gemeinde Christi hitziger verfolgt; kein Anderer je sich williger in den Dienst des alten Gesetzes hinge» geben. In mancherNacht hört er,freilich,durch dieFinsterniß die fernen Seufzer der nach seinerAngabe eingekerkertenFrauen; liegt er schlaflos und besinnt den Sanftmuth.die lautlos tapfereWelt» entsagung seiner Opfer und die in Wundern noch nachwirkende Erdwanderung Dessen, für den sie froh leiden und sterben; oft röchet sich ihm das Gesichi sfeld, weil er glaubt, das Blut des Ste» vhanus.das fein Steinwurf aus den Adern rief, noch einmal auf» spritzen zu sehen. Grausend aber wendet er sich von der Lockung solcher Gefühlsgaukelei und rafft sich in den Entschluß, mit un»

erbittlicher Strenge jedenBruch überlieferten Glaubensbrauches zu ahnden und niemals Einen zu schonen, dem das Gesetz nicht die ummauerte Heimstatt desWollens und Handelns ward. Dieser Saulus wird der Schrecken, das Scheusal der Iüngerschaar.Wird, nach demTagvonDamaskus, derApostelPaulus, derden Sekten-glauben in die Maße der Weltkirche weitet. Gamaliels Schüler, der so lange der firnen Weisheit des Lehrers alle Poren der Seele verschloß, hört aus verhängter Sphäre die Frage: «Wa° rum, Säule, eiferstDu wider mich?" Durch brüllendes GewMer schallt sie, hell wie Lerchenruf aus der Höhe, ins Ohr des lieber» müdeten, der, im Todeslenz des Kaisers Ttberius, aus derDürre des heißen Iturerlandes auf wunden Füßen, mit entzündeten Augen in die von Gottessegen und Menschenarbeit befruchtete Hochebene von Damaskus gewandert ist. Streifte eines Blitzes Strahl sein Hirn? Saulus stürzt: Paulus steht, mit bestaubter Stirn, doch mittäglich leuchtender Seele, vom Boden auf. Der Christ Hanania wird ihm Arzt, Heiler, Bekehrer,Bruder. Schup» Pen fallen von Pauli Auge; die Spitze, die seit Monden sich in sein Fleisch gebohrt hat, reißt er mit ungestümer Willensgewalt heraus, mit ihr den Satansknecht, der ihm das Herz geprügelt hat; und empfängt alsogleich die Taufe. Der Sinnenlose, dem alle, Gluth im Hirn brennt, war der wildeste Christenverfolger: wird der eifrigste, der grimmste Christ. Er hebt den brünstig umfange» nen Glauben hoch über den Essenismus hinauf; löst ihn aus dem Eintagsleben der nahen Weltunterganges gewissen, der Men» schendämmerung zuwallenden Sekten; vermählt ihn dem Willen zur Macht; und sichert durch diesen Bund ihm Unsterblichkeit. Keimt in unserem Frühling derGlaube an dieAuferstehung Europas und an neue Menschheit im erneuten Erdlheil, dessen Wunden und Kreuznägelmale jeder Finger betasten kann? Als eine durchsichtig wärmende Kuppel wird dieser Glaube sich über die Wüste, über stumme Noth und heulendes Elend wölben, wenn ihn dieInbrunst einesStarkengehärtet, derWille zu Staats-macht ihn mit Leuchtkraft durchglüht hat. Hunderttausende wird er, abermals Hunderttausende der heiligen Sache werben. Die braucht den Stephanus und den Paulus; braucht die Hingebung des Märtyrerin uthes und den staatsmännischen Kopf. Werdet, Deutsche, die Europäer bleiben, nicht in Thierwildheit zurückstn-

ken wollt, des neuen Glaubens thätige Apostel! Lasset Euch we»
der von dem Geplärr des Ewig»Gestrigen lähmen, derEuer rei»
nes Wollen auf eine Ntopia, di e unfruchtbare Insel müßiger Träu»
mer, weist, noch von den Schergen der blinden Gewalt schrecken,
der Eure Denkrichtung nicht in ihren Kram paßt, tzanan vermag
imWaffenrock nichtmehr.als er imPriestergewandvermocht hat.
Er kannKetzer (von heute: die morgen Kirchenväter sein werden)
pönen, ihre Seelenhaut mit der Peitsche seinerBüttelzerstrienien,
sie aus dem Gehörskreis ihres Volkes, allerVölker steinigen, mit
Eisennägeln ihre Bewegungsreiheit hemmen; doch niemals mit
plumperFaustdenGeisterdrosseln.DersteigtausLeibesgruft.wan-
dert über Grenzsteine, unter Schlagbäumen hinweg undwirbt auf
dem weiten Erdruttd sich Jünger. Furchtlos rege sich,wer im Inner-
sten Bereitschaft empfindet; wer ins Ohr der Seele je den Klage»
ruf auffing: „Warum eiferstDuwiderdas Menschheitsehnen nach
Heiligem Geist?" Wir wollen Deutschland; stark, luftig, hell, in an»
muthiger,nicht steif protzenderWürde und ernsterFröhlichkeit.Die-
sesDeutschland ist derMenschheit unentbehrlich; ihm aber auch die
Menschheit. Nicht,sie zu knechten oderin seine Wesensfarbe umzu»
färben, ist sein Berus; sondern, als ein kräftiges Glied in ihr, niitihr,
in stetem Austausch gesunder Lebenssäfte,;« gedeihen.Wir wissen,
daß in jederHochzeilDeutschlandswirksamsteWaffederGedanke
war; Spaten, Pflug, Schöpfer, nicht, wie Mörfer, Haubitzen und
Stickgas, Zerstörer. Wir wollen, daß der Gedanke, nicht der De»
gen, deutschem Handeln den Pol und das Ackergefild bestimme;
derStaatsmann,nichtFortunensZufaUsgünstling auf der Wal»
statt oder im Tauchboot. Damit nicht eines Tages Geschichte ur»
Heile: mit nie erschautem Aufwand völkischer Kraft, Genialität
und Beharrlichkeit habe Deutschland für ein längst zum Gespenst
geschrumpftes,verfahltesIdeal gegen den Klüngel seinerFeinde
gefochten, die mit der leichtfertigen Anmaßung, der wirren An»
wissenheit des Dilettanten doch dieErkenntniß derRichtung ver»
banden, in die alle großen Zeichen derZeit heute die Menschheit
weisen. Damit Klio nicht seufze: mit bewundernswertem Werk»
zeug des Hirnes und des Armes fei auf der einen Seite unnütz»
lichem Zwecke gedient, mit untauglichem Werkzeug und zerfahre»
«em, nutzlos verstäubendem Willensdrang aufder anderen Seite
die Bereitung des als Notwendigkeit Erkannten schmählich ver»

stümpert worden. Wir wollen, dah Europa gesunde, nicht als Krüppel hinsteche; sauber werde, nicht noch ekler verschmutze. Daß. den Lebensfragen des Erdtheiles Antworten gefunden werden, die demBedürfniß der Völker, stämmiger und schwacher, genügen und ohne störendenErgänzungstreitdrumdenTagdes Friedens« schlusses lange überdauern. Wir wollen nicht, daß man mit der Größe einer Zeit prahle, die nur vernichtet; denn uns ist Größe das Merkmal des Schöpfervermögens.Wir wollen, daß ausrei» nem Grund das freie Volk fortan seines Schicksals Schmied sei und> amWohlstand, am seelischenAufstieg andererVölker sich neidlos freuen dürfe; daß Güte, nicht schwächlich, gebiete und Menschen» recht noch im zerlumpten Bettler geachtet werde. Da habtIhr den Grundriß unseres Glaubens und Möllens. Schaaret, die Ihr unter seinem Kuppelgewölb wohnen möchtet, aus allen Lagern geschwind Euch zum Treubund. Stählet Euch in das Gelübde Tapferer, endlich Etwas zu wagen. Erst!durch Wagniß werdet Ihr derselben würdig, die draußen froh bluten.Niemals ist,nir» gends, ohne Frühlingsgewitter aus Ostern Pfingsten geworden.

Die Frage.

»Bis Columbus Amerika fand, war, seit Weltgeschichte ist» Europas Antlitz ostwärls gekehrt. Das Gesetz allen Handelns wies von West nachOst. DerAtlantischeOzean lag im Rücken der Welt. Als die Türken Konstantinopel erobert hatten, war der Weg in den Orient gesperrt und Europa, Wenns nicht ersticken wollte> zur Nmkehr nach West gezwungen. Die Europäer, die sich, end» lich, aus das unbekannte Westmeer wagten, fanden es um das Doppelte größer, als sie erwartet hatten, und landeten auf einen leeren Erdtheil. Ist die Thatsache, daß eine Hälfte der Erdkugel sich verbarg, bis neue Civilisation möglich wurde, der Einbildner» kraft nicht unbegreiflicher als das bunteste Märchenwunder?Der Ehrgeiz eines Kapitäns, der eineneueHandelsstraßesucht, schafft der Menschheit den Raum zu neuem Seelenerlebniß; schenkt ihr dieneueWe lt, durch deren blühende, duftende Wälder klareOue U- bäche rauschen und deren Lebensinhalt zwar aus der alten Erde übernommen, doch von deren Schlacken und Aeberdrußwarzen befreit ist. Hat nicht jedes Schiff die Hoffnung ganzer bedrückten Geschlechter an diese Küste getragen? Vom Zwischendeck erblickt

sie der Auswanderer. Noch würgt ihm das Heimweh die Kehle. Aber er naht ja derPforte des Erdenparadieses, in dem er, fern allerKümmerniß,allemTyrannendruckEinzelnerund begünstigter Klassen, ohne hemmende Schranken als freier, redlicher Mensch fortan unter Brüdern Hausen wird. Die Männer, die Amerika schu« fen, haben das Banner freierMenschlichkeit in seinenBoden ge» pflanzt. Seitdem hatTyrannei sich ins Gewand des Fleißes, so- gar der Güte verkleiden gelernt. Was istFreiheit ? Mir zeigt sie sich in demBild einer großen Maschine, deren Theile so geschickt und behutsam zusammengesetzt sind, daß nirgends ein Theil die Be» wegung des anderen hindert; sonst verbiegt sich die Maschine und steht still. Wenn der Gang eines Schiffes der Windstärke voll- kommen angepaßt ist, fährt es leicht durch die Wellen und man Zagt von ihm, daß es frei laufe. Auch der Mensch ist nur da frei, wo alle Kräfte und Interessen, der Einzelnen, der Stände, der Verwaltenden undRegirenden, zu richtigerHandlungineinander- greifen; wo Männer und Frauen von Allem entbürdet sind, was ihnen erschwert, das Beste zu wollen, zu leisten und frohes Hoffen in Wirklichkeit umzugestalten. Sind wir in solchem Sinn heute noch frei? Ist unfere Heimath noch das Land der Hoffnung, in demderRechtschaffene eine höhereLebensstufeersteigenkann als irgendwo unter anderem Himmel? Wir stehen vor der Gefahr völligen Versagens, tragischer Mißwende: und ret.en kann uns nur der muthige Entschluß, die neue Tyrannis nach Gebühr zu behandeln. Die Macht des Großkapitalismus ist hier so erstarkt, daß sie unsere EntWickelung beherrscht. Dürfen wir den wi» drigen Zustand abwarten, der uns eine in Sonderinteressen ver- strickte Regirung brächte, oder müssen wir in das Licht aufstre» ben, das die Freiheit des Menschens, seines Wollens und Un- ternehmens ausstrahlt? MeinerUeberzeugungist es ein vonGot« tesWink geschaffenes tzimmelslicht.Wir wehren uns gegen jede Form der Vormundschaft und begnügen uns, im Land freier Menfchen, nichtmit der leutsäligenGeberde thronenderIndustr ie» könige. Noch der menschenfreundlichste Trustherrscher wirkt schäd- lich: weil er dem Eigennutz, der Gruppengewalt Kräfte dienstbar macht, die nur in Freiheit das Gemeinwohl zu fördern vermögen. Wir müssen den Betrieb des Politikergeschäftes so läutern, daß der boss und das SonderInteresse darin keine Stätte mehr finden

und jeder Redliche ohne Scham, jeder mit gleichem Recht, darin mitarbeiten kann.Wir müssen jedem Menschen jede Arbeitmög» lichkeit, bei gerechtem Lohn und würdiger Behandlung, verbür» gen. Weil große Völker vergessen hatten, was Freiheit, des Glau» Kens und Denkens, des Wollens und Handelns, ist, kamen einst Europäer in diesen Erdtheil und begannen den zähen Roder» kämpf gegen die Wildniß. Die Ideale dieser Männer leben in unserem Herzen; doch erst, wenn sie wieder bestimmend auf das Handeln der ganzen Nation einwirken, kann Amerika leisten, was es derMenschheit verheißen hat. Dann erst werden alle nützlichen Kräfte erlöst, alle edlen Herzenötriebe beslügelt, der neuen Frei» heit alleThore geöffnet werden. Aus ihr weht derAthem des Le- bens, um sie die reine Luft, deren Kraft die Schiffe des Colum» buswestwärts bewegte. Schiffe mit köstlicherFracht:mit derVer» kündung'gleicher Pflichten und Rechte, freierBahn für jeden Be» thätigungdrang und einer Glücksverheißung, deren Einlösungdie Aufgabe Amerikas in derGemeinschaft dürstenderMenschheit ist.«
Diese Sätze habe ich aus den Wahlreden des HerrnWoodrow Wilson gesammelt (die, unter dem Titel «Die neue Freiheit; ein Aufruf zur Befreiung der edlen Volkskräfte", auch in deutscher Sprache veröffentlicht worden sind): um anzudeuten, wie das We» sen des Mannes ist, über den in den letzten Monaten, Wochen so manche Rede ging.Thörichte und, leider, auch zum Erbarmen schamlose. «Ein verstaubter Dutzendprofessor." «Ein verbissener Deutschenfeind, der geschworen hat, Englands Niederlage mit allen Mitteln zu hindern.", Ein vonEngland gekaufteiLump." So schwatzt, aus dem Kittel eines Patterjotenthumes, das mit heiliger Vaterlandliebe nirgends Gemeinschaft hat, faule Anwissenheit. Verbrennet, endlich, neunundneunzig Hundertstel allerin Kriegs» deckel gehefteten, am Krieg schmarotzenden „Literatur", liefert all diese Gedichte, Reden, Romane, Abhandlungen,Prahlereienund Traktätchen dahin, wo allein sie noch nützenkönnen:in die Papier» mühlenzund weidet Euch wieder anBüchern,ausdenen die klare Rede wachen Geistes in Euren einströmt.Dann kehrt sacht vielleicht reineVernunft in ihreHeimath zurück und weckt diePflichtzurAcht» ungfremderMenschenwürde.WieRodinundHodler,Maeterlinck und Verhaeren, Kipling und Wells, Forain und Raemaekers, SpittelerundDAnnunziodurchzornigesEiferngegenDeutschland

nicht in ihrer Künstlerschaft entwerthet werden, so wäre auch Herr Wilson, der Gelehrte und Politiker, noch kein Wicht, weil er deutscher Vo'ksart und Staatssitte englische vorwöge. Daß ers je that, ist durch irgendein Anzeichen niemals erwiesen worden. Ob der Präsident der Vereinigten Staaten ein Adler ist, wird zu beur» theilen sein, wenn er zu Hochflug die Schwingen gespreitet hat. Sicher: ein Mann hohen sittlichen, hohen geistigen Ranges.Auf den wir,wenn er unser wäre.stolz seindürsten(unddersosprechen könnte, wie ich, vor vierzehn Tagen, ihn hier sprechen ließ). Mindestens ein Fichte Amerikas. Im Staat Virginia hat eine Iren» sprossin ihn einem Schottenenkel geboren. VonBlutes wegen hat also der fast Sechzigjährige nicht die Vorbestimmung zu blinder Verhimmelung Englands. Als Schüler der Princeton>Univer» sität schreibt er gegen die «Kabinetsregirung"; tadelt muthig die Heimlichkeit und Verantwortungscheu, die im Staatsgeschäft waltet und den Volksdrang nach thätiger Mitwirkung von Jahr zu Jahr fester einschläfert. Dem Review-Aufsatz folgt elnBuch über »Kongretzregirung",dasihmdenRufaufeinenLehrstuhlderjüngsten Frauenhochschule einträgt. Aus dem Präsidium derPrince» ton»Universität (die man, als die Lieblingstätte dervornehmen und reichen Jugend, das Bonn Amerikas nennen könnte) scheidet er nach achtjähriger fruchtreicher Amtswaltung, weil ein Vermächt» niß von zwölf Millionen an Bedingungen geknüpft worden war, von derenAnnahmederPräsident ernste SchädigungseinerHoch» schule (durch Vertiefung des Klassenspaltes) fürchtet. Um sein Ideal, dasGebild seiner Denk kraft, nicht besudeln zu lassen, geht er. Und wird, als der klug tapfere Bekämpfe? häßlichen Miß» brauches, zum Gouverneur des Staates New Persey gekürt. Den löst er aus dem Joch, in das ihn die Trusts gebeugt haben. Ver» tritt, wider die eingewurzelte Unsitte, die den Gouverneur in schriftlichen Verkehr mit dem Landtag beschränkt, seine Reform» Pläne persönlich imParlament, auch in derWählerversammlung und in der Presse; zögert nicht, die Namen der widerstrebenden Abgeordneten laut ins Land hinaus zu rusen. Und drückt, mit der tzilf^e leidenschaftlichen Volkswillens, seine Entwürfe durch. Er hat das Leben Washingtons, die Geschichte des Amerikanervolkes, das Wesen des Staates in guten Büchern dargestellt und in der Aufsätzesammlung „NurLiteratur« über den Politiker,Dich-

ter, Schriftsteller so Gescheites ausgesprochen wie in zwei Welten seit manchem Jahr kaum einAnderer. Dann, als Neuling aus dem höchsten Sitz der Republik, weithin sichtbare Fehler gemacht. Im Kreis der Staatshäupler nur er? Dieser liebt sein Volk und hat den Willen, es bergan zu führen, auf die Höhe des Ideals, von der es in Sumpf abgeglitten ist. Der Leute, die ihn, weil Schmie» riges in derZeitung stand.begeifern, muß Deutschland sich schämen. Der StaatsrechtslehrerWilson, der nun im Namen der Ver- einigten Staaten vonAmerika spricht, stehtauf derUeberzeugung: daß dieAnkündung, vom März 1913 an werde die Kaiserliche Re» girung die Gewässer um Großbritanien und Irland als Kriegs» gebiet behandeln, dem Völkerrecht schroff widersprach; daß die vorbedachte Methode deutscher Unterseekriegs führung mit den Urgeboten der Menschlichkeit nicht vereinbar ist; daß diese Me» thode, die, ohne den dünnsten Rechtsgrund, ohne Gewissensein» spruch, große Ozeandampfer und unbewaffnete Passagierschiffe vernichtet und Hunderte friedlicher Amerikaner ums Leben ge» bracht hat, das unbestrittene Recht der Neutralen, das heilige Vorrecht aller nicht im Krieg Mitkämpfenden leichtfertig zertrüm» mert; daß der Kaiserlichen Regirung, deren Aufrichtigkeit und guterGlaube nicht bezweifelt wird, weder gelungen ist noch gelin» gen konnte, ihre Methode den Grundsätzen der Menschlichkeit an» zupassen. Und da jeder deutschen Vorsichtzusage eine ihr schrill widersprechende Unterseethat gefolgt fei, müsse die Regirung der Vereinigten Staaten, die lange, weil sie für Deutschlands Volk und Regirer wahrhaftige Freundschaft empfinde, sich in Geduld beschieden hat, den diplomatischen Verkehr mit der Kaiserlichen Regirung abbrechen, wenn dieMethode des Unterseekrieges nicht ohne Säumniß aufgegeben, das nicht zu Angriff bereite Fracht» und Passagierschiff geschont, das Gebot der Menschlichkeit, des Völkerrechtes, der Neutralenar, sprü te wieder in Wirksamkeit ge» setzt wird.Das ist dertzauptinhaltderNote,diederAmerikanische Botschafter am zwanzigsten Aprilabend dem Staatssekretärunse» res Auswärtigen Amtes vorgelegt hat. Dürfen wir die Beschwerde eines großen, freien, von Iugendkraft strotzenden Volkes, für das ein Mann vom Gewicht und Schlag Wilfons das Wort führt, an den Regeln des Studentenstreites messen? Uns an Worte klammern, den »ganz und gar ungehörigen" Ton verbitten und

als Vorwand der Antwortweigerung ausnützen? Das wäre des ungeheuren Gegenstandes, der streitenden Nationen, derMenschheit unwürdig. Wenn Präsident Wilson, nach gründlicher Prüfung, Überzeugtist, eine lange Kette deutscher Kriegechandlungen habe das Gesetz der Menschlichkeit und heiliger Völkersitte durch» scheuert, in Stücke zerwetzt, hat er nicht nur das Recht: hat er die Pflicht, mit rückhaltloser Deutlichkeit zu reden. Diese Pflichtleistung schuldet er dann nicht nur seinem, sondern auch unserem Land. Denn wir wollen, Volk und Regirung, nicht, daß Anhalt» bares zugesagt, Zusage nicht gehalten werde; und wir können, ob Solches geschehen sei, in dem (nicht lange mehr, Kaiser und Kanzler, mit Nutzen erträglichen) Dunkel desBelagerungzustandes erst nachprüfen, wenn ein derber, nicht durch Verbot zu ber» genderGriff unserem Auge den Thalbestand ganz entschleiert hat. HerrWilson fordert nicht Neues. Ist Unhaltbares zugesagt, Zu» sage nicht gehalten worden? Nur darum dreht sich der Streit. Denn gegen Wilsons Grundsatz, daß noch im wüstesten Krieg die Stimme der Menschlichkeit und des Völkerrechtes gehört werden müsse, wird ein von der Sittlichkeit unserer Kulturzone auch nur Gestreifterstch niemals sträuben; der Princeton»Professor könnte sich aufGoethe und Bismarck berufen (die in der Vorstellung des Wesentlichen einander nicht so fern sind, wie träges oder feind» liches Phrasierthum wähnt). Sind die Angaben des Amerika» ners richtig? So nur lautet die Frage. Der Reichskanzler, der, ehe er antwortet, die Beweismittel beider Parteien von allen Seiten durchleuchtet, verdient denDank jedes gewissenhaft redlichen Deutschen; und ist nicht „schlapp-, sondern stark. Auf seines Am» tes besondere Weise: stark, wie der allein verantwortliche Hüter des Reiches, deutscher Treue und Glaubwürdigkeit, immer fein muß. Die Kühnheit des Kanzlers darf nicht der des Tauchbootskommandanten ähneln. Das Schicksal von flebenzig Millionen Deutschen nicht in die Hand eines wagemuthigen Tauchbootsführers gegeben fein; auch nicht eines als Staatsmann vermummten. Solchen Fergen aber ersehnen dem Reichsschiff die frechen Brüller, deren ungehemmtesTreiben dem Vaterlandnachgerade gefährlicher wird als alles Trachten des tief in sein Land zurückgeschlagenen Feindes. Hätten diese Pistols ihre Nase, statt sie mit dem Kanariensekt der Frau Hurtig zu begießen, ins Buch der Ge-

schichte gesenkt, dann müßte ihr Schrei nach dem starken Mann in der Erinnerung an den athenischen Großgerber Kleon ersticken. Der war auf Prahlhansenart, nach Maulheldenmeinung stark. Verschalt den weisenPerikles, weil er vor dem Wagniß jede mög» liche Folge wog, einen schlappen Philosophen und verdächtigte, als Haupt der schuftigen Sykophantensippe, alle unabhängig das Volkswohl, nicht die nährende Volksgunst Erstrebenden dem Staatsgericht. Angeberei und Einschüchterung hielten ihm un- bequemeRedner und Schreiber vomtzals; raubten den Athenern ihr höchstes Gut, das freie Wort, und mehrten dem Geldgierigen das Vermögen. »Perikles verlangte die ruhige Erwägung aller Angelegenheiten: Kleon benutzte alle Mittel, die fieberhafte Auf» regung des Volkes zu nähren und zu steigern. Perikles suchte nur durch Vernunftgründe zu wirken und alles Einwirken unklarer Stimmungen zu beseitigen; Kleon trieb den leichtgläubigen großen Haufen durch Weissagung, erdichtete Orakelsprüche, aufreizende Meldungen aller Art in die heftigste Erregung. Er verhüllte den Bürgern die Gefahr der Lage und stellte den Sieg, der ihnen neuen Vortheil undGunst bringen müsse, als Gewißheit vor ihrAuge.« (Curtius).«Annektiren und evakuiren": war schon Kleons Losung. Der ganze Peloponnes wird unterworfen; aus ArkadienTributer- preßt-tzöret ihngegenMytilene und Sparta wetternINurSchrecken bändigtdieInselbewohner.nurschlappeKerlekönnendenAthenern von unbarmherzig grausamerKriegsführung abrathen. Die Myti» lenäer,die uns schmählich überfielen, müssen auf die Knie gezwun- gen und vernichtet werden: sonst droht von ihrer Arglist nach ein paar Iahren uns neuerKrieg. Diodotos mahnt Euch, dem politi» schen Zwist, der nicht als ein Rechts handel abzuthun sei, Haß und Rachsucht fern zu halten und.ungeblendet vonLei denschaft.nur das Heil, die Zukunft des Staates zu bedenken? Das alte Teflenn der Flaumacher, die von Großmuth und Menschenliebe faseln, wo nur von mitleidloser Anwendung jeder erlangbarenWaffe dieRettung aus Lebensgefahr zu hoffen ist. Sparta? Wenn es im Pelopon» nes, inMegaris,Nisaia,Pegai,Troezen,Achaja alles denAthe« nern gebührende Land herausgegeben hat.erst dann darfvonWaf- fenstillstand die Rede sein. Was Spartas Gesandte stammeln, lohnt nicht des Hörens Mühe; jeder Spartaner lügt, wenn er den Mund aufthut. Kleon kommt an das Ziel seines Wollens. Die

Gesandten reisen ab und die würdigem Friedensschluß, der die feindliche Genossenschast lösen konnte, günstigste Stunde ist der» säumt.Weil dieStimme staatsmännischerBesonnen heit überheult, das wichtigste Staatsgeschäft vomLeichlsinn des rohen,unWissen» denMassenumschmeichlers verlüdert worden ist. Glaubt der von Gedächtniß pünktlich Bediente nicht, unsere Kleons, die blonden und den schwarzen, leibhaft vor sich zu sehen? Ob den Pistolsund dem Schmock alsFeldherren und Geschwaderchefs auch nur das Etntagsglück lächeln würde, das ihrem unsterblichen Vorbild bei Pylos die Mitarbeit des Demosthenes und der Verrath des Spar- tanerführers Menedaios bescherte, ist eben so ungewiß wie die Hoffnung, daß morgen die wilde Grazie eines neuen Aristopha» nes mit des Witzes kantiger Pritsche der Gerbersbrut das Fell gerben werde.Zehnmal zehnfach hätten sie solcheZüchtigung ver- dient. Sind sie stark,weil sie,weit hinter derFront und derFluth, alltäglich zweimal den Mund aufreißen und Welteroberung, Am- weltvernichtung heischen, die Andere vorn mit ihren Knochen er» kaufen sollen? Weil sie nichts Taugliches gelernt, nur rasch die Redensart des Kraftprotzen aufgeschnappt haben, die Grund» mauer aller Staatskunst, die Seele, Geschichte, Wirtschaft der uns feindlichenVölker, die hürnenen und die reizbar dünnen Stel» len ihrer Haut niemals sahen und mit plumpem Geschmeichel die Menge in Allmachtwahn und Selbstvergottung ködern? Offen» bart Stärke sich in der Sucht, den niedrigsten Trieb als den edel» sten anzupreisen und mit solcherMeßbudenkunst, Roßtäuscherlist den Beifall schwieliger Herzen, schweißiger Hände zu heimsen? Wären unsere Perikles und Dlodotos noch schmächtigeren Wuch- ses: aus ihnen redet Vernunft; rast nicht Tobsucht. Sie weiden nicht von Lieferung an das Heer und das darbendeVolkreich, nicht von Verbänden und Profitmachergruppen für Wühlarbeit be» zahltzihnen doppelt dieNothzeit nicht denSold, schmort auf dem Kriegsfeuer nicht ein fetter Braten. In den Grenzen ihres Hirn» Vermögens dienen sie, auf ihre Weise, bescheiden und ohne Eigen» nutz dem Vaterland. Dessen Interessen (neue Turnväter lallen: .Belange") verräth,mit oder ohne Bewußtsein, wer aus sicherem Versteck vor dem Feinde die Regirer ehrloser Schwäche zeiht.
Daß der Abgeordnete Dr. Ernst von Heydebrand sich in die Nachbarschaft so schlimmen Gebündels verirrt hat, empfand ich

w!e Körpersschmerz. Einsam habe ich oft den tapferen Ernst, die von scharfäugigem Verstand ^beherrschte Wollenskraft dieses Mannes,diestahIblankeWuchtseinerinNüchternheitgedämpften Rede gerühmt; als die in Landtag und Reichstag einzige Persön-lichkeit ihn der Beachtung, auch des Gegners, empfohlen. Was er jetzt, leider, drucken ließ, ist trauriges Geschimpf; öder, als ein rauhbeinigerIunkerfresser erträumen konnte. In einem Kalender für Dorfkinder höbe dieser Erguß eines in zänkischen Kleinmuth verärgerten Herzens sich nicht über die Niederung desGesammt» flußbettes. Nirgends glimmt auch nur ein Fünkchen vom Blink» fever eines Staatsmannskopfes. Jeder Handlanger des Aus» wärtigen Amtes, noch der Verfasser der Sussez-Note kann, wenn er aus seinem Unterstand diesen tzeydebrand qualmen sah, mit ge» reckten Schultern höhnen: »Das will mich richten, Meinesgleichen verdammen! "Amerika.pfaucht derAbgeordnete undParteiführer, «stand schon vor dem Krieg in enger Beziehung mit (zu) unseren Gegnern." (Das Deutsche Reich auch: zu Italien, Japan, Por» tugal, Rußland, sogar, wie uns in jedem Jahr mindestens zwei» mal betheuert wurde,zuGroßbritanien.Solche„Beziehung"war das gute Recht der Vereinigten Staaten; daß sie sich ineinem Ver» trag ausgedrückt habe, ist unwahrscheinlich und wird nicht durch das winzigste Merkmal erwiesen.) Im Krieg stand Amerika zuerst heimlich, »später öffentlich auf der Seite unserer Gegner". (Das müßte erwiesen werden; nach meinerKenntniß derVorgänge hat die Republik nirgends die Neutralenpflicht verletzt.) Herr Wilson ist »insolent"; seine »Anmaßung kann nicht übertroffen werden";" weil es seinen »Wahlchancen so paßt", beruft er sich auf Gebote der Menschlichkeit, »die nur noch durch die (von der) Schein» Heiligkeit übertroffen wird, mit der sie geltend gemacht wird." Die Amerikaner sind »Geschäftsleute", zu denen ein Reich von der Stärke Deutschlands nur in derbster Deutlichkeit reden darf. Sie haben den kämpfenden Staaten Waffen und Munition ge» liefert. (Wir auch, als Neutrale, in jedem Krieg der letzten Jahr-zehnte. Und waren im Burenkrieg, auf engerem Absatzgebiet, in der selben Lage, wie Amerika jetzt ist: wir konnten den Briten, doch, wegen der englischen Seesperre, nicht den Freistaaten am Baal und Oranje Geschütz und Geschoß verkaufen. Zweifelt ein noch halb Vernünftiger, daß die amerikanifchenPrivatfirmen.die den

Feind waffneten, eben so gern uns alles Verlangte nachyamburg
und Bremen spedirt hätten? Die Ausfuhr des Kriegsgeräihcs
war nur durch ein Sondergesetz zu hindern; und die Gründe, die
offen dagegen sprachen, kamen weder aus Gewinngier noch aus
«Beziehung".) Ohne diese Lieferung wäre der Krieg «seit mehr
als Jahresfrist" beendet. (Eine freundliche Vorstellung: die nur,
leider, als Irrthum zu erweisen wäre, selbst wenn Herr Lloyd
George, ohne erkennbaren Anlaß, gelogen hätte, als er sagte,
alles aus Amerika Gelieferte habe höchstens ein Sechstel der
Gesammtleistung betragen.) Deshalb «schreit das Blut Hundert»
taufender gen Himmel gegen diese Art Menschlichkeit'". (Nicht
lauter als das Blut all Derer, die vom Feuer deutscher Gewehre,
kruppischer und ehrhardtischerKanonen hingestreckt worden sind;
und darunter waren, bis gestern, sehr viele Deutsche.) «Wir sehen
den endlichen Sieg winken", sollen auf ihn aber «freiwillig ver»
zichten" und «die beste, wirksamste Waffe gegen unseren Totfeind
England aus der Hand legen, weil Das den politischen und
geschäftlichen Interessen der Amerika««? so paßt! Also dahin
sind wir glücklich gekommen!" Dahin: daß öffentlich angedeu»
tct werden kann, im Deutfchen Reich könne heute irgendeinen
Zurechnungfähigen der Wunsch bekriechen, eine wirksame, den
Sieg verbürgende Waffe nicht anzuwenden, weil er vor Ame-
rikas «insolenter Forderung" schlottert. Dahin: daß ein Partei»
führer, dessen Wesensfeste und Parlamentstrategie höher, mit
Recht, als jedes anderen geschätztwird, in einer Verhcingnißstunde
desheiß vonihmgeliebten Vaterlandesöffentlich überDingeund
Menfchen spricht, die er niemals auch nur im Morgengrau der
Erkenntniß sah. Ihn deshalb „scheinheilig" zu schelten, wäre rü»
pelhaft albern. Er ist zu klug, um von der verlorenen Sache der
preußischen Wahlrechtswahrung sich in Groll stimmen zu lassen;
zu lange in Reinlichkeit gewöhnt, um die allzu hoch überschwin«
gende Massenhoffnung auf Unterseesieg mit dem Wind seines
Mundes zu der Fluth schwellen zu wollen, die den Kahn seiner
Partei von der Sandbank heben und wieder flott machen werde.
Aber glaubt der Ernste ernstlich, auf dem Riff des unwissen»
den, mit feiner Unwissenheit wie mit tzerakleskraft prunkenden
Nalurburschenthumes dieSintfluth überleben, ohne die blasseste
Dämmerahnung von Geschichte und Willenstrieb, Bedürfniß
s

und Sehnsucht fremder tzauptvölker, von den Pflichten und Rech» ten imperialerWeltpolitik durch dieWeltwende schlüpfen zu kön» nen? Auch nach dem Krieg wird eine Konservative Partei noth» wendig sein. Möglich aber (trotz dem Bündnitz mit der Schwer» industrie, das beiden Partnern noch nicht drei Dutzend Parla» mentsttze sichert) nur, wenn sie vom Wirbel bis zur Zehe sich völ» lig erneut, dem umgepflügten Boden, dem umgewühltenWollen der im Kleinsten, im Größten gewandelten Zeit ihr Denken und Handeln angepatzt hat. Und wenn nie wieder an Lostagen deut- schen Lebens ihr Führer mit dem Dreschflegel in die Werkstatt staatsmännischer Feinmechanik poltert.Daß sie dem Heer tüchtige Führer gab, wird man ihr danken; daß die Wirthschaftleistung ihrer Berufsklasse hinter der geistig gründlicher geschulten Stände weit zurückblieb, vielleicht mit ungerechter Schnelle, ins Schuld» buch vergilbten Kastenvorrechtes schreiben. Dem Landwirth hat überall derKrieg reichlicheren Gewinn beschert als dem Gewimmel der Städter. Der sei ihm neidlos gegönnt. Nur soll Einer, .ders aushalten kann", nicht den von Verlust in Dürftigkeit Gedrückten mit rauher Belehrung über Patriotenpflicht belästigen. In sei» nem Bezirk soll er für verständig soziale Wirthschaft und ehrliche Preisbildung sorgen; aber nicht Menschen, die mehr gearbeitet, durch Fleitz eine weitere Wissenszone und damit eine richtigere Werthung des politisch Möglichen und Nothwendigen erworben haben, herrisch, weil sie anders als er empfinden, aus dem Git» ter des Nationalgefühles weisen. Das hat einst tzanan gethan. Das hat Herr von Heydebrand gethan. »Wir haben einen Fraktion»Patriotismus, der alles außerhalb der eigenen Frak» tion Liegende als Ausland betrachtet, dem man jeden Schaden thun kann, wenn nur die Fraktion Vortheil davon hat." So spot» tet Bismarck. Dessen Geist die Lärmer von heute niemals begrif» fen haben;und desfenNamen stedrum unnützlich entweihen.Ne» den ihm scheint Herr von Bethmann ein tollkühnerWaghals.Bis» marck hat immer,noch auf des Schlachtglückes steilstem Grat,mit dem schlimmsten Ausgang als mit Wahrscheinlichkeit gerechnet. In jedem seiner dreiKriege alles zurSchwichtigung der Neutra» lenErdenkliche versucht. Sichselbst, imReichstag,bescheinigt,datz er, imDienst des Vaterlandes, «Herausforderung, Drohung, Be» schimpfung" hingenommen, zu sänftigen getrachtet, im NothfaU

sogar «ein Nachlaufen oder Wetlk.icchen" nicht gescheut habe; denn: «Der Vernünftigere giebt nach. "Ward Vernunft nun schon Itnstnn? Der in alle Sättel gerechte, in Shakespeares Herren» Welt heimische Kürassier ein Flauer im Glauben an Preußens, an Deutschlands Sendung? Sehet ihn in Versailles, mit der weißen Mütze und dem schwefelgelben Kragen, im Mondschein, schlaflos.aus der Leitervor dem gemeinen Mann aufdemMauer» Wachtposten. «Glauben Sie, daß wir je nach Paris hireinkom» men?" Die Zuversicht des Gemeinen hilft dem Kanzler in Schlaf. Höret ihn! «Internationalen Streit, der nur durch einen Völker» kcieg erledigt werden könnte, habe ich niemals aus dem Gesichts» Punkt des göttingerComment und der Privatmensurenehre auf» gefaßt, sondern stets nur inAbwägung der Rückwirkung auf den Anspruch des deutschen Volkes, in Gleichberechtigung mit allen anderen großen Mächten Europas ein selbständig politisches Leben zu führen, wie es auf der Basis der uns eigenthümlichen nationalen Leistungfähigkeit möglich ist. Die Politik hat nicht die AufgabederNemesiszdieRache ist nicht unser.DiePolitikist eine Aufgabe, mit der eigentlich nur die Schiffahrt in unbekannten Meeren eine Aehnlichkeit hat. Man weiß nicht, wie das Wetter, wie die Strömungen sein werden und welche Stürme man erleben wird. In der Politik kommt noch hinzu, daß man wesentlich von den EntschlüssenAnderermit abhängig ist und nie selbständig han» deln kann. Für einen Staatsmann ists leicht, im Kabinet oder in der Kammer mit dem populären Wind in die Kriegs trompete zu stoßen und sich danach an seinem Kaminfeuer zu wärmen, oder von der Tribüne donnernde Reden zu halten und dem Muske» tier, der im Schnee verblutet, zu überlassen, ob sein System Sieg und Ruhm erwirbt oder nicht. Nichts leichter als Das. Weh aber dem Staatsmann, der sich in dieser Zeit nicht nach einem Kriegs» grund umsieht, der auch nach dem Krieg noch stichhaltig ist!" Das ist Bismarck. Wer erdreistet sich in die Behauptung, das weise, in vulkanischer Wallung noch von Höflichkeit gezäumte Genie dieses Mannes hätte ein Reich von der inneren und äußeren Kraft, der Iugendfülle und Zukunftgewißheit Amerikas jemals, auch wenn sein Deutschland nicht schon von neun Feinden um» droht war, behandelt, Wietzen vontzeydebrand empfiehlt? tzälte die Wirksamkeit sittlicher nicht behutsam gegen die militärischer
3»

Machtmittel abgewogen und schweigend geduldet, daß mit der
Bürgschaft sicheren Sieges, die nur ein schlapperTropf noch ver»
schleudern könne, vor dem überwachten Auge des Volksgemü»
thes herumgefackelt werde? Wäre er Kanzler, dann hätte Herr
von tzeydebrand, am Morgen nach dem Absturz vom schmalen
Fels seines Ruhmes.in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung
gelesen: «Von hochkonservativer Seite, die sonst das Vorrecht
wachsamer Autorität stützung, nicht immer unentgeltlich, in An»
spruch nimmt, wird neuerdings dei Versuch unternommen, durch
Preßtrelberei und rednerische Demagogie auf Entschlüsse von un-
gewöhnlicher Tragweite einzuwilken. Die Kaiserliche Regirung
erinnert sich gern der Thatsache, daß sie von der Konservativen
Partei, in deren besten Tagen, oft ersucht worden ist, unter keinen
Umständen solcher Wühlarbeit eine Mitbestimmungmöglichkeit
zu gewähren. Im Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit wehrt sie
jeden Versuch dieser Art ab. Ihrtzandeln erwächst aus pflichtge-
mäßem Ermessen aller ihr und zum großen Theil nur ihr genau
bekannten Zustände, Machtmittel und Stimmungen. Und noch
weniger als im Alltagsbetrieb der Reichsgeschäfte ist sie in der
Stunde internationaler Entscheidung gewillt, ihr zugedachte An-
sehensschmälerung von der Rechten geduldiger als von der Lin»
ken hinzunehmen. Wenn sie anderer Stützen bedürfte..
Die Antwort.
Nun (spricht Herr von tzeydebrand), «ich denke, die deutsche
Antwort wird unseres Landes und der großen Stunde würdig
sein." Das denke ich auch; und hege die Hoffnung, daß diese Stunde
Herrn von Bethmann in seines Schicksals Größe aufwachsen steht.
In die Kriegstrompete zu stoßen, donnernde Reden zu halten,
noch einem Botschafter die Pässe zu schicken und alle Tauchboot-
führer ins Gelöbniß unbarmherziger Seebirschzupflichten, würde
dem Kleinsten leicht. Was sollte ihn hemmen? Unwissende und
GemiethetepriesenihnalsdenstarkenMannderVerheißung.Drei
Tage lang hörte er nicht nur vonButternoth, Rinderversenkung,
Kalbfleischwucher.HühnerhausseundSchweineschwänzenichtnur
den Volks seelenschrei nach demNährmittel»Diktator, der, versteht
sich,nichteinweitsichtigerIndustriehäuptling oder Großkaufmann,
sondern ein strammer tzinterfrontmarschall sein soll. Alldeutsch»
lands Schmock und die Pistols der Etape sängen ihm Hosianna.

Und stellt sich amWochenschluß nicht das von hundert Speichel»
zungen zugesicherte Heil ein: der Kanzler hätte den Beifall ins
Trockene gespeichert; und schöbe die Schuld auf die Marine ab,
die. leider, mehr versprochen habe, als sie leisten konnte. EinKnirps
wäre zu solchem Schauspiel, Lustspiel, zu solcher Kraftposse noch
stark genug.Muth gehört, ein starkes Herz nur zu dem Entschluß,
rasch, gegen künstlich geschaffene aurs popuwris.dasNothwendige,
das nicht Schimmernde, das dem Mob der Politik erst spät Ein»
leuchtende zu thun. Gilt derStudentencomment und diePrivat»
mensu renehre oder wird nüchtern geprüft, ob die an die Reichs»
spitze gebrachte Beschwerde zulänglich begründet ist? Nicht we»
sentlich neues Zugeständniß, das, als ein Zeichen schwSchl'cher
Nachgiebigkeit,bestöhntwerdenkönnte,wird uns abverlangt;nur
behauptet, das schon Zugesagte sei nicht geleistet worden: weils
im Rahmen der gewählten Seekampfmethode nichtzu leisten war.
Wird die behaupteteThatsache als wahr erwiesen, dann ist einFeh-
ler zusühnen.UndsolcherPflichtweichtDeutschland niemalsaus.
Daß Herr Wilson für alle neutralen Staaten zweier Welten
das Wort führt, mit allen sich, ehe er dieBeschwerde schrieb, ver-
ständigt hat, ist gewiß. (Laut hat ihm freilich bisher nur eineEuro-
päermacht zugestimmt: Monaco. «Als Herrscher, als Seeforscher
und Gelehrter schließe ich mich der Beschwerde an, die Ihr edles
Empfinden der Menschenwürde gegen solchen Schimpf erhebt,
wie er von den deutschen Waffen dem Neutralenrecht, der See»
mannsehre, dem Menschheitgewlssen angethan ward." Albert
Honorius, Fürst aller Monegassen, Rentner des berühmtesten
Spiel» und Hurenhauses, weiland unser Gönner, hat diesen Satz
in Washingtons Weißes Haus telegraphilt. Olet; n«n cZolet.) Ist
unvermeidlich, auch ihnen sich, allen, zu verfeinden: wir werden
nichtzittern.LadenwiraberohneübermächtigenZwang(durchVor-
theil oder Ehre)dieFeindschaft derNeuenWelt auf uns, dann spie-
len wir die Trumpfkarte unserer Feinde aus. Was wünscht der
Feind? Daß wir in Bruch mit Amerika gerathen. (Der mit den Uni-
teä 8tates würde automatisch den mit den Südstaaten bewirken.)
Was würde ihn bitter enttäuschen und bald in Resignation zwin»
gen? Wennwir rasch unverrückbareBafenzurVerständigungmit
Amerikafänden.England hat die Wehrpflichtfrage vertrödelt,weil
es hoffte, dieAntwort könne ihm dadurch erleichtert werden, daß
die Vereinigten Staaten eine Million Mann gegen uns auf»

stellen. Einigen wir uns mit ihnen jetzt schnell und wahr hastig, dann flammtsofortderZwistAmerikas und allerNeutralen gegen England auf, das die Handelssperre lockern, auf die (nur von Schweden nicht geduldete) Frachtschnüffelei verzichten muß. Das dann aber, kreischen die Pistols und Schmock von Tronje, auf» athmen kann: weil ihm Frachtraum und Nahrung gesichert ist. Darüber wird später zu sprechen sein; und zu hindern, daß aus dem U noch länger ein X gemacht werde. Straucheln wir blind in neue Feindschaft, dann spielen wir Englands Spiel. Die Wirkung desBruches wäre ungeheuer; bis nach Südosteuropa; bis in das Herz von Kanada, Australien, Japan (auf deren Konto ein Riesen» theil der überseeischen Waffen» und Geschoßlieferung an unsere Feinde zu buchen ist), China, Indien und Afrika. Eben so ge» waltig wäre, für uns, die Wirkung endgiltigen, gegen Nachfor» derung fest verkitteten Einvernehmens. Nur dürfte es nicht mit saurem Gesicht bereitet, empfangen werden. Wir wollennicht thun, was der Feind wünscht; aber auch keine Giftpille schlucken. Weder AnWahrhaftigkeit noch Schiebung. Jeden Kampf, der fein muß. Keinen vermeidbaren: keinen, aus dem nur Schreckensherrschaft den Sieg holen kann. Wärs so gemeint, daß durch die Mitleid» lose Ertränkung aller wehrlosen Menschen, Weiber, Greise, Kin» der aus Neutralenland jedes Schiff von der Fahrt nach Groß» britanien abgeschreckt werden soll: Millionen guter Deutschen würden solchen Sieges nicht froh; und mancher kühne Tauchboots-kommandant flöhe aus so harterPflicht gern ins Meergrab. Nie wieder könnte Deutschland im altenRang mit der Menschheit, in ihrer Gemeinschaft leben. Denn es hätte sich nicht nur dem Völ» kerrecht entkettet, sondern auch ein Wort gebrochen, das Schwur sein mußte. Das war abzuwägen,ehe es verpfändet wurde. Nun ists zu spät. Wild die von ihm uns verschanzte Stellung als un» haltbar erwiesen, dann muß sie, früh, mit dem stolz erhobenen tzauptdes Selbstüberwinders,geräumtwerden.Sohatdertapfer» ste Feldherr oft schon gehandelt; den General, ders nicht that, getadelt; und nie vor dem Phantom einer »Ehre" gezaudert, die zum Wappenschild im Leichenzug eines Volkes werden könnte. Das Schwert sei des Hirnes Werkzeug, der Feldherr des Staatsmannes Gehilfe. Und wer das Schwert ein verrostetes, neuer Menschheit nicht mehr würdiges Werkzeug schilt, uns nicht deshalb eine lumpige Schneiderseele. Da jeder Tag die Erkennt»

niß breitet, daß Kriegsmittel zu gedeihlicher Endung des Grau» ses nicht genügen, heischt Nothwendigkeit, uns, Alle, wieder in Vernunft, die WurzelschoUe der Politik, zu gewöhnen. Auch in die Vorstellung, daß noch hinter unseren Grenzen saubere, sittlich zart empfindende,schwertlos muthigeMenschen wohnen. DemPräsi» denten Wilson ist Krieg entsetzlicher Frevel; das blutrünstige Bleibsel aus den Ritter», Räuber» und Gespenstergeschichten, vor denen Goethe Amerikas schwärmende Jugend einst warnte. Er will internationales Gesetz und einen Schiedsgerichtshof, der es auslegen, anwenden und die Vollstreckung des Spruches verbür- gen kann. Dürfen wir ihn darob schmähen? Hundert Millionen werden sich morgen umseinPanier schaaren.Istihmzu verargen, daß ihn manchmal dieAhnung beschlich.das nach Kriegstriumph in Europa allmächtige Deutschland werde sich eines Tages dro» hend gegen Amerika wenden und das Wunder der spät entdeckten Erdhälfte für seinen von allzu langer Orientirung verbrühten Machtschmaus begehren? Er irrt (als Amerikanerkind, nicht als Englands Knecht); und wird die Mündung unserer in seine Straße rüstig erleben. Wenn jedes Auge erkannt hat, daß selbst die stärkste Koalition uns, in noch so langwierigem Kampf, nicht niederzuringen vermag, daß die Stimmenmehrheit in einem Sprechsaal also nicht, wie die Zeit der zwei Machtgruppen wäh» nen ließ, der Ausdruck überlegener Kraft war, dürfen wir, ohne Zagheit vor Mißverstand, die Bereitschaft zu organisirtem Frie» den bekennen, derjedem Staatdas tzoheitrechtwahrtIeden Pfad, der an diesesZiel führen kann, werden wir willig und ohneVor» urtheil prüfen. KleidetdieAi'.twortnote anAmerika diesen Willen in das dem großen Gegenstand angepaßte Gewand (ohne Gecken» borte und Mißtrauensbehang): wir wären um einewichtlgeWe» gesstrecke vorwärts gekommen; und dem Schreckgespenst des Mili- tarismus würde noch unter Sommermonden ein Kopf abgehackt. Den fünften Kanzler hat dasBündel der Kriegserklärungen nicht aus demRuf gelöst, in Ethisirung derPolitik zu neigen. Deutsch» lands Geschichte und Genius wird ihm danken, wenn jetzt, was Schwäche sein sollte, Gigantenkraft wird. Zwei im Innersten ähn» lich gestimmteWalter im Haus freierVö ker könnten schnell einig werden. «Friede seimit Euch!" Müssenan jedes neuen Glaubens Sch welle Märtyrer verröcheln? Der Stiftersitz des Paulus ist leer.

Der Weg der Sozialdemokratie.
ls vor ein paar Wochen die sozialdemokratische Reichstags-
EM fraktion, die innerlich längst auseinander gefallen war, sich spaltete, haben kluge Leute, die auch von der Politik vor Allem die schöne Linie verlangen, gemeint: Das sei im Grunde gar keine reinliche Scheidung,- die theoretischen Gegensätze liefen herüber und hinüber; unter den Achtzehn säßen (doch sehr verein» zelt) Männer, die ehedem durch ihre maßvolle Sinnesart sich auszeichneten, während in der Fraktion Leute verharrten, die wir früher zu den Erzradikalen zu zählen gewohnt waren. Man wird vielleicht gut thun, die Theorie, soll heißen: die Frage nach der Stellung der Einzelnen zu Karl Marz, einstweilen bei Seiie zu lassen. Vermuthlich hat bei der Scheidung das Persönliche, haben die Schicksale, Erlebnisse, Verbindungen, Freundschaften stark hineingespielt. Im Allgemeinen aber darf man wohl sagen: Bei dieser Trennung haben die Leute mit Wirklichkeitsinn von den fanatisch in ihre Doktrin Verstrickten sich geschieden. Daß unter den Doktrinären als Spitzführer auch Eduard Bernstein aufmarschirt, der einst in einer seiner besten wissenschaftlichen Kampfschriften nach einem neuen Kant gerufen hatts>, der der Sozialdemokratie aufzeige, wo ihr scheinbarer Materialismus höchste Ideologie sei, ist, so gesehen, nicht einmal verwunderlich. In seinem langen londoner Flüchtlingsleben verlor er wahrscheinlich das Schätzungvermögen für die völkischen Warthe. Und ward, nie Andere, auch bürgerliche Leute, vor ihm, selber zum Ideologen. In den Streit der zwei Gruppen sich zu mischen, die fleißig Schriftsätze austauschen und wohl noch bis zum nächsten Parteitag austauschen werden, hat keinen Sinn. Den meisten dieser Schutzschriften merkt man an, daß ihre Verfasser gewöhnt sind (oder wenigstens gewöhnt waren), morgens aufs Gericht mit Akten zu gehen. Sie führen ihren Handel unter Berufung aus Schriftstellen und Beschlüsse, die sie für Gesetze halten und durch die doch noch nie ein großer geschichtlicher Prozeß entschieden worden ist. Ans Andere interressirt bei Alledem nur die eine Frage: Wird die Spaltung bleiben und sich gar vertiefen oder wird am Schluß, der neuen EntWickelung, die Vielen von uns (und ich glaube: nicht zu Unrecht) eine Hoffnung erscheint, wieder der Kompromiß stehen, der alles Ursprüngliche, Eigengerichtete in den großen Einigungbrei zusammenstampft?
Im Grunde haben wir, was wir jetzt erleben, ja schon ein« mal gehabt. Von 1869, wo neben den lassallischen „Allgemein

nen Deutschen Arbeiterverein" die von Bebel und Wilhelm Liebknecht begründete ,,Sozialdemokratische Arbeiterpartei" trat, die nachmaligen eisenacher ,.Ehrlichen", bis zum gothaer Kompromißprogramm von 1873 haben wir in Deutschland zwei, eine Weile sogar noch mehr sozialdemokratische Parteien und Gruppen gezählt. Die Dinge lagen zu mTheil damals ja anders als heute. Der Gegensatz zwischen Groß- und Kleindeutschland spielte mit Hinein, unter den Radikalen überwogen die aus bürgerlichen und akademischen Schichten Zugewanderten; die autokratische Perfassung der Lassalleaner war auf einen genialen Mann zugeschnitten und mußte zum Hemmschuh werden in der Stunde, wo Andere, nicht gleich von der Natur Ausgestattete sich dieselbe diktatorische Gewalt anmaßten. In einem Stück aber war die Situation doch ähnlich. Auch die Lassalleaner waren, wie man heute sagen würde, national, und hingen an dem Staat, in den sie hineingeboren waren. Trotzdem nahmen sie in Gotha von den ,,Ehrlichen" die internationale, die staatlose und staatfeindliche Satzung an. Gustav Mayer, der ein vortreffliches Buch über Johann Baptist von Schweitzer und die Sozialdemokratie geschrieben hat, führt unter den Gründen, die diese Lösung heranführten, an: die übertriebene Furcht vor dem Rothen Gespenst, die am Anfang der siebziger Jahre Regir-ung und Bürgerthum zu erfassen begann, und die Anträge zum verschärften Kontraktbruch- und Preßgesetz, die sich durch die Reichstagsverhandlungen jener Tage ziehen. Aus der Geschichte kann man immer lernen, wenn man sie sinngemäß auszulegen weiß. Bei Manchem, was in diesen Wochen über die sozialdemokratische Scheidung geschrieben worden ist, wird man die Furcht nicht los, daß, die sich trennten, mit Gewalt zusammengepredigt werden sollen. Bedingungen über Bedingungen werden gestellt. Widerrufen sollen die Anhänger der Reichstagsfraktion und bekennen. Die Lehre vom Klassenstaat abschwören und feierlich geloben, daß Keiner von ihnen in der Republik noch eine unter Umständen erstrebenswerthe Staatsform sehe. Ich habe immer gefunden, daß Bekenntnisse in der Politik wenig Werth haben. Mehr noch als sonst im Leben sind sie hier Wort- und Lippendienst. Durch ihr Handeln hat die Mehrheit unserer sozialdemokratischen Volksgenossen erwiesen, daß sie den Weg zum Vaterlande wiederfand. Auf ihm sie festzuhalten, muß unsere Aufgabe sein, nicht, sein Beschreiten durch künstliche Hindernisse ihnen zu erschweren.

Dr. Richard B ahr.

I3b
Die Zukunft-
Verse.
Anton Bruckner.
Symphonie.

ÄMNusik, Du aller Künste göttlichste, die Du, o Wunder, die Klänge ordnest,
«AA? Daß sie die Schritte heut zum Tanz beflügeln,
Indeß sie morgen, anders angeordnet,
Der Seele tiefste Ahnungen verkünden,
Schwermuth und Jubel deuten und erwecken,
Heil Dir, Du göttliche, Du reinste Kunst,
Dir lausch' ich jetzt, Thränen des Danks im Auge,
Da wiederum ein Großer, ein von Dir erwählter Meister,
Die Seele mir befeuert: Anton Bruckner.
wie weitet sich der Saal, darin vielhundert Menschen
Den Klängen Deiner Schöpfung festlich lauschen!
Denn Größe ist ein jeder Ton, den Du uns spendest,
weihe und überirdischer Feierklang I
wie hehr das weltgcschehn auch sei, wie herzzerfl^ischend der Schmerz, die
Du übertönst sie doch mit Deinen Tönen und die Akkorde, die Du w-ckst,
Fürwahr, was nie ein Weiser ahnen, niemals ein Dichter künden kann,
Du sagst es, weil Deine Kunst, der Sphärcnklänge Echo,
Nicht Mcnschenstimme hat, nein, Gottes Stimme,
Und ist so hoher Klang, so brausend mächtig:
Sic sprengt des Saales Decke, drin wir lauschen,
Der Gimmel wölbt sich über uns erhaben
Und wir sind selbst jetzt reiner, klanggebadet.
Größe ist Deine Kunst, heiligste GrößeI
was Edles in uns schlief, Du weckst es auf
Und unser schwerstes Leid, die bangsten Sorgen, die uns zu Boden drückten
Sic schweben aufwärts auf den Wellen Deiner Klänge,
Die Lüfte sind ein Illeer geweihter Schönheit,
Ein brausend Meer erhabner Harmonie,
Und da, wenn auch mein irdisches Aug' geschlossen ist im Lausten,
Ich s>h doch klar vom Himmel niederlächeln
Das klangvcrllärt, unndisch reine Angesicht Beethovens;
Er blickt hernieder, lauscht, wie er nur lauscht,
Und nun, da mächtig brausend einmal noch die Töne sich gewitierstark erheben,
Zum Schluj-aklord vereinigt: da verklärt ein Lächeln, wie nur Heilige es lächeln,
Lächcl.i der Freude und des Beifalls, Lächeln der seligen Befriedigung
Sein ewiges Angesicht. Des Saales Decke schließt sich,
Die Luft verebbt, wir Menschen aber lispeln,
begeistert und voll Danks, zwei hohe Namen:
B^ct!?oven — Bruckner.
Lust wie taumelnd,
Prag.
Hugo Salus.

Verse.

Der blinde Krieger.

Mtzch sah Den, der den Frieden nicht mehr sehn
Und der die Rränze einst nur tasten kann,
Am Arme eines Rameraden gehn,
Den steuerlosen, preisgegebnen Mann,
Sah eines Lächelns lichte Wolke ziehn
Um seinen Mund und feine dünnen Wangen,
Als sucht' ein Sommertag am grauen Lzaus
<Lin freundlich Fenster, seinen Strahl zu fangen.
<Lr aber sah nicht, daß die Sonne schien,
Und war kein weg aus seiner Nacht hinaus.
Ihm blieb des Blindgeborenen Glück versagt,
Der eine Welt sich träumt, die nie gewesen.
>Lr konnte sehn und sah zuletzt die wuth
Und sah zuletzt das Sterben und verwesen;
Und sah den Raben, der das Roß benagt,
Und seine letzte Farbe war das Blut,
Dies Bild lebt in ihm, bis er nicht mehr lebt,
<Lin gräßlich Grau, ein fratzenhaftes Roth,
Und Reiner giebt ihm, wenn Ihr Allen gebt.
<Lr konnte sehn und sah zuletzt den Tod, . .
Lüg' ihm ein Bild ins Ghr, der lächeln kann
Und seinen letzten Blick that in das Grauen,
Lüg' ihm den lvald, den See in seine Nacht,
Lüg' ihm, bis er vergißt sein letztes Schauen.
In seiner Seele sternenlosem Schacht
Laß leuchten ihm, was seine Sehnsucht sann ...

Dresden. Julius Ferdinand U?

IS

Dem Sommer zu.
ie Toten sitzen im Garten. Die grünenden Zweige.
Reich beblättert, schlägt auseinander der Südwind;
Da sitzt ein Bleicher, still. Blick ruhig hinl
Auch er ist ruhig; auf den Knien die Hände,
Sitzt er, geschlossenen Auges, voll Sanftmuth.
Ward Abend Dir über dem Hinschaun? Die Amsel flötet
Unsichtbar. Doch droben auf röthlichcm Thurmwerk,
Ganz licht in dem Lichten, steht auch ein Toter und schimmert,
Hochaufgcrichtet, still, geschlossenen Auges,
Abenddurchriesclt; Du darfst ihn anschciun.
B die Geduldigen! Geh ein ins Haus vom
Graugeroordnen. beschatteten Garien: am Fenster
Sitzt wieder Einer, aufgestützt den A> m,
Aehnlich Einem, der einschlief; jedoch er athmet
Schon längst nicht mehr; Geduld nur haucht aus ihm.
Nicht unmohnlich scheinen sie Dir, Auch nächtens,
Wenn ZNond Dich weckt, weißhändig, und Du am Fenster,
Neben dem vollen Lichtstreif, ihn stchn siehst, dunk>l,
Den Schatten, angelehnt, als schaut' er nach drcmsen:
So schreckt er nicht, dicrocil sein Herz nicht schlägt,
Sie zehn und kommen nicht; sie sind zugegen
Auf einmal, verlangen nichts; sie sprechen niemals.
Knie nicht hin! Weine nicht! Laß sie gewähren! Sie rauben
Nicht Licht, nicht Luft Dir, odemlos, sittenlos. Gehe .
Lieber hinaus, wenn Dich das Schluchzen würgt.
Geh nicht zum Friedhof! Dort ist Alles leer.
Die Blumen, wie fortverlangend wehn sie im Winde.
Leer sind die Gräber; Erde rieselt drinnen;
Uhren der Ewigkeit wurden sie. Hoch in den goldnen
Lüften wandern die Toten, zu scheiden zögernd.
Ein wenig Liebe noch! Sie starben, Jeder,
So eilig! Gerne erführen sie noch ein Wohlthun,
Wie jenes Ungelhnne, das die Lider
Ihnen geschlossen hätte weich, doch sie mußten,
Ivie Thören im Winde, schwer die Augen selber schließen.
Einmal, im Sommer, wenn Du mittags einschliefst
Im Garten sonnenheiß, wird Einer tonlos,
Fern, sagen: Friede , . . Keine Glocke läutet.
Eine kleine, blaue Blume, goldfädig,
Hält ein Toter Dir hin; die Hand ihm zittert.
Albrecht Schaeffer.
ßerausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin, ^
Vertag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß « Garleb S, m. b ß. in Berlin,

Sein,l.ediu»»» 6 c«. tetie«gesel>5ek»lt
LlsenKonstruKHonen, SrlleKen- u. Slgnswsu,
Silski^üont« per ZI. 0e?. ISIS.
Kl.
1S11S2S
«77 004
42«8Sö^4«
1
30 120
1 175 702
4 513 4M
488 70« 80
3 WS 4« 48
10 200
12 ^,1 1<0>24
?k
3 500 0«0
407 »00
488 70«
8«
2 040
4 851 823
«2
L0 744
18
100 000
140 «0«
700 00«
25« «00
5«« 000
24 500
1155 «15
«4
,2 .> ,
21
vis lür Sss <ZssedäktsiltKr ISIS änk
12 p^t. — A. l20— nra ^Ktie ko^s-
sb in Serllll deiner vresSner SsnK, in
VSsseI6ark dci S«r vevtscke» IZsvK
kilisle 0üs«eI6ork, doi 6«r LsnK kür
«sllckel ull<I IllSustrle kilisle Düssel-
«lork. bei Sem Lsrmer Sgll»vereili Hins-
derg, rl3(Ker S Ooilip. ?ni- A,us^l>liluu^,
ver VorstsuS.
nsnsst,, Sr^tüvK bs»or?ugtes!>littsl gs^,
^ucKerKranKKeit
visdetxIin»LeseII»cK»ttin.d.II.
»erlin »Steglitz 3.
Lsuskorium Lüdlsu
bei Drespe». ^

VilSunger ^elenenquelle
— 1914 ^ 11,325 Rsäeßäste unä 2,181,681 klssckenversaiiä. ----
kurstl. VilckunZer Ninerslquelle», Lsck VilSunse» 4.

> ^.,^U»^« Kr:n,KKeit zet?.t Keild»r oline besonSers Diät, Von «^KlreioKsv
^TITI^«» " ^r«,,',, pr,',nil>, „n>> «>Nn?.»,„> >,.'«„,»e>,t«t. IIu„a«rt« lrr,«-,»,Mr
vänksckieiken «ekeilter, Lei «iokterkolg «ein ^urüok, LrosoKürei, Kostenlos
SuroK ^poUleKer Dr. ^, veoksr, «, in, b. N. in dessen 32g bei «»sssu sl.) <vi«
'12« Sur Kostet nur einige ?kennizze pro ?äg>.

gr, 3l.
«, Mai 191«,
Vit Zukunft. —
VeutsokHn Lank, Lerliu
»Hl ZI. Dezember lgl6.
») VecKsel (,nit ^ussoKIuö von d, o uvck 6> uack u>i>
5, Xoslrogntliädell bei LanKsu nvS IZsoKSrillsa . . .
6, lissiort- u, I^erndärcl-Vorsedilss« gsgsn Ki>rseqgä»^i?s
durok ^Väi-sn, I^avdt- oSsr ^,»«sr«ek«ir>s , . . .
14, «ousligs, en
1013S31K74
8367
94 097 201
34 271 88«
151541059
2 143 20«
14 157 498
1318SS
7S5 149 894 25
145 509 37S3«
196 370237
7«
6,
^?llller°,^b^?ä«el,°l/n!l? , , , 1^.9^8 493 287,46
siilila^ . „ 301 789963.69
3, ll»ed 3 I>I«uktsn kiillig , , , , ,, 178 396 295.78
^ 1? ionerlisld 7 ?ägs» Mwg , . , ^1. 768 582155,65
MM? ^ , „ 60 396 087,93
3, 0äeK 3 Kloukwri lilllig , , , . 85 674 268,43
liUeKstellulig kiir lalonsteusr' !?'>' i
77 150 700!
225 442 013
1018 639 941
105 562 S5S
329 74 S 744
ISS 2S4 320
187 973 624
49 597 219
63 763 547
91« S59 272
44 5c« «co
3159 299 243,14
21458 956
7 934 594
168 882 09«
1 428 679 526
914 852 512
0,
IIS 195 178
9 602 333
196 370 237
407 441
8929109
66000«
8 755 824
3»
250 000 000 —
17S 500«««-
2 541.60577909
122 797 512 W
«S4SS
!ls9sSS2

«. Mai
ZIr. 31
Die Zukunft.
Tur Vsrteiluv? verKIeidevlZsr 17eberscKuIZ
23 «54 774
5 219 592
,'5
37187S
7!,
1 577 S97
4 lg« «7« »2
250 00«
l 534 89« 55
1350 59«
733 722
^'!7
12115 379,91
59« 496!-
4» 1W812
894 767
24 141.064
4 «4« 179
36 999 4M 97
2 «34 320 4S
49 643 586 19
88 727 3U7 >,4
51,
11 517 383
77 209 923
7!
88 727 307,,,4
»i>sn« p«r SI. 0eU«md«r ISIS.
Aktivs. ^ ^
^^öso Sest^nä
LiksKtso»Ijes>,all<j
Voodssl-Li'sIsvS
Ick,
^ pssslv».
22 50«»»»
16 67« 751
16
2 900 »60
96» Ii.»
Sps?ia!-Iiessrvsko,»1s, , , .
190« 000
S
5 229 00«
416 625
1 35« «0«
2 314 49«
70
106112
II
163 SSV
416 625
-
16S9 99«
6!
'133 035
1143« 155
772 «Ii! 26
3S2 466 86
4 897 45S M
86 98«
53
3 737 4W
4 702 656
16
1 784 454
,7
II
43911 741
17
43 Ü4I741,1?
Le«inn» un«> Vs^Ius«-Ii«nt« psi» S>. 0e«sn,K«r ISIS.
vedet.
23« 342
2 440 931
1133 422
3 737 499
7 55« 195
öl,
452 543
6 097 652
Pk
6K
!0S
7 550 195l,2
^Se?Iln^sll 29, 1916,^

g öeriwer looloFiscder Karten II
(Zrossarti^ste 8eKensvür6i^Kelt der V^elt! s's
(Zrösste u. scKönZte kZestaurationsänIäAe äer Welt!
läSllOd ^rossss Z^oo^Srt.
mit Terrarium
InseKtsi-ium.

Zlr, 3!.
— Die Zukunft.
«. Wai 191«.
lZeutseKer küsevkaiiöel IKtieiigesel!
S!Iai2 sm 31. veiember 1915.
«i^ucl-IiicK SioKiüASnstraüs . , , . ^ Kl, 1 823378,90
^dscdreibuos IM 000,—
Li-llnclzUioK «eus <Zrü». ullg ^,Its 6sKodstr«Ss KI. 3 407 308,«0
.^dscdreibllUL 250 » 0,—
Zugang ^ ^ , . , ^ 11K93'9«
Kl.
11 «94!«
11093.00
«l^ss« und L»„KgulK»b«ll Ick. 4 429 908,^9
"vVvoliSüI , 1121420,57
Zugang sä «rissssllIsiks . ^, . . 81!) 44«M , 1042 224F0
Ijut«ilieullgeu KI, 20 357 000,—
VeioisKruve in 1915 ', , . 2SS000,—
!>I
1 «73 378!
ZI57
510 5S4
0 593 SIS
4 452 951
2« K2S lX»!
3/ ulOW
?^i> > Ulllu^rerscKreiduuesv KI. 7 403 k>00,—
»b ?i!t,'u°? . , . 2M 5.00,-
ttv^/ve^ug«'
^"^"vorlrat! von 1914 KI, 120950,13
«svinn ans 1915 „ 2 2^!>Xtt,75
LL»innn »Vorlsilung:
lioservvkollll« 5°/g vom licingevinn KI. 114150,19
4"^Uivl'>.>«i>u>° , ! , . .' 5 920 00«'—
?»^Uems »n 6«n Ä,uksioutsrai ^»K!uns von
KI, 24 000,- »nl S»uiHuoALUllK, 17 il, Li>^un««n) . . 75 885,30
4 Supsr-UividenSs ,, 9200««,—
Vortrag Illr 191S „ 129 918,33
Kl
2300««»
7 20« 000-
85 000-
2000000-
300000-
100 vi» -
I 912 MS
3 00«!-
4M-
2 409 95Z
KI, 2 409 953,88
devlnn» und Verlust»IZeciinunA «m 31. Dezember
L7 010 8ZSiU
1915.
su « t.
150 000,—
2S0 000,—
11 ««3.90
411S9Z9S
5000«-
100 OVO -
2 2SS00Z7S
71
2 097
Kl,
2 079 741
1S4 9SS
2 «44 SN,
5 ^45I41^??s??5I ^»^?

Berlin, den IS. Mai 1916.
Lebensmittel.
Hirn und Schwert.
^^edem Sterblichen, dem Einzelnen und derVolkheit,erblindet die Seele, wenn er kleiner ist als sein Schicksal und, sich selbst «rst, dann Andere darüber hinwegzutäuschen, auf ellenhohen Socken derWelt kündet,so schwer wie ihm seiKeinemje dasAthmen, das Handeln geworden, weil nie zuvor Verkennung, Neid, tück» ischertzaß Einem, wie ihm, jeden Schöpfborn vergiftet habe. Das stärtstetztrn, von dem die Erdgeschichte aus dem Bezirk derWil» lensthat berichtet, ist dem Verhängntß nicht entgangen: Bona» partes. Der ist noch im Käfig nicht trüg, nicht müde geworden; hatte noch auf Sankttzelena den hellen Geist und das frischeGe» dächiniß wie an dem Tag, da er dem Minister Dejean, in dessen langer Kostenrechnung zwölfhundertdreißig von einem Armee« co ps in Fontenay verzehrte Rationen standen, zurief: „Hier stimmts nicht.Dieses Corps war damals inRochefort und ist auf dcmMarsch nachSpanien nicht durchFontenay gekommen.Ihre tzaushaltsrechnungcn sind falsch." Eine Rechnungzeile unter Hunderten: unddieRüge wurdedurchdiePrüsung als richtig er-wiesen. Solches hätte der Unermeßliche auch in Longmood noch vermocht; noch imTodesjahr gewußt, wie viele Geschütze bei den Torres Bedras und auf den graudenzer Wällen standen. Im All >aber,als los mische Erscheinung.sah er sich immer schief.»Frankreich

verstehtmeine Stellung nicht und mißverstehtdrum fasttäglich mei«
Handeln. Die fünf oder sechs Familien, die Europens Throne
befetzt haben, ärgert, daß ein Korfe nun eben fo hoch sitzt wie sie.
Nur durchGewalt kann ich mich haltenznur durch Einjochung sie
zwingen, mich als Ihresgleichen zu behandeln; wenn sie nicht
mehr vormirzittern, ist mein Reich zerstört. Deshalb muß ich jede
feindsälige Unternehmung niederschlagen, jede Drohung schon
rächen. Was einen eingewurzelten Herrscher kaum berührt, wird-
mir zu ernster Sorge. So lange ich lebe, komme ich mit diesen
Schreckmitteln aus. Ist mein Sohn nicht ein großer Feldhäuptling^
kann er nicht, was ich kann, dann muß er vom Thron herunter.
Ein Mann genügt nicht zur Festigung einer Monarchie. Ginge»
sessene Könige führenKrieg, um eine Stadt zu nehmen oder eine
Provinz zu zerstücken; bei mir gehts immer um das Dasein, des
Kaisers und des Reiches. Auch im Inneren stehe ich anders als
ein angestammter Monarch. Der mag müßig in seinem Schloß-
Hocken und schamlos lüdern: Niemand bestreitet ihm das Herr»
schaftrecht, will ihn verdrängen, ersetzen,Niemand darf ihn, dem
nur das Geburtrecht, nicht Menschenbeistand, auf den Thron half?,
der Undankbarkeit zeihen. Mit mir ists anders. Jeder General,
wähnt, auf den Thron eben so viel Recht wie ich zu haben. Ie<^
der Sichtbare bildet sich ein, er habe mir am achtzehnten Bru»
maire den Weg vorgezeichnet. Gegen all diese Leute muß ich
streng sein; wenn ich ihnen Vertraulichkeit erlaubte, griffe ihr
Wille bald in meine Macht, ihr Finger in den Reichsschatz. Sie
lieben mich nicht; daß sie mich fürchten, genügt mir. Nach außen
und drinnen stützt mich nur die Furcht. Ließe ich sie schwinden: ich,
würde schnell entthront. Das Verdienst Eines, der so hoch zu stei-
gen vermochte, muß, als des in seinem Jahrhundert größten Man-
nes, in jeder Stunde von der dankbaren Menschheit gewürdigt
werden." Selbst Dieser also, der die großen Zeichen der Zeit aus-
klarem Auge erkannte und Tyrannis zunächst nur als eine die
Völker lnSelbstbestimmungrecht tragendeBrücke wollte, er sogar
meint, durch die Schwere des (selbst geschmiedeten) Schicksals den
Grenzen der Menschheit entrückt zu sein. Er will nicht belehrbar
scheinen: dars nicht: sonst wiche die Furcht; bräche der Balken, der-
seinMachtgehäus stützt. Da «Alexander von Humboldt für einen;
Preußenspion hält, ihm hundertmal bei Hofempfängen den Nav

men abfragt, nie aber ein anderes Wort an ihn vergeudet und dem Polizeiminister Savary die Ausweisung des Lästigen be° fohlen hat, wagt keine Schranze Widerspruch; und Graf Chapta l, Minister des Inneren, kann das Vorurtheil des Kaisers nur dadurch entkräften, daß er sich stellt, als kenne ers nicht, und vor Napoleons Ohr Humboldt als den gelehrtesten Erdforscher der Z»it und einen Pfeiler französischen Ruhmes preist. Weil dieser Mi» nister, den ungemeines Können und Pflichtbewußtsein aus dem Dutzend hebt, fo nützliche Heuchelei in jedemNothfall wiederholt und sich nie in die Aufwartekunst des mit Schwanz und Pfoten wedelnden Hündchens erniedert, wird er weggejagt. Und der Abschied durch die giftigste Kränkung der Mannheit erzwungen. Während der Minister dem Herrn Vortrag hält, läßt Bonaparte sich, abends, die Ankunft des Fräuleins Bourgoin (von der (^omecile^ran^ise) melden, das jederHöflingundLakaialsChaptals Freundinkennt.«Sie soll warten; ich bin bald fertig. "Der Minister hört, daß sein Mädchen für einen Nachtbesuch zum Kaiser geholt worden ist; rafft seine Papiere zusammen, geht: und schickt am nächstenMorgen dieBitte umschleuttigeVerabschiedung in dieTuilerien. Mußte, nach solcher Gefühlswirkung, erst das Geheul im dresdener Gespräch mit Metternich, erst die klägliche Flucht aus Fontainebleau erweisen, daß der Korse kleiner war als sein un» geheures Schicksal? Den Baumeister Ibsens scheucht Schwindel vom First der Häuser, die seine Kunst schuf. Bonaparte, der als Sechsundzwanzigjähriger in Italien, mit einem dünnen, schlecht gerüsteten, schlecht genährten, gekleideten Heer vier österreichische Armeen schlag, von dort bis an Wiens Thore vordrang und, wie auf goldenemWagen der KriegsgottAres.durch Europa toste, ver» steigt sich in den Wahn, als Imperator einsam auf einer schlanken Säule, von Kanonen und Bayonnettes, von Furcht und Schrecken geschirmt, Hausen zu können. Zu müssen: weil er anders ist, als jemals zuvor irgendein Sterblicher war, sich in anderem Glanz, von ganz anderer Gefahr, Mißgunst und Tücke umlauert sieht; weil ein Sondergebild seiner Wesensart nur auf halber Höhe zwischen Gottheit und Menschheit zu athmen vermöchte. Als die Säule geborsten, dann, mit Blutkalk, vermörtelt war, hielt, über dem Grab des Glückes, auch der Glaube nicht mehr als Bindemittel; trug der nur fürs Auge geheilte Schaft nicht länger die

Herrlichkeit. »Denn mit Götteln soll sich nicht messen irgendein Mensch. Hebt er sich aufwärts und berührt mit dem Scheitel die Sterne, nirgends haften dann die unsicheren Sohlen und mit ihm spielen Wolken und Winde. Was unterscheidet Götter von Menschen? Daß viele Wellen vorIenen wandeln, ein ewiger Strom; uns hebt die Welle, verschlingt die Welle und wir versinken."
Weil er, in stolzer Bescheidung, sich immer, noch auf nie er» träumten Machtgipfeln, als Menschen, nur Menschlichem nah verwandt fühlte, konnteBIsmarck seinWerk schaffen und in dau» erndes Gedeihen fördern. In keiner Minute seines vielfarbigen Erlebens hat er die Lösung ans dem Allzusammenhang erstrebt. Vor die Hauptausgabe feiner Reden das terentische tt«m« sum gesetzt; und schon verdrossen dreingeblickt, wenn der Trab einer geschmeidigen Zunge einen Genius oder Dämon in den Hünen» leib einquartirte. Auch er hat seine Viston gestaltet; auch er ge» wüßt, daß Recht überall aus Macht wurde. Doch sein Werkzeug war der Gedanke; und sprach im Hirn Bonapartes der Feldherr, so in Bismarcks der Künstler das erste Wort. DerUrkünstler vom Stamm des Buddha, Moses, Perikles, der nicht aus schlechtem Wortstosf, aus verwitterndem Stein und zerschleißender Lein» wand, sondern aus Willen und Herzen vieler an eine Daseins» kcttegereihtenMenschengeschlechterseineSchöpfungwirkt. Humor und Skepsis (solche Wörter aus Menschheitbesitz soll auch der Allzudeutsche nicht übersetzen), die dem Korsen stets fern blieben, waren im Waid und am Hof, in der Pommernhaide und am biarritzer Strand, im frankfurter Bundeshaus und in der fried« richsruher Allväterstube des Märkers zuverlässigste Gesellen: und hielten ihm den Drang nachUeberhebung in Goltähnlichkcit eben so weit vom Hals wie der fröhlichen und der düsteren Mo jestät seines Vetters Shakespeare, des im Bezirk der Vorstellm-z und hoherBildnerkunst stärkstcnHirnes.DiesemDeutschensdurch dessenAdern gewiß auch Slawer, blut rann) wurde sein Sankt He» lena der Sockel zu neuerGröße; dieallezuvorerlangtenochüber» ragte. Ihm vollendete Leidens Bitterniß erst die Persönlichkeit. Grund zu Klage über Neid, Undank und jegliche Form der Gc» meinheit hätteauch ergehabt, den Parteigenossen, in seinerAmte» zeitund in den Tagen der Vehme, niederträchtig verdäch ,igten, den neun Zehntel der Heimathpresse inDreck zerrten, der von ihm ge»

schaffeneReichstagohne ein Nachrufsworl scheiden ließ und «Auf-
rechte" vomSchlag derBennigsen,Miqael,tzohenlohe wie einen
Pestkranken mieden. Lächelnd sprach er, halb mit Erbarmen, von
soIämmerlichem; und verkletterte sich nie auf die Zinne des Luft»
spiegelschlosses, wo ein Mensch thuimho-h über der Menschheit
thront. Weil seines Geistes Acker früher bestellt und gründlicher
gepflügt war als Bonapartes (der armistice mit amnistie, section
mitsessionverwechselteund die rentesvisgeres, nacht: üzendemTe»
hör, voyaZeres nannte). Weil in ihm des Künstlers Fähigkeit war,
die Wcli als Schauspiel zu genießen, an dem er mitwirkte und das
er nun, ruhend, betrachtet. Weil er nie von dem Allmachtrausch
des Feldherrn trunken ward, der sich berufen, durch H!mmcls»
befeh. verpflichtet glaubt, Recht und Gesctz mit dem Schwert zu
zerfetzen und Ordnung zu stiften, die seinem Heer, der Sicherung
seiner Zerstörerarbeit frommt. Obwohl er die Schmiedung der
preußischen, der deutschen Waffe ermöglicht und vor unvermeid»
licher Anwendung nicht gezaudert hat, ist Bismarck vom Feind
selbst nie als Vertreter des «Militarismus" gescholten worden.
Der droht nicht von allgemeiner Wehrpflicht, langer Dienstzeit,
starker Rüstung und steter Züchtung der Führer aller Grade. Der
wird erst, wenn der im Heer heute noch unentbehrliche Geist bis
in die Tiefen des Bürgerthumes fortwirkt, bis auf die Höhen, wo
Reichsfchicksal berathenwird; wenn das Denkorgan hörbaremUr»
theil weniger gilt als irgendein K riegsge räth; dienutzlose, dumme
Knebelung unbequem selbständigenMeinens nirgends mehr red»
lichen Zorn weckt; der Beamte (in Fritzens und Steins Aus»
drucksweise: ein Volksdiensibote) sich dem Unbewaffneten, derihn
bezahlt und dem er würdig zu dienen hat, vorgesetzt wähnt. Das
in solchem Zustand heimische Volk ist im Wollen und im Ge»
fühl militarisirt; hat seine Sache auf die Kugel der Kriegs»
fortuna gestellt und muß auf Politik eben so verzichten wie auf
innere Gemeinschaft mit anderen, nicht durch den Zufall des Krie»
ges ihm angeketteten Völkern. In diesem Zustand, der im letzten
Lustrum Bonapartes den Zusammenbruch der Kaiserei vor»
bereitete, sah Bismarck die Lebensgefahr, die der kräftigste Staat
nicht gesund überstehen könnte. Weder für sich noch für seine Lands-
leute ersehnte erTriumphatorsruhm.dessenTropengluth in jeder
Zone die Seelen ausdörren muß. Nie hat er darüber geklagt, daß

Moltkes Generalstabswerk seinenNamen nicht nannte; nie aber auch, nicht einmal inKriegszeit, dietzerrschaft des Soldaten über den Staatsmann, des Werkzeuges über den Meister, geduldet. Wehrhaft zu sein, zu bleiben, dünkte ihn Pflicht; nicht weniger wichtig, durch Rechts wahrung und Achtung fremden Volkswerthes die Thür zur Freundschaftwerbung offen zu halten. »Greifen wir an, so wird das ganze Gewicht der Imponderabilien, die viel schwe» rer wiegen als die materiellen Gewichte, auf der Seite der Gegner sein, die wir angegriffen haben. Die deutsche Politik hat nicht auf Prestige hinzuarbeiten; da sie Interessenpolttik, nichtMacht-Politik, sein soll, ist jetzt ihre Aufgabe, Kriege zu verhindern.Das kann sie, wenn die Leiter das Geschäft verstehen, auch, ohne dem deutschen Volk so schwere Opfer aufzuerlegen, wie die neueMilitärvorlage thut." 1893: als General Von Caprivi die russische Rückoersicherung, wie von zehn Wasfenrockträgern mindestens neun, «zu komplizirt" gefunden und Politik durch Militarismus (mit Freisinnsstuck) ersetzt hat. Von Staatsmännern, die ihr Geschäft zu verstehen behaupten, forderte Bismarck, daß sie ihr Land vor Aeberfall schützten und, wenn sies nicht vermochten, keinen Wehlaut über Unglimpf und Niedertracht ausstießen. Denn: jedem S!erblichen erblindet die Seele, wenn er kleiner ist als sein Schicksal und, sich selbst erst, dannAndere darüber hinwegzutäu» scheu, auf ellenhohen Socken der Welt kündet, so schwer wie ihm seiKeinem je dasAthmen,das Handeln geworden.weil nie zuvor Neid und Haß Einem, wie ihm, jeden Schöpfborn vergiftet habe. Zwischen den Wegen Bonapartes und Bismarcks muß Deutschlandwählen. Will es Triumph (alsoseinen Enkeln sicheres Anheil): dann muß es sich ausder Menschhe tgemeinschaft lösen, jedem unfreundlichem Auge mit blankem Schwert drohen und seinen Krieg, ein Jahr, zwei Jahre, weiterführen, bis rechts und links „annektirt und evakuirt" werden kann. Will es indiemaj>» slätische Vernunft zurück, die es bis in Mannbarkeit betreute: dann muß es aus falscher(alsofortfälschender)Ideologie sichrasch in die Erkenntniß retten, daß Kriegsmittel den Krieg höchstens noch in Wassenstill stand enden können. Verriegeln die Kriegs» gewinnheimser ihren Schädel noch länger dieser Gewißheit und rühmen, was aller Gräuel grausester ist, durch den Mund ihrer Miethlinge, Magister, Schreiber, Verbandssekretäre, als Hoch»

zeit: ihre schäbige Sache ist nicht des deutschen Volkes. Das sehnt sich aus Nebeln in Klarheit. Glaubt nicht mehr, daß der ganze Westen, der breite Ostrand Europas nur von Gaunern, Strolchen, Straßenräubern bevölkert sei. Will nicht seinen Stempel fremder Volksart gewaltsam aufprägen noch die eigene als Allheilmittel ausbrüllen, von dem die Welt, mag sie auch Tod vorziehen, ge» nesen müsse. Will nicht Gewöhnung in Prahlsucht und Lüge, sondern Lüftung seines Hauses und Läuterung seiner Seele: als den einzigen Ertrag, der abscheuliche Metzelpflicht heiligen kann. Getzt diese Mehrheit, die an Zahl und gesundstämmiger Natur überwältigende, sich leise gegenProfitwuth durch, die, unbewußt «der bewußt, ihr Kriegszlel für des Vaterlandes ausgiebt, dann weicht die Militarisirung der Geister, endlich, wieder in den ihr HörigenBezlrk: und fruchtbare Politikerarbeit wird möglich. Dann müssen wir, uns, nicht Fremden, zu Nutz, gestehen, daß wir die «ns feindlichen Völker eben so verkannt haben wie sie uns; ihre Streitkraft und ihre Seelenstärke. Der schlecht besonnene, nach voller Erfüllung noch unergiebige Wunfch, fiebenzig Millionen Menschen derWeltin bis insWinzigste spaltloserWollenseinheit zu zeigen, muß bestattet, den allzu lange gebundenen Geistern die Freiheit zu Wirkung durch den Gedanken wiedergegeben werden. Der Minister, Staatssekretär, Präsident dem Wink derMilitär» Gewalt nur da gehorchen, wo ers vor Gewissen und Volkheit ver» antworten kann. Die ganzeNationjederVerlockung inGeschimpf und Geflenn stolz widerstehen; die Trugkunst Derer, die Stimmung .machen" wollen, wie eines Hausdiebes Schandthat verachten; in edler Tapferkeil alle Kriegsmittel abwehren, von denen nicht Entscheidung, nicht anständiges Ende des Kampfes zu erwarten ist. Deutschland muß wählen. Heute. Sonst wird es zu spät.
Wer noch im zweiundzwanzigsten Kriegsmonat Belehrung durch Beispiel braucht, mag sie aus dem Rückblick auf den beut» Ichen Zwist mit den Vereinigten Staaten von Amerika holen. In Aeuer Geschichte fände er nirgends zwischen Militarismus und Dolitik eine breitere Kluft. Der Seestratege, der den Trumpf sei» ner Hoffnung, den Dreadnought, fürs Erste zurückhalten muß, kann nur mit einer Waffe, dem Tauch boot von zulänglichem Fahrt-radius, England, den mächtigsten Feind, ernstlich schädigen. In Znseleinsamkeit.Rohstofsmangel.Nahrungnoth.Friedensbedürf«

niß zwingen oder nur durch schmerzende Nadelstiche in grimmere Kriegswl.ch Srgern?DieseFrage mußte der Staatsmann stellen; und ihr andere nachschicken. Ist vom Platz des Unterseebefehls» Habers aus ein neutrales von einem feindlichen, ein bewaffnetes von einem unbewaffneten Handelsschiff sicher zu unterscheiden? Auf den großen Wasserstraßen die vomWillen einer Macht ver» kündete Abgrenzung eines unbefahrbaren «Kriegsgebietes' in beschworenes Völkerrecht einzustügen? Ist der Nutzen eben so gewiß wie der Schade, der durch die von solcher Kriegsführung untrennliche Kränkung der Neutralen entsteht? Wird unsere gute Sache nicht, selbst vor freundlich Gesinnten, darunter leiden, daß wir genöthigt sind, aus dem Wasserversteck Wehrlose, Greise und Kinder, Frauen und Krüppel, in Qual und Tod zu schleudern?' Erst nach der Antwort konnte Entscheidung fallen. Triumphsucht hätte vielleicht erwidert: »Wenn wir jedes erreichbare Schiff, ohne seiner Herkunft, seinemZiel undZweck(Fracht oder Passage) nachzufragen, torpediren und, aus Grundsatz, den Fahrgästen und der Mannschaft Rettung, auch, wo sie bequem wäre, versagen, ist schnelle Verödung der Zone, die wir .Kriegsgebiet' heißen, wahrscheinlich. Der höchste Sold wird für eine Fahrt in fast sicher ren Tod nicht Seeleute heuern.Ueber drei Monate hinaus langt Englands Nährmittelvorrath kaum; fangen wir im März, noch vor der Weizeneinfuhr, mit ganzer Arbeit, ohne Gewissensschwin» del, an: im Hochsommer winselts um Gnade. Spätestens; Sal-peter, Mangan, Kupfer, Nckel, Baumwolle, Gummi, Leder kann ihm schon früher ausgehen oder, von der Luft aus, in den Docks vernichtet werden. Menschheit und Menschlichkeit sind Begriffe,, mit denen nur der Schwächling noch seine Traumpaläste möblirt; nehmen wir sie in unser Zeughaus auf, dann wird daraus nichts Rechtes. Ich wende die Waffe an, die ich habe, und bürge, so lange kein Unbefugter mir dreinreden darf, für den Erfolg. Je» der Schiffsbauch von Torpedos oder Minen geschlitzt, nie Mann noch Maus gerettet, Luftbomben, wie Hagelwetter, aus Städte undDörfer,Belgier,Nordfranzosen,Russen,Serbendurch HungerzuFlehrufen anihreRegirungengekirrt:so wirdFriede." Wird vielleicht Eintagstriumph; dem Aechtung, Scheidung aus t> em Menschheitkreis, Verzwergung auf ödem Strand, hinter Haß-riffen, folgen müßte. Wer Menschlichkeit zu den überwundenew

Begriffen warf, sinkt inThierheit. Wer im zwanzigsten Iahrhun^
dert nach dem Christus sich in Kriegsformen entschlösse, deren
tzammurabis und Agamemnons Heere sich geschämt hätten, dülfte
nicht staunen, wenn wider ihn der kleine Ring menschlichen Ge»
meinsinnes sich in Eisenstachel aufsträubte. Und wäre auch nur
kurz befristeter Triumph ihm gewiß? Durch dieKanalluke, die von
deutscher Hand nicht zu schließen ist, könnte England des Lebens
Nolhdurft erlangen; und auf Behagen spendenden Ueberfluß so
willig wie wir verzichten. Leichter: denn es wüßte, daß ihm bald
neue Helfer erstünden. Wirksamer, also gewissenloser Unterfee»
krieg riefe die Vereinigten Staaten an die Seite unserer Feinde.
Wir verlören die in ihren Häfen liegenden Schiffe und die Mög»
lichkeit, von der Funkenstation Sayville aus Nachricht, die uns
als wahr gilt, über Mittel» und Südamerika hin zu säen. Wie
lange würde es danach dauern, bis Argentinien, Brasilien,Chile,
deren Herz für die Lateinerfache schlägt, sich der Nordvormacht
ihres Erdtheiles anschlössen? Kein Emopäerstaat dürfte noch auf
Ueberseezufuhr rechnen; keiner drumAusfuhrerlauben, durch die
ihm felbst das Nahen des Nothstandes beschleunigt würde. Die
letzten Sperrlücken schließen sich, das Getröpfel hört auf undSelbst-
erhaltungtrieb zwingt die in Europa noch Neutralen in den Un»
terstand neben derSkeitgruppe, an deren endgiltigeUebermacht
sie, unter solchen Umständen, glauben. Mit zwei oder drei Gc»
nossen stünden wir bald im Kampf gegen zwei Welten. Das hat
der Politiker erkannt. Nur, leider, nicht früh genug; erst, als die
Machtfehde zwischen militärischem und politischem Wollen, zwi-
schen Schwert und Hirn, vach altem neues Unheil gestiftet hatte.
Deshalbwarnoch ein Jahr nach dem (nichtnurvon Ewig-Blinden
bejauchzten) Untergang der»Lufitania"von Schrecken undAngst
Nutzbares nicht erreicht. Und die Note vom vierten Mai nöthig.
Wozu sie durchleuchien? IederSachverstanderschaudertvor
ihrenFehlern. Eine voninternalionalerPslichtgcfordeite Schrift
kann niemals gelingen, wenn zweiDrittel desRumpfesZwcckcn
innerer Politik in Diensibaikeit zugekrümmt werden. Ton» und
Machart recken sich nicht um eines Nagelrandes Breite über die
Sussex-Note: und so istAlles gesagt. Besonders unerfreulich die
Wehklage über die »Hungerqualen vieler Millionen vonFrauen
und Kindern." Daß der Feind uns im Kriegsfall die Seezufuhr

"Ms
sperren werde, hat schon Caprivi, 1893, als unvermeidlicheFolge harten Kampfes erwähntunddamttdieForderung großer Kreuzer begründet, die den Weg in unsere Höfen vor Verschluß schützen sollten. Ohne irgendeinen Anflug von Sentimentalität sprach Bis» marck darüber.»Droht tzungersnoth, dann können wir Kartoffeln essen, statt Branntwein daraus zu machen. Der Nebergang von Rüben» zu Getreidebau würde aber erst möglich, wenn der Krieg zwei Jahre dauerte. Das braucht Graf Caprivi, der keinen Ar und keinen Halm besitzt, nicht zu wissen; aber es würde uns be» ruhigen, wenn wir einen Kanzler hätten, ders wüßte." Da Bis» marck meinte, schon eine franko»russische Seesperre werde unbrech- bar sein, und weder anmehrjährigenKriegnochgaraneinengegen England zu führenden dachte, empfahl er, den Brotgetreidebau so zu fördern,daßDeutschland ohne ernste Sorge das Stocken der Zufuhr ertragen könne. In Marinevorlagen und Agrarpro» grammen der seitdem verstrichenen dreiundzwanzig Jahre Haider Hinweis auf die tzungersgefahr oftund wirksam um Kriegsschiffe und Schutzzölle geworben; ist niemals aber gesagt worden, erst nach Völkerrechtsbruch könne diese Gefahruns dräuen. Was nur imInland.von dem imSchattenwohnendenVolkstheil,geglaubt wird, taugt nicht in Noten, die das ganze Erdrund mißtrauisch durchhechelt. Die Rüge, den britischen Aushungerungplan nicht vereitelt zu haben, dürfte Präsident Wilson mit der Antwort ab» wehren, er habe hundertmal ja aus Deutschland, von der höchsten Amtswarte, gehört, daß dieser Plan schließlich scheitern müsse. Isls so: dann brauchen wir Wilsons Singriff nicht. Ists anders: dann mußte Klugheit abrathen, die Amerikaner ahnen zu lassen, wie wichtig uns gerade jetzt eingutesVerhältniß zu ihrer Staats» acwalt undWirthschaft sei. Doch beträchtlicher als derInhalt der Llote ist der allen Tauchbootführern verkündete Befehl zu Rück» kehr in dieFormen des Kreuzerkrieges.Damit istdietzauptforde» derung der Vereinigten Staaten zugestanden und, trotz d.nunwir» schen und wehleidigen Sätzen, dem Bruch einstweilen vorgebeugt. „Die Wirkung endgiltigen, gegen Nachforderung fest verktt» teten Einvernehmens wäre für uns gewaltig. Nur dürfte es nicht mit saurem Gesicht bereitet, empfangen werden. Wir wollen nicht thun, was der Feind wünscht; aber auch keine Giftpille schlucken. Weder Unwahrhaftigkett noch Schiebung. Jeden Kampf, der sein

muß. Keinen vermeidbaren; keinen, aus dem nur Schreckens-
herrschaft den Sieg holen kann. Kleidet die Antwortnote anAme-
rika dendeutschenWillen zu organisirtem, jedemStaatdas Hoheit-
recht wahrenden Frieden in das dem großen Gegenstand ange»
Paßte Gewand (ohne Geckenborte und Mißtrauensbehang): wir
wären um eine wichtige Wegesstrecke vorwärtsgekommen; und
öemSchreckgespenstdesMilitarismus würde noch unterSommer-
monden ein Kopf abgehackt." Die Hoffnung, die ich vor derVer»
öffentlichung der Antwortnote hier aussprachest leidig enttäuscht
worden. Den Lärmern hat Herr von Bethmann sich nicht gebeugt;
aber auchdie Stunde nicht ausgeschöpft, die niemals wiederkehrt.
Wäre er in seines Schicksals Größe emporgewachsen, dann hätte
er jeden zänkisch scheltenden, jeden um Mitgefühl wimmernden
Ton verboten und das Hauptstück so, ohne Bedingniß, geformt:
»Daß wir im Daseinskampf gegen eine an Volks» und Heeres-
zahl uns ungeheuer überlegene Koalition jede erlangbare Waffe
anwenden, braucht in der Auseinandersetzung mit einer Nation
von dem Selbstbewußtsein und der wehrhaft enIugend der ame-
rikanischen nicht erst begründet zu werden. Wir sind aber auch
überzeugt, durch die unlähmbare Wucht unserer Kriegsführung
der großen, uns nicht minder als Anderen heiligen Sache der
Menschlichkeit, der Civilisation und des Friedens besser als mit
rasch gesprochenen, rasch verhallenden Worten zu dienen. Woran
ist im letzten Jahrzehnt jedes Streben nach internationaler Ver»
«inbarung über alle dazu geeigneten Wehrfragen (derLand» und
der Seewaffe)gescheitert? An der Thatsache,daß dieMachtgruppe,
die solche Vereinbarung laut empfahl, von dem stillen Wunsch ge-
leitet war, uns und unsereBundesgenossen in derEntscheidung-
stundeinternationalenRechtsstreiteszumajorisiren;unsdenWil-
len einer Mehrheit aufzuzwingen, der die uns feindsälige Gruppe
stets gewiß sein durfte. Solchem im Voraus bestimmten Spruch
sich zu beugen, hätte das Selbstachtungbedürfniß des deutschen
Volkes niemals erlaubt. Jetzt erst, da erwiesen ist, daß selbst die
stärkste Koalition uns, in noch so langwierigem Kampf, nicht nie»
derzuringenvermag.daßalsodie Stimmenmehrheit nichtder Aus»
druck einer ^lebermacht war, sind haltbare Grundlagen für inter»
nationales Abkommen über Wehrfragen möglich. In der außen
und innen unerschütterlichen Stellung, in der uns nach einund»

zwanzig Kriegsmonaten das Auge der nicht befangenen Mensch» heit sieht, braucht kleinliche Furcht vor Mißverständniß uns nicht von der Gewissenspflicht abzuschrecken, die gebietet, unsere Be> reitschaft zu organifirtem Frieden (bei ungeschmälerterWahrung aller Souverainetätrechte) freimüthtg auszusprechen. IedenWeg, der an dieses Ziel führen kann, werden wir, von welcherSeite er auch empfohlen werde, willig und ohne Vorurtheil prüfen; er» weist er sich als beschreitbar, dann war das furchtbare Völker» ringen für Menschheit und Menschlichkeit nicht ertraglos; dann kann ihr aus der Blutsaat unverwelkliche Frucht reifen. Aber wir können warten und den feindlichen Völkern getrost und mit reinem Gewissen die Erwägung derFrage überlassen, obVerftan» digung auf der hier angedeuteten Basis, im Geist der großenZei» chen unserer Zeit, nicht fortwährender Entkräftung ihres Staats» törpers, sicherer Verwüstung Europas und bisher auf keinem einzigen Kampfgefild bestätigter Siegeshoffnung vorzuziehen ist.' Der deutsche Gestus mußte rasch und groß, kühn und vor» nehm sein. Auf Amerika und die anderen Neutralen, für die Herr Wilson sprach, nicht auf unsereWüthericke, Wirkung ertrachten. D'e ward, noch einmal, verpaßt. Daß in diesem Zwist der Präsi» dent harte Zwangsmittel gegen England nicht versprechen könne, die Erwähnung solchen Wunsches deshalb von Klugheit und Würde Widerrathen werde, habe ich schon am zweiundzwanzig» slen April geschrieben. Ungern lesen wir jetzt in der (einstweilen) letzten Note aus Washington: die Regirung der Vereinigte« Staaten werde nicht dulden, daß der berliner Beschluß, die am vierten Februar 1913 angekündeteAnterseetaktik aufzugeben, nn i"gendeine Bedingung geknüpft werde. Das wäre, wie alleW > rung der fünfzehn bangen Monate, vermieden worden, wennanch über dem Wasser Staatsmannsgeist geschwebt hätte. Der wcitz: Was Entscheidung verzögert, was peinigt, ohne nach Menschen- ermessen Vernichtung vorzubereiten, ist immer (und glitzcit eZ noch so hell) gefährlich. Wäre unsere Stellung ungünstiger, wenn Politik vom ersten Tag an dem Tauchbootkrieg nur die Zcr» störung feindlicher Streitkräfte als Ziel gesetzt hätte? haben wir Vortheil davon, daß ein paar Hundert Briten und Neutrale er» tranken? Wiegt diesunbequeme, nicht unerträgliche)Verengung des englischenFrachtraumes den Schaden auf, den der versteckte

Kampf gegen Unbewehrte uns im Welturtheil schuf? Still denke I der den drei Fragen nach. Der allgemeine Mißmuth über die berliner Mainote und derenFolgen ist nutzlo?.Wir müssen vorwärts. Aus Triumphsucht in Vernunft; aus Militarismus in Politik. Sonst senkt das Unwägbare den Feinden die Schale. Weltrüstung wird nach diesemKrieg unmöglich; daß sie von uns versucht werden könne, schreckt selbst freundlich Neutrale aus dem Wunsch deutschen Sieges. Weiset ein Ziel, das die unbefangene Menschheit freudig ersehnen darf! Entschnüret Euch dem Wahn, ringsum regire, überall,krämernde Habgier den Willen. Nur mit erblindeter Seele leben Menschen und Völker von Brot allein. And keines anderen Eroberers Werk währt als des Gedankens.

Psalter und Harfe.

Kolmar von der Goltz hat den einzigen Feldherrnerfolg, den in diesemKrieg ihm dieMachtvertheilung ermöglichte,nicht mehr geschaut. Der (nicht ruhmlose, doch) ertragloseAusgang desZuges, den im vorigen Jahr General Townshend, mit ungefähr drei» tausend Briten und zehntausend Indern, vom Ufer des Perser» golfes aus begonnen hatte, ist im Wesentlichen wohl der goltzischen Strategie zu danken. Townshend hatte die Türken aus ihren Stell» ungen am Schat-el-Arab gedrängt und einen aufdenTrümmern von Ktefiphon, zwanzig Kilometer vorBagdad, eifochtenenSieg gemeldet. Wurde dann aber, im November 1913,von neuenTür» kendivisionen hundertfünfzig Kilometer weit zurückgeworfen und in Kut«el»Amara eingesperrt. Hundertdreiundvierzig Tage lang hat er sich dort gehalten; sich erst in Gefangenschaft ergeben, als sein Geschotzvorrath fast völlig verbraucht, seine Mannschaft ohne die nöthigsteNahrung,jeder Entsatzversuch des GeneralsAylmer gescheitertund dieProvIantzufuhr (auf dem Tigris) mißglückt war. Im Gesammtbild des Völkerkrieges fcheint die Waffenstreckung der tapferen kleincn Schaar ein unbeträchtlicher Fleck. Doch den Türken war sie, nach dem Perlust von Erserum, Trapezunt und wichtigen Bezirken armenischen Landes, gewiß eine Freude; weil sie den Sultanstruppen das Selbstvertrauen gestärkt und für ab» sehbare Zeit die Gefahr anglo° russischen Zusammenwirkens getilgt hat. Und die Kunde, daß nicht nur bei Gallipoli, sondern auch am Tigris England von Türken geschlagen worden ist, muß in Indien,

besonders unter den sechzig Millionen dortlebenderMohamme«-
daner, Britaniens Ansehen arg schmälern. Als Kut°el»Amarc^
siel, war Goltz schon derOual desF eckiyphus erlegen. Jahre lang!,
galt er als Deutschlands tüchtigster General; war, außer dem alten
Grafen tzaeseler, der einzige, den das Ausland kannte. Nicht ohne
Fehlzdoch eine Persönlichkeit und nicht nur, wie Schlieffens spitze
Zungegespottet halte, «halbTürke, halbIomnalist-.Seineyaupt-
werkel.über dieGeschichte und dieEntwickelungdes Krieges) wer»
den dauern; und wer den kleinen altenHerrn, no ch vor zwei Iahren,
aus dem Pferd im Grunewald sah, merkte sogleich, daß er, trotz der
Brille, nicht einen Stubengelehrten vor sich hatte. Die Organi^
sation und Erziehung des Türkenheeres hatte ihm Ruhm singe»
tragenden auch die nachhamidischeZeit, dietzerrschaft desAus»
fchusses für Einheit und Fortschritt, nicht zu bleichen vermochte^
Ob ihm aber lieb war, daß die Mehrheit der Lands leute ihn immer
Goltz Pascha nannte? Als Deutschen, als Ostpreußen fühlte der
Mann sich,den eine Bürgerstochter dem bielkenfelderFreiherrrr
geboren und der selbst dann hinter der Schwelle des vierund»
zwanzigstenLebensjahres aus nichtadeligem Haus die Gefährtirr
erkiest hatte. Ein Sonderling, hieß es, der kaum noch in unsere Tage^
paßt; ernsthaft, ohne Schimmersucht, mitunbeugsamemWillen zu
Wahrhaftigkeit. Seit er an der Spitze desIngenieur» und Pionier»-
corps gestanden, das Festungwesen geleitetund, sechs Jahre lang,
das Erste (ostpreußische) Corps geführt hatte, sah das Heer in ihrrr
den mannichfach Erfahrenen und Bewährten, der, Wenns einmal?
sein mußte, die Armee gegen Rußland führen werde. Das war
«sein" Krieg; der, dessen Nothwendigkeiten und Möglichkeiten er
wie kein Anderer durchgrübelt hatte. Schicksal des Menschen, wier
gleichst Du dem Wind! Wäre, als Generaloberst Von Bock uni»
Polach,wegen hemmenden Slechthumes, dieBerufungzum Ober»
befehlshaber im Osten ablehnen mußte, im August 1914 die Wahl
aus Goltz gefallen: nachMenschenermefsen wäre er als Feldherr
des von LudendorffsPlanen geleiteten Heeres eben so berühmt ge»
worden, wie Marschall Hindenburg heute ist. Kolmar Goltz, der
schon 1866, als Lieutenant, bei Trautenau verwundet, 1370 als-
Generalflabsoffizier ins Oberkommando der Zweiten Armee auf»
genommen worden war, blieb zunächst, ohne Wirkenskreis, im
Berlin; wurde dann Kaiserlicher Statthalter in Belgien (aus dem

brüsseler Palast trieb das Kriegerblut in fast jedem Morgengrau
denAlten in die flandrischen Schützengräben);undfolgteeinpaar
Monate später dem Ruf des Sultans in die Türkei. Was er in
Konstantinopel und aufGallipoli fürdieBereitschaftundWider»
standsfähigkeit des Osmanenheeres geleistet hat, wird die Kriegs»
geschichte uns lehren. Wer aus Südost heimkehrte, pries die un»
erschöpfliche Lebenskraft, den unermüdlichen Eifer desDreiund»
stebenzigers; halbe Tage lang auf dem Gaul; immmer der Erste,
der Letzte im Dienst. Wie einIüngling froh, da, endlich, eine vor»
wärts weisende Aufgabe ihm winkte. Nun erst, rief er lachend,
«wird sich zeigen, ob ich ein richtiger Feldmarschall bin oder nur
den Titel mit Würde trage!" Das hat sich gezeigt. Townshends
Zug war, wie die meisten Britenunternehmungen bisher, von Di»
lettanten besonnen und schlecht vorbereitet worden. Daß er aber
so früh, fo weit vorBagdad, das er erobern sollte, zum Stillstand
kam und die starken Mannschaftbleibsel in Kut»el»Amara durch
Geschoßmangel und Hunger gebändigt werden konnten, ist doch
wohl der Strategie Goltzens zu danken. Danach, rief ein junger
Lieutenant, der ihn schwärmend geliebt hatte, »war der?our
diente dem Alten totsicher." Der hätte den Entgang des Ordens
leichter verschmerzt als zuvor das Schwinden derLVirkensmög-
lichkeit. Auch Charles Townshend (ein als Schwiegetsohn des
belg0'jüdischenWahlsranzosenCahen d'Anvers parisirterVrite)
hat geknirscht,als er,statt einesBefehlshaberamtes inFlandern,
eins in Mesopotamien «hielt; ist aber jung und darf auf einen
langen Schaffenstag hoffen. Kolmar Goltz ist, auf Asiens Erde,
im Bett gestorben, ehe er den Umfang des Feldherrnkönnens zu
osfenbaren, zu leben vermochte, was er gelehrt hatte. Ueber den
Wassern des Tigris singen goethische Geister: „Des Menschen
Seele gleicht dem Wasser: vom Himmel kommt es, zum Himmel
steigt es und wiederniederzur Erde muß es, ewigwechselnd. Wind
ist der Welle lieblicherBuhler;WindmischtvomGrundausschäu»
mende Wogen. Seele des Menschen, wie gleichst Du dem Wasser I
Schicksal des Menschen, wie gleichst Du dem Wind!" Die Kau»
kasusarmee Nikolais Nikolajewitsch muß in Armenien nun, da im
Land der zwei Flüsse Türkentruppen frei geWörden sind, auf kräf-
tigeren Anprall gefaßt sein. Und die Engländer müssen sich über
die neueSchlappe mit der lauten Betonung derThatsachehinweg«

trösten, daß der Irenputsch derPearse undCasement nicht klüger vorbereitetwar a's dasBagdad°Abenteuer, daß von derGrünen Insel, so lange Redmond mitCarson geht, nichts Ernstes zu fürchten istund daßihremHandelderTauchbootgrausnichtmehrdroht.
Am vorletzten Apriltag haben die Vertreter Englands.Frankreichs, Italiens, Japans und Rußlands demBaronBeyens, der im tzavre dieAuswärtigenAngelcgenheitendes Königreichs Belgien leitet, eine Note übergeben, deren Wortlaut die fünfMächte verpflichtet, »dazu mitzuwirken, daß der Friedensschluß dem Königreich Belgien den Besitz des ungeschmälerten Kongostaates sichert und dieseKolonie von den Verlusten, die sie(durchden Angriff deutscher Schiff» und Landmannfchaft) erlitten hat, besonders entschädigt." Die Bürgschaft der Fünf kommt spät. Daß sie jetzt kommt, nährt den Glauben, KönigAlbert habe den Rath der Vernunft gehört,nach einundzwanzigMonaten fruchtlosen Wartens nicht noch länger auf die Hilfe der Genossen zu bauen, sondern sich, ehe es zu spät wird, mit dem Deutschen Reich zu verständigen, dessenKanzler imApril die Räumung Belgiens verheißen hat. Stärkere Beschwörung, als je vernommen ward, soll Vernunft übertönen. Deshalb jetzt die Doppelversicherung: In Westeuropa und in Mittelafrika bleibtDir,König,Alles,wasDu imIuli1914 besaßest, und alles Zerstörte wird auf des bösen Feindes Kosten wiederhergestellt. Wichtiger ist, daß die selben fünf Mächte sich verpflichtet haben, nur gemeinsam, nicht jede für sich, mit dem DeutschenReich einen Handelsvertrag abzuschließen. Wenn die Sintfluth verlaufen ist, herrscht in den fünf Hauptstädten wohl wieder Besonnenheit. Aber der übereilte Beschluß war als eine Folge des alltäglichen Geredes über den Mythos von dem sich selbst genügenden Mitteleuropa vorauszusehen. War dieses Gebild, das sich (daher der Name) von der Nordsee bis nach Bag» dad dehnen soll, nicht, ehe Krieg wurde, den Wirthschaftern just so erreichbar? »St hrschön; nur nicht viel reden": FranzIoseph.
Der thörichte Irenputsch, dem nur ein winziges Bruchtheil» chenderStädterdienstbar wurde, und die Wahrscheinlichkeit einer (zunächstfreilichideellnurbefristeten)deutsch.amerikanischenVerständigung hat in EnglanddemWillenzu allgemeiner Wehrpflicht das letzte Hindernitz aus dem Wkge geräumt. Die einstimmige 'Annahme des Gesetzes, das dem Britenheer fürs Erste höchstens

sechs neue Divisionen (ohne die nöthigen Offiziere und Unteroffi-
ziere) zuführen^ann, hat in Frankreich stärker als in seiner Hei»
Math gewirkt. Der alte yerr Clemev ceau, der alltäglich gegen die
Trias Poincaie->Briand»Ioffre tobt, sah, endlich, wieder einmal
den Himmel offen. «Die Tage der Paradeeitelkeit sind dahin.
Wilhelm, dessen Sck eintriumph bei Verdun einen so schlimmen
Fleck bekommen hat, sieht seine K.-aft schwinden. Jeder Deutsche
lühlts jedenTag. Das eiseine Deutschland verröchelt. Auf festem
Rechtsgrund entsteht ein neues Europa. Unsere Freude ist dop»
peli: weil Jenes stirbt und weil Dieses naht. Damit der Glanz
des gehofften Erfolges auf das Herrscherhaus zurückstrahle, war
dem Kronprinzen die Leitung des Vorstoßes gegen Verdun an»
vertraut worden. Ein Posten, von demdie Geschichte reden werde.
Da konnte der Prinz in Sicherheit die Heldenpose zeigen, mit
Worten (während der altetzaeseler die Arbeit besorgte) die Welt
bewegen und, vor dem A age derPhvtogravhen und Buntbilder»
«acher aller Erdtheile, feierlich in die Steinhausen einziehen, die
dem Archaeologen Verdun bedeuten würden. Plan und Vor»
Ichrift waren auf echt germanische Art geregelt. Doch unsere un»
«schauten Haarigen hindern die Ausführung mit einem Veto,
das die ganze mordlüsterne bockene in Stillstand zwingt. Vor
dieser brutalen Thatsache verstummt sogar dleLügnergewohnheit
der neuen Germanen. Da ein Sieg sich nicht einstellen will, hat
der bitterlich enttäuschte alletzaeselersichvonderkaiserlichenMo-
dellpuppe getrennt, die nicht einmal zu einer Erfolge vortäuschen-
den Grimasse zu brauchen war. Ehe er für immer in die Requi»
fitenkammer geschoben wurde, hat er die Verantwortlichkeit für
das arge Abenteuer von sich auf den Großen Generalstab abge»
wälzt, dem die Ausführung des Kaiserlichen Befehles zufällt:
‚Der Kronprinz erobert Verdun, die größte Festung der Welt!'
Leider wars nie die größte Festung der Welt. Wie furchtbar
viel dazu fehlte, deuten die Ueberlebenden an, die, zur Ergän»
zung des Mannschaftbestandes, hinter die Front gebracht wur»
den. Nie vielleicht war eine .Vertheidigung' an so seltsame Vor»
bedingungen geknüpft. Wahrscheinlich aber ward nie auch solche
Leistung hastig herbeigeholter Männer erlebt. Männer, die Ihr
gestern noch, auf dem Weg an ihr Geschäft, auf der Straße tra»
sei, wurden über Nacht unbezwingbare Helden: weil sie schwei»

gend beschlossen hatten, daß nicht sein dürfe, was, wie ringsum geflüstert wurde, sein müsse. Niemals ward solcher Angriff, nie» mals solche Abwehr erblickt. In keiner anderen Zeit war solche Häufung von Zerstörungmittel möglich. Kein Land konnte solches Angebot bartloser Männlein ahnen, die, zwischen Graubärten, mit lachendem Auge und übermenschlicher Seelenkraft, dem t öl» lischen Stahlgewitter trotzen. Wir Habens erlebt. Als der unge» heure Vorstoß des Kronprinzen die dichten Massen der nur an Triumph überWehrlose gewöhntentzalbmenschen endlich in den Bereich unserer Waffen gebracht hatte, entstiegen, wie einst die aus Drachenzähnen geborenen Krieger, die Männlein mit den blauenStahlhelmenderErde:undvordieserunbrechbarenMauer erstarrte der .unwiderstehliche' Ansturm. Diesmal wars nicht der Franzosenzorn alter Zeit. Nein. Nur die standbildhaft erhabene Unbeugsamkeit, an der aller Wahnsinn des rasenden Stromes verbrandet. Alles aus bisher unbekannten Angriffsmöglichkei» ten Erlangbare wurde ausgenützt;und auf unserer Seite warder Stoizismus des Widerstandes aller Theaterei, allem eitlen Ge» mächel so fern, daß die Schlichtheit des herrlichsten Schauspieles uns, im Gepräng des Krieges, zunächst kaum seine Großheit rich» tig sehen läßt. Die Redner, die unsere Wehrarbeit erschwert ha» ben, werden einst schwitzend über all diese Dinge berichten und mühsam, mit gewaltigem Citatenaufwand, erweisen, daß wurde, was war. Und Männer, die dann noch jung sein werden, mit halb, zur Stärkung des Gedächtnisses, geschlossenen Wimpern und schamhaft versteckten Ruhmesnarben, werden lächelnd den Kopf heben und uns mit dem kleinen, großen Wort aufrütteln:,Ich war dabei!' Frankreichs Handeln, das war, ist und sein wird, über» schreitet die Grenzen des nur Möglichen. Frankreich will nicht herrschen, erobern, knechten; es kämpft für seinRecht.zu leben,so zu leben, wie sein Genius will. Hand in Hand mit allen Völkern, die würdig sind, das Recht zu sichern und in Freiheit zu leben, läßt es sein B ut hinströmen und ist gewiß, daß dieses Blut ewig neueBlüthetreibenwird. Lasset uns, Freunde, aber nichtlange in solchem Anblick weilen. Noch ist unser Werk nicht vollendet. An der Marne, am Vser, belVerdun haben wir durch nirgends und niemals zuvor übertroffeneWillenskraft dieGlücksmözlichkeiten wiederhergestellt, die ein unglaubliches^ Zusammenwirken von

Schwachheit undFehl unsgeraubtzu haben schien. Ohne Kriegs»
führergenie, ohne die Oberleitung, die unser Volk fordern durfte,
hat die innere Gewalt des edelsten Blutes, die in Eintracht un»
bezwingbare Macht junger und alter gekerbtentzerzen die stärkste
Barbarenfluth gedämmt. Sie weit zmückzustauen, bleibt unsere
Pflicht. Salamis war eine große Sache; doch erst die Vorbereit»
ung von Plataea. Die Therm opylen boten den Schutz eines Eng»
passes. An der Marne, am Vser, bei Verdun sahen die Thäler
uns die organifirteWildt hierheit hemmen. Auf den Lebenden lastet
die schwere, die fast erdrückende Pflicht, der Toten sich würdig zu
zeigen.Nicht eine Stunde, nicht eineMtnute lang dürfen wir diese
Pflicht vergessen. Ans Werk drum, Alle, damit alle Fehler der
Schwachheit unschädlich gemacht werden! Unsere großen Toten
sollen Schöpfer sein, nicht heldische Zeugen eines Tragoedien»
endes. Verdun ist der gewaltigste Akt in dem gewaltigsten Drama
unseres Widerstandes. Der genügt aber nicht. Wir müssen zum
Angriff vorgehen. Nicht zu einer Offensive, die erst durch die Aus»
legerkunst des Generalstabsberichtes Bedeutung erhält, sondern
zu einer,die der Erläuterung nicht bedarf. Vorbereitung, Wissen»
schaft,Methode,Manöver: wer die in diesen vier Worten leben-
den Begriffe vergäße, käme nicht ans Ziel. Die Anstrengung un»
serer Bundesgenossen ist bewundernswerth.In der vorbesttmm»
ten Stunde wird Geräth und Mannschaft bereit sein. Nichtzu früh,
nicht zu fpät. Wir brauchen eine Gewalt, die der Riesenmaschine
die volle Wirksamkeit verbürgt. Sie zu schaffen, ist die ernsteste
Aufgabe dieses Tages, Denn uns würde ein mißlungener Streich
ungeheures Opfer kosten. Jedes der Zukunft würdige Volk be»
reitet flch für ein neues Leben. Anser Vorsprung ist so ansehnlich,
der Strahl unseres Willens so stark, daß wir hoffen dürfen, in
Herrlichkeit das großartige Werk zu krönen, dem selbst die Fran»
zösischeRevolution nur mit erstemStammelndieLebensmöglich»
keit vorbereitete. Wir dürfen uns nicht lange mehr begnügen, stets
zu sagen:Auf morgenIWann und wie aus derGlocke der Schick»
falsschlag ruft: Schmach Jedem, der dann noch nicht verstanden
hat, unter welchen Bedingungen allein der endgiltige Sieg zu er-
streiten istlVordemRuf der Bürgerpslicht, der Kriegerpflicht muß
der Patriotin Bereitschaft stehen; an jedem Tag und in jeder Stun»
de auf derLippe dieAntwort: Hier bin ich!' (lVttomme t^ncliame.)

N!chtaus allen Franzosen herzen heult die Wuth dieses grei»
sen Tigers. (Die Wahnvorstellung, der achtzigjährige GrafHae»
seler, der ohne irgendwelcheAmtsbürde in die Argonnen ging.sei
heimlich derGeneralstabschefdes Kronprinzen gewesen und.weil
der Plan der Maasoperationen ihm undurchführbar schien, aus
dieserStellurggeschieden,scheintnichtauszujäten;magalsoweiter-
wuchern, wie das Geschimpf über den Prinzen, der sich in Slille
bescheidet.) Alle aber sind in den Entschluß geeint, den Nnter»
gang einem der Knechtung ähnelndenZustand vorzuziehen. And
wer sich nicht beugen, ergeben will, ist noch vom gewaltigsten Ar»
tillerieaufwand nicht leicht überwindbar. Die kühleren Köpfe,deren
Mund Generalissimus Ioffre ist, sagen: »Einstweilen glauben
wir nicht, daß Berdun fällt. Seit demzwanzigstenFebruarabend
berennen es die Deutschen: und sind am achten Mai noch nicht bis
an die innere Befestigung linie gelangt, Fällt es, wider Erwarten,
dennoch, so ists nicht mehr als eben ein Stück einer ungemein
starken Vertheidigerstellung. Der rasche Fall der von den Deut»
schen putzig überschätzten Festung hätte vielleicht die Zuversicht
der Franzosen für ein Weilchen erschüttert und den Sturz der Re»
girung bewirkt. Auch darauf darf der, Feind längst nicht mehr
hoffen. Die Republik will sich nicht auf der Höhe 304, nicht irgend-
wo vor Verdun verbluten. Muß sie, im dritten oder vierten Mo-
nat des Widerstandes, auch diese Stellung räumen: sie hat an»
dere,Dutzende,und wird getrost abwarten, ob die Deutschen,nach
den Erfahrungen und Verlusten auf den Höhen, in den Schluch»
ten der Maas, alle, eine nach der anderen, erobern werden."
Seit den Tagen des von zwei emsigen Theatermachern flink
zusammengestoppelten, von manchem hemmunglosen Ilnterzeich»
ner zu spät bereuten Aufrufes »an die Kullurwelt" ist nie wieder
aus einem Stück deutscher Prosa so lauter Hohn vom Ausland,
feindlichen und neutralen, in die tzeimath zurückgehalll wie aus
dem Artikel, den ein preußischer Hofprediger, LicentiatDoehring,
am Karfreitag im Lokalanzeiger veröffentlicht hat, Horchet auf!
„Es war von langer Hand vorbereitet, abgefeimt ausgesonnenen
und mit einem kaum zu überbietenden Maß von Tücke und Falsch«
heit durchgeführt, was da an dem mittelsten Kreuz auf der Schädel«
statte vor Jerusalem seinen Abschluß fand. Wenigstens war es als
Abschluß gedacht von Denen, die den ganzen teuflischen Plan aus-
geheckt und unter skrupelloser Benutzung aller, aber auch aller Mittel

zu verwirklichen verstanden hatten. Schon die Ankläger Jesu kannten den fürchterlichen Satz: ‚Der Zweck heiligt die Mittel' und handelten Dem entsprechend, als sie sich zu gemeinsamer Aktion mit dem Römer Pontius Pilatus verbanden. Ob unschuldig Blut vergossen wurde oder nicht! Karfreitag einst. Und heute. Niemals ist gegen einen Einzelnen infamer gesündigt worden als damals. Niemals ist gegen ein Volk infame? gesündigt worden als h?ute. Der Einzelne war Jesus. Das Volk sind wir Deutsche. Die Parallelen, wie man an ihm verfuhr und wie man an uns verfährt, sind schreiend deutlich. Diese Feststellung hat für mich etwas unbeschreiblich Ergreifendes. Was am Meisten in die Augen springt, ist Dies: Das Urchristenthum hat das Große, Weltüberwindende in dem Leben Jesu und den Grund zu seiner Erhöhung zur Rechten des Vaters in seinem Gehorsam bis zum Tode, ja, bis zum Tode am Kreuz gesehen. Versuchen wir, Das mit einem uns gerade jetzt geläufigen Wort wiederzugeben, so muß es lauten: Sein Grundsatz für Leben und Leiden war Durchhalten? Doch beachten wir noch ein Zweites. Das Durchhalten Jesu hz."e ein I'el. Freilich nicht ein selbstgestecktes, sondern ein gegebenes. Aber nicht zufällig gegeben, als hätte es auch irgendwo anders liegen, leichter erreichbar sein können! In welch letzterem Falle es Grund zu Mißmut!) und Unwillen in sich getragen hätte: warum muß es gerade so weit liegen, warum kann es nur unter so großen Opfern erreicht werden? Und was dann noch mehr zu fragen wäre. Für Jesus gabs kein Warum. Seit Jesu Tod ist der Beweis erbracht, daß man sterben kann und nicht nur sterben muß. Daß also Alles, was zum Tode führt, ja, noch der Tod selbst eine Zielstrebigkeit in sich trägt, die über das Ende unseres natürlichen Lebens und über unseren Grabeshügel himmelhoch hinausweist, wenn anders das Opfer des Lebens eine Gabe des Erdenkindes in die Hände seines himmlischen Vaters ist. Dann lohnt sichs, zu sterben. Dann hat es Zweck und Sinn!. Die häufigste Frage, die man heute hört, lautet: Wie lange dauert der Krieg noch? Man schelte mich nicht leichtfertig, wenn ich mit einem Wort, das sich nach Scherz anhört, aber von mir bitter ernst gemeint ist, antworte: Vis er zu Ende ist. Deutsches Volk! Soll der sterbende Jesus am Kreuz für Dich eine Verheißung sein, soll Deinem Karfreitag ein Ostern folgen und Deine Sache die Welt überwinden, wie seine sie überwunden hat, dann halte an Deinem Kreuz, in diesem Krieg aus, bis über Deine Feinde die Nacht, über Dir aber der Ostermorgen anbricht."

Aus dem Muschelschloß dieser Hauptsätze summt seltsame Os fenbarung. tzanans Gericht und die Kreuzigung des Galiläers: nicht höchste, ttesste Tragoedie, darinjeder Handelnde an seinRccht glaubt und, im Mantel seiner Wesenheit, glauben muß; sondern einVorstadtstückvonhehrerUnschuld und abgefeimterTücke oder elnKrippenfpiel von Sott und derTeufelsroite. Jesus: derErste

(trotz den WeisenIndiens und Egyptens, trotz Seneca und So» krates), der Willensbereitschaft zum Tod erweist. Seines Lebens und Leidens Grundsatz: »Durchhalten l" Nie hatte solche Deutung Einem gedämmert. War auch die Auferstehung etwa demDurch» Hälterdrang zu danken? Das von der Zehe bis an den Scheitel gewaffneteDeutschland.dem alltäglich gesagt wird.daß der Zweck ihm, der Sieg, jedes Kriegsmittel, Luftbombe und Torpedo, Flam- menwurf und Seri ggas, heilige, in Gleichniß mit dem friedsamsten Geistkünder gerückt, der Schmerz und Schmach wehrlos zu dulden gebietet und sich selbst, ohne auch nur das Schwert seiner Zunge zu zücken, unüberwunden und durch Gottheit unüberwindlich, in die Hand der Peiniger giebt. Weiß dieser Hofprediger nicht, daß dieIudenheit sich wider Jesus kehrte, weil er sie in seines Athems Feuer verbrennen wollte? Daß er, mit in Reine geweihtem Be» wußtsein, denKriegbegann,der ihmGewlssensvflichtwar? Steht Deutschland, wie Dieser, vor Hohepriester und Statthalter? Nnd wird durch so wunderliche Klitterung dem Glauben an Deutsch, lands Selbsterkenntniß, an die redliche Würde seiner Himmels» Hirten gedient? DieKirche imKrieg: ein langes Kapitel; das erst im Frieden ans Licht gelangen wird. IederTag schwellt die Ge» fahr derAuswanderung. Jedem Sterblichen erblindet die Seele, wenn er der Welt kündet, nie zuvor habe Neid, Verkennung, tückischer Haß Einem, wie ihm, jeden Schöpfborn vergiftet und Keinem fei drum das Athmen, das Handeln so schwer.

Fleisch und Knochen.

Dem deutschen Volk würde, trotz Feindestücke und Reichs» trauer, nach unübertroffener Leistung das Athmen, das Handeln nicht schwer, wenn es der Nahrung für morgen sicher sein dürfte. Noch ist sie ihm bei Sonnenaufgang nicht für den Mittag gewiß. So gehts nicht weiter. Höret, Kaiser und Fürsten, Staatswächter und Feldherren, den Ruf: So, wie es bisher, mit irrem Eifer, versucht wurde, geht es nicht weiter! Hier ist eine Stätte, wo poli» tischer Verstand mit militaristischem (nur das Kriegsbedürfniß, den Kriegszweck besinnenden) in Eintracht und gleichemRechts- anspruch arbeiten kann; arbeiten muß. Wir verlieren den Krieg, wenn wir nichtso vtelNährstoffimLandhaben,daßihmHungers» noth fern bleiben muß: und alles Gewimmer ob der Niedertracht

desAushungererstrügedemErliegendendannnurnoch Schande und Spott ins zerfallende Haus. Ans naht die Gefahr, den Krieg zu verlieren, aber auch schon, wenn der Feind aufrichtig glaubt, Hungersnoth könne uns mählich entkräften: denn in der festen Burg dieses Glaubens wird er, noch mit zerschundenem Leib, den Friedensschluß aufschieben, bis unserer Iungmannschaft sogar, der nie müden, einst der Flügel des Willens lahmt. Und soll «nicht glauben, woran wir, an seiner Stelle, nicht zweifeln wür» den? Er braucht nur die Aemtererlasse zu lesen. Jede Woche bringt ein Bündel neuer Vorschriften, Verbote, Fastenbriefe. Zwei fleischlose, zwei fettlose Tage; in armen Bezirken sinds drei. Brotkorn, Kartoffeln, Fleisch, Butter, Zucker, Oel, Schmalz, Mehl, Fische, Kaffee, Thee, Seife da oder dort in Beschlag genommen. Gestern Karten, heute Stempel aufs Mittelstück, morgen Nun?» mern, wie in den Fegefeuern der Schauspielhäuser. Keine Gewißheit, mitdemPappfetzendasAchtelpfundFleisch zu erlangen, das zu schwer erschwinglichem Preis als Tagesration verheißen wird.Kaumein tzoffnungstrahl, als früherBittgänger aus derButterprozession ein paar Gramm ins Reliquiarium heimzuschleppen. Ein Pfund Wurst sechs bis acht Mark; ein Huhn achtzehnten fein gemästetes, als „«ccaZion- ausgezettelt, zweiunddreißig): eine Speckseite vierzig; eine Gans fünfundfünfzig. Bäuche schrumpfen. MagereWeibchen rennen sich» vorund nach denAufwartestunden, die Sohlen wund, für den Mann Fleisch einzufangen; sonst tobt er abends: »FaulesAas!" Einsame, MännerundFrauen, denen Dienstleute und Boten zu theuer würden, hocken stumm vor dem Petroleumkocher: kein Brenn» und keinNährstosf; dochlieberBrot undRettig «IsStunden lang insnichtlenzlich duftende Gedrönz. In der Th iergartenstraße knüpft Kommerzienrath Arminius Hamster, der bis an denMartinstag mit Gottes bester Gabe versorgt ist, vor dem Fasan mit Champagnerkraut dasAbwischtüchlein in die Weste und spricht: «Frechheit, von Noth zu faseln! Weil der Krieg uns entbehren lehrt, ist er ein Segen. Nee, kein Mandel» eis; nur Erdbeeren." Jeder Zoll eine Stütze des Durchhälter» thumes. Nicht weit davon, auch noch im Außenwesten, werden Schlächterläden gestürmt.Eierpyramiden aufs Pflaster gekleckert, Odstkarrenumgestülpt.Alleskommt,vonAmtesoderZeilenlohnes wegen, in die Zeitung. Der Feind liests; und schmunzelt: »Sie

sind bei den Vrotkrawallen von 1789; wenn die Baslille gefalZcir ist, wird an Frieden zu denken sein." Starret Ihr? SäßetIhr in Paris oder London: Ihr dächtet wie er. So gehts nicht weiter. Was war, ist gewesen. Kein Fehler, der zu machen war.ver» mieden worden. Fromme mögen darin die himmlische RächunK desHochmuthes ahnen.der »unsere tadellose Organisation "bum- melnd durch alle Feldetapen speichelte' (und mit bebändertem Knopfloch heimkam). Ob eine Civilexcellenz, ein Unterstaatese» kretär, sechs Stabsoffiziere, zwei Dutzend Oberbürgermeister un> zulänglich warein Sühnböcke nützen uns nicht. Alle haben, in dicht gefüllten Schreibscheunen, mit Schädel und Feder sich krank gedroschen. Alle zu viel geschanzt. Neue Behörden? Nicht besser denn Babels Götze aus Leimen. Ein von Henne Pfiffig bebrüte» tes Kartensystem, das des Wartens Qual kürzt? Nagelpflege für Einen, der seit dem Iohannisfest nicht gebadet hat. Höchst» und- Allerhöchstpreise? Ohne Enteignung der Waare (die nur der Zwang oder des Gewinnes Magnet vorlockt) der Zauberspiegel in Mephistos Hexenküche. PhilisterflücheüberFleischwucher?Der Speck, der in Kellern hängt oder auf Sprungfedern unter Frau. Zungenwursts Daunen schwitzt, macht siebenzig Millionen de« Kohl nicht fett. Ein Metzger, der großen Krankenhäusern, Frem- denherbergen,Speisewirthschaften verpflichtet ist, muß zwei, dreb Centner im Haus halten. Halb gepökeltes Fleisch taugt noch nichr auf die Wägschale. Und unbefugt hastig?« Ausverkauf wird, s«5 dürfen wir hoffen, auch an Beamten der Richter ahnden. Kleina Mittel; Hef Pflaster auf der Pestbeule. Die Hoffnung auf Ernte» segen? Der gefältelte Drache, den ein Knabe in Frühlingswind' aufsteigen läßt. Wird er ihn wiedersehen? Im vorigen Herbst hieß es: Reichliche Mittelernte. Im Winter: Seit Jahrzehnten war keine so schlecht. Wer bürgt für bessere? Leidlicher wirds ja, wenn das Vieh von der Weide gefressen hat und das Korn in der Mühle klappert. Doch wie lange währt solche Seligkeit? Salpeter, wichtige Futtersorten, die kräftigsten Knechtsarme feh- len. Nach einer Weile ist Alles im alten Stand. Lesen wir aber, mals auf verstänkertem Holzpapier den Rath, Brennesseln zu fressen, hohle Kindermagen mit Marmelade («tzeldenfett" nen» nens die Feldgrauen) auszukalken, Saubohnen englisch, ohne Butter, zu schlingen und das p. t. Antlitz mit Soda zu waschen» Alles: Quark. Daß Wir die für eng eingeschränkten Bedarfnöth'gen

Lebensmittel.
Nährmittel haben, ist vom höchsten Amtssitz aus oft betheucrt worden. Wissentlich falsche Aussage wäre hier tausendfach ärgerer Frevel als Meineid im Mordprozeß. Denn an derNahrungdecke mußte derBeschluß überdieArtderKriegsführunghängen; ist sie kurz, dann gehörte Triumphsucht in den Maulkorb. Wir müssen glauben, daß wir genug haben. Dann liegts, weithin, auf dem Land; noch auf derWiese, im Stall oder schon auf derTenne und Bodendiele. Was in der Großstadt von Schweinhunden bis in den Mittag fettsten Profites beschnüffelt wird, ist für die Katze (die mit dem Aufwand zweier Markstücke kaum für einen Tag zu sättigen ist). Sorget, endlich, nun aber für weise Vertheilung!
Vor sechs Iahren empfahl ich hier Nährmittelcentralen;
und fragte, wie lange man noch, bei anarchisch tollemWettbewerb um die Kundengunst, von unserem Einzel Handelsbetrieb wohl» feile Versorgung mit gutem Nährstoff erwarten wolle. »Hohe Miethpreise. hohe Verzinsung des entliehenen Geldes, Licht- kosten, Gesellen, Verkäuferinnen, Austräger, Ladenputz: die zur Deckung solcher Spesen nöthige Summe will verdient sein; und von dem Verdienst heischt noch ein tzalbdutzend großer und kleiner Kommissionäre seinen Theil. Zusammenschluß würde zwei Drittel der Geschäftskosten ersparen. Dann gäbe es keinen Kredit, keinen Stapelverlust, keinen Tribut an die Tausendfüßer des Zwischen» Handels." Kein Ministernahm den Vorschlag in Obhut. Vor drei Monaten rieth ich, die Versorgung der Städte den Gewerkschaften, sammt dem Bureaukramund den Bur eaukraten aller Rangklassen, anzuvertrauen. Deren Leiter wissen, wie Solches gemacht wird. Sind bei Schmalhans zu Haus und würden Arminiumtzamster eben so derb zausen wie den Großgrundbesitzer Iasomirgott Frei» Herrn von Schlapping auf Klein» Schwänzchen in derMark. Das Gezeter über den Vorzug der Reichen müßte verstummen und Mißmuthsich vonderlöblichenRegirungwegwenden.Aber: So» zialdemokraten; gestern noch richtig gehende. Denen Vollzugs» gewalt überlassen? Ein Tribunat, mit dem Gedächtnißruch der Gracchus,Rienzi,Sleyes?Undenkbar.Abgelehnt.Meinetwegen; wennNü tzlicheres erdacht wurde. Nichts. Ein steter Wirrwarr von Befehlen und Gegenbefehlen. Der Tyrann von Mottenburg klagt den Staatssekretär an. Der fleht mit Dieimännerinbrunst Gottes ZorngerichtaufAgrarierhöupter herab. IlnsereimPökel des Ma» joritälbewußtseinsüber Schamröthe hinausgeräucherten, bürger-

lichen"DemokratenächzenausbräutlichemLongen:»NurdasMi-
litär hat das Genie, wir meinen: den Geist.- Morgen der Iam»
mer von gestern.UnddieRtichszefahr schwillt. Zu spät für Volks»
tribunenthat. Nur ein Diktator kann rasch helfen. Dem müßten
alle Behörden, inLand» und Stadtgcmeinden.derBundesstaaten
und des Reiches, ohne Widerrede gehorchen. Volksnoth bricht
Partikularrecht: Erstes Gebot. Daß über Schwarzwald iind AU»
gäu Buttergebirge ragen, beide Mecklenburg?« gespickt, breite
ElbkurvenmitWeizenmehl zugeschüttet werden könnten, während
anderswoLampenöl aufStockfisch tropft,darfnichtgeduldet wer»
den. Alldeutschland ein Kranz aus Verbrauchsgenossenschaften.
Wer durch Gelöbniß derDiktaturunterthan wird, erwirbt mit dem
Verzicht auf Wahl und Einkauf derNährmittel das Rechtauf zu»
reichende Kost. Ob er im Heim, aus gemeinsamerHaus» oder Stra»
ßenküche, in Kaserne, Schule, im Biersaal, aus dem Victualien»
auto gespeist wird: er empfängt, zu festem Preis, was er braucht.
Jeder Nährmittelhändler wird (gut besoldeter) Ein» oder Ver»
käufer imReichswaarenhaus. Manzells an Köpfen undtzänden:
Freiwillige vor! Zaudern sie: der Reichstag zwingt für die Kriegs»
dauer alle nicht Wehrfähigen inArbeilpflich't. Aus einer Centrale
kommt der Bedarf eines Hauses oder Häuserb lockes, vom Frühstück
bis ins Abendbrot. Ob Rübe oder Korn gebaut, Bier gebraut,
Schnaps gebrannt, das Blumenbeet dem Gemüse eingeräumt,
Suppe verlöffelt, Kuchen gebacken werden soll, bestimmt der Ditta»
tor;derlnjederProvinzeinenSiatthalter,injederGemeindeeinen
Maier hat. Selbst aber, aus gründlicher Kenntniß aller Vorraths»
mengen, die Vertheilung durchs Reich hin ordnet. Wo ist der in so
ungewöhntes Amtsmaß paßliche Mann? Einen sehe ich: Herrn
von Tirpitz. Ein Name, der Vertrauen weckt; ein Kopf, der in
Reichsbedrängniß nicht feiern dürfte; ein stämmiger Wille, der
Bauern und Viehschacherer, Korn» und Kohlenkönige in gleiche
Pflicht pferchen wird; und hinter der Seebärenfront die List des
verschmitztesten Kaufherrn. Sein Generalstabschef könnte Herr
Di-. Rathenau sein, der dem Heer die Rohstoffe gesichert hat und
durch dessen Glatze die Konstruktorgedankenfunkeln. Sputet Euch!
Deutschland wird nicht dem Haß, will nicht dem von deutschem
Leichtsinn aufgepäppelten Aberglauben des Feindes erliegen.
Will, ohne Geseufz, in Handlungso groß wie sein Schicksal werden.

Herausgeber und verantwortlicher «edakteur: Maximilian tzarden in Berlin. ^>
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß « Sarleb <S, m. b. g. in Berlin.

IS. Mai 1916.
gr. 32.
ie Zukunft. —
SsmruluoA Julius Stsrii
XVerKe von Biedermann — 5,Ievogt — l'rübner — OorintK
l'Koras — rjofmsnn — Xsräorkk — Oora Ijiti — Rösler
KKein — planet — klonet — Oegs8 Renoir — kisssrr«
Sixlev - Koäin - ^lsillol, Xstalog mit viel, ^bbilä. 10 ^1.
Leitung: ?sul da85irer unc! Hugo Helbing
Vordss.lZQtl^uv^ sin IS., 2O. unü 21.

Wagners ^
SaarKiesNno
HMr Schaumwein ^
^ Vniig in seiner-s?^.
?^ öllcht, rassig, blumig unö außewröekitlich
bekömmlich.
VilSunger)(elenenquelle
Seu neuesten I^orsriiun^en ist sie »uck <Iem XuoKerKr^nKen^ur Lrse^unz
lnütter uucl Li«!ior in 6er Lntn iekelung ist s!s kür' 6eu LuocKeuaulnsu voll
— 1914 11,325 LsäeZäste unä 2,181,681 klssckenverssnä.

Vad Salzbrunn. Bereits im vergangenen Jahre konnte Salzbrunn
<mf se,n hundertjähriges Bestehen als Badeort zurückblicken. Eine Feier
dieses Jubeltages ist schon damals im Kinblick auf den Krieg verschoben
worden, sie muh aus demselben Grunde auch dieses Jahr unterbleiben. —
In gerechter Würdigung der ausgezeichneten Teilerfolge, die die Salz»
brunner Kronenquelle bei Blasen- und Nierenleiden aufzuweisen hat, hat
die Fürstliche Badeverwaltung sich entschlossen, ein Sanatorium für Nieren»
kranke Hierselbst zu errichten. Dasselbe ist dem Luisenbade gegenüber in
dem bekannten „Dachrödenshof" untergebracht und wird unter Leitung
von Kerrn Dr. me6, Schneider Anfang Mai eröffnet. Was die Nah»
rungsmittelversorgung anlangt, so find gemeinsam mit den beteiligten
Behörden alle nötigen Schritte eingeleitet worden, so daß eine kurgemäße
und ausreichende Beköstigung gewährleistet werden kann. Unser Bad
wird also auch in diesem Jahre in der Lage sein, nach wie vor seine
altbewährten Kräfte für Kranke und Erholungssuchende zu entfalten.

im 3. 8tooI<
Lissrns (ZArteu Vlöbsl, 2U8ammsu!sFba.r
Ltunl 2,S0 Sank S,2S T'iscK 7.7S
Llappmöbsl in sinkaoksr ^usfüKrunS
LtuKI 2,10 ttocker >,3S l'iscn 4,2S
LalKo» Xästsn, Kol?, Arün AsstriOksn
öS SS 1.30 i,eo
?SäÄiSroKr-8sS8«1 mit äickt MflocKtenem s,t^ . . S,S«
?SÜl1iFr«Kr»8SL8Sl sol!6e ^usküKrunF, bequeme l^orm >4,S0
AuLAlumsvIeAbars Holxniöbsl näturkrkiF IgcKiert
l'isck S,75 Sank ö,7S Sessel 42S LtuKI 3,25
2ur LArtsn-Xultur:
Lpsten, korken, i^gcken, ölumenspriken uncl -diitter, Rosen-,
Qras- unci tteckensckeren, Ruseiimülier, LcliläucKe, LsnciKsi-ren
Mte LinäunAen, in vielen OrSLen
SS ?k. > K0 3,S0 S,00. Sesonäers Zute ^uskünrunF 6,5» 8,50 >S,S0
vislsu- uvÄ LalKon-Vatten
«vsle Normen, sekr prsktiscn
SS 2,2S 3 2S S,«0 I0.7S. KoKos Käufer, ^e,er 3,S0 4,00 4,7S
XoK«8-Vlatten ?1ur- «äer lür-Vorla^sn
>.SS 2,00 2,S0 S,00. 8tuf«n «stlsn I,7S 2,2S 2,S0
^Vs!ÄSN8S88Sl mit 8iK- uncl Rückenpolster 7,25
?SÄä!Ar0kr>8S886l mit starker V^ulstleline 13.2S
!<auf!iau8 lies Westens

18. Mai ISIS.
yr. 2Z.
— Die Zukunft.
^7
Sll»n^ nsr 31. 0e?einbei' 18IS,
Aktivs.
I. »««»<:>>« erÄSWnterneKmen
1. Dlsäö: g,) Ligen« LrilöiverKe: (ZrunSstüeKe, Liebäug«,
BaWnerie- unck LergverKseiuriontungen
b) Verein. ?eekeldronn«r O«Idergv?«rKe <Z. ln b. H : Siinit-
li«Ke cZesedäktssnteile iin Nennbeträge von Hl. 3 S00 000
2. Sonstige Lruöl- unck Len«inr»kkin«ri«n: iilieluis!,
L«sit?. und Beteiligung, I^eonKetrs,« . . , , , Hl, 4 OSO so»
^ II? osste^elckisvn« ^^Lllinternstimen^ ^
„O ?»mänis<^>» ^ckölunte^ekmen ^ ^ ^ ^
„Oreilit ?eti'«Iikei"^ (ZesellsoKäkt Dur?öröerung^6er Lnt«ioK-
Liste Ri?lNäni8cKe LoKrgesellscKäkt ^, tZ. in llqu , Bloesti
IV. Verkeil»-, Irsnspoi'I-^inil Lsgerungs UnterneKmen.
„lZIex" kZ, kür Ssterr. un<Z ungsrisebe HlineruIölnrolluKte,
OeutseKer Hliner»I«I VsrKauksv, in, b. H., Berlin sOelKontor!,
^8^tl. rn^2S?S «>nge^, »esekäktsänteile^i, «^r,nKstr,v^Hl^S00 000
,^I?eeK> Ibronn" s'eetränsvort-Ves, in, b, N,, liänidurg, SäintlieKs
>Veit. luvest, uieser ües,, aurcKÖ^rieKu seitens nerLes, dsstr,
V Xs»unlernsKmen.
e ei igungen^^^,^
Robölbestäncl . ,
Lestsnl>iinB»,l>>u,?ertigkabrjK,iä>inIZum»nisn Hl, 2 109 S1S,SS
lagern uu/ untervvegs ^berinclliek , . , . HI, 2 S9« 803,74
Hliiterislien unci ?!>st»gen auk cien llinsclilÄgsnolugsn unci
Ltäätspapiere
V», Verscweilene», ^
OeutseKe BvKrgeseIIseK»kt für Dr>iöl K, in, b, II,, Berlin,
LriegsseKniierSI Uesellsowikt in, b, II,, IZorlin, Lings^äblte
Lürgsobskten unci Xäntionen , ^ Hl, S 4SI 020,40
Hl. ,pk
44S823S
108S891
12S84SS
195318
1SIS4SS
125000
2««0«
980111
22120S
2«»««
150812«
851518 S«
48S0S8S «g
1IS788S9
295737SS
Hi. pk
7«
S32S781
2
45S3757
S51033S 8»
4090000,—
7007»«^ .V!
5S42Z0V i>0
20S4«()2 ^8
S788552'SI
gS24«Ss!ö0
37309^0
77S92«
1
4«iw
18507 S0
72728 «7
4I252li>,5 0»
91121024 21
<Zeset?ii«de iZüeliiäge
SoogerrlleKIiigo
Selbstversioderungskonus
BlleKsteIIg,k,^nleikMin«,u, ausgeloste SeKuIciverseKreibvngen
XieKt erkodene OivivueinZe
BüeKstsIIung kür laionsteuer
BürgseKstten unS Kautionen HI, 5 4SI «26,40
BvpotKeKen Kont« Berlin Seböneberg
LriegsrüeKIägs
LreSitorem lionnerngesoi scbaktcn
ijeclene
8950392
11385089
I».
3075000«'
900372« —
7492000 20
1230223 S4
1385S88 IS
«5147 —

lSI I»,',! —
5291S! —
1«8«^«!ä»
77S92«
«5««««»^
20335482

Nr. »S.
13, Wai 1S15.
Di, Zukunft.
Se«inn- ui« Verlust NecKnung per 21 lleüemker IglS.
SV It K °'
^uI««I<I für SeKuIdvsrsedreibungen
^ «elbv^g^erke m, b II> . . . / ^
4, RneKstellunge»-
a»k vellireg«« Lont«
liriLjrsrucKIgg«
Reingewinn .
148«39,
33329:! «S
.KS330
468837 S»
1982233 22
378 WZ gl
8714S11
4«
32647
SS «7
ss«««ou
I2SIS 92
0Ü
32d32 7S1
I«.
i'k.
3IS3IS
WSI74SS
,',7
328327S1
s K s n,
<ZeseKäkt»ertrSg»j»
Oie k«r gas «eseliäkt»)!llir I9IS fllr „n»ere Aktien »r, 1—307SZ Silk L0 vvt iesr
^virection ller llisoonto LeseiisvKstt, Seriin»», «Her einer inrer ssiiiaien,
5, vielvnriicker, Ser In « L,
Dresdner Ssn«, SerIin«SS, «>Ier einer IKrxr ?i!ia>sn,
», L, nsultnsusen'svner SsnKvereln K. L., Köln, oiler einer seiner ?i»s,!sn,
tt»rll, S Co, «, m. b N , Ssriin « SS,
esse^er Lreit-Knüislt, I^sssn K >>r, oder einer IKrer I^ilieien,
«e«ev iu>eeiun„ er ^ ,^^5,
Kr, S „ „
«r, S „ „
Xr, 4 ,. „
>>r, Z „ „
mit i^, 5vl> zur ^us?.»nlung,
Seriin, gen 3, bliii 191«,
«r öZ^S-LÜ««
«r. »««1—12000
«r. 13««!—2VS0«
«r. 20S01-Z07S«
0er Vorsts»», R, ?1»11 e»I> u rg.
«ilsni »m S1. 0s?«n>d«r ISIS.
'«ebiwas^^nto S8SS39S81
?,, x^nx , , , 1 912 709,57
Kl.
>>>'
7 769 WS
38
S7 40S
71
30 433
ll
39 249 44«
9«
2 »84 120
S« 2U9 127
W
7114S3
14 779 220
44
VoNraz uns 19 '4 753947,94
«svivn pro 1915 11 733 83t,—
39^ Oiv llonäs " / . . . .
1112 889 293 «7
v»«Inn> »Nil Verlust ««n«a
SUUU000V
S 97179«
112S 823
3 0S4S92
1 488 8S9
«0 027 38«
71143»!
9 006«««
IM»«»
«cm «90
400 000
«12 7««
87S081
112 880 29«j

5°>i.
„ 4üI^rin-Ii.«iitu, ki»illgu«ir>Q
1 247 «S9
12 487 781
Itsden»
„ «insen-unälZsteiligunss,
„ 4?a1>r1K^t,.veKorso>iuss

! 1373d44l,«1> I ^73S44I>«1
vis Dividende von 2«5S eslangt sotort ge^sn den vivinendensonsin ««. 27
unserer Aktien init SV« oei den LeseiiscKsNsIiSSSen i„ Seri,n „nd «srisrutie sovis
den lassen v^ondenännter LsnKuällser: SsnK tlir Nsnilsl unli In°ustr,e in Ssril', ^r»n><.
lur, », «,, NsmKurg nnd Nannover, S, SleloK^iidsr, Seriin, «sti°ns,>vsn>< wr 0eutsel,ls'«,
«e^i,^, llireetion «er Disvonto-LesellseKsIt, Seriin, Sremen, essen (Nukr) n, ffrinXluri s, m.,
vresckner 0»nX, Seriin, Sresl,u, vrosilen, x,snKIurt », »„ N mburg, Nannover, l.e>p!,g,
«IsnüNeim, »llnenen, «lirnberg, Stuttgart, Sremer S«n>< xilisl« öer vresuner Ssni<,
vremen, «, SvnsallKalisen'svKer SsnKverein «Ktges,, Serlln, Köln n, »Us'°I°ort, «. <.e,x,
«ö!n ds>, vooennein, jr, vo., «Sin, «or^ileutsviie Sank In NamKurg, ttambur,,, Ntie,-
Sssd
11«'«^
»SS» ,
niscie Lreililbenli, XsrisruKe
Ssrlin, Sen 3. Ick^l 191«
S, nnS Kinnneim, ^nr ^,ns^kdlnvs.

Berlin, den 2«. Mai 1916.
Berlin und Paris.
Reichssekretäre.
W?er Rücktritt des Staatssekretärs Klemens Delbrück (eines höchst fleißigen, gescheiten und geschickten Mannes ohne Schöpfervermögen, der, nach amtlicher Mittheilung, ging, weil er Zucker hat, nach der Volks Meinung, weil wir keinen haben) und die Tagung der bundesstaatlichen Finanzminister unter dem Vorsitz des Reichsschatzsekretärs haben, wieder einmal, an die traurige Thatsache erinnert, daß die Reichsverfassung den meisten Deut» fchen, sogar vielen in Parlament und Presse thätigen Herren, nach neun Lustren noch immer ein Buch mit sieben Siegeln ist. Die denReichsämtern vorgesetzten Staatssekretäre sind nicht selbstän» dig noch verantwortlich, sondern die Ersten Vortragenden Räthe des Kanzlers, der sich in abgegrenztem Geschäftskreis von ihnen vertreten lassen kann. Auch dann bleiben sie ihm untergeben; und daß sie fast immer jetzt schnell zu Preußischen Staatsministern er« nannt, also gleichberechtigte Kollegen des Kanzlers werden, ist nicht ungefährlich. Verantwortungpflicht wächst ihnen dadurch nicht zu. Aus Preußen soll und muß der breiteste Strom in den Bezirk des Reichsgeschäftes einfließen. Als Preußens Minister.. Präsident, Minister für Auswärtiges und Stimmführer hat der Kanzler feine starke Stellung im Bundesrath: als Alleinträger der Verantwortlichkeit und einziger Kaiserlicher Minister hat er

die Möglichkeit zur Einwirkung auf das Reichsoberhaupt. Die festestenWurzeln seiner Kraft liegen inPreußen. DessenMinister für Finanzen, Landwirtschaft, Handel, die verschwinden müßten, wenn ihre Aeberzeugung stchvonderdes Ministerpräsidenten und Kanzlers trennte, dürfennicht im Schatten derReichsärnter stehen. Im Rath der deutschen Finanzminister gebührt der Vorsitz dem preußischen Ressortchef, nicht dem Reichsschatzsekretär, dessen Hauptaufgabe dieVermittelung zwischen denFinanzwirthschaften Preußens und des Reiches ist und der in solcher Versammlung nur als Vertreter des Kanzlers, dem er stets untergeben bleibt, einen locus stanäi hat. Das hatnochBismarckgesagt;und warnend hinzugefügt: »Wenn in derReichspolitikdas Preußische Staats» Ministerium in den Hintergrund tritt und die zurAusführung der BundesrathsbeschlüsseverpflichtetenReichsbeamtenselbständige Stellungen einnehmen, so geschieht Das auf Kosten der nicht» preußischenBundesstaaten und ist nicht geeignet, deren Neigung zur Bethelligung an den Reichsgeschäften und zur Hingabe an die Reichspolitik zu fördern." Die Herren Lentze, von Schorlemer, Sydow werden feitKriegsanfang kaum noch.dieHerrenDelbrück und tzelfferich alltäglich genannt; sind aber für Steuerstreit und Lebensmittelnoth weniger haftbar als diepreußischenExcellenzen. Nach dem Krieg wird die(längstnothwendig gewordene) Reform der Reichsverfasfung nicht mehr aufzuschieben sein; einstweilen müssen wir den Geist, nichtnurdenBuchstaben,desReichsgrund» gesetzes in gewissenhafter Treue wahren. Das geschieht nicht, wenn einReichsschatzsekretär sich für eine Politik einsetzt, die an der zu» ständigen Stelle Preußens nicht gebilligt wird. Ist die Nachfolge Delbrücks Herrn Heifferich zugefallen, dann hat er.als Hauptver» treter des Kanzlers und preußischen Ministerpräsidenten, die MachtzurWiederherstellungderzerbröckelnden Einheit. Herr von Bethmann scheintihm durchaus zu vertrauen und in Preußen giebt ihm der Vorsitz und die Finanzerfahrung ein nützliches Doppel» gewicht. Die ums Reichsamt des Inneren ragenden Klippen sieht er gewiß. Die spitzigste: statt eigener Verwaltung, die Erlebniß und Lehre, den Athem des Wirkens und der Wirklichkeit bringt, nur Laboratorienversuche, aus denen der Weg in graue Theorie kürzer als unter den grünen Wipfel des Lebensbaumes ist. Die Allvertretung, Allaufsicht, Gesetzmacherei, Paragraphenflickerei

hat mit Verwaltungpraxls nicht mehr gemein als Pathologische
Anatomie mitArztkunst.Schondeshalb war aus dertzauvtzucht-
stätte der Bureaukratie die richtige Beantwortung der Nährmit»
telfrage nicht zu erwarten; und gäbe man einer Abtheilung die»
fes Reichsamtes morgen einen Sondernamen: sie bliebe, was sie
zuvor war (wie Schaumwein nicht, weil man die Firmenzeichen
Ayala oderIroy auf die Flasche pappt, Champagner wird). Herr
Helfferich wäre behend genug, um die Verfeindung der großin»
dustriellen und agrarischen Organisatoren seines Ruhmes länger
zu hindern, als die Vorgänger Posadowsky und Delbrück der»
mochten. Das ginge nicht über die Kraft Eines, der im Reichs»
schatzamt nur den Schaum des Anleihenmachers abgeschlürft und
die Sorge, dem Reich eine neue Iahreseinkunft von fünftausend
Millionen Mark zu schaffen, dem Erben hinterlassen hätte. Wenn
er den Willensflug nicht von Alltagsarbeit lähmen, eingesessene
Mächler nicht noch höher, wie Spargelkraut im Sommer, auf»
schießen läßt, feine unhaltbare Schrift über die Kriegsgenests ver»
gißt und auf rednerische Zermalmung unserer Feinde fortan ver»
zichtet, kann er, als ein moderner, geistig vielsprachiger Mensch,
Heilsames erwirken. Ansere Pflicht wäre, ins neue Amt ihm nicht
alten Groll, aus der Kolonial» und Schatzamtszeit, nachzutragen.
Seine, niemals zu vergessen, daß nur aus Preußens sester, saftiger
Erde ihm Lebenskraft zuströmen kann, nicht aus den Reagens»
gläsern seines Reichsamtes. Ist er der Gekürte: Glückauf! Doch
die Verantwortung haftet, morgen wie gestern, an dem Kanzler;
auch für dieFührung und denAbschluß des Krieges; für die Zeit-
wahl und die Bedingung. Da ist Stellvertretung unerlangbar.

Nährwaarenhäuser.

Seit ich, vor acht Tagen, meinen altenRuf nach Lebensmit»
telcentralen erwähnte, werde ich vielfach gefragt, in welcher Zeit
er erschallt sei. Auch in einer von Klagen überFleischnoth durch»
heulten. Die HerrenDelbrück und vonSchorlemer hatten nurTheu-
erung, nicht Noth, zugegeben und alleW ege, aus den en der Glaube
ans Ziel der Preisminderung zu gelangen hoffte, »ungangbar"
genannt. Fleisch, Milch, Butter, Gemüse, Kartoffeln wurden den
Massen beinaheunerschwinglich;Futtermangelzwang,dasIung-
Vieh zu verschleudern oder zu verschenken. Freiherr von Schor»

lemer hatte einen verständigen (und deshalb grob gescholtenen) Satz gesprochen; Fleisch, sagte er, ist als Nahrungmittel weder unentbehrlich noch unersetzlich. Das kann nur Befangenheit leugnen. Der Durchschnittsdeutsche hängt allzu fest an karnivorischer Gewohnheit; eine Mahlzeit ohne Fleisch befriedigt ihn nicht, Gemüse schätzt er nur als Zuspeise; und im Wirthshaus, das er ja viel öfter und lieber aufsucht als der einem anderen Volk Angehörige, fordert er in neunvonzehnFälleneinFleifchgericht.Wird ihm aberErsatz in genügenderFülle undAnsehnlichkeit geboten? Nein. Der beste Ersatz, ein nahr» und schmackhafter, wäre: Fisch. Frischer Schellfisch ist das leckerste Essen, das sich erdenken läßt; Schollen,Rothzungen,Aale,Flundern,Makrelen, Heringe, Flußfische allerArtbehagendemGaumen.Nnd wären billig zuliefern. Auch in den Verkehrscentren großer Städte aber muß man lange nach einemFischladen suchen; und findet selten einen,derdenAppetit reizt. Kleine Becken mit trübem Wasser, worin ein Fischgewimmel wie im engsten Pferch umherschnappt; meist ein Schuppen» Hautgeruch, der die Kauflust schnell verweht. Die Versuche, Seefische als Massennahrung der Städter einzuführen, konnten bisher nicht gelingen, weil die gewählten Mittel untauglich waren. Schlechte Luft, im Schaufenster ein grünlicher, verstaubender Bafstntümpel, drüber unansehnlicheRäucherwaare, getrockneter Kabliau, marinirtes Störfleisch und eine rostige Büchse, derenSchrotinhalt mit Kaviarfarbe bepinfelt ist: so gehts nicht. Doch lasse ich nicht von dem (schon 1910 laut bekannten) Glauben, daß hier ein Riesengeschäft zu machen und obendrein noch der dem Philan» thropen lohnendeLorber leicht zu pflücken wäre. Eine Gefellschaft von dem Rang, der Leistungfähigkeit und Küstenkenntniß der tzamburg-Amerika-Linie müßte sich der Sache annehmen. An den besten Plätzen, vom Weißen bis zum Gelben Meer, vom Persischen bis zum Ochotskijschen Golf, den Fang aufkaufen; kühlen und sauberenTransport sichern; in allengroßen undmittlerenStädten aus Eisen und Glas Hallen bauen und darin, nach dem Aufwand aller Künste moderner Ladenausstattung, Reichen und Armen Fische jeglicher Herkunft und Familie feilbieten. Wer folche Waffen kauft, kann Fischern und Fischergenossenschaften die Bedin» gungen vorschreiben und, bei reichlichem Profit, billiger liefern, als in uns naher Zeit je geliefert ward. Seht Ihr die Hallen? Ein

ungemein begabter Schüler Messels müßte sie bauen; dem Eisen-
stil, wie derMeister, grazile Schlankheit ablisten. Nichts unseren
muffig vel ödenden Markthallen Aehnliches. Große, blitzblanke
Marmorbassins. Springbrunnen,Schilf,Küstengräser,Muscheln,
See sterne, kräftig duftende Pflanzen. Was aus Meeren, Flüssen,
Bächen.Teichen zu holen, den erreichbaren Wassern abzufangen
ist, sei hier zur Schau und zum Kauf gestapelt; auch, weils dazu
gehört, Krickenten, Möweneier, Rogenpastete und die Tafelschätze
südlicher, östlicher Küsten. Am Tag und abends Alles im hellsten
Licht. Glaubt Ihr nicht, daß dieKäufer sich drängen würden und
das Einerlei deutscher Ernährung rasch wohlthätigem Wechsel
wiche?(Nur in Wilmersdorf und in Charlottenburg ist, bis heute,
diese Anregung auf fruchtbaren Boden gefallen. Aber die dort ein-
gerichteten Fischhallen sind klein, unansehnlich und nur dem Be-
dürfniß der ärmsten Leute angepaßt, die sich denn auch in dichten
Schaaren hineinschieben. Den raschen Eifer der Gemeindever»
waltungen muß man loben. Doch die für die Nahrungwirthschaft
großer Städte wichtigste Arbeit bleibt noch zu leisten.)
Noch Anderes könnte geschehen; müßte. WerwachenAuges
durch die neuen Straßen der Hauptstädte geht, sieht überall die
selbe EntWickelung. So lange grellgelbe Plakate Miether zu kö»
gern suchen und bunt getünchte tzauspläne die Herrlichkeit der
Loggien, Badstuben, Vacuumreiniger, Dachgärten (mit Sonnen»
badgelegenheit) anpreisen, nisten nur arme Spatzen im Erdgeschoß
der Protzenburgen, die der Westberliner und der ihm nachstre»
bende Provinzstädter nun einmal liebt. Schankwirthe, die mit
Grammophon, Billard und ehrbar verfetteter Kellnerin die noch
ringsumbeschäftigten Bauarbeiterund Handwerker, Ladendiener
und Nnterbeamte heranlocken; kleine Metzger, Bartscherer, Grün-
kram» und Kurzwaarenhändler, Bäcker (die sich, wenn der Platz
für zwei Balkontische langt, Konditoren nennen) und anderes no-
thigeKrämervolk. Das währt nicht lange; ist erst Alles vermiethet,
grenzt die Straße nicht mehr an freies Feld oder Laubenkolonien,
dann müssen die Trockenwohner das Nest räumen. Das prangt
baldnunimStrahlenglanzmodischerAusstattungwunder.Fenster
und Thüren sind in unechten Marmor, Porphyr, Granit gerahmt;
von Decke und Wand blinken Kacheln, die an Alt»Delft erinnern
möchten; dieKörperderGlühbirnenträgerverschlingen sich zugold-

farbigem Geknäuel. Der Bartscherer hatte zwei Messingbecken, das alte Zunftzeichen, herausgehängt, ins Schaufenster Bart» binden, Mund» und tzaarwasserflaschen, Brillantinebüchsen ge» stellt und die Phantasie höchstens mit dergeheimnißvollen Inschrift «PariserArtikel'angeregt.DerCoiffeur(Frifeurklingtwohlschon zu deutsch) hat drei theureWachsbüstenmitLeonardolächelnund geräumigem Busen, vor dem die Quartaner den Schulanfang ver» träumen, rabenschwarze und rothe Locken, Geräth aus Kristall, Elphenbein. Schildkrot, Perlmutter, Tulasilber; fast Alles, was Menschenbegehr (und meist Alles „auf Kredit"). Vor des Krä- mers Thür stand die Eierkiste, ein Faß mit kalifornischen Aepfeln, eine Schachtel mit Bruchstärke und Waschblau; die „Kolonial» waaren» und Delikatessenhandlung/' hat eine Straßenausstellung von Hasen und Hühnern, Rehen und Enten, Fasanen und Früch- ten und hinter den breiten Scheiben häuft sich jeglicher Schmaus- zubehör. Beim kleinen Metzger waren, unter zwei dünnen Gas- ärmchen und zwischen rothen und weißen Papierblumen, Lungen, Nieren, Kalbsrippen, Schweinsfüße (auf Blechschüsseln) zu sehen und allwöchentlich einmal meldete das Gemisch von Kessel» qualm und Blutgeruch, das über dentzolzstuhl gehängte Leintuch und die graue Pappe am Fenster die Bereitschaft zum Verkauf Frischer Wurst; die Großschlächterei und Fleischwaarenhand» lung zeigt ganze Kälber und halbe Ochsen, Lendenstücke von nie . gesehenem Umfang, fünf Lebern, zehn Zungen, zwanzig Schinken, vom leuchtenden Blutroth bis ins zarte Blaßrosa alle Fleisch» färben der Iordaenspalette. Natürlich läuft Alles dem neuen Licht zu. Und natürlich können die Inhaber solcher Läden nicht billig verkaufen. Zählet, wie viele große Schlächtergefchäfte (mit den Bäckern, Butter», Obst«, Cigarren» und Zuckerzeughändlern stehts eben so)Ihr bei einer Wanderung vonZehnminutendauer findet: und fraget Euch dann selbst, ob unser Einzelhandelsbetrieb noch haltbar, bei so anarchisch tollem Wettbewerb um die Kunden» gunst eine wohlfeile Versorgung mit guten Lebensmitteln noch möglich ist. tzoheMiethpreise, reichlicheVerzinsungdesentliehe» nen Geldes, Lichtkosten (gerade die Fleischer suchen einander zu überstrahlen und beleuchten jetzt, der Reklame wegen, oft auch an Feierabenden die der Kundschaft geschlossenen Läden), Gesellen, Verkäuferinnen, Austräger, Ladenputz: die zur Deckung solcher

Spesen nöthige Summe willverdient sein; und von dem Verdienst heischt noch einHalbdutzend großer und kleiner Kommissionäre sei» nenTheil. Ists da einWunder.wennalldieseHändlernoch lauter als ihreAbnehmer klagen und über den Irrwahn wüthen,der ihnen fetten Profit nachrechnet? Durch Zusammenschluß könnten sie zwei Drittel ihrerGeschäftsunkosten sparen.Längst haben Mill,Rogers, Roscher, Gide, Lezis warnend auf die Ueberzahl der Kleinkauf» leute hingewiesen. Seitdem sind auch in Deutschland, nach dem Muster derWhiteley, Boucicaut, Wanemaker, Siegel SCooper, Waarenhäuser entstanden; und haben durch die Handelsvernunft ihrerGrundsätze (Barzahlung beiEinkaufund Verkauf, also weder Wucherzins nach Schuldaussall, rascher und großer Umsatz, der tmEinzelnen mit kleinem Gewinn auskommen kann) dasDetail» listengekribbel besiegt. Das genügt noch nicht. Ists nicht Wahn- finn.daß zwischen zwei berlinerQuerstraßen dreiBäcker,Schlächter, Fruchthändler mühsam ein Prahlerleben fristen? Wäre das Elek» trische Licht vomMittelstand bezahlbar, wenn es in zehntausend ge- trennten, in der Ueppigkeit ihrer „Aufmachung" konkurrirenden Betrieben verhökert würde? Und ist dieErnährung des Menschen unwichtiger als die Beleuchtung seiner Wohn- und Arbeitstatt? Wir brauchen Lebensmittelcentralen. Die Warenhausbe» fitzer haben das Bedürfniß erkannt und verkaufen, weil sie billiger sein können als der Kleinhändler, beträchtliche Victualienmengen. Die im Haushalt einer Hauptstadt dennoch nur winzig scheinen. DieLebensmlttelabtheilungwird meist, damit dieAusdünstung sich nicht zu weit verbreite, ins oberste Stockwerk gelegt. Fleisch,Käse. Obst, Fisch, Gemüse,Heringsbrühe,Butter,scharfGeräuchertes im selbenRaum. Der erlaubt keine Massenspeicherung; und da das Beste, die Zugwaare, inallerFrühe, oft von Detaillisten der Nach» barschaft, aufgekauft wird, ist nachher selten viel Reizendes zu holen. Wir brauchen weite, lustige Hallen, in denen auch Damen sich so behaglich fühlen wie in Wertheims Palast am Leipziger Platz. Alles Eßbare und manches Trinkbare müßte drin zu ha» den sein; und das Auge würde noch im Winter angenehmer ge» labt als vor Libertyblousen, Pelzwerk und Battisthemden. Das Riesenrund der Gem Ksehalle, wie das frankfurter Palmen Haus von der Blüthengalerie, von den weißen Obstständen umringt. Neben dem Fleifchsaal das Geflügel. Unterm Dachgewölb die

Bäckerei. In kühlen, hellen Katakomben Milch, Eier, Butte?'
hinter hermetischem Verschluß Käse, Gewürze, alle starkriechende
Zuthat. Welche Varietät der Ernährung würde möglich, welche
Spesensumme erspart! Zehn Lebensmittelcentralen, dreißig von
einer Gesellschaft geleitet; dreihundert, wenn sie ihre Sache gut
macht. Aus den fernsten Ländern könnte das dem Europäer
Schmackhafte (und nicht von Staates wegen Verbotene) einge»
führt werden. Kein Kredit; kein Stapelverlust; keinTribut an die
Tausendfüßer des Zwischenhandels (dem Frankreich, nach Gides
Berechnung, vor sieben Lustren schon in einem Jahr siebenMilliar»
den hinwarf); unvermittelter Einkauf vom Produzenten; eigene
Wagons, wie jetzt nur Großbrauer und Spediteure haben; kein
ZwangzurVerschleuderungzuhastig erhandelter oder im Schau»
fensterunansehnlich gewordener Waare; nichtmehrPersonal, als
man stetig beschäftigen kann; die Generalunkosten ein Drittel der
für den selben Umsatz vom Kleinhändlerheer aufzubringenden.Die
FormenunsererAlltagsversorgungtragen noch immer den Stem»
pel der radlosen, motorlosen, telephonlosen Zeit. Morgens kommt
der Milchmann, derBäckerjunge, die Zeitungfrau; morgens und
abendsderSchlächtergeselle; der,Kaufmann" muß täglich zwei»
mal den Lehrling schicken, das Dienstmädchen viermal oder noch
öfter auf die Straße. Die thörichteste Kraftvergeudung. Wenn
meine Lebensmittelcentralen (die, da sie sicher in jedem Haus der
Umgebung ein paar feste Kunden hätten, auch dieZeitungdistri»
bution übernehmen könnten) eingerichtet sind, bestellt die Köchln
durchs Telephon: «Morgen früh nach Sieben eine MandelEier,
zwei Liter abgesahnter Milch, anderthalb Pfund Etzbutter, eine
Ente,dreiPfundSuppenfleisch,vierkleineRothkohlköpfe,Roggen»
undWeizenbrotwiejeden Tag; außerdem Kartoffeln, Kaffee, Nel»
ken,Kapern,Edamer,Kastanien,Iohannisbeermarmelade,Gurke,
EsstgundeinenNapfluchenohneRosinen." Ists weniger: schadet
nicht; der Junge muß doch ins Haus ... Wer wagts? Geben
Millionäre Geld, Kommunen billigen Baugrund? Oder müssen
wir warten, bis irgendeinWertheimoderTietz,EmdenoderIan»
dorf sich zur That aufrafft? Seit wir Waarenhäuser haben, sieht
das Kleid der Arbeiterin und ihrer jungen Brut anders aus als
zuvor; nicht geringer und noch wichtiger wäre der Wandel in der
Massenernährung, wenn wirLebensmittelhäuser hätten. Daß in

solchentzäufernFleisch und Gemüse, Kartosfeln und Butterwohl»
feiler zu haben wären als von dem nach sechs Seiten tributpflich»
tigen Kleinhändler, ist gewiß. Wer wagts? EinStaatspraktiker^
der nicht verschmäht, sich für ein Weilchen einmal aus seinerAmts»
würde zuwickeln, hätte Kapitalistenund Organisatorenrasch unter
einemtzut. Und den Landwirt hen, die kein Vernünftiger, fürPreu»
ßens Zukunft Sorglicher entkräftet sehen möchte, bliebe, was ihn en
gebührt. Nur das Schmarotzerheer verlöre ein paar Divisionen.
Mein Vorschlag geht schon ins siebente Lebensjahr; scheint
mir aber auch in der Kriegszeit noch nicht veraltet. Wäre für die
Erzeugung undfürdieVertheilungderNSHrmittelnichtvielleich»
ter vorzusorgen,wenn wir, statt des Kleinhändlergewimmels, als
Einkäufer u nd Verkäufer starke Centralen hätten? Geld (was man
heute so nennyist inFülle frei; in diesem Bezirk könnte es Hecken.
Habt Ihr, Granatenmacher, Holz», Tuch» und Lederlieferanten
noch nicht genug Diamanten und Perlen? Her: p«ur le prokit!

Die Belagerten.

Um denunbequemLebendeninsBewußtseinzurusen, welche
Leidenslast ein zum Kampf für Freiheit, Selbstbestimmuugrecht
undEhre entschlossenes Volk tragen kann, habe ich aus dem Tage»
buch des Künstlers und Sammlers Edmond de Goncourt wich»
tige, noch jetzt,geradejetztlehrreicheStellengewähltundübersetzt.
Vier Tage nach Sedan hatte Jules Favre den Sturz Louis Na-
poleons und seines Hauses »imNamen des Gemeinwohles ver»
zeichnet" und, wie vor ihm der Graf von Palikao, geschworen,
Frankreich werde nicht anFriedensschlutz denken,ehe es den Feind
vom Reichsboden vertrieben habe. Aus dem Kaiserreich wird
wieder die Republik. An deren Spitze tritt die «Regirung der
Landesvertheidigung". Die bleibt in der Hauptstadt, um die das
deutsche Heer sacht schon den Eisenring legt. Wird mitbelagert,
unfrei, vom Aufruhr der d«mmunarcZ8 bedroht, in Kapitulation
gezwungen. Trotzdem sie, nach Quinets Wort, «die Sache der
Menschheit verficht". Wie heute, versteht sich, ihre Erbin.
September 1870. In der Hauptstadt der frischen Nährmittel,
derIahreszeiterstlinge den Haufen, Parifer, in Selbstberathung
vor dem Stapel blechernerKonservenbüchsenzu sehen:wieIronie
wirkts. Nach einigemZaudern treten die Leute in den Laden und

taufen eingekochtes Hammel» und Rindfleisch, alle möglichen und unmöglichen Konserven. Kein Mensch hätte je geglaubt, daß sich das reiche Paris einst von solchem Zeug nähren werde. Die Gewerbe sind völlig umgewandelt. Den Vordergrund der Wäsche» geschäfte füllen Waffenröcke und Joppen für Nationalgardisten: aus den Luken der Kellerwerkstätten hört man den Hammer, der Eisen schlägt, und durch die Gitterstäbe steht man Arbeiter, die Harnische schmieden. In den Speisewirthschaften wird die Karte kleiner. Gestern gabs die letzten Austern; aus demFischreich find uns nur Aale und Gründlinge noch geblieben. In den Markt» hallen dringt der helle Ton der in die Durchschlagsgewehre ge» stoßenen Ladestöcke durch das Getös der Abladearbeit. An der Seine tragen die friedlichen Angler die Mütze der Nationalgarde. DieFenster desLouvre-Mufeums sind durch Sandsäckegeschützt. Auf der Straße jammern die Weiber in kleinen Gruppen über die Theuerung der Lebensmittel. Die Mauern des College de France sind mit Zetteln beklebt, die Verbandstoff und Wundmittel anpreisen; ein foeben angeklebter veilchenfarbiger Zettel heischt die Bildung der Commune, fordert die Schließung des Polizei» Präsidiums und ruft zum Massenaufstand. Im Luzembourg ein Gedräng vontzammeln; in der Enge,zwischen Gittern,wimmelts Wie ineinerBüchsemitRegenwürmern.AmFluß,bei den Schieß» ständen, hat ein Zelt sich als Speisehaus aufgethan; tapfer essen daziemlichgutgekleideteFrauenBratkartoffeln.DieNaturscheint sich in dem Gegensatz zu gefallen, den die Romanschreiber gern für Seelenzufammenbrüche wählen. Nie hat uns die September» landschaft fo heiter gelächelt, nie war des Himmels Blau fo rein, das fchöne Wetter fo strahlend schön. Auf dem Boulevard des Italiens kams zu wilder Bewegung gegen die Schlächter; die Re» girung folle selbst das Vieh verkaufen und die Zwischenhändler ausschalten, die das Massenelend ausbeuten wollen. Eine Frau wetterte über Theuerung und Mangel des Unentbehrlichsten und klage dieKrämer an, dieWaare zu verstecken, umsienach achtTagen dann zu verdoppeltem Preis auszubieten. Mit zorniger Stimme schrie sie, das Volk, das kein Geld zurVorrathshamsterung habe, müsse alltäglich das Nöthigste einkaufen und immer werde, immer das Diyg so gedreht,daß derArme leide und derReiche leidlich wegkomme. Paris ist unruhig: es bangt für feine gewohnte Portion.

In der Rue Saint» tzonore sehe ich Frauen die Fensterladen eines Krämers einstoßen. Der, erzählt mir Eine, hat fünfzig Centimes für einen saurentzering genommen.Den hat der Käufer, ein Mo» bilgardist, auf einen Stock gehißt, einen Papierfetzen herangehängt und draufgeschrieben: «Von einem Offizier der Nationalgarde für fünfzig Centimes einem armen Mobilen verkauft!" Hinter mir höre ich stöhnen: „Es giebt jaschon nichts mehrzu essen!" In denFleischwaarenlädensteht man wirklich nur noch ein paarWürst-chen in Silberpackung undGläser mitTrüsfelkonferven.Wo sonst Rehkeulen, Fasanen, anderes Wild,Fische lockten, ist nunAlles leer. Nebenan,in grellem Gaslicht,von dem eineWand aus Blech» büchfen funkelt, verkauft ein dickes, lustiges Mädel Liebig. Ex. trakt... Kanonendonner hat mich geweckt. Der Sonnenaufgang leuchtet grellroth. Aus der Ferne grollt die brutale Gewalt. Auf der Straße Männer und Weiber in stummer Erwartung. Kein Schwatz, kein Gekneip in den Schänken. Alles ist wie erstarrt; und über den Männern, den Weibern liegt ein so düsterer Ernst, daß die Landschaft, trotz ewig blauem Himmel, ewig strahlender Sonne, Etwas von der Trauer dieses stummen Harrens anzunehmen scheint. Von Zeit zu Zeit sprengt aus dem Staub der Landstraße ein Reiter heran, manchmal ein Junge mit hinten geblähtem Kittel; von Zeit zu Zeit taucht eine weiße Fahne mit rothem Kreuz auf. Dann murmelts, leise, in jedes Ohr: „ Verwundete l" Und die Neu» gier derMenge umlagert in rohem Gedräng denWagen. Ich sehe einenLiniensoldatenmit erdfarbigemAntlitz und staunendemAuge von Nationalgardisten in die Kirche tragen, die jetzt Lazaret ist und von deren Wänden in gotischen Buchstaben die noch feuchte In» schrift kündet: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Ein anderer Verwundeter hat sein dürftiges Taschentuch um den Kopf geknüpft und über denBeinen ein grünes Daunenkissen. Ueberall, in Ge» fährten jeglicherArt, erblickt man bleiche Gesichter, siehtmanrothe Hosen, auf die das Blut große schwarze Flecke gemacht hat.
Oktober 1870. Heimlich wird Pferdefleisch in die Pariser» Nahrung eingeschmuggelt. Vorgestern brachte Pelagie einLenden-stück, das ich, weil der Anblick mich bedenklich stimmte, nicht aß. Gestern setzte man mir bei Pet ers ein Roastbeef vor, dessen schwärz-liche Röthe meinem Malerauge verdächtig war; und derKellner betheuerte nur zaghaft, das Pferd sei ein Ochse gewesen. Heute ist

Sonntag: und die schmerzliche Erregung, die Trauer des Wochenendes scheint, sammt dem Zug der Verwundeten, ganz vergessen. Paris glänzt von heiterer Lust und strömt aus allen Thoren ins Freie. Ringsum Sommerkleider, dicke Knoten auf den Hüften, kleine Hüte. Junge Mädchen erklettern, wie Zicklein, auf der Gür» telstraße die Sandböschung und gucken durch die Schießscharten. Auf hohen Wägelchen, die ein mit Silber betreßter Nationalgardist lenkt, sieht man elegante Damen, die, den Nasenklemmer in der Hand, von Bastionen, Schanzkörben, Kavallerie reden. Im Abendgrau, vor dem rothen Licht eines Patrouillebootes, höre ich, am Quai, einen Mann zu einem anderen sagen: »Die kommen uns also nun auch noch auf den Hals!" Der Satz scheucht mich aus dummen Traum, wie Phantasie ihn gern webt, und flüstert mir den Verdacht ein, daß Straßburg gefallen sei. Das Abendblatt, das ich auf dem Boulevard kaufe, bringt die Bestätigung... Die Leute, die uns regiren, sind mittelmäßig; und eben deshalb vernünftig. Sie haben nicht recht den Muth, Etwas zu wagen, und ahnen nicht, daß in einer Zeit wie dieser Unmögliches möglich wird. Der sechste Oktobertag bringt den ersten tzerbstnebel. Win» ter in der Luft. Man fühlt den kalten Thau, von dem die Blätter feucht sind, bis in die Knochen. Die Mobilgardisten singen mor» gens nicht; ziehen sich stumm, ohne heiteres Gelärm, an. Wirk» waarenwagen, wie man sie in abgelegenen Flecken Frankreichs findet, bieten ihnen Gewebe und Baumwollmützen an, mit denen einzelne ihre Ohren schützen. Nach der Suppe steigt aus dem durchwärmten Bauch wieder Fröhlichkeit und von Tisch zuTisch hüpft Knabengelächter. Auf der Straße erblickt man oft fette alte Dirnen mit einem rothen Kreuz auf dem Herzen; sie schwelgen in der Bereitschaft, mit sinnlichen Händen Verwundete zu tätscheln und zwischen amputirten Gliedern Zärtlichkeitkunden aufzulesen. Am zehnten Oktober hole ich mir eine Fleischkarte. Die Erinnerung an die langen Reihen der Großen Revolution, von denen eine arme alte Base mir sprach, erwacht beim Anblick dieses Gedrän» ges von zerlumpten Vetteln, Kriegsmützenmännern, Kleinbür» gern. Das schiebt sich in den hastig eingerichteten, weiß verkalkten Raum, wo, allmächtig in dem Offiziersrock der Nationalgarde, unsere nicht allzu redlichen Lieferanten um einen Tisch sitzen und in höchster Instanz verfügen, ob und was wir essen dürfen. Ich

trage ein blaues Papier heim, das mir das Recht giebt, für mich und meineBedienerintäglichzweiRationenröhenFleisches oder vier Portionen der in den Volkskantinen bereiteten Kost einzukaufen. Die Kartenabfchnitte reichen bis in den vierzehnten No» vembertag. Ein wunderliches Gefühl, mehr schmerzhafter Ernie» drlgung als der Furcht, zu wissen, daß diese nahen tzügel nicht mehr uns gehören, diese umsonntentzäuschennichtmehrFreunde und Bekannte Herbergen, mit dem Fernrohr, auf dieser Pariser» erde, nach Husarenpelzmützen und schwarzweitzen Fahnen zu spä» hen und sich zu sagen: Da, hinten, viertausend Meter von uns, kauern die bei Jena Besiegten. Man lebt einsam, tauscht höch» stens Gedanken ein, die, wie die eigenen, um einen Punkt kreisen, liest nur dasNeuste, das nie Unerwartete über einen jämmerlichen Krieg,dasPreßgeschwätzüberNiederlagen,diezu»offensivenRe» kognoszirungen« aufgeputzt werden, muß, weil Gas gespart wird, vom Boulevard weichen, kann, weil Alles früh ins Bett geht, sich nicht mehr des Nachtlebens freuen, weder lefen noch sich in den reinen Bereich des Gedankens aufrecken, klebt an dem elenden Kleinkram der Ernährungfrage, hat nichts von Alledem, woran derGeist desParisersstchsonsterquickte, verkümmert in dereinen plumpen, gleichfarbigen Vorstellung: Krieg. Der Pariser lang» weilt sich in Paris fast wie in einer Provinzstadt. Vor mir ging abends ein Kerl, der, die Hände in den Taschen, beinahe fröhlich trällerte. Plötzlich blieb er stehen und schrie, als wäre er nun erst erwacht: „Verdammt schlecht gehts, Donnerwetter!" So empftn-denAlle. AmEnde einer engen Sackgasse, unter einer Gas sonne, öffnet sich eine Pforte, durch die der Haufe in den Saal zur Weißen Königin strömt. Ein Tanzsaal wie alle auf dem Bou» levard de Clichy. Deckengemälde, Bogenbehänge aus rothem Sammetpapier, zwischen Säulen kleine, schmale Spiegel, Gas» krönen aus Zink und Glas; nur aus dreien brennt heute Licht. Die Leute, die in ruhiger Zeit hier tanzten, machen jetzt Gesetze. Wo die Musikanten saßen, thronen, in Schwarz, die würdigen Mitglieder desVorflandes und die vorgemerkten Redner. Durch den bläulichen Pfeifenqualm erkennt man, auf Bänken oder an Trinktischen, Nationalgardisten, Mobile, vom Hutrand bis an den Stiefelschaft rotheVorstadtphilosophen,Arbeiter in blauerIacke, Weiber aus dem Volk, tzürchen, Iungmädel mit rother Kapuze,

sogar Kleinbürgerfrauen, die ihren Abend anders nicht hinzu» bringen wüßten. Klingelzeichen; mit der Glocke spielt, wie ein Kind, das Volk ja auch im Abgeordnetenhaus gern. Tony Re» villon steht auf und verkündet die Gründung des Montmartre» Klubs, der die Freiheit sichern, also Monarchie, Adel, Klerus ver- nichten soll. Dann liest er aus der Zeitung vonRouen vor. Rüh» rend ist, zu sehen, wie gläubig diese Menschenheerde sich allem Gedruckten und aller Rednerei hingiebt, wie wunderbar fern sie von aller kritischen Regung ist. Die in Heiligkeit geweihte Demo» kratie kann einen Katechismus anbieten, der an Mirakelgeprahl den altennoch übertrifft: frommschlucken dieLeuteAlles herunter. Aus derAlbernheit, die das Unglaublichste ohne Zubereitun g ver» schlingt, schwingt sich plötzlich ein Hauch edlen Empfindens, leiden» schaftlicher Hingebung, glühender Brüderlichkeit. Da erwähnt wurde,daß hundertdreiundzwanzigtausend Franzosen in Deutsch- land gefangen seien, brach aus allen Herzen ein Schrei, der dann in Trauergeflüster versickerte; und kein Wort schildert die Blicke, die Einer zum Anderen schickte. Nach Tony Revillqn sprach der Bürger Quentin; mit starkem Pathos bewies er, daß alles seit Se» dan hereingebrochene Unheil durch eine Commune verhindert worden wäre. Im Vorraum, wo man einst Tanzmarken erhielt, unterzeichnet nun Jeder die Petition, die schnelle Einsetzung der Commune, der neuen, aber schon bewährten Vorsehung, forderte In Batignolles endlose Menschenreihen vor den Schlächterthü» ren. Brave, zermürbte Greise; kupferfarbige Nationalgardisten; alte Weiber, die Ruhebänkchen mitgebracht haben; kleine Mäd» chen mit großen Marktkörben, in denen die schmale Kost heimge» schleppt werden soll;Dirnchen mit offenem Haar,Schnuppernase und girrendem Blick, der die Veteranen, die Ordnungwächter, an» ködern soll. Jede Waare wird mit derVorsilbe»Wall «den Käufern empfohlen; mansiehtnur noch Walldecken, Wallbetten, Wallhüte, Wallpelze, Wallhandschuhe. In den Markthallen siehts seltsam aus. Wo es einst frische Seefische gab, wird jetzt Pferdefleisch ver» kauft; statt der Butter das Fett unbekannter Thiers, das, in Vier» ecksform, weißer Seife ähnelt. DadieFelder geplündert werden, giebts noch viel Gemüse; auf diesem Markt ist drum das Ge» kribbel dichter als anderswo. Um Kohl, Sellerie, Blumenkohl wird heftig gestritten. Ein Geschwirr von Fragen und Angebot,

Scherz und Schimpf; dann,plötzlich, ein lauter Stoßseufzer. «Ach, Du mein Gott!" Die tzallenweiber haben einen Franctireur er» blickt, den man auf einer Bahre nach Haus trägt. In der Rue de Tournon nur ein Helles Loch. Unter einem Budendach hängen Blumenkohlköpfe und Lauchbündel. Hungrige Augen starren sie an. Vor dem Stand der Fruchthändlerin liegen, in breiter Blut» lache, zwei große Hirsche mit geschlitztem Hals und bloßem Ein» geweide; in einer Kinderbadewanne Riesenkarpfen mit bläulichem Maul. Der letzte Schein einer in einem alten Kupferleuchter der» glimmenden Kerze zeigt mir den fahlrothen, rund durchlochten Hals eines jungen Bären und feine vom Tod rückwärts geboge» nenTatzen.Morgen wird das hungerndeParis sich um das Fleisch dieser Zöglinge des Zoologischen Gartens balgen. Ich betrachte das verschlossene Prunkhaus der Palva und frage mich, ob es nicht das Hauptbureau derpariser Preußenspionage war.Neberall Trugersatz der gewohnten Nährmittel. Aus den Luxusbäckereien holt man Kakaobutter in die Küche. Wo sonst köstlichste Leckerei , lockte, blinken auf Marmor höchstens noch ein paar Blech« oder Zinkbüchsen mit Gemüsekonserven. In Romainville sehe ich, durch dichte Regensträhnen, die Heimkehr der Feldplünderer. Was sich an Scheusäligkeit nur erdenken läßt; was Phantasie aus Lumpen zurechtflicken kann. Männer schieben schwere, mit Kartoffeln beladene Karren; Kinder schleifen an einem Bind-faden eine Cigarrenkiste mit was Grünem drin vorwärts. In nassen, von Regen glänzenden,bis ans Gefäß bedrecktenRöcken keuchen gebückte Weiber einher; andere haben ihre Unterröcke geschürzt, ringsum Taschen daraus gemacht und blößen schamlos große Flächen ihres Fleisches. Kleine Mädchen tragen ächzend Säcke auf ihren Köpfen; die nassen Kleider sind so fest an den Körper geklatscht, daß man die Bäuchlein und die dünnen Schen» kelchen bis in die winzigste Krümmung erkennt. Zuletzt naht ein Bummler, der in der hochgereckten Hand den langen Leib eines frisch gehäuteten schwarzen Katers schwenkt. Das Konzert Pas" deloup ist ausverkauft. Ich habe einen Platz, finde in der Musik aber nicht Vergessen und eile aus Mozarts Pastorale wieder auf die Straße. Der ganze Boulevard ist eine Messe. Wollgewebe, Chokolade, Sultanpastillen, Kokosnußscheiben, Bücher, Waffen (die mir aus der Requisitenkammer eines Theaters zu kommen

scheinen), Wunderschachteln: Alles wird auf dem Asphalt des Fußsteiges seilgeboten. Ein kleiner Hecht, nicht größer als ein Gründling, kostet zwei Francs. Gräuliche Bengel brüllen mit schon versoffener Stimme: „Madame Badinguet oder die verehelichte Bonaparte, ihre Liebhaber und ihre Ausschweifungen!" An der Thür des IKeätre.ffrsncÄls höre ich von Lafontaine, daß Metz gefallen ist. Auf allen Gesichtern Schmerz und Wuth; auf allen der zornige, heldisch bewußtlose Wille, nicht Frieden zu schließen. Alles heult: „Hoch dieCommune!" Während ich dieAbendzeitung kaufe, fragt mich eine alte Dame, ob der Kurs der Staatsrenten drin stehe. Ironie! Bürgerkrieg, tzungersnoth, Beschießung: wirds morgen unser Schicksal?

November 1870. Bei Brebant erzählt Saint-Mctor (der Dramenkritiker), GeneralTrochu rühme sich,nach vierzehnTagen werde Paris nichtmehrbelagert sein. Allgemeines Hohngelächter. Die den pariser Oberbefehlshaber kennen, schildern ihn als ärm» lichen, nur im engen Gesichtskreis des Militarismus heimischen Geist; er sei gegen jede Erfindung, jeden neuen Gedanken und hindere Ernsthaftes eben so schroff wie das Gespinnst desWahnes. <Daran fehlts nicht. Wir habenhiersogarLeute, die Hunden Toll» wuth einimpfen, die wüthigen Thiere aus die Preußen loslassen und dadurch Paris retten wollen.) Einer hat empfohlen, durch Zerstörung der Maschinen und Austrocknung der Sümpfe den Preußen in Versailles das Wasser zu entziehen. Ein Anderer, sie mit Kohlenstoffbrandern auszuräuchern.Waffenstillstand wollen sie nicht. Ich zweifle, ob die Diplomatengeschichte der Welt ein wüsteres Machwerk kennt, als die Denkschrift des Herrn von Bismarck dem Leser bietet. Seine mitleidige Klage über die Hundert» tausende, die der Hunger töten werde: so, ungefähr, müßte der Iesuitismus einesAttilasichäußern.AufderFrühstücksrechnung stehen fünfzehn Centimes für die Serviette. Die Regirung hat das kohlensaure Kali und andere Stoffe, die sie zur Pulverbereitung braucht, in Beschlag genommen; und den Wäschern, denen aus Boulogne, Neuilly und anderswoher Wettbewerber zulaufen, gehts schlecht. Eine Schlächterei, die sich jetzt tzippophagie nennt, stellt, unter Gasflammen, eine elegante, von Laub und Rosen um» kränzte Muskelfigur aus: einen Esel, dessen Bauchfell in zierliche Schnüre und Spitzen zerschnitzelt ist. Zwischen den Schanzen an der

Seine wimmelts von Soldatendirnen aller Sorten. Vormirgeht
eine amArm eines Linienmannes. Ohne Hut, die Perücke wie eine
Krone oder Kuchenform über dem Scheitel; schwarzer WoUrock
mit langer Schleppe; die Taille dicht unter den Brüsten; Pilger-
kragen mit Rüsche, die von unten wieder bis aufdie Schulterklet-
tert; weißes Seidenhalstuch; in der Hand ein schwarzes Stroh»
körbchen. So sieht, im Gnadenjahr 1870, das zu gefälligem Ge-
brauch den Soldaten feile Bordellmädchen höheren Grades aus.
Nm Halbelf erlischt, auf Befehl des Oberkommandos,in denSchän-
ken das Gas; in Frontins Weinkeller, vor dem vom Kellner auf
den Tisch gestellten Talglicht, ist mir, als säße ich wieder in einer
derunterirdischenKneipen, woichinBerlinmanchmalaß.Nefftzer,
der mit mir ist, nennt sich einen Germanen, kündet eine neue Bar-
tholomäusnacht und Frankreichs Zerfall an, preistHerrn von Bis-
marck als den größten Staatsmann aller Zeiten und bestellt Ale
und Porter, weil er nur danach schlafe. Der Verwundete ist in
Gunst. In offenem Wagen sieht man ihn von mütterlichen, haus-
fraulichen Händen getätschelt. Er ist Modeartikel; manchmal auch
Blitzableiter.ErschirmtdieWohnungvorPöbelseinbiuch.Brand-
stiftung, Plünderung und späterwohl vorpreußischer Requisition.
Das Vertrauen ist hin. Einer sagte mir neulich: «Von der Na»
tionalgarde reden wir doch lieber nicht erst. Die Linie wird den
Kolben in die Luft heben. Die Mobilgarde vielleicht ein Weil»
chen halten. Die Seemannschaft ohne rechten Glauben feuern.
So wird man sich schlagen; wenn man sich überhaupt schlägt."
Die Nachwelt soll nicht etwa vom Heldenthum der Pariser des
Jahres 1870 berichten. Das ganze Heldenthum bestand darin,
daß die Leute Pferdefleisch statt des Rindfleisches atzen und
die Bohnen mit ranziger Butter verschlangen. Das merkten sie
kaum; der Pariser weiß ja nie recht, was er ißt. Auch das
Case de la Cascade, wo so viele Nachtfeste gefeiert wurden, ist
nun Lazaret geworden. Der obere See ist ausgetrocknet und mein
Tritt scheucht ein ganzes Gewölk von Vögeln auf, die im Schlamm
Würmer suchten. Kein springendes, tanzendes Wasser mehr; in
dem dunklen Spülicht, der in dem Becken geblieben ist, waschen
in die Felskurven eingekapselte Soldaten ihre schmutzigen Hein»
den. Das Futter für einPferd kostet jetzt täglich dreizehnFrancs.
Ein Lumpensammler, der in der Halle für eine Sudelküche ein»

kauft, erzählt, daß eine Katze sechs, eine Ratte einen, ein Pfund HundefleischanderthalbFrancskostet.ImBoulognerWald stoße ich auf den Mann mit dem Fernrohr. Der ruft: »Wer will die Preußen sehen? Man sieht sie sehr gut.Immer heran!" Aus dem großenBecken imLuxembourg-Park werden Karpfen, auchunge» heureGoldkarpfengefischt.VorBulliersBallhaussteht einmäch» tiger Frachtwagen, aus dem ein Mann, wie Heubündel in eine Scheune, Matratzen in den Tanzsaal wirft. Der dient nun als Verbandplatz. Auf dem Pferdemarkt sind die armenThiere so aus» gehungert, daß sie das Holz desOuerbalkens, um den ihr Halfter ge- schlungenist, fressen und dieSpäne, dieihrenZähnen entfallen sind, vom Boden aufzulecken trachten. Das Pökelfleisch, das die Re» girung freigegeben hat, ist unentsalzbar,ungenießbar. Was bleibt mir?Ich muß einem meiner letzten Hühnchen mit einemIapaner» schwert den Hals abschneiden; kopflos flattert es ein paarSekun» den lang über demGarten: gräßlich! Leute, die gestern in Wohl» stand hausten, sind ins schwärzeste Elend gesunken. Eine fein ge» kleidete Dame verlangt vom Schlächter für einen Sou Pferde» schabsel; als eine andere Dame ihr ein Silberstück in die Hand steckt, bricht ihr Weh inThränen aus.Merkwürdig, wie manchen Menschen, besonders oft Denkern, Idealisten jedes Gefühl fürs Vaterland fehlt. Das, fagt Renan, war im Alterthum natürlich; da aber der Katholizismus das Vaterland in den Glauben ver» legt hat und der Idealismus der Erbe des Katholizismus ist, fühlt der Idealist sich nichtso eng an denBodengebunden.,Seine Heimat hist da, wo er denken darf": ruft Renan; und läßt sich von der Logik diesesSatzes.trotzBerthelots nervösenZwischenrufen.so weit fortreißen, daß er nicht fühlt, weshalb Fremdherrschaft die Patrio» tenherzen empören, inRaferei reizen muß. Ich gehe; fast wüthend. Meine Freunde stehen wirklich allzu hoch über der Menschheit.
Dezember 1870. In einem funkelndenFeuilleton sagt Saint» Victor, Frankreich müsse sich von der Vorstellung, die es bisher vonDeutschland hatte, endlich trennen.DteDichter hatten es als das Land der Unschuld undGutmüthigkeit, des Gefühls echtpla» tonischer Liebe gemalt. Das Fabelland der Werther und Lotte, der Hermann und Dorothea habe die grausamsten Krieger, die tückischsten Diplomaten, die verschmitztestenBänker hervorgebracht (auch die gierigsten Dirnen). Wir müssen uns vor dieser Rasse

hüten, die uns ein Kindsgemüth vorgaukelt: in ihrer Blondheit lauert die Heuchelei und verschlagene Unverträglichkeit der Gel» ben. In den Hallen giebts nicht mal mehr Gemüse und Kräuter. Kein grünes tzälmchen auf den Tischen. Manchmal langt eine Händlerin indenKorb undzieht, mit knickernder Hand, zwei, drei Blättchen, Sauerampfer oder Kohl, hervor, um die dann die Wel» ber raufen. Auf der Speisenkarte: Büffel, Antilope, Känguruz Herkunft des Fleisches feierlich verbürgt. Ein frisches Ei kostet fünf Viertelfrancs. Irgendwer kauft alle Kerzen auf, färbt sie und schmilzt daraus das Fett, das so theuer bezahlt wird. Hunde» cotelettes sehen sehr nett aus; ganz wie Hammel. Nur vom Essen wird noch geredet: was, wo, wie man essen kann. »Kokos» butter verstänkert für mindestens drei Tage das Haus." Ele» gante Pariserinnen machen aus ihrem Ankleidezimmer einen Hühnerstall. Auch an Leuchtmitteln fehlts schon. Kaum noch Brennöl; die Kerzen fast ausverkauft. Noch schlimmer: in dieser Kälte wird Holz, Steinkohle, Coke von Tag zu Tag rarer, tzun» gersnoth,Frost,Finsterniß; und die Zukunft bedroht uns mit Leid und Gräuel, wie sie Belagerte noch niemals erlebten. Vor den Krämerthüren knäuelt sichs gefährlich; was noch anBlechbüchfen blieb, wird errafft. Alles magert ab und läßt die Kleider enger machen. Theophile Gautier jammert, er müsse, zum ersten Mal, Hosenträger anlegen: weil sein Bauch das Beinkleid nicht mehr festhalte. Kein blutiges Fleisch, schlechte, schädliche Konserven ohne Nährwerth und Stickstoff: man wird nie recht satt; bleibt hungrig, wenn man sich noch so voll stopft. Auf allen Straßen Weihnachtmesse.Gemüfe,Muffs,Lawendelpakete,Pferdeschmalz: Alles wird demFußgängerangeboten.Für einKohlhäschen,das er zärtlich, als wärs sein Kind, auf dem Arm trägt, fordert ein Bauer fünfundvierzig Francs. Trotz den Preußen baut Paris Neujahrsbuden. Aus den Abfällen der Barackenbretter entstehen dürftigeBüdchen, die spärlich mit armsäligem Spielzeug behängt und belegt werden. In einem Wirthshaus gackert neben mir ein Pärchen: das Frauenzimmer in Sammet, er, wohl Polytechniker, jetzt, stramm, als Kanonier verkleidet. Was mir einstunerträglich gewesen wäre, ist heute angenehm: weils mich an gestern erin» nert. Weihnacht. Ein Juwelier hat in seinen Glaskästen Trink» eier in Watte ausgestellt. Die Sterblichkeitziffer schwillt. Nicht

immer ist Hunger die Todesursache; oft ists Kummer, Heimweh nach der eigenen Wohnung, Sehnsucht nach dem Sonneneckchen bei der Hauptstadt. Das neuste Genußmittel ist Arsenik. Dieses Gift, wird in der Presse erzählt, giebt den steyrischen Gemsenjägern die frische Geschmeidigkeit: nehmt also, statt des Früh» stückes, eine Arsenikpille! Wüste Weiber, die Pöbelfuriengleichen, gehen in Schwärmen auf tzolzraub aus. Eine deutsche Zeitung sagt, der „psychologische Moment" für die Beschießung sei ge° kommen; enthüllt derAusdruck nichtdie ganze deutsche Wildheit? Alles schilt über die Unthätigkeit der Regirung. General Trochu verzaudert das Handeln mit träger Ausflucht; und versuchter einmal was, so bleibts fruchtlos. DieWände sind kahl. Alles dem Auge Erfreuliche ist fort; die entrahmten Zeichnungen liegen in Mappen, die Rahmen, mit fchöner Bildnerzier und mattem Alt» goldschimmer, in dreckigen Zeitungen, die Bücher, in umschnürten Haufen, auf der Erde; die erschütternde Wirkung der Schweige» schütze könnte Alles zerstören. Gestern eines Künstlers Heim: heute die Höhle hinter einem Kramladen. Viele Kleinbürger gehen um Sieben schlafen und stehen um Neun auf. Im Bett friert man nicht; und der Hunger thut nicht fo weh. Nachts blinkt nur noch aus den in Lazarete umgewandelten Häusern Licht. Man hört die Höhne krähen und glaubt, zwischen Dorsmauern umherzu» tasten. Der Avrongipfel ist geräumt worden. Ein General hat ge» sagt: «Erster Akt unseres Todeskampfes!« Ein Fluch liegt auf Frankreich. Alles ist wider uns. Währen Frost und Beschießung fort, dann fehlts bald an Wasser, die Brände zu löschen. In den Häusern ist alles Wasser, bis an die Kaminecke, fast schon Eis. Seit ich das ekle Pferdefleisch esse, schlafe ich wenig. Neugtertreibtmich in den Laden des englischen Schlächters Roos. Ich sehe allerlei seltsame Beutestücke. Auf einem Ehrenplatz hängt an der Wand der enthäutete Rüssel des jungen Elephanten Pollux. Zw ischen unnennbarem Fleisch und absonderlichen Hörnern empfiehlt ein Ladendiener Kamelnieren. In einem Kreis lüsternerFrauen geht des Meisters Zunge in hohem Trab. «Lende und Rüssel vierzig Francs das Pfund. Theuer? Ich weiß noch gar nicht, ob ich auf meine Kosten komme. Statt der erhofften dreitausend sinds nur zweitausenddreihundert Pfund. Die Füße? Zwanzig Francs. Das Uebrige zwischen acht und vierzig. Nehmen Sie doch die Blut»

wurstl Elephantenblutist das edelste. Kann ichaufrichtig empfehlen. Das Herz wog fünfundzwanzigPfund.UndmeineBlutwurst ist mit Zwiebeln gemacht!" Ich kaufe zwei Lerchen. Auf demNeujahrsmarkt bieten, vor elenden Buden, die von Kälte klappernden Händler den durchfröstelten Schaugängern Hampelmänner mit verzerrten Bismarckköpfen an. Abends, bei Voisin, fehe ich die gerühmte Elephantenblutwurst wieder: und sie ist in meinem Diner das Hauptstück. Restaurant Ersten Ranges. Mein Diner!

Januar 1871. Solchen Neujahrs tag sah Paris noch nie.Be» schießung, Hungersnoth, grimmige Kälte. Trotzdem tobt abends Besoffenheit in viehischer Lust durch die Straßen. Schreitet die Menschheit fort? Der Skeptiker zweifelt. Nach so langen Iahren der Ctvilisirung, nach so vielen Predigten über Völkerverbrüderung herrscht und drückt, trotz allen Verträgen zur Sicherung des europäischen Gleichgewichtes, die wildeGewalt,ungehemmt wie in Attilas Tagen. Vor den Fleischvertheilungstätten sinken, in den endlosen Wartestunden, täglich Frauen um; Kälte, Erschöpftheit, Schwäche wirft sie hin. Stoff zum Nachgrübeln. Wenn wir die Stärkeren gewesen wären und versucht hätten, uns bis an den Rhein, unsere ethnographische Grenze, zu strecken: der ganze Erdtheil wäre dagegen gewesen. Nun wollen die Deutschen den Elsaß und Lothringen nehmen, also, durch diese Zerstückung, Frankreich vernichten: ganz Europa klatscht Beifall! Warum? Sind auch Völker, wie Einzelmenschen, stets gegen Aristokratie?

Nirgends hört man noch lachen. Für drei Tage erhalten zwei Menschen jetzt dreiunddreißig Centigramm Pferdefleisch (mit Knochen); ein Dutzendmagen brauchts zum Frühstück. Und kein Ersatz durch Gemüse. Ein weißes Rübchen kostet zwei, ein Liter Zwiebeln sieben Francs. Von Butter ist längst nicht mehr die Rede; sogar Lichttalg und Wagenschmiere verschwunden. Der Trost der kleinen Leute war sonst: Kartoffel und Käse. An Käse erinnert man sich allenfalls noch; wer in Gunst ist und zwanzig Francs zahlen kann, erlistet vielleicht einen Scheffel Kartoffeln. Die Mehrheit der Pariser lebt von Kaffee, Wein und Brot.

Nachts scheint ein Orkan sich auszutoben. Ich öffne dasFenster: die großen Granaten sinds, die ohne Pause über mein Haus hinsausen. Bei Brebant reden wir über die Verzweiflung der hohen Federbüsche. Die alten Generale sind so zuchtlos und

schlapp, daß der arme Trochu gedroht hat, sich eine Kugel in den Kopf zu schießen. Louis Blanc faßt Alles in den Satz: „Das Heer, dasFrankreich ins Unglück gestürzt hat, will nicht, daß Ci» vilisten es retten!" Renan prophezeit, vor unserem Auge werde aller in der Offenbarung Johannis verheißene Gräuel sich in Erlebniß wandeln. Das Volk verhungert; doch sehr reiche Leute können, noch immer, Geflügel, Wild, alle Leckereien einhandeln. Und dieMassebleibtstill.zerschlägtnicht die Schaufenster,prügelt nicht die Händler: man muß die pariser Armen bewundern, an» staunen. Gelinde Empörung spürte ich nur vor der Bäckerei von Hede. EristderEinzige,dernochWeißbrotundtzörnchen backt. Das an Weihbrot gewöhnte, längst zu«tzundebrot« verurtheilte Volk schien nur unter der Vorstellung dieser Glücksgunst zu leiden(die, freilich,mit langen Wartestunden in Reihe undGlied erkauftwerden mußte).Wenn ich inMaratsZeitung die wüthigenAnklagen des »Volksredners' las, meinte ich, er übertreibe die Schuld der Krämerklasse. Daß er Wahrheit sprach, erkenne ich erst jetzt. Das, Alles, ist, ganz in den Händen von Nationalgardisten, ge» meinerWucherkram. Ich wäre nicht dagegen, daß man zwei oder drei dieser tückischen Gauner vors Auslagefenster ihrer Läden henkte. Danach würde das Pfund Zucker nicht allstündlich um zwei Sous steigen. In einem Speisehaus sah ich den Oberkellner eine Hammelkeule in ungefähr zweihundert Schnitten zerlegen. Der Hammel, wohl der letzte in Paris, war in einem Vierten Stockwerk entdeckt worden. Zweihundert Schnitten, jede so groß und so dick wie eine Visitekarte, jede zu sechs Francs: macht zwölfhundert Francs. Um meinen Hunger zu stillen, schieße ich im Garten eine Amsel. Dieses Vögelchen kam an jedem Abend; meldete sich mit schrillem Pfiff; setzte sich.nach raschemFlug, stets auf den selbenFeigenbaumzweig.von dem aus es,ingeheimniß» voller Starrheit, das nahe Haus beäugte. Hatte mein Schuß nicht etwas überirdisch mir Befreundetes vernichtet, das mich und mein Haus vor Fährnitz wahrte? Dumm, albern, aberwitzig: dennoch kam ich den ganzen Abend nicht von der Vorstellung los. Sechs junge Offiziere der Mobilgarde sitzen vor einem Boulevardcafe um eine Lorette mit grellrothem Haar; Paradiren, kokettiren und bestellen laut, zur Verblüffung derHörer.die erklügelten Gerichte einer Märchenmahlzeit. Das Brot, das jetzt vertheilt wird, wer»

den einst Sammler begehren; man findet Strohfötus drin. Die Gesammtration für Einen ist heute auf vierhundert Gramm her» abgesetzt worden. Wer bedenkt, daß es Menschen giebt, die damit auskommen müssen? In der langen Reihe vor dem Bäcker» laden in Auteuil sah ich weinende Frauen. Montretout ist wiedererobert. Trochu hat beseufzt, daß er im Nebel seine Divistonen nicht sehen könne. Gott sei Dank, schrie Rochefort, »sonst hätte er sie zurückgerufen!" Der zwanzigsteIanuarabend breitet schwarze Verzweiflung über Paris. Die unzulängliche Führung des Krieges hat eine große Nation, trotz ihrer Hingebung und Ent» sagung, trotz ihrer seelischen Bereitschaft zu Selbstrettung, in den Abgrund geschleudert. Todesschweigen liegt auf der Stadt. Man hört Paris nicht mehr athmen. Schlächter, Aufschnitlhändler, Bäcker schließen die Läden. Die Speisewirthe dürfen den Gästen nicht mehr Brot liefern. Das bringt Jeder nun von Haus mit. Das Gebäck ist so schlecht, daß mein letztes Huhn vor den Krümeln stöhnt, schluchzt und sie erst am Spätabend aufpickt. Dennoch raunt mir von hinten eineStraßendirne zu:»Wollen Sie zu mir herauf ? Es kostet nur ein Stück Brot," Bei Brebant giebts Hunderücken. Nefftzer be» hauptet, auch Rattenfleisch schmecke sehr gut; „sozwischen Schwein und jungemRebhuhnRenan wird blaß.wird grün,wirst das fürs Essen schuldige Geld auf den Tisch und rennt hinaus. Auf allen Lippen das gestern noch gemiedeneWort:Kapitulation! Werden die Preußen unsere Museen ausräumen? Berthelot sürchtet,daß sieunserer Industrie denRohstofs wegnehmen werden. NurCH okolade giebts noch. Soldaten strahlen, wenn sie ein Pfund erstan» den haben.Arme Weiber schreien durch die Straßen:»Wirwol» len noch weniger essen,noch mehr leiden,nur nicht Kapitulation!" Zu spät. Die Geschütze schweigen. Von Saint» Cloud her leuchten hundert Häuser: Freuden feuer, das den Preußentriumph feiert. Ein kranker,an die Bahndammbrüstung gelehnterSoldat stöhnt: »Ein Jammer, Das anzusehen!" Die Zeitungschreiber sind stolz aus das Lob, das die Preußen unserem Heldenmuth spenden, und scheinen zu hoffen, daß Trochu in den Ruhm eines großen Krie» gers hineinwachsen werde. Er hatte eine neuntägige Andacht vor dem Bilde der Heiligen Jungfrau befohlen und verheißen, da» nach werde ein Wunder geschehen. Dichtung oder Wahrheit? Hatte Frankreich wirklich sein Schicksal einem Mann anvertraut,

der ins Narrenhaus gehörte? In der Spiegelgalerie von Ver» sailles, dicht bei dem Steinbild Ludwigs des Vierzehnten, ist König Wilhelm zum Deutschen Kaiser gekürt worden. Das... Da.. Frankreichs Größe ist gewesen. Nun aber giebts wieder Hasen und Hühner. Aus Neuilly kommt Eßwaare jeglicher Art. Alles frisch. Ein feingeputztesWeibchenbringt in einem Spitzen» tuch Kartoffeln heim. Und zärtlich umklammern die Leute vierpfün» dige Brote, die leckeren Weißbrote, die Paris so lange entbehrt hat.

DerDrachePython.

Fünfundvierzig Jahre nach Goncourt sprach Präsident Poincare. Vor Bartholomes Denkmal, das dem Gedächtniß der im Kriege gefallenen Schriftsteller und Musiker geweiht ist. »Den Sturm, der die von ihnen gehütete Flamme auslöschen sollte, ha» ben sie gebändigt. Sie opferten sich, damit der Gedanke Frank» reichs nicht erstickt werde. Was sie wollten, ward vollendet. Wir dürfen sie beweinen, doch nicht beklagen. Wie der Bauer die von den Eltern ererbte, aus seiner Hand besäte Heimathscholle gegen den Einbrecher vertheidigt, wie der Handwerker unser Gewerbe vor Fremdherrschaft schirmt, so hatte der Künstler, des Wortes, des Tones, der Farbe, des Meißels, das geistige Frankreich in seiner unwirklichen Schönheit vor der entdämmten Germanensluth zu schützen. Das Bewußtsein dieser geschichtlichen Pflicht wan» delte die Temüther friedlicher Dichter und Denker jäh in Helden» seelen. Vor diesem Massenaufstand französischen Geistes hätte GoethedasWortwiederholt,daser,überNapoleon,zuEckermann sprach: Auch in der Handlung ist eine fortzeugende Kraft. Aus demHandeln unserer tapferen Geisteshelden zeugt ein Schöpfer» vermögen, das alle Wirkung menschlicher Einbildnerkraft hoch überragt. Sie haben das Frankreich von morgen geschaffen. Wel- ches Kunstwerk bestünde neben solcherWirklichkeit?Sie gedachten der ruhmvollen Tage, da Frankreichs Sprache, in triumphaler Weltmacht, unsere Gedanken durch Deutschland hin trug, und des heftigen, plumpen Widerstandes, durch den unsere von Ruhm» rausch trunkenen Nachbarn später so wohlthätigen Einfluß.ab» wehren wollten; auch der langwierigen, aufdringlichen Versuche, überalldeutsche Denkart, Geschichtauffassung, Wissenschaftmetho» den, sogar den Barbarenhang ins Kolossale und Wirre, einzu»

wurzeln, haben unsere Helden gedacht. Ihr Auge erblickte, durch die fernen Nebel des Mittelalters, die Frühblüthe unserer Lite» ratur; sah das in Lehnsherren» und Ritterzeit Geschaffene in Germaniens Felder verpflanzt, unsere Vers^omane, Balladen, Heldenlieder übersetzt und jenseits vom Rhein nachgeahmt. Mit unauslöschlicher Prägung haben die Keltenlegenden und die alten Mären aus dem merowingischenFrankreich in dieEpenvon den Nibelungen und von Gudrun fortgewirkt. Deutschland lernte die Spitzbogenkunst, buchstabirte, unter der Leitung unserer Cister« cienser, die Bibel von Amiens und baute inKöln,Trter,Magde» bürg, Freiburg seine Dome nach dem Vorbild der unsterblichen Denkmale, die nun, in einem Anfall rasenden Neides, das Heer des Kaisers unter einem Hagel von Brandgranaten zu vernichten trachtet.Noch HellerstrahltimsiebenzehntenundachtzehntenJahr» hundertFrankreichsSeeleüberMitteleuropa.Dasganze deutsche Theater lebt damals von Corneille und Racine, Moliere und Regnard,Voltaire undMarivaux. EinPreußenkönig hat denEhr- geiz, französische Verse zu schreiben, und der junge Goethe schwankt am Scheideweg der zwei Civiltsationen, wie ein junger Halbgott zwischen Laster und Tugend. Aus dem roßbacher Pulverdampf ballt sich der preußische Dünkel. Die Teutonenfeindfchaft wächst. Herder und Lessing führen den hitzigen Feldzug gegenunsere Lite- ratur;und immer höher schwillt derWahn,Ernstund Tiefesei nur deutschem Geist erlangbar. Der mediterranische, dessen Ueber» legenheit in denBereichen der Kunst und der Vernunft Nietzsche später vergebens zu erweisen sucht, wird in seiner Zucht, seinen Regeln bekämpft. Lange bleibt diese Germanenregung in Ohn» macht gebanntund diegrößtcndeutschenWorlkünstlerbeugen sich inHuldigung vor den Meistern, die ihre Hand vom Thron stoßen wollte. Goethe hat bekannt, daß er einen großen Theil seinesGe» nius aus Frankreich empfing. Schiller hat Racines Phaedra übersetzt und die Technik seiner Iugenddramen aus Diderots Be- sitz entliehen.Iffland und Kotzebue haben unsereStücke für Deutsch- land zurechtgeschnittenund diePlünderungunsererLiteraturwur- de so schlau organisirt, daß schon Mephistopheles das Wort wa- gen konnte, das im übertragenen Sinn ebenso wie im eigentlichen gilt: ,Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden, doch seine Weine trinkt er gern.' Noch im neunzehnten Jahrhundert

hat unser Theater im Land des Feindes starken Erfolg gehabt und lange bewahrt; auf der deutschenBühne erkennen wir.unter durchsichtigen Masken, ein Gedräng uns vertrauter Gestalten. Doch in seiner blinden Sucht nach Weltknechtung begnügte das neue Germanenreich sich nicht mit der Aussendung seiner Kolo» nisten, Finanzleute, Männer für Alles: auch das ehrwürdigste, theuerste Vermächtnis wollte es uns rauben, allmählich unsere Kultur überpflanzen, unserer Sprache ihren Ruhm, unserer Lite» ratur den in Jahrhunderten erworbenen Vorrang stehlen. Das, Alles, sahen unsere Künstler, die Helden wurden. Und ihre Tapfer- keit wird Frucht zeugen. Ihr auf dem Schlachtfeld vergossenes Blut wird zum Strom, der für immer den eitlen Vorsturm des geistigen Alldeutschthums abwehren wird. Die sorgsam gehegten und aufgebauschten Erinnerungen an 1866 und 1870 beflügelten den Ehrgeiz des Imperialismus; an der Marne, am Vser, vor Verdun haben unsere Bataillone sie eingeurnt.Der deutsche Gott ist ins Gewölk zurückgewichen. Geduld, Arbeit, Wille wird den Sieg über Die vollenden, die allem uns Lieben feind sind."

Am selben Tag spricht der Belgier Maeterlinck, der sich einen Schüler derBrüderGoncourt nennen dürfte: «Wir fechten gegen den seltsamsten aller erdenklichen Feinde. Ohne Noth und ohne entschuldigenden Grund, aus freiem Entschluß und mit klarem Bewußtsein hat er alle Verbrechen erneut, die in Barbarenzeit eingescharrt schienen. Alle Vorschriften, die der Mensch der sin» steren Grausamkeit seines Urstandes mühsam abgerungen hatte, trat dieser Feind unter seine Füße. Brach alle Gesetze des Rech» tes, der Menschlichkeit, des Anstandes, der Ehre. Darüber ist kein Zweifel mehr möglich; der Beweis ist erbracht, wieder er» bracht und endgiltige Gewißheit erworben. Eben so gewiß ist aber, daß erTugenden offenbart hat,die zu leugnen unter unsererWürde wäre. In tiefen, dichten, von Zucht gelenkten Massen ist er, mit blindem, eigensinnigem, hoffnunglosem Heldenmuth, wie man in solcherDüsterniß keinen je sah,in denTod geschritten und hat oftuns in Bewunderung und Mitgefühl gezwungen. Mit nie erschauter Selbsthingabe hat er sich einem Gedanken geopfert, den wir als falsch und widermenschlich kennen, der ihn aber gerecht und erha» ben dünkt: und solchesOpfer zeugt, wie auch sein Gegenstand sei, stets von einer Kraft, die den Opfernden überdauert und in Acht»

ung verpflichtet. Ich weiß, daß dieser Heroismus dem, den wir lieben, nicht ähnelt. Unserer muß aus freiem Willen kommen, al» len Zwanges ledig, von Thatlust glühend, verspielt und sprung« kräftig fein; drüben gesellt sich ihm Dienergefinnung, willenlose, freudlose Unterthanfchaft, plumpe Unwissenheit und ärmliche Angst. In der Stunde der Gefahr bleibt von solcher Unterscheid» ung aber kaum Etwas übrig. Keine Macht der Erde könnte ein Volk in den Tod treiben, wenn es nicht in seinem Innersten die Kraft hätte, ihm zu trotzen. Unsere Krieger haben darin niemals geirrt. Fraget die aus den Gräben Entlassenen: sie verwünschen den Feind, erschaudern vor dem ungerechten, anmaßenden, oft graufamenund hinterlistigenAngreifer; den Menschen aber hassen sie nicht, sondern gewähren ihm gern ihr Mitleid. Und nach der Schlacht erkennen sie in dem wehrlosen Verwundeten, dem ent- waffneten Gefangenen einen Leidensbruder, der, wie sie, dem Be» fehl derPflicht und des Gesetzes gehorcht und diesen Gehorsam, wie sie, nothwendig und rechtschaffen findet. Auch er schleppt, so arg er als Feind ist, die Last des Lebens. Sie vergessen, was scheidet, bedenken nur, was in Schicksalsgemeinschaft eint: und geben uns damit wichtige Lehre. Eher als wir der Gefahr Fernen enträthseln die in tiefe, grausige Wahrheit und Wirklichkeit Ver» strickten dasKünftige.Und ihrem dunklenTrieb wird wahrschein- lich nicht nur das Urtheil der Geschichte, sondern auch unseres, wenn das Auge frei geworden ist, nachschreiten. Fast wäre, ohne denunverzeihlichenAngriffunddenunfühnbaren Vertragsbruch, dieser Krieg, trotz feinemWahnsinn, ein blutiges und dennoch herr- liches Zeugniß von Großheit, tzeldenthum, Opferwillen geworden. Die Menschheit war willig, einmal sich über sich selbst hinauf zu hebenund alles jezuvor von ihr Geleistete zuübertreffen. Sie hats übertroffen. Nie noch sah man Völker Monate, Jahre lang auf Ruhe, Behagen, Wohlstand, Reichthum verzichten, auf Besitz, Liebe.Leben sogar, um zu erfüllen, was ihnenPflicht schien. Nie schaute manVölker,die bis in ihreTiefen zu empfinden vermochten, daß in der Stunde höchster Prüfung das Einzelglück des Lebenden nicht zählt, Wenns um die Ehre der Entlebten, um das Geschick der noch Ungeborenen geht. Wir stehen auf Gipfeln, die niemals zuvor erklommen wurden. Und hätte der Feind diese beispiellose Entsagung nicht an der Quelle vergiftet, hätte er den Krieg eben

so würdig, edel, ritterlich geführt, wie wir ihn führen: vielleicht wärs der letzte gewesen; vielleicht hätte er, wie Erwachen aus bösem Traum, in edler Regung brüderlichen Staunens geendet. Daß sie diesen Abschluß nicht erlaubt haben, ist die schlimmste Enttäuschung, die vor dem Gericht der Zukunft unverzeihlichste."
Eines Lothringers, eines Manien Urtheil. Wer erdreistet sich fürchterlich, von Kampf zweier Rassen zu reden? Herr Poincare schmiedet eine tönende Gerichtsrede, die alles den Redner und seine SippeBelastendeverschweigt.HerrMaeterlinckläßt die Wesenswurzel von begreiflichem Zorn färben und nimmt alles ihm Zugetragene für vollgiltige Münze. Das Staatshaupt sieht Engel undTeufel,derDichterreine und von Verbrechen besudelte Helden. Selbst Sir Edward Grey, der Normannensprosse, in dem der Wille zu Gerechtigkeit kräftiger, dieAbscheu vor Schmährede fast unüberwindlich ist,nagelt den Geist desFeindes noch an ein Zufallswort Karls von Clausewitz; an ein mißverstandenes. Hätte Clausewitz,der in der Schwüle napoleonischer Welt zöge für seine tzeimath athmete, focht und schrieb, den Krieg über Staatsmanns« werk gestellt: heute dürfte ihn (dem Wellingtons Zustimmung lange sicher war) Keiner schelten. Doch dieser Schüler Scharnhorsts hat, vor hundert Iahren, nur deshalb gesagt, der Krieg sei die Fortsetzung des politischen Verkehrs mit anderen Mitteln, weil er daran die Warnung vor »dem widersinnigen Verlangen" knüpfen wollte, »daß die vorhandenen Kriegsmittel dem Feld» Herrn überwiesen werden, der danach einen rein militärischen Entwurf zum Krieg zu machen habe." Der feinste Geist im Fein« deslager glaubt, wider einen Drachen kämpfen zu müssen, den Apollons Waffe längst erschlug. Lächelt nicht auch ihm Mai ins Herz? And wollen die Genossen des Anglonormannen nicht, unter dem Mond der Maia Fatua, einer Tochter lateinischen Seelendranges, in Andacht der Guten Göttin gedenken, die aus kahler Starrheit duftende Blüthe, aus Verwesung Leben erschuf?

Herausgeber und verantwortlicher Rcdak:e„r: Maximilian Harden in Berlin. -
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß S Garleb S, m, b. H- in Berlin.

Auf ihrer Reise nach Berlin nahmen die Abgeordneten der buk» Tarischen Sobranje vom 6. Mai Aufenthalt in Dresden, wo sie in dem bekannten, erstklassigen Kotel Bellevue abstiegen. Unter Führung von Kerren des königl, sächsischen Ministeriums des Auswärtigen, des Rates der Stadt Dresden und der deut^ch'l'ulgarischen Vereinigung be» sichtigten sie die Stadt, ihre berühmten Museen und Sammlungen und besuchten abends, infolge Einladung S. M. des Königs, die Kofoper. Den Abend beschloß ein Festessen im Rathanse. Am folgenden Tage, nach einem Frühstück beim Präsidenten der Zweiten Kanimer, reisten die Äerren um 2 Ahr nachmittags nach Berlin ab. Die Stadt war zum Empfang der Gäste festlich geschmückt und die Bevölkerung der sächsischen Äauptstadt begrüßte die Abgeord„eten des verbündeten Bulgarien mit großer Wärme, wo immer sie sich zeigten.

In den Tagen vom 23—26. Mai 1916 findet in Rudolph Repkes Kunst Auktions-Äaus, hier, Potsdamer Straße l22»/b, die Versteigerung der umfangreichen Nachlaß°Sammlungen des im Dezember vorigen Jahres verstorbenen Adolf von Beckerath (Berlin) statt.

Ar, 3Z.
2«, Mi IN«.
vie Zukunft,
VuIvsnWenK« ttsnidurg unil Stettin N««ieng«»elI»«KsN,

>I. ,pi,
II «39,7?
II 82ü>—
17 345 908^60
«Z3I23K7 32
39 728 013,31
9 250 002
»8(1« MV
5 500 000 -
«000 004 —
7 500000 —
4 SM «03
50«0<U
1000 00«
1300 «0I> —
K««>« s. <I, Luuint, ,i. Vu!e»ll
^!l,!igl, 1915^^- 8?S ^"k
^I, 15000000,— ^KU^„K»p.
«. pk
15«x>«x> -
loovvow —
133!« —
4«««« —
500,<« —
150 000 —
IM««!
117 00»
25 00«
58 030
88 514 39«
39 728 "13
^113910
«««««
12«»
12oa«l«
l>7
vevlvv» ull6 VerluItüovt« »m Zt. ve-emder ISIS.
O s d s t.
!,!
443 977
SN
', 2>-', >2>I ^8
I 452 518
29
«847
',«>
100 0»,
17 5«,,
5<H«>
öl 503
7«
5 000
b« «,i
M
> ?,«!l>0,,
—
I 4^ ^>I"
2
7 181b22
?7
7 181 «22,27
7181 «221
Oie lür 6«? OescKälisjsKr 1915 sn5 8 pLt. lestgesekte Olvl»
ckevck« gelsvßt snsorl
in L«rlin bei Ser vireotlnn Ssr vlsoont« (ZesellsoKast,
in Nielskslck bei 6er VeutSLken vä»K
Serlin, ckea 6. I^lsi 1916.
Vereinigt« Ksininei'ion' uniß
Settel» K SoKneevogl'sene Werke
^snstariuni LüKlsu
I^uiv, liir l) ttemci, IIV^, Ikarus, ttsmdurgZK».

2«, Wni >!)!«!.
Dr. 83.
Die Zu Kunst. —
SII^i « x^r öl. vr?en>brr 19IS.
^vnls ,^ !' Sl, 18S1N,—
V«,-nss.^Kti<zn g»«U«0 —
S>»,ir>m Aktien «91 UUv!
>Iz potkekensokulcleii . . . «4^g«>^
X,«6it«re» , »2817^19
vtsp«sitio„»k«n<I» . . . 143 «WM
LffsKi««- u,L«t«iIi?,-I!ks»vs 99 U9U
^,vQ,1s . , . . Ä, 18 «19,-
4^994887^9
Serlln, clen LI, ve^ernbsr 1915,
lettover» öoileu»t>llleiigese»5eliskl
Z998 8>9,u8
»,9 578"25
114 479!,i9
1L9 47«!29
1 —
«2 14«!«
329^92
4(
!4
vr.MSIIer'5
vistslKulw
nsch5chrotk
>,chron,KrsnK!i
0,sdst>I,n
neuest,, Si'itjleK bsvo«ugtes Klittel g«?.
XucKerKranKdeit
visdetvUa.LesellscKsktin.K.Il.
»erlin» Steglitz Z.

I>l. »»»IT» »»ö«l«d»«6 K» „Im »»de»'.
I»» UIIÜ Ver^sul »Her n«Kiei»ien uns n!«kG n«Kiei»t«n
^elexdon 1724, Wortpspler« im k>»»ien VsrKsK^. relepkov 1724.
IKnKaum i ZlotKseKttll. MglleKurg. banKgeseW.
18K9 1"s>, 2e„lr, 2035, 5994, 11 335, Ss^r, 18S9
V«r»6se»»»Ver»»!tu»sei>. — Vern>itteI«»S von IlvvotKelieo, u»S LruilSstüelie».
KaeKIap Allolj von beeKeratK-Serlin^
Italleni^lde Hunst 6er Sensissiince u. 6« S»r«<ZK. »rdeltev
In Stein, Sron^e. Hol?, ^errskotts. Stuck. Alte VeniSI6e.
ltnlleniscde »sjollK«. ?er»t5<Ke unck «»tsslstlscke »ersinilc.
»Sdel, 8nmte, Sellen u. LroKste. Klte orientsl. "reppicke.
LätsIvA «r. I75S in. 90 llditlirucKwkelQ ^l. 29,-, okns Ilwstr. Ick. s,—.
All88tellung : ?re t»?, 6.19,, bis ickootsg, S.2.'. Ickai I91K. V. 1U—SDdr,
,,.„„„' „ OienstsA, den 23,. dis Söll 26, Icksi,
Vörsioigöl^uilg: vormittags 19—2 VKr, v^Kmilwss ^7 ^Kr.
Kuäolpd l.epke'8 Kunst-^uKlioll8-M8
Serli» W Z5, ?ot»6smer 8>r»ve I22s/d.

Dr. 8Â».
â€” Die ZuKunst.
GalemAleikum GalemGolÃ¶

^iti-slsmps

-iL,
Berlin, den 27. Mai 191«.

Krieg um Frieden.

Was war.

or hundertsechzig Iahren wagte die aus dentzäufernAnhalt« HM Zerbst und Holstein«Gottorp stammende Großfürstin Ka» tharina von Rußland, die Frau des Thronfolgers PeterFjodo» rowitsch, sich in einen geheimen Briefwechsel mit dem Englischen GesandtenSii CharlesWilliams.Der konnte an jedes demBriten-reich nützliche Gezettel die nöthigenGuinees wenden undKatha» rinensAugenblicksgünstling, den jungenPolen Stanislaus Po» niatowski, aus dem Westen nach Petersburg zurückwinken. Also: einwichtigerMann.Auch ein gefährlicher: denn er will die Knoten und Knötchen franko»russischer Freundschaft lösen, dem jedem Britenherzen verhaßtenKönigreich Frankreich die HilfeRußlands entziehen und die Erben Peters des Großen dem Preußenkönig, Englands Schützling, verbünden. Der Briefwechsel (den Sergej Michailowitsch Gorjainow, der Direktor des russischen Reichs» archives und Verfasser des lehrreichen Buches «i^e SospKore et les Oaräanelles«, ans Licht gebracht hat) mußte deshalb heimlich geführt und mU allen erdenkbaren Listen vor Entdeckung geschützt werden. Kaiserin ElisawetaPetrowna, die selbst durch eineVcr» schwörung auf den Thron gelangt war, hätte jedes Trachten in Geheimbündelei grausam, ohne Schonung des Verwandtschaft»

IS

bandes, gestraft. DieBriefe wurdenniemitNamen unterschrieben, durch Naryschkin und andere Vertraute befördert, die der Groß» fürstin (die von sich darin als von einemManne sprach) mit der Ant- wort zurückgeschickt, die in Reichsämtern sitzenden oder am Hos lungernden Personen (wie in Bismarcks Briefwechsel mit Ger» lach) durch vereinbarte Spitznamen bezeichnet. Sie erweisen, daß Katharina schon 1756 den Plan hegte, mit dem Beistand zuver» lässigerGardeoffiziere den wirren PeterFjodorowitsch ausihrem Weg zu stoßen und selbst, als Herrscherin und Regentin, auf den Thron zu steigen, und daß damals sie, nicht ihr für Fritz schwär» mender Mann, die stärkste Stütze des Wunsches nach Verstört- digung mit Preußen war. Williams ist ihr »der von der Vorseh» ung gesandte Schutzengel", dem sie mehr als irgendeinem Ande» ren zu Dank verpflichtet sein wird, wenn sie jemals die Krone der Monomachen trägt. Die lüderliche Elisaweta, die es noch im Kran» kenbett kaum allein aushält, kann nicht mehr lange leben. Alhem» noth, schreibt der Engländer; quälender Husten, Lufthunger und Wasser imUnterleib; sie fastet.um sich zurletztenBeichte zuberei» ten. IstRutzland dem Bund gegenPreußen noch zu entfremden? Sicher; der politische Wille des Vicekanzlers Woronzow hängt an der Höhe des Geldaufwandes. Wer tief in die Tasche greift und als Zahlernicht knickert, hat den Mann in der Hand. Und nach dem Tod Elisa oetaskommtAlles schnell inOrdnung. «Sobald ich höre, daß esmit derKaiserin zu Ende geht, lasse ich durch einen treuen Boten fünf Gardeoffiziere mit je fünfzigMann antreten und fordere im Sterbezimmer demtzauptmann,der dieLeibcompagnie führt, den tzuldigungeid ab. Mein Mann und mein Junge bleiben zusam- men; sie brauchen nicht zu sehen,was geschieht. Die jüngeren Offi- ziere der Leibcomvagnie sind mir ergeben, zwei oder drei unbe» dingt zuverlässig. Regt sich Widerstand, zeigen bestochene Leute Neigung in Ungehorsam, dann lasse ich sie, sammt den Schuwa- lows und dem Dienst thuenden Generaladjutanten, verhaften. Da meinDenken weitab von allemBösenist.sprecheichoffenzuIhnen und bitte Sie, Sir Charles, mir eben so offen zu sagen, ob ich Et» was vergessen, Wesentliches nicht vorausgesehen habe. Flehen Sie zu Gott, daß er für dieseStunde mir einen frelenKovf gebel' «Sie fürchten für mich, lieber Freund? Ich danke Ihnen. Gewiß könnte es uns schlimm ergehen. Aber wir haben mit kleinen Leu»

Äen zu thun, die nichts Kühnes wagen; und mehr als je gilt hier Macchiavellis Satz, daß der Mensch selten von bösem Willen so voll ist, wie ers zum Schutz seiner Ruhe sein müßte. Deshalb bin ich nicht furchtsam. Dreimal wurde gestern die Kaiserin vonSchwindel oder Ohnmacht umgeworfen; trotzdem war die Nacht gut, wie ich höre. Von drei Menschen, die nicht aus ihrem Zimmer wei» chen, werde ich mitNachricht bedient. Keiner von ihnen weiß, daß der Andere für mich arbeitet. Wenns irgend möglich ist, steht die Kaiserin noch auf, schleppt sich an den Tisch undläßtsichsehen.da» mit man nicht glaube, sie sei dem Tod nah; aber sie ist ruhelos, angstet sich,in ihremAberglauben,vordem Kometen, hatdieWas» sersucht (Manche meinen, auch ein Krebsgeschwür) und mein er» ffahrener und kluger Chirurg ist überzeugt, daß ein Schlaganfall bald das Ende bringen werde. Ihre große Königin Elisabeth hat einst mit demZarenIwanWassiljewitsch, demSchrecklichen, einen Vertrag abgeschlossen, den ich,mit ihrerNnterschrift,im moskauer Archiv sah. Iwan war ein Tyrann, doch ein Herrscher von unge» meiner Willensstärke; und da ich entschlossen bin, den großen russischen Menschen so weit, wie angeborene Schwachheit es ge» Itattet, nachzustreben, hoffe ich, daß auch meinName einesTages Ihr Staatsarchiv schmücken wird. Sie sind mein Freund und bester Vera her; nie kann ich vergelten, was Ihre großmüthige tzilfe mir geleistet hat. Doch bin ich erst oben, dann werde ich un» «rmüdlich in derAbtragung meiner Dankes schuld sein und nichts unversucht lassen, was dem Königreich der Briten in den alten 'Rang und Glanz zurückhelfen kann. Rußland selbst muß ja diese Wiederherstellung Ihrer Macht wünschen. Und die Franzosen werden mich stets unter ihren Gegnern finden. Dankbar freue ich inichIhrer gut enMeinung.Melleicht aber überschätztIhreFreundschaft dasBruchtheilchen gesunden Menschenverstandes, mitdem der Himmel mich begnadet hat. Ganz gewiß bin ich nur zweier Triebe in mir: ich bin so ehrgeizig,wie einMenschzuseinvermag, und ich will Alles thun, was England nützlich werden kann. "Voll» wichtig klingenden Gründen ist, leichter noch als sein Vertreter Woronzow, der Großkanzler Graf Alexej Petrowitsch Bestushew zugänglich. Im Frühjahr 1736, als Ludwig der Fünfzehnte sich m das Bündniß mit Maria Theresia bequemte, die von Kaunitz, dem wiener Staatskanzler.erstreVte Koalition Frankreichs.Oester-

reichs, Rußlands gegen Preußen also fertig war, bat Bestushev? den Englischen Gesandten, ihm, der mit seinen siebentausend Ru» beln Gehalt nicht auskommen könne, vom Britenkönig einen reichlichen Iahressold zu erwirken. Er fühle, daß Englands Interesse in die selbe Richtung weise wie Rußlands: und könne drum vor Pflicht und Gewissen die Annahme des Soldes verantworten, der ihn anderer Fessel entbinden und ihm ermöglichen würde, die Lebenshaltung der Standeswürde anzupassen und nach bester Kraft beidenReichen zu dienen. Williams ließ ihn ein Weilchen im Saft seiner Gier schmoren; sagte, bisher schulde England dem Groß» kanzler nur für winzigen Dienst Dank; doch er wolle dem Versprecheneines Mannesnichtmißtrauen,dendieGroßfürstinKatharina Alezejewna ihres Schutzes nicht unWerth achte. Im August (aus dem Haag hatte der PreutzenkönigFritz von dem austro» russischen Ileberfallsplan Wind erhalten, dem wiener tzos ein Ultimatum vorgelegt und den Einmarsch in Sachsen vorbereitet) bot Willi» ams dem Grafen Bestushew einen Sold von zwölftausend Ru« beln, der alljährlich, so lange Alexej Petrowitsch lebe, auszuzahlen sei. Wolsf, Englands Konsul und Bankier in Petersburg, zahlte; und hörte aus dem Munde des entzückten Kanzlers das Gelob» niß, alles zur Vergeltung solchen Freundesdienstes Erdenkliche zu thun. Rußland aus dem Bund mit Oesterreich und Frankreich zu lösen, war nicht gelungen. Doch derKanzler der Kaiserin Eli« saweta Petrowna, die dicht vor dem Krieg gegen Preußen stand, erbat und erhielt von dem Britenkönig Georg, dem Schützer und Bundesgenossen Preußens, dem Haupt einer feindlichen Groß» macht, eine bis ans Lebensende verbürgte Rente von zwölftausend Rubeln: als Entgelt der Verpflichtung, mit allen erlangbaren Mitteln Englands Portheil zu fördern. Nach Rußlands Kriegserklärung schied Williams aus dem petersburgerAmt; und tötete sich, zwei Jahre danach, selbst. Elisaweta, deren nahes Ende seine Briefe so oft angekündet hatten, überlebte ihn bis in den Januar 1762. Pier Monate danach fchloß Zar Peter Fjodorowitsch mit Fritz einenFriedensvertrag, dem sechs Wochen später einBündnißpakt folgte. Den bestätigte Katharina, als sie, nach Peters Er» mordung, am vierzehnten Juli 1762, endlich, auf den Thron gelangt war, nicht; sie hatte keine Lust, schon ins Gedräng/zu kom» men; blieb aber bis ans EndedesSiebenjährigenKrieges neutral.

(Daß Bestushew von England bestochen war, scheinterst durch ben BriefwechselKatharinas mitWilliams bekannt geworden zu sein. Sonst hätten die ihm verfeindeten, mit Iwan Schuwalow und MichaelWoronzow wider ihn wühlenden Gesandten Frank» reichs und Oesterreichs, Marquis de l'HSpital und Graf Ester» hazy, die schändende Thatsache gegen ihn ausgenützt. Das Quar» jett begnügte sich aber mit kernloser Verdächtigung; blies das alte Lied von dem überm ächtigen Minister, dessen Name Heller als des Monarchen glänze, ins Ohr der Kaiserin. Die lud den Großkanzler zu sich; schalt die Krankheit, die ihn von der Absage entschuldigen sollte, Ungehorsam; ließ ihn, der nun doch kam, im Schloß ver» haften, allen Aemtern und Würden, Titeln und Orden entkleiden und als Gefangenen in seine Wohnung zurück führen. Sein stärk» ster Freund,der Generalissimus StepanFjodorowitsch Apraxln, war ihm entfremdet und erlag, im August 1738, einem Schlag» «nfall, ehe Bestushew gerichtet wurde. Der war demVolk und den Truppen Zwar, als ein leutsäliger Herr, lieber als die «verfluchten Schuwalows.die nur nach Monopolenangeln",derKaiserin und dem Thronfolger aber längst eine Last. «Einstweilen ist er in Haft; das Vergehen, das den Haftbefehl begründen könnte, sucht man noch": sprach FeldmarschallButurlin zuKatharina;die ein paar Tage lang bangte, sich aber beruhigte, als Bestushew ihr auf Um» wegen melden ließ, er habe alles Gefährliche verbrannt. In ihren Memoiren sagt sie: «Bestushew wußte, daß mein Mann der un» geheuren Aufgabe, die ihm zufallen sollte, nicht gewachsen und ihm unfreundlich war. Er wollte in feiner Stellung bleiben und sah in mir, die dasVorurtheil gegen ihn überwunden hatte, viel» leicht Rußlands einzige Hoffnung. Sein Plan war, nach dem Tode der Kaiserin dem Volk Peter als Zaren,mich als Mitregentin zu nennen und sich selbst zur Kanzlerwürde noch die Oberleitung des Heeres, der Marine, der drei Reichskollegien und der vier Gar» deregimenter zu sichern. Sein Anspruch war also fast schranken» los. Ich hielt den Entwurf, den er mir zustecken ließ, für einen Kö» der und biß nicht an, weil ich voraussah, daß unter jedem häus» lichenStreit mit meinem Manne, der mich nicht liebte, das Reich leiden werde. Diesen Entwurf, für den ich dem eigensinnigen alten Herrn danken ließ, hatte Bestushew noch zu rechter Zeit verbrannt." Gr wurde des Hochverrathes angeklagt, ohne Beweis und gilti»

ges Verfahren zum Tod verurl heilt, begnadigt und auf sein Gut: bei Moskau verbannt. Von dort rief ihn, den die Oeffentliche Meinung für einen unschuldig Verurtheilten.ein Opfer schnöder tzofzettelei hielt, Kaiserin Katharina nach Petersburg zurück; gab ihm denTiteldesFeldmarfchalls undhörte,biser,im April 1766, starb, gern aus seinen Rath. Die Einzige, die ihn, seit Williams tot war, Hochverrätherischen Planens überführen konnte, wollte auf die Hilfe des alten Schlaukopfes nicht verzichten.)
Das Versprechen, stets mit'Frankreichs Feinden zu gehen,, hat die Freundin Voltaires und derEncyklopädlsten nichterfüllt. Als die »Horde gekrönter Verschwörer" (Marseillaise) auszog,. dieFranzöstsche Revolution zu bändigen, ließKatharinaihrHeer zuHaus und triebnurPreußenundOesterreicher.die ihr in Polens auf die Finger guckten, gegen die Iakobinererben ins Feld. And» ihr Söhnchen, der tolle Paul, wandte mit wirrer Inbrunst sick> zu Bonapartes hell strahlender Sonne um. »Wer von Gott die Herrschermacht empfangen hat, ist verpflichtet, unermüdlich für dasWohl seinesVolkes zu sorgen.DieBerechtigungderStaats» formen, in die sich die einzelnen Völker geschickt haben, will ich nicht erörtern. Wir wollen gemeinsam versuchen, der Welt die Ruhe zurückzubringen, die sie braucht und die des Ewigen un° wandelbares Gesetz empfiehlt. Daß ich Frankreich als Republik anerkenne und mich mit ihrem Haupt in Gespräche einlasse, giebt mir erst die Möglichkeit, Oesterreichs, Erglands und Preußens Ausdehnungdrana zu hemmen, der das friedliche Behagen der Völker noch ärger stört als der Umsturz, dessen SchauplatzFrank» reich war und ist. Ich schenke einer Hydra das Leben, damit nicht ringsum neue schuppige Ungethüme entstehen. Rußland und Frankreich sind du-ch so ungeheure Raumstrecken getrennt, daß sie einanderniemalsschaden,durch einträchiigesHandeln aber die anderen Mächte an der Stillung ehrgeizigen Machtgelüflens hindern können." Sprach Nikolai Alexandrowitsch so zu Felix/ Favre? Nein: KaiserPaul zuBonaparte. Der hat, aufdemWeg nach Egypten, die Iakobinerflagge vor Malta gezeigt; und da» mit den Briten ein Warnungsignal zugewinkt. Diese alte Me-lita, Karthagos Stützpunkt einst, dann Roms ostmediterranische Flottenstation, müssen sie haben. Im Herbst 1800 ist die Io> hanniterinsel des Leun Beute. Unerträglich (heult Pau^); diese

Spitzbuben bereiten sich, das Türkenerbe in ihren breiteuSchnapp-
sack zu stecken. Und er beräthmitRostoptshin den Plan, in Indien
den Engländern die Machtquellen abzugraben. Anerträglich
(knir scktBonaparte); wider diese Räuberhorde mutz ich den No rd»
landsbären in den Kampf Hetzen. Und er besinnt, schon 1801, den
franko russischenBund,der demErdkreis die psx ZaNica aufzwingen
könne. Was ist ihm noch KaiserFranz? Ein Monarchenbild aus
dem überheizten Ehrensaal eines Museums. Den Zaren, der ihn
gestern den korsischen Usurpator gescholten hat, will er, mutz er jetzt
für sich gewinnen und an ein festes tzalfterband knüpfen. Flink hat
er selbst sich in den Wahn überredet, daß nur durch solcheVerknüpf»
ung die Ruhe Europas gesichert sei. «Alle imMiltelmeer und im
SchwarzenMeerinteresstrtenMächtemüssenwünschen,daßEgyp-
ten uns bleibe. Bald wird derSuezkanal fertig sein, der dasMittel-
meer dem Indischen Ozean verbindet. Rußland ist unser bester
Freund. Schon zittert der Brite. Wir behalten Egypten, besetzen
Madagaskar,herrscheninMexiko,aufdenAnttIlenundGuayana;
sind unwiderstehlich." Bis in die Dämmerung des Tages, derben
vonPaulPetrowitfch.dannvomsanftenSchwärmerAlexanderbe-
günstigten Traum in den moskauer Flammen verlodern fleht. Drei
Jahre danach funkelt an Alexanders, Franzens und Friedrich
Wilhelms Finger das Zeichen legitimerVerlobung: derWeihring
der Heiligen Alliance. Als das Jahrhundert ins zweite Viertel
tritt, herrscht in Peters Stadt ein neuerMann; endlich wieder ein
Mann. Einer, der die Willenswurzel nicht von den Nerven ent-
kräftenlätzt.NikolaiPawlowitsch hatMancherlei, auch inLondon,
versucht: doch im Innersten nie an seiner Pflicht gezweifelt, den
Briten die Weltherrschaft zu wehren. Die scheint ihnen seit Tra»
falgar gewiß. Noch ist kein zu starkem Handeln fähiges Deutsch»
land(Der es schaffen soll, lernt bei Plamann just Brutus undTell
als gemeineMörder hasfen); und Frankreich ist zu völlig von Rach-
sucht geblendet, um zu erkennen, daß es nur im Bund mit Fritzens
Staat die zur Umgrenzung britischer Machtgier nothwendige
Kraft finden könne. (Anfang und Ende des neunzehnten Jahr«
Hunderts stehen unter dem selben Fatum: England erstarkt, weil
Frankreich und Preußen durch Feindschaft geschieden sind.) Niko»
lai läßt sich von Brunnow als das Oberhaupt eines Dreibundes
feiern, der in Orienthändeln freilich versagen müßte und dem es

in Wien und Berlin an moralischem Muth fehlt, der immerhin aber dieSeemächte denWillenderkonservativenFestlandsreiche achten und fürchten gelehrt habe. Läßt sich vom Grafen Nesselrode als neuentzeiland vergotten. »DieMachtEurerMajestäthatdie Griechen vor der Egypterplage bewahrt, Türken und Perser ge» züchtigt, dem unheilvollen Bündniß des liberalen England mit demFrankreich derIulirevolution dieWirkensmöglichkeit gekürzt. Eurer Majestät wichtigste Sorge galt dem Osmanenreich. Wo die Verfallssymptome sich zu solcher Fülle häuften, durfte derWeise sich nicht zu einer Territorialbürgschaft verpflichten. Stets aber haben Sie sich für die Integrität der Türkei eingesetzt und mit ruf« fischen Truppen sie am Bosporus (gegen Ibrahim Pascha) ver» thcidigt. Nur zum Schein ist der von England undFrankreich so heftig bekämpfte Vertrag von Hunkiar-Iskelessi vernichtet worden. Der neue, von allen Mächten anerkannte Vertrag, der fremden Kriegsschiffen die Dardanellen schließt und uns gegen jedenAn» griff von der Seeseite sichert, verewigt in anderer Form das Wesen des alten Abkommens. Die erfreulichste Folge der Orientkrisis war aber die Auflösung des anglo-französischenBundes,der nur unter dem Namen einerententecoräislenoch einWeilchen hinküm» mern konnte." 1830; im November. Drei Jahre gehen, noch vier Monde leuchten und blassen: da liest Nikolai die Kriegserklärung derwieder geeinten West mächte (in derenLager bald auch Oester- reich abschwenkt). EheFiiede wird, stirbt der harte Gossudar; und über sein Grab hin hallen, nach drei Lustren, Gortschakows Worte: »DerKrimkrieg und der Pariser Friede von 1856 waren die ersten Schritte auf dem Weg zu all dem Unheil, dessen verhängnißvolle Folgen wir jetzt in dem wankenden Erdtheil sehen." England ist übermächtig, Preußen eines wehrhaften Reiches scharfe Spitze geworden; und Pauls Hoffnung begrub der Malakowthurm.

Vor fünfundzwanzig Iahren ist sie aus der Steingruft auf» erstanden. Frankreichs Macht, hatte, nach Bismarcks Entlassung, Alexander derDritte an den Rand einesMinisterialberichtesge» schrieben, darfnicht gemindert werden. Als Admiral Gervais aus Kronstadt heimgekehrt ist, unterzeichnen in Paris Mohrenheim undRibot den franko-russischenBündnißvertrag; und nach einer Anstandspause holt General Botsdeffre aus Petersburg die Mi» litärkonvention. Marine? Daran denkt man noch nicht. Das

DeutscheReich ist nur auf demFestland gefährlich zu verwunden; und gegen Britaniens Armada kämen die verbündeten Schaukel» tasten der nati0N8 amies et älliees doch niemals auf. Die Genossen des neuen Bundes fühlen (Frankreich in Tunis, Marokko, Se» negambien, Dahomey, Slam, China; Rußland in Persien, Afgha» nistan, Tibet, im Mongolen- undMandschurenland) die Schlag-kraft der Löwentatze; können aber nur einmal hoffen, die könig» liche Bestie hinter Eisenstäbe zu pferchen: und der Weg in diese <ine Gelegenheit wird ihnen von Berlin aus gesperrt. Freiherr von Marschall hat im Reichstag gerufen, Deutschland habe in der Südafrikanischen Republik das selbe Recht wie England und könne nicht erlauben, daß die Selbständigkeit dieserRepublikan» getastet werde. Danach und nach der Depesche an Krüger schien ein antibritische r Dreibund der Mächte möglich, die den Frieden von Shimonoseki durchgedrückt hatten. Irrthum. Deutschland läßt die pariser und Peters burgerBün dnißvorsch läge nach London mel-den: enttäuscht Frankreich und Rußland und bleibt, als Buren» freund, Türkenprotektor und Begünstiger des russischen Dranges in die Mandschurei, den Briten dennoch verhaßt. Herr Delcassö findet im Auswärtigen Amt keineWahl mehr: um nicht, trotzdem Pakt mitRußland.ohnmächtigzu scheinen, muß er sich mit England verständigen. »In der weiten Welt sehe ich nirgends zwei Länder, die so auf einander angewiesen sind wie Frankreich und Eng-land": spricht Eduard der Siebente: später (zuLoubet): «Daß die Freundschaft unserer Länder sich fest einwurzele, ist mein heißester Wunsch.« AchterApril 1904: entente corcliale. Juni, Juli,August 1903: Flottenverbrüderung in Algier, Brest, Portsmouth. Ge» meinsamer Groll schlägt von der tranco-anAlaise zur tranco-russe die Brücke. Rußland ist an der Peripherie und im Centrum ge-schwächt; und das Deutsche Reich baut seit 1906 mit kaum noch be» dächtigerSchnelleDreadnoughts.Eduardweiß.wohinergelangen möchte. Sein Vertrauensmann Sir Donald Mackenzie-Wallace muß inAlgesiras mit dem Russen Cassini die Frage erörtern, auf welchem Pfade dieses Ziel zu erreichen wäre. Zeichen undWun-derwerdenflchtbar:Rußlandunterstützt am Bosporus Englands Anspruch im FallTabah; drei russische Panzer ankern vor Ports» mouth. Im März 1907; am letzten Augusttag wird der anglo» russische Vertrag (über Persien, Afghanistan, Tibet) unterzeichnet;

am zehnten Juni 1908 ist Eduard in Reval und zwei Tage da»
nach hören wir, daß Iswolskij und tzardinge «auch über Indien?
und Makedonien ganz einig sind.* Britanien, Frankreich, Ruß»
land. Noch immer scheints nicht genug. Die Tnpw-tIntente sucht
der Iriple-^lliance die Genossen und Freunde abzufangen. Im
Januar 1902, als Delcassö und Prinetti schon den accorci fertig
hatten, der den Franzosen Marokko, den Italienern Tripolis
sichern sollte, ließ England noch merken, daß es eine Römerez pan»
sion nach Tripolitanien nicht dulden werde; ein Jahr danach, ehe
Eduard nach Neapel ging, hatte es Italiens «Recht" aufTrivo»
litanienund die Kyrenaika anerkannt. Zwischen London und Rom
ists nun wiezwischenLondonundTokio: das Bündniß währt fort,
doch seineSpitze richtet sich in West nichtgegenFrankreich, in Ost
nicht gegen Rußland. Der Rest ? Oesterreich» Ungarn und die Tür»
kei. Mit Oesterreich war England bis in die Tage der Annexion
Bosniens fast immer in Eintracht; das Mürzsteger Programm
(Lamsdorff'Goluchowski)wurde in derForeignOfficegelobt,der
Zwist über die makedonischeFinanzkontroleverhallte schnell und
schon 1909 wurde leis wieder versucht, in Wien die gelockerten
Fäden fester zu ziehen. Die Wellensittiche Crozier und Cartwright
wußten genau, daß ihnen nicht mehr die Aufgabe zufiel, Oesterreich
gegen Rußland zu stacheln. Je herzlicher der Verkehr der bei»
denOstreiche wird, desto tiefer sinkt für Habs bürg» Lothringen der
Werth des Bundes mitDeutschland. Dem sind in derTürkei, seit
auch Mahmud Schewket abgethan ist, alle Stützen weggebro»
chen.Entschlüpft ihm nochOesterreich.dann ists allei«.Und nur hin-
ter diesem Ziel ist Europas Ruhe vor Störung sicher. Paul Petro»
witsch war ein irrer Tropf. Auch von einer Hydra droht Lebensge-
fahr. Der einen ihrer Köpfe zu mähen, muß jedes Schwert aus der
Scheide. Rostet der Stahl.so ersetztihn fürs Erste wirksam noch List.
So sah das Gebäude der Hoffnung aus; zu dem Furcht den
Mörtel geliefert hatte. Die wachsende Schwierigkeit im Handels»
Wettbewerb wäre dem Briten erträglich gewesen. Eine Kriegs»
flotte, deren Kohlenfassungraum überdenAermelkanalkaum hin-
ausreicht und die deshalb, ehe ihr überseeische Kohlenstationen
offen stehen, nur im Kampf gegen England verwendbar ist, ein
an Zahl und Zucht gewaltiges Heer, das vom Endstück derBag»
dadbahn aus einst nach Indien marschiren könnte, und dieFreund-

schaft desKhalifen, der, mit so kräftiger Hilfe, in Asien und Afrika
hundert Hindernisse, selbst von dem unterder Goldfarbe gefchmei»
digen Britenleun unüberspringbare, zu schichten vermag: diese
Häufung der Schädigungmöglichkeiten schien unerträglich. Das
Wachsthum deutscherMenschen» und Vermögensziffer, den Neu-
bau deutscher Kriegsschiffe konnte England nicht hemmen. Was
blieb? Der Versuch, ohne aufscheuchendes Geräusch die Trag«
ballen deutscher Macht in Südosteuropa abzusägen. Eduard der
Siebente hatte in engem Verkehr mit klugen Kaufleuten gelernt,
daß die Sucht, den Geschäftspartner um ihm verheißenen Ge»
winn zu prellen, in derWelt großertzandelsunternehmung längst,
als altmodifch und ab schreckend, verrufen ist: und hat drum Haupt»
und Staatsgrundsätze seiner tzeimath (keine starke Militärmacht
darf am Eingang ins Mittelmeer, keine als Landnachbar einer
wichtigenBritensiedelung geduldet werden)ohne zauderndes Be»
denken aus dem Kodex englischen Rechtsbrauches gestrichen. Die»
ser gemächlich rechnende König, in dem nichts vom Wesen ge»
nialer Schöpferkraft war, hat die Genossenschaft, die ihn nothwen»
dig dunkle, bar stets, wie ein in Genieland Gezeugter, bezahlt.Statt
ihr,wiePalmerston denFranzosen.Beaconsfield denRussen.jeden
Kolonialgebietsfetzen, Wenns irgend ging, ausden Zähnenzurei»
tzen,hat er der Französischen Republik den Weg nach Fez gewiesen
und dem Herrn aller Reussen im Perserland einen fruchtbaren
Weideplatz eingeräumt. Weil er in West und Ost ein Schwert und
einen Schild gegen deutsche Bedrohung zu brauchen glaubte und
die Nothhelfer gesättigt und durch den von seiner Gnade gewährten
Machtzuwachs dem Deutschen Reich erst recht verfeindet sehen
wollte. Im vierten Jahr seiner Regirung spricht der Leiter der
Foreign Office, Sir Edward Grey (dem der König nicht gern die
durch denWahlsiegder Liberalen bedingteNachfolgeLansdownes
uberlassen hat), im Unterhaus des Parlamentes: «Ich bin dafür,
daß England und Rußland sich auf der Basis der Vernunft und
der Ehrlichkeit über alle Fragen, die ein gemeinsames Interesse
berühren, verständigen, und werde mit diesemWunsch fallen, wenn
das Unterhaus ihm die Erfüllung verfügt." Die Mehrheit stimmt
ihm (am vierten Juni 1908) zu. Am zehnten Juni empfängt Ni»
kolaiAlexandrowitfch (mitFrau und Mutter) den König nnd die
Königin von England in Reval; die Regirungen sind durch

wolskij und Sir Charles Hardinge vertreten. Eduard spricht: «Ich bin gewiß, daß der neue Vertrag (vom einunddreißigstenAugust 2907; über Persien, Afghanistan, Tibet) das Band, das die beiden Völker umschlingt, noch fester knüpfen und uns gestatten wird, wichtigen Zukunftfragen inFreundschaft eine befriedigendeAnt» wort zu finden." Damals sagte ich hier: »England, Frankreich, Rußland: ein neuer Dreibund. Ein längst vorauszusehender. Nur von Denen nicht vorausgesehen, die sich von dem widrigen Rum» mel der Zeitungmacher», Bürgermeister» und Pfarrer»Besuche blenden ließen und hofften, über des Königs Haupt hinweg in die Gunst des Inselvolkes klettern zu können. (Schämt sich heute denn Keiner von den Versöhnungschlemmern, die beiLachs undRoast» beef, Hammel und Pudding Weltgeschichte zu machen wähnten und nicht merkten, daß Verachtung sie schlemmen und schlürfen sah?) Ein ungeheures Ereigniß.Wers vor zwanzigIahren.noch an Wilhelms Sarg, prophezeit hätte, wäre ausgelacht worden. Die alte Kluft zwischen britischer und russischer Orientpolitik ist überbrückt; dreißig Jahre nach dem Berliner Kongreß. Rußland muß von asiatischem Verlust in Europa entschädigt, Italien dem alten Bund entfremdet werden; und die Imperien, die mitBud» dhisten, Shintoisten, Sonnenanbetern zu rechnen haben, müssen die Schwächung des nochallzubündnißfähigenIslamwünschen." Diese Sätze sind vor achtIahren hier veröffentlicht worden.Fünf Wochen danach kams im Türkenheer zu offenem Aufruhr. Abb ul Hamid fällt. Der Erbgang ins Herz der Osmanenherrschaft scheint offen.Kiderlens irrlichtelirenderWille langt nachAgadir. Rom fürchtet,Marokko könne denFranzosen noch entgleiten, da» durch der franko-italische Vertrag hinfällig werden: und sichert schnell sich deshalb das libysche Land. Auf diesen Zugriff folgt, wie auf Zwiebelgeruch die Thräne, der Balkankrieg, erster und zweiter Theil; und Alles, was in Ost und West seitdem geschah. Weil Deutschland eine Seewaffe schmiedete, die nur gegen Britanien brauchbar schien (und die, wenn derVater friedlich blieb, der Sohn zu Kriegsdrohung schwingen konnte), hatte England sich derFranzösischenRepublikverbündet.WeilDeutschland dieser Republik, ders 1880 Marokko zugesagt hatte, denWeg nach Fez iperrte, den Verdacht schuf,es wolle sich selbst amMtttelmeer, an Englands Weizeneinsuhrstraße, dräuend lagern, weils dann, statt

sich mit Frankreich, mit dem dazu willigen Delcasse oder mit dem Bankpfiffikus Rouvier, zu verständigen, durchaus eine Konferenz erstrebte, auf der seinenGegnern die Mehrheit sicher war, konnte der Versuch (auch ein weniger täppischer als Tattenbachs), Eng« land in Algesiras von Frankreichs Seite zu schmeicheln, nicht ge» lingen.(AmdrittenFebruar 1906 sagteGrafTattenbach.Deutsch» lands Zweiter Bevollmächtigter, zuNicolson: »Alles Wesentliche hat das Abkommen mit Frankreich Ihnen ja nun eingebracht. Nützen Sie jetztdie Konferenz als eine Gelegenheit, die nie wieder» kehrt: lassen Sie die Franzosen laufen und verständigen Sie sich mit uns!« Seit Grey in dem Bericht Nicolsons, der Jahre lang der Feind sranzöfischerMarokkopläne gewesen war.dieseplumpe Verleitung in Untreue fand, seit deutscherIrrthum ihm die Haltung N colsons gar noch verdächtigt hatte, trieb Ehrgefühl ihn in den EntschlußzuSchroffheit.dieseinemWesenungewohnteLastward. Er sorderte alle Vertreter Englands auf, denRegirungen, denen fie beglaubigt seien,zu melden, daß den Franzosen die Brltenhilfe auf der Konferenz unter allenNmständen gewiß sei.)Damals erst verlobte Sir Edward sich der Politik seines Vorgängers Lord Landsdowne und seines Unterstaatssekretärs Sir Charles Har» dinze: aus dem franko» britischen und dem franko«russischen Bund» niß einenDreibund.einenWall gegen deutsche Geschäftsstörung, zu machen. Die wurde den Lesern der Konferenzberichte der Alb Emopens. In der lnäepenäence LelZe sagte Herr deMares: «Die für das Deutsche Reich bittere Lehre von Algesiras kann der ge» sttteten Menschheit Nutzen und Glück stiften, weil sie zeigt, daß gegen das so rasch in hohen Wohlstand aufgestiegene deutsche Volk nirgends sich Haß oder Neid ballt, daß die Völker Europas aber entschlossen sind, neuen Einschüchterungversuchen der in Berlin Regnenden nicht nachzugeben. Diese Herren müssen auf selbstsüchtige und kleinliche Politik verzichten, wenn sie wünschen, daß Deutschland geachtet, geliebt werde und in der Welt die Haupt« rolle spiele, die das Schicksal ihm vorbehält." Den Sätzen des Belgiers haben damals unsere Freunde selbst zugestimmt: Go« luchowski undAehrenthal, Visconti-Venosta undSanGiuliano. Ueverall wurzelte sich der Glaube ein, Deutschlands Volk wende sich von dem seltsam flackernden Willen der Regirung in freiere Aussicht. UndSir Edward, der nicht eine Stunde lang der blinde

Vollstrecker eduardischer Politik gewesen war, wagte offenes Be» kenntniß zu Pazifizismus: Friedenssicherung durch Verträge. Auf die Verblüffung durchDeutschlandsPanthersprungnach Agadir folgte eine in Manfion tzouse als Nachtischswürze ser» virte Unverschämtheit: die Rede des Schatzkanzlers und Dema» zogen Lloyd George, die das DeutscheReich groberUndanköar» keit und unerträglichen Dünkels zieh. Bald danach aber drangen aus Westminfter die holdesten Klänge der tzirtenschalmei in unser Ohr. Sir Edward Grey sprach: »Deutschlands Kraft ist die beste Bürgschaft gegen den Versuch andererLänder, ohne Rechtsgrund mit diesem starken Reich Streit zu suchen. Die Oeffentliche Mein» ung Deutschlands kann aber nicht verkennen, daß eine Nation, die über das größte Heer der Erde verfügt, die eine große Flotte hat und eine noch größere bauen will, mit derFurcht friedlicher Mächt e rechnen muß, dieses Heer und diese Flotte könnten zum Angriff benutzt werden. Deutschland,das auf seineStärke stolz sein darf, muß deshalb, wie mir scheint, alles ihm Mögliche thun, um den Verdacht zu entkräften, daß es einen Angriff vorbereite. Wir haben den ernsten Wunsch, mit dem Deutschen Reich als mit einer gleichberechtigten Macht zu veikehren; wir denken nicht daran, ihm in den Weg zu treten, auf dem es zu friedlicher Vereinbarung über afrikanische Gebietstheile zu kommen hofft; und ich werde, was ich irgend vermag, thun, um unser Verhältnis^ zu diesem Reich zu bessern." Herr Bonar Law, Balfours Nachfolger an der Iln» terhaussvitze derKonservativen Partei: »Wir gönnen dem Deut» schen Reich den Platz, den es sich auf der Erde erobert hat, und trachten nicht, es an neuer Vergrößerung zu hindern.' LordLans» downe, Greys Vorgänger im Auswärtigen Amt, der mit Del» casse die EntentedorcZiäle beschlossen hat:»GreysRedeist eine der bedeutsamsten, die je von derLippe britischer Minister kamen.Ich glaube, daß in Deutschland, wie in Britanien, der Wunsch nach freundlichem Verkehr und nach ruhiger Beantwortung der noch schwebenden Fragen fortlebt." Viscount Morley, der Biograph Cromwells uv d Burkes.Walpoles und Cobdens, als Greis noch der kühnste Denker des Oberhauses, rühmt den Kollegen Grey als einen der weisesten Leiter des internationalen Britengefchäftes und spricht dann: «Deutschlands rascher Flottenbau erzwingt, weil er auch uns großeAusgabenaufbürdet, unsere Wachsamkeit; darf

«ns aber nicht das Gefühl herzlicher Freundschaft für ein Land rauben, dessen Ehrgeiz nicht nur verständlich ist, sondern sogar er» haben genannt werden kann. Ein Volk, das auf allen Gebieten so ungerneine Fortschritte gemacht hat, muß sich Raum wünschen, aus demder im alten Haus überschüssigeTheilgedeihenkann.ohne sich von seinem Volksthum, von den hohen deutschen Idealen zu lösen. Und an solchem Raum fehlt es ja unter der Sonne nicht."
Draußen war Revolution in China, wo britisches Mißtrauen gegen Nordamerika und Japan ausderWacht sein mußzdraußen ist: italo» türkischer Krieg, in dessen sachten Donner schon derWol- kenvortruppdesBalkangewittershineindröhntzundRußland.das fichzu europäischer Aktion nochnichtstarkgenugdünkt,doch wieder an dem Schloß seines Südmeerkäfigs zu zerren beginnt, bringt in Ostasien und Persien durch ungestümes Handeln den aufMusul- mcmenfreundschast angewiesenen londoner Partner in arge Per» legenheit. Die Pflicht, in der Nordsee die stärksten Geschwader in steterBereitschaft zu halten, wird von England, das seine Schiffe morgen in südlicherenGewäfsern brauchen kann, als drückende Last empfunden. Gründe genug, zu Deutschland, über Deutschland würdig und höflich zu sprechen. Die Tonart währt fort. Und Man» cher glaubt, in beiden Ländern, den Frieden gesichert, als das Deutsche Reich die (von England gewollten)FolgenderBalkan» kriege auf sich genommen hat. Die mäßigende Vernunft und wohl» wollende Redlichkeit des Ministers Grey wird uns laut gepriesen; seine kairness Franzosen und Russen als vorleuchtendes Muster gezeigt. Fürst Bülow schreibt (in einen Aufsatz über »Deutsche Politik«): »Eswäre thöricht.die englischePolitikmit dem zuTod gehetztenWort vom .perfiden Albion' abthun zu wollen. In Wahr- heit ist diese angebliche Perfidie nur ein gesunder und berechtigter nationaler Egoismus, an dem sich andere Völker, eben so wie an anderen großen Eigenschaften des englischen Volkes, ein Beispiel nehmen können." Der Hochadel, heitzts, war uns feind; mit dem liberalen England, dem bürgerlichen, kamen wirrasch inOrdnung. Nur: alle Empfehlung von Schiedsverträgen und Wehrmacht» kontingentirung dünkt die Berliner noch immer ein buntes Wort» netz, das den Völkern das Gesichtsfeld verhänge. Zwar hat Kant zu Preußen gesprochen: „Die Maximen der Philosophen über die Bedingungen der Möglichkeit des öffentlichen Friedens sollen

von den zumKriege gerüsteten Staaten zu Rath gezogen werden.
Der ewige Friede ist keine leere Idee, sondern eine Aufgabe, die»
nach und nach aufgelöst, ihrem Ziel beständig näher kommt. Der
Handelsgeist, der mit dem Krieg nicht zusammen bestehen kann»
bemächtigt sich früher oder später jedes Volkes. Weil die Geld«
macht wohl die zuverläsfigstejsein möchte, sehen sich die Staaten
gedrungen, den edlen Frieden zu befördern und, wo auch immer
in derWeltKrieg auszubrechen droht, ihn durch Vermittelungen
abzuwehren, gleich als ob sie deshalb in beständigenBündnissen
ständen." Doch dieserImmanuel hatte ja auch den Föderalismus
freier Staaten gefordert, deren bürgerliche Verfassung republi»
kanisch sein müsse. Ein Träumer also; ein Weltfremdling.zAls Herr
von Bethmann dem Reichstag von deutfch»britischen »Pourpar»
lers" erzählt hat, die »von freundschaftlichem Geist getragen,
waren", antwortet, am dreizehnten März 1911, Sir GdwardGrey.
Er liest dem Unterhaus die wichtigsten Sätze aus der Rede des-
Kanzlers vor, stimmt ihnen mit frohem Lob zu, giebtdertzoffnunK
Ausdruck.daßguterWilledieMöglichkeitallseitigerWehrmacht^
begrenzung finden werde, rühmt lautdenNutzen internationaler
Verträge und läßt die Hörer ahnen, daß ein anglo> amerikanischer
Schiedsvertrag vorbereitet wird. Den preisen Iubelchöre. Der
Lord Mayor von London organisirt die Begeisterung. Zu den in
der Albert'tzalle lauschenden Massen spricht der Präsident der
Vereinigten Staaten durch den Mund seines Botschafters; und
Premierminister Asquith erwidert ihm im Ton eines bis auf den
Grund der Seele von festlicher Freude Erfüllten. Aus Berlin
aber weht eine kalte Brife durch den Aermel. Die Duplik des
Kanzlers ist mit Bedenken gespickt; schwankt zwischen Härte und
Ironie. Wird zuerst von Lord Roberts, dann von Delcasse ge»
rühmt: weil sie England und Frankreich an die Pflicht mahne,
ihre Rüstung bis an die Grenze des Möglichen zu strecken. Alle
Nationalisten empfehlen, an der Themse, Newa, Seine, ihren
Volksgenossen, dem deutschen Muster nachzustreben. Die Rede
sollte vernünftig klingen, nicht unfreundlich. Doch Britaniens Ohr
hört nur das schroffe Nein,das den Vorschlag Greys barsch von der
Schwelle weist. Die Liberale Partei ist verstimmt und muß von
der Konservativen das Spottwort hinnehmen, süßerKindertraum
habe sie geäfft. »DasDeutfcheReich lacht unseres Wunsches nach

VerständigungzwillseineSeewehrkräftigen,bis sieunserer gleicht. Alle anderen Völker lechzen nachFrieden.DerRuhestörerwohnt, der Erzfeind arbeitsamer Menschheit, in Berlin. Der schwenkt, bis er sichstarkgenugfühlt, dieFriedensfahne: und Überfälltuns dann mit Begehren, das dem Inselreich Krieg oder Demüthigung aufzwingt. Wäre es mit seinem Besitzstand, seiner (rascher als je zuvor eine aufgeblühten) Wirtschaft zufrieden, dann hätte es unseren Vorschlag gern angenommen." So war schon vorAgadir Englands Oeffentliche Meinung. Danach? Unserem Kamerun wurden Zacken und Zipfel angeflickt, in deren Klima der Europäer nicht arbeiten kann, der Kongoneger zu Arbeit gepeitscht werden muß. Und seitdem ists, als sei der Schlaf der Welt gemordet. Bai» kanbrand; dessen Löschung von den in der Wilhelmstraße Ge» bietenden als das Meisterwerk Grey s, seiner unbefangenen Ge» rechtigkeit verherrlicht wird. Das ermuthigt den stillen Mann zu neuem Versuch. Sein Freund tzaldane geht; und kehrt Hoffnung» los heim. Deutschland stärkt seine Rüstung; fordert einen Ver» mögenstheil als Wehrbeitrag. San Giuliano läßt inLondon mel» den, der austro»deutsche Plan, dem Serbenreich den Ertrag des Bukarester Friedens zu nehmen, sei, im Sommer 1913, an dem Widerspruch Italiens zerschellt. Sorge furchtden seinen Grübler» Zopf Greys, der nie Feuerbrand war. Wird nie wieder Ruhe? Niemals wieder. EinIahr später, alsauf österreichischem Bo- den zwei Oesterreicherserbischen Stammes den slawenfreundlich» sten Erzherzog, Franz Ferdinand, gemordet haben, antwortet, in Haldanes Zimmer, Sir Edward auf die Frage eines Deutschen, ob dasGerücht von ein em franko» britischen MarinevertragWahr- heit künde: «Nein. Nichts solchem Vertrag Aehnliche ist; wird auch nicht sein. Unsere Freunde haben manchmal Wünsche, die wir nicht erfüllen können. Nicht das kleinste Wörtchen verpflich» tet uns derFranzöstschenRepublik zuWaffenhilfe irgendwelcher Art." (Der Brief Poincares an King George und die auswei» chende Antwort des Königs haben Greys Angabe als unzwei» deutig wahr erwiesen.)»Wirbrauchten nichtvorFriedensgefähr- dung zu zittern, wenn auch Deutschland stets mäßigend auf das Verlangen seiner Freunde einwirkte; so, zum Beispiel, jetzt in der serbischen Sache.'Die hitzt den Engländern, die zuletzt, nach allen anderen Höfen, das Haus Karageorgewitsch aus dem Bann

gelöst, den König Peter nie durch Wohlwollen verwöhnt, immer die Bulgaren begünstigt haben, noch nicht das Blut. Ultimatum und Kriegserklärung in Belgrad; deutsche in Petersburg und Paris.Am drittenAugust 1914 spricht der Staatssekretär des londoner Auswärtigen Amtes im Unterhaus. »In allen Krisen der letzten Jahre ist uns gelungen, den Frieden zu wahren. In der von gestern und heute nicht: weil an Stellen, die ich nicht bezeich» nen will, das Streben nach schneller Entscheidung starker war als die Scheu vor einem Krieg. In Eintracht mit dem Ersten Minister habe ich hier oft versprochen, im Fall einerKriegsgefahrdas Parlament zu fragen, welche Haltung es dem Reich empfehle. Kein Vertrag, kein geheimes Abkommen bindet uns; wir dürften nicht wagen, das Haus mit verheimlichter Pflicht zu überfallen, durch deren Verleugnung Britaniens Ehre befleckt würde. Wie in der bosnischen, so haben wir auch in der serbischen Krisis, bis gestern, nichtsAnderes zugesagt alsNnterstützung mit Diplomatenmitteln. Während inAlgestras um Marokko gestritten wurde, habe ich auf eine Frage geantwortet: ich dürfe glauben, daß Englands OeffentlicheMeinung sich für unserenBeistand in einemKrieg aussprechen würde, den Frankreich als eine Folge seines mit uns geschlossenen Vertrages erleiden müsse. Damals habe ich auch Besprechungen französischer mit britischen Offizieren des Landheeres und der Marine erlaubt; mit deutlichem Nachdruck aber betont, daß den» noch beiden Regirungen die Freiheit des Handelns ungefchmälertbleibe und keine zu Gemeinschaft und Hilfeleistung verpflichtet sei. Die selbe Auffassung vertrat ich in der Agadir.Krisis.Und im November 1912schrieb ich.mitWissen undWillen desKabinets, das die politische Lage erörtert hatte, an den Französischen Bot» schafter: ,Sie wissen, daß die Berathungen, die imLaufder letzten IahreSachverständige aus Ihren und unserenHeerenundFlotten mehrmals vereinten, die Freiheit beider Regirungen nicht hem» men, beiden den Entschluß wahren sollten, einander Wasfenhilfe zu gewähren oder zu weigern. Weder Ihre noch unsere Flotte ist für den Kriegsfall zu Eingriff verpflichtet. Mit Ihnen, lieber Botschafter, stimme ich in dem Wunsch überein: wenn Frank» reich oder England triftigen Grund hat, einen nicht verschulde» ten Angriff oder allgemeineFriedensstörung zu erwarten, sollen beide Regirungen gemeinsam erwägen, was zu thun sei. um den Frieden zu erhalten oder demAngriff zuvorzukommen.'Wir sind

also frei; und frei kann der Wille des Unterhauses walten. Auch ist diesmal nicht, wie in den Marokkokrisen, der Streit aus einem Vertrag entstanden, der uns in diplomatische (nicht in militärische) Unterstützung verpflichtete. Weniger noch als anderswo wünscht in Frankreich Volk und Regirung, wegen des austro» serbischen Zwistes in Krieg zu gerathen; doch die Ehre zwang in Erfüllung der vom franko»russischen Vertrag umgrenzten Pflicht. Wir ken» nen die Einzelbestimmungen dieses Vertrages noch heute nicht und find an keine irgendwie ähnliche Pflicht gebunden. Frank« reichs Flotte ist jetzt im Mittelmeer; seine Nord« und Westküste, weil sie von uns nichts zu fürchten hat, ohne jeglichen Schutz. Sollen wir ruhig zusehen, wenn in diesem Krieg, in demFrankreich nicht der Angreifer ist, eine fremde Flotte durch unferen Kanal fährt und die französischen Küsten beschießt? Mein Empfinden sagt: Nein. Aber ich will dieses Empfinden keinem Menschen aufdrän« gen, will die Entscheidung völlig diesem Hohen Haus überlassen und dieDinge.ohne jede Sentimentalität, nur von derWartebri» tischen Interesses aus prüfen. Bleiben wirzwischendenKämpfern neutral, dann wird die französische Flotte vielleicht heimgerufen. Dieselbstfür neutraleLänderfchon ungeheuren,in ihrer EntWicke-lung unabsehbarenFolgendes Krieges könnenunsplötzlich zwin» gen, Lebensinteressen mit der Masse zu vertheidigen. Italien, das noch neutral ist,weil es den Krieg als einenAngriffskriegOester» reichs und Deutschlands ansieht, denenesnurzumZweckderVer» theidigung Beistand zugesagt hat, kann sich zugleich mit uns zu Eingriff genöthigt glauben. Wie würde dann die Lage im Mittel» meer, dessen tzandelswege Haupt« dern unseres Reichskörpers sind? Die Geschwader, die wir dort halten, sind zu schwach, um jeder Koalition trotzen zu können; stärkere hinzuschicken, wäre dann nicht mehr möglich. Wir hätten gezaudert, bis unserem Reich Le» bensgefahr drohte. Weil Frankreich sofort wissen mutzte, ob es auf unsere Hilfe zählen dürfe, habe ich feinemBotschafter gestern gesagt: ,Ich bin zu dem Versprechen ermächtigt, daß unsere Flotte den Küsten und der Schiffahrt Frankreichs jeden möglichen Schutz gewähren wird, wenn sie von der durch die Nordfee und den Ka» nal steuernden deutschen Flotte bedroht werden. Nur für diesen Fall gilt das Versprechen, das, wie jederBeschluß derRegirungi vom Parlament bestätigt werden muß.'Zudiesem eingeschränkten Versprechen tritt nun die Pflicht, Belgiens Neutralitätzu schützen.

ImIahr1870hat derBundeskanzlerGrafBismarck versichert, er werde sie achten, wenn das französische Heer nicht inBelgien ein» breche. Herrn Gladstone, derdamals fürdieRegirung SeinerMa- jestät im Unterhaus sprach, schien der Einbruch in das seit1839 neu- tralifIrteBelgien,das schlimmsteVerbrechen.das dieGeschichte auf ihren Blättern verzeichnet hat'; und er sagte, das mächtigeEngland würde, Wenns ruhig zusähe, der Sünde mitschuldig. Jetzt habe ich aus meine Frage, ob Belgiens Neutralität vor Verletzung sicher sei, aus Paris eine bejahende, aus Berlin keine Antwort erhalten. Heute hat der König der Belgier unseren König gebeten, Diplo» matenmittel für Belgiens Unabhängigkeit einzusetzen. Die ist für uns eine Lebensfrage; und nicht nur durch Gebietsschmälerung gesährdet.DiewesteuropäischenKleinstaatenhabenkeinen anderen Wunsch als den, in Ruhe und Unabhängigkeit weiter zu leben. Frankreich wird sich mit oft bewährter Kraft, mit tapferem und klugem Patriotismus vertheidigen. Wenn es aber besiegt, aus der Großmachtstellung geworfen und dann Belgien, Holland, Dänemark vom Sieger abhängig würde: wäre so gewaltige Ver» größerung fremder Macht nicht, wie auchfchonGladstone erkannt hat, eine ernste Gefährdung unseres Reichsinteresses? Trügen würde die Hoffnung, jetzt still sitzen und am Ende des Krieges, mit geschonter Kraft, die Dinge nach unseremWillen gestalten zu können. Entziehen wir uns der von Ehre und Interesse zugleich empfohlenen Pflicht, Belgien zu schützen, dann verlieren wir die Achtung der Welt: und davon kann materielle Macht niemals entschädigen. Hüten Sie sich auch vor dem Glauben, irgendeine europäische Großmacht, mitkämpfend oder neutral, werde am Ende diefes Krieges allein stark genug zu entscheidendem Ein» griff sein! Treten wir, mit der zum Schutz unserer Küsten und unseres Handels ausreichenden Flotte, jetzt in den Kampf ein, so wild unser Interesse kaum viel mehr leiden als durch Verharren in Neutralität. Die würde, weil der Handel allmählich, in dem Ringen großer und reicher Völker um Leben und Tod, aufhören müßte, uns fo entkräften, daß wir amAusgang nicht das Kriegs» ergebniß zu ändern vermöchten. Unsere einzigen Pflichten sind die in dem belgischen Neutralitätvertrag und die gestern in meinem Brief an den Französischen Botschafter umschriebenen; andere haben wir nicht. Sie aber wehren uns die Verkündung unbedingter Neutralität. Kümmern wir uns nicht um Belgien,

um unsere Mittelmeerinteressen, um Frankreichs Zukunft, dann verlieren wir Ruf und Namen, werden verächtlich; und müssen dennoch der ärgsten Wirthschaftschädigung gewärtig fein. Weil wir wissen, welcheFüllevonSchmerzundElenddieserentsetzliche Krieg dem ganzen Erdtheil bringen, wie furchtbar er, durch den Angriff feindlicher Schiffe, gerade uns und unseren Handel, viel mehr als den kontinentalen, peinigen wird, haben wir alles für die Wahrung des Friedens Erdenkliche gethan und, bis in die letzte Stunde, sogar unmöglich Scheinendes versucht. Mit Be» trübniß muß ich sagen, daß all unser Mühen fruchtlos war. Deutsch- land ist schon im Krieg gegen Rußland. Nun bauen wir unsere Hoffnung auf den Muth und die Ausdauer des Volkes."
Am letzten Iulitag hatte Grey an den Botschafter Goschen nach Berlin telegraphirt, er werde sich fürjedenvernünftigen Eini» gungvorschlag Deutschlands und Oesterreichs in Petersburg und Paris einsetzen und, wenn solcher Vorschlag dort abgelehntwerde, in den Hader und dessen Folgen sich nicht mehr einmischen. Das habe er morgens dem Fürsten Lichnowfly gesagt; Goschen solls dem Kanzler und dem Herrn des Auswärtigen Amtes wieder» holen. Noch wichtiger war die Botschaft, dieGoschen am dreißig» sten Juli in die Wilhelmstraße getragen hatte. »Sie müssen dem Kanzler in allem Ernst sagen, gemeinsame Arbeit im Dienst des Friedens sei das einzige Mittel, das England und Deutschland in freundlichem Verkehr erhalten könne; durch solche Arbeitwerde unser Verhältniß ips« Kct« verbessert und gekräftigt. An unserem aufrichtig gutenWillen wirds nicht fehlen. Wird EuropasFriede gewahrt und die Krisis ohne Schaden überwunden, dann werde ich mjt meiner Person für ein Abkommen eintreten, dessen Part» ner dasDeutscheReich werden und indem es dieBürgschaft fin- den kann, daß Frankreich, Rußland, England niemals, weder ge» meinsam noch einzeln, eine gegen Deutschland und dessen Bun» desgenossen aggressive oder feindsälige Politik treiben werden. Dafür habe ich mich schon während der letzten Balkankrisis mit aller Kraft bemüht; und da Deutschland nach dem selben Ziel strebte, hatte das Verhältniß sich merklich gebessert. Noch aber war der Gedanke zu utopisch, um der Keim klarer Vorschläge werden zu können. Kommen wir jetzt über die Krisis, die schwerste, die Eu» ropa in Menschenaltern erlebte, heil hinweg, dann, hoffe ich, wird das Aufathmen der von Sorge Befreiten so günstig auf die Ge»

fammtstimmung einwirken.daß die Mächte sich in fester bestimmte Vereinbarung, als bisher möglich war, schaaren werden." Am nächsten Morgen, während Grey mitLichnowsky spricht, liest So» schen demKanzler dieseDepesche vor; und läßt ihm, dessen Sorge sich ganz der russischen Grenze zugekehrt hat, eine Abschrift des Angebotes. Veikündung des Zustandes der Kriegsgefahr;Ulti» matum an Rußland. Am ersten August schreibt Grey, Englands Gefühl und Interesse fordere die Achtung der Neutralität Bei» giens. Am vierten läßt er fragen, ob nicht noch möglich sei, die deutschen Truppen aus Belgien zurückzuziehen. Nein. Ob in der Frist bis zur Mitternacht ein anderer Bescheid erwogen werden könne. Nein. Die stärkste Militärmacht an Belgiens Küste, imBe» sitz derPistole.diestchgegenBritanienstzerz richten kann? Gran» ville und Salisbury, Gladstone und Lansdowne hätten in sol» chem Vordrang Kriegserklärung gesehen. Grey denkt wie sie. Und Goschen erbittet sür sich und seine Gehilfen die Pässe. Als er sie hat, geht er, wider allen Brauch, noch einmal zum Kanzler. Ilm einenletztenVersuchzurFriedensrettungzu machen? Vergebens. Der erregte Kanzler überschüttet ihn, zwanzig Minuten lang, mit Klagen über England, das um ein Wort (Neutralität), um einen Fetzen Papier sich in Krieg gegen ein ihm durchaus freundlich ge» sinntes Volk entschlossen habe. Der Marsch durch Belgien sei für Deutschland die Frage nach Leben oder Tod. Die selbe Frage, ruft Goschen, ists fürGroßbritaniensEhre; «wer soll fortan noch unseremWorte trauen, wenn wir einen feierlich beschworenen Ver- trag brechen?« Aus. Am sechsten August spricht Herr Asquith im Parlament: »Ich bin gewiß, daß dieses tzaus, dieses Land (und einst die Nachwelt, die Geschichte) meinem Freund Sir Ed» ward Grey zuerkennen wird, was eines Staatsmannes höchste Zier ist: daß er, ohne je eines Zolles Breite von derEhre und den Interessen seines Vaterlandes zu opfern, mit so hartnäckigem Eifer wie selten ein Mann für die Erhaltung des kostbarsten Völker» gutes, des Friedens, gefochten hat."

Was ist.

Nie hat ein Staatsmann mit so dunkel umwölkte? Stirn wie Sir Edward in Krieg gerufen. «Der Belgische Gesandte hat mir soeben mitgetheilt, daß seineRegirung den deutschen Antrag, weil die Annahme wider die Nationalehre wäre, abgelehnt habe und

fest entschlossen sei, mit all ihrer Macht sich gegen den Bruch des Neutralenrechtes zu wehren. Diese Mittheilung werden wir nun ernstlich erwägen. Mehr will ich darüber nicht sagen." So schloß die Rede des Staatssekretärs. Kein Trompetenton; nicht das schüchternste Wörtchen aus Hoffnung auf Sieg oder gar Triumph. Früh schon die Erkenntniß, daß dieser Krieg den wüstesten Graus bereite, den Satanas ersinnen konnte. Grey hat (wir Wissens von Fernen und Nahen) an jedem Tag und in jeder Nacht unter der Vorstellung diesesGröuels gelitten;darf sich also der Menschheit zuzählen. And aus der Interview, die er am dreizehnten Mai einem Amerikaner gewährte, spricht das selbe Weh, das ihm vor zweiundzwanzig Monaten die Rednerkraft würgte. Seine Hei» math hatdreiMillionenFreiwilligergewaffnet,durch denBeschluß allgemeiner Wehrpflicht die vierte Million gesichert, Geschütz und Geschoß, Kleidung, Proviant, Kriegsgeräth aus der Erde ge- stampft, trotztzandelsschrumpfungundTheuerungimletztentzaus- haltsjahr einen Steueraufwand von fast elftausend Millionen Mark erlangt, beinahe zwei Drittel der eigenen Kriegskosten bar, aus Vermögen und Einkunft, gedeckt: und der Leiter des Weltge- schäftes blickt noch so düster wie an der Schwelle des Schreckens» gebäudes. Noch heute kein Wort über Rußland und Elsaß»Loth» ringen. «Belgien und Serbien müssen wieder frei und stark werden. In einemvon Preußen beherrschten, nach Preußens Ebenbild um- gewandeltenErdtheil wäre dasLeben unerträglich. Wirwollen ein sreies Europa; gleiches Recht für große und kleine Staaten; Frie- denssicherung undBürgschaft gegenAngriffkriege. DeutschePhilo- sophen behaupten, in dauerndem Frieden entarte der Mensch und verliere denMuth und dieStärke heldischenWesens. SolcheLehre, die stets neue Unruhe stiftet, in Rüstung nöthigt, Menschlichkeit und Kultur gefährdet, bekämpfen wir. Wir wollen nach eigenem Willen leben und anderen Völkern die Freiheit ihres Möllens lassen; auch von spektakelnden Diplomaten, ewiger Kriegsgefahr, Waffenschimmer, Säbelgerassel und Kriegsherren wollen wir frei sein. Völkerstreit braucht nicht inKrieg zuführen; wer gutenWil» lens ist und nicht auf Eroberung ausgeht, kann den Streit auf dem Friedensweg schlichten. Belgien war für Deutschland ein eben so fester Schutzwall wie für Frankreich; ein Bollwerk euro» PäischenFriedens, das bis in den Tag deutschen Einbruches von keinerMachtbedrohtwar.WirsagenzuDeutschland:,Den Grund-

sah, auf dem alle Vertheidiger derFreiheit stehen, mußt auch Du achten. Entschließe Dich, allen Völkern, auch den von Preußen unterjochten, echte Freiheit, nicht nur deren heuchelfchein, zu ge» währen. Und tilge, im ganzen Umfang des noch Möglichen, das Unrecht, das Du gethan hast.' Niemand ersehnt den Frieden inniger als wir. Doch er kann uns nur genügen, wenn er allen Staaten gerecht wird und das Völkerrecht dadurch wieder achten lehrt. Der aberwitzige Wunsch, Deutschland zu vernichten, seine Einheit zu zerstören, hat uns nie gestreift. Wir werden froh sein^ wenn das deutsche Volk sofreiwird, wiewirs uns selbst und alle» Völkern der civilifirten Erde wünschen. Schon auf der untersten Wissensstufe lehrt Politik (und Geschichte bestäligt es), daß grausame Gewalt nicht, von außen, die Seele eines Volkes mor« den kann. In so sinnlose Tollheit erniedern wir uns nicht.
Wenn der von Alldeutschen genährte Wahn von Weltherrfchaft einst verflogen ist, wird das deutsche Volk sich selbst regiren und nicht mehr, wie derpreußischeMilitarismus, Kriegspläneschmie» den, deren Ausführung für einen bestimmten Tag vorbereitet wird. Wo das Volkregirt, will es Frieden. Und lernt die Menschheit aus diesem Krieg nicht neue Kriege meiden, dann bleibt der Schrecken ohne Frucht. Die Deutschen haben kein Zerstörung mittel ver- schmäht. Vor Iahren waren uns Stickgase angeboten worden; wir haben sie abgelehnt, weil solche Kampfart uns civilisirter Mensch» heit unwürdig schien. Die deutschen Treibminen und Tauchboote bedrohen auf offener See Neutrale wie Krieger; die Zeppelins morden ohne Unterschied derPerson undbereiten nurmanchmal, durch Zufalls Walten, dem Kriegswerk Schaden. Mit Einbruch, Plünderung, Feuersbrunst,Giftgas und Flammenwurf schreckten die Deutschen.ohneRechtsgefühl und Mitleid, unschuldigeVölker. Alles Erfindergenie boten sie zur Zerstörung vonMenschenleben auf; und zwangen ihre Feinde.sich in so abfcheulichenKriegsbrauch zu gewöhnen. Soll Wissenschaft dieMenschheit vernichten, der sie doch dienen müßte? Die Deutschen meinen, ihre Kultur sei jeder anderen so überlegen, daß sittliche Pflichte gebiete, sie der ganzen Welt aufzuzwingen. Was diese ,Kultur' leistet, zeigt jetzt der Krieg; soll sie sich in einem Gemetzel offenbaren, das alles Le» ben vertilgt? Die Herren Preußens können sich keinen anderen Frieden vorstellen als eisernen, der alle Völker deutscher Willkür unterwirft; und begreifen nicht,daß freieMenfchen liebersterben

als sich insolchesIochducken wollen. Ehe dieser Ehrgeiz zertrüm» mert oder in Verzicht begraben ist, kann der Krieg nicht enden." Wieder kein Wort von Sieg und Eroberung: wieder als Ziel des KriegesdauernderdmchVerträgegesicherterFriedeunddieFrei» helt der Völker, deren Verfassung nicht, wie Kant wollte, republikanisch, doch demokratisch sein soll. Der Mann, der so spricht, er» schaudert vor Krieg wie vor Totsünde wider die Majestät der Menschheit. Ist der Selbe, der einsam, gegen den Kabinetsbe» schluß, fürs Stimmrecht derFrauen fochtund den die Curzon, Ca» son,Milner auf allen Gassen als schlappen Weichling verschreien. Einer, dems zu tzaus nicht besser geht, hat ihm geantwortet: der Kanzler des Deutschen Reiches. Nicht in begnadeter Stunde 5 allzu scheu im Bann des Verlangens, die ihm unfreundlichen Gruppen nicht in neue Tobsucht zu reizen. Ist die Behauptung haltbar, Englands, nicht Deutschlands, Politik sei militaristisch? Läßt sich, gegen den Wortlaut des Blaubuches („Qrest Lriwin ancl tke European Oises"; Seite 124) erweisen, daß Grey, ohne Grund, vor den Commons log, da er sagte, im Jahr 1908 habe Iswolskij aus seinem Mund gehört, die Öffentliche Meinung Englands würde in einer Balkansache mehr als diplomatische Nnterstützung nicht billigen? (»Mehr wurde von uns nicht er» wartet, mehr hatten wir nicht versprochen und mehr gaben wir nicht.") Wäre England zu Krieg bereit gewesen: Iswolskij hätte die Rache anAehrenthal gekühlt. Darf man heute noch die Brauch« barkeit eines Vertrages rühmen, der die Pflichtleistung an die Klausel »aufgezwungenen Krieges" hängt? Der Kanzler muß ja wissen, daß seine Meinung, der Krieg (den Oesterreich»Nngarn fünf Tage nach uns erklärte) sei uns aufgezwungen worden, auf dem weiten Rund der Erde fast nirgends Glauben gezeugt hat. Lohnt in solcher Stunde die Erwähnung Dessen, was vor dreißig Iahren in zwei londoner Parteiblättern stand? «Ist es nicht der Gipfel des Militarismus, sich an einem Krieg gegen ein an» deres Land zu betheiligen, mit dem man keinen anderen Streit-Punkt hat, als es zu verhindern, stark zu werden?" Diese Frage (der Leser hats schon gemerkt) stellt Herr von Bethmann. Wird sie bejaht, oann hatte der friedliche Puseyit Gladstone den Gipfel desMilitariemus erklettert,als er 1870dieGefahr,daßeineMacht sich »insMaßlose vergrößere", den schrecklichsten aller Schrecken nannte. Militarismus hat weder mit Wehrfähigkeit noch mit

Herrschsucht Sinnesgemeinschaft. Auch Kriegergeist wird erstmili»
taristisch, wenn er sich in Gebiete einnistet, wo er nicht Hausen dürfte;
wenn er, zum Beispiel, einem Kanzler grobes Gerülps gegen eine
neutrale Großmacht vorschreibt und deninVemunftbeharrenden
schlapp schilt. Der beträchtlichste Satz, denHerr von Bethmann in
derInterview mit dem Herrn vonWiegand, einemklugen Freund
deutschen Wesens, sprach, räth den Feinden, »die Kriegslage so
zu nehmen, wie sie jede Kriegskarte zeigt, und auf dem Boden
der wirklichen Thatsachen unter einander die Kriegs» und Frie»
densprobleme praktisch zu erörtern". Diesem Rath werden sie
wohl erst gehorchen,wenn sie ihreSache verloren glauben; inab»
seh barer Zeit also noch nicht. Auch mich hat der amerikanische Iour»
«allst gefragt; ob der Versuch einer Friedensstiftung mir jetzt
nützlich scheine. Und ich will meine Antwort, eines Privatmannes,
nicht hehlen. »Der aus einer versunkenen oder versinkenden Ge»
dankenwelt noch überlebende Aberglaube, der offene Ausdruck
der Sehnsucht nach Frieden sei ein.Schwächezeichen', hindert
beide Mächtegruppen, zu versuchen, ob von Volk zu Volk, von
Gruppe zu Gruppe eine Verständigung nicht heute, endlich, er»
langbar sei. Beide aber wissen schon, daß die völlige Niederwer»
fung des Feindes unwahrscheinlich, als sichere Folge fortdauern»
den Krieges nur die Verwüstung Europas und die Entkräftung
aller Großmächte vorauszusehen ist. Die psychologische Vorbe»
dingung eines Friedensstifterversuches ist innerlich also erfüllt.
Will eine zur Vermittelung geeignete Persönlichkeit warten, bis
sie von beiden Gruppen dazu aufgefordert wird.dann Willsie eine
Stunde abwarten, in der ihr Eingriff überhaupt nicht mehr nöthig
ist. Denn ist auf beiden Seiten der Wunfch nach Frieden so stark,
daß von beiden Vermittelung erbeten wird, dann entwerthet sie
sich zu leerer Formalität und ist nur noch das Feigenblatt, das
die falsche Scham der Kriegsmüden deckt. Durchaus aber verstehe
ich, daß ein bedeutender Mann, der eine große Nation vertritt,
nicht nutzlosen Eifer zeigen und sich eine Ablehnung holen will.
Was also kann, heute und morgen noch, geschehen? Dieses: An
alle im Krieg stehenden Staaten kann, zu gleicher Zeit, die Frage
gerichtet werden: .Seid Ihr bereit, dem Grundsatz zuzustimmen,
daß dem von der ganzen in Bürgersittlichkeit gewöhnten Mensch»
heit zu beklagenden Krieg ein organistrter Friede folgen muß, der
bei ungeschmälerter Wahrung aller Souverainetätrechte interna»

tlonale Vereinbarung über alle dazu geeignetenWehrfragen, zu Land und zu See, sichert und einem internationalen Schledsge» richt die Möglichkeit schafft, seine Beschlüsse, im Nothfall, gegen WiderspenstigemitGewaltoderdurchBoykott durchzusetzen? Wer diese Frage verneint, beweist damit, daß er die großen Zeichen der Zeit nicht erblickt oder nicht richtig zu deuten vermag und daß er das Schicksal seines Volkes und Staates auf die Waffen nichtauf den Geist, stellen will. Das ist sein Recht; aber er muß die Folgen tragen. Wer die Frage bejaht, kann sich der Gewissenspflicht nicht entziehen, sofort wenigstens den Versuch zu machen, ob auf der durch die Bejahung gelegten Basis nicht eine Verständigung über den Machtstreit und die territorialen Fragen zu erlangen ist. Als den Hauptgrund, der unsereFeinde zurFortsetzung des Kampfes spornt, erkenne ich den Glauben, das Deutsche Reich werde nach jedem Friedensschluß seine Rüstung fortsetzen und die Gegner von heute dadurch zu neuem Kraftaufwand zwingen, den ihre Volks« zahl oder ihre nationale Eigenart verbiete. Deshalb fei besser, jetzt, im Guten oder im Schlimmen, durch Sieg oder durch Untergang, in Klarheit zu kommen. Im Sinn des deutschen Sprichwortes: Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende. Dieser Glaube irrt aber. Deutschland hat den Wunsch nach internatio- naler Vereinbarung bisher nicht eifrig gefördert, weil die Macht- gruppe,dle ihn empfahl,vondemTriebgeleUetwar.inderStunde internationalen Rechtsstreites dem Deutschen Reich den Willen einer Mehrheit aufzuzwingen, die der uns gegnerischen Gruppe stets gewiß war. Solchem im Voraus bestimmten Spruch sich zu beugen, hätte das Selbstachtungbedürfniß des deutschen Volkes niemals erlaubt. Jetzt erst, da erwiesen ist, daß die Stimmenmehr- heit nicht derAusdruck einerUebermacht war, ist eine neue Situ» ation geschaffen und eine haltbare Grundlage für ein internatio» nalesAbkommen überRüstung-und Wehrfragen möglich gewor» den. Dieses Abkommen würde dieWelt nichtnur von dem Gespenst des .Militarismus', sondern auch von der Seetyrannei befreien, unter der mit uns jetzt die friedlichen Völker zweier Erdtheile lei- den. Wird solches Abkommen, als Ziel des Krieges erreicht, dann war das furchtbareVölkerringenfürMenschheitund Menschlich» Kit (die uns nicht weniger heilig ist als anderen Völkern) nicht er» rraglos; dannkann ausderBlutsaatunverwelklicheFruchtreifen. Nur dann. Und eben fo unverwelklich wird der Ruhm desMannes

undderNationsein, die durch rechtzeitige.kluge und taktvolleFra» gestellung zu solcher Fruchtreife mitgewirkt haben. Diese öffent» liche, nicht überhörbare Rundfragestellung scheint mir das heute noch (aber baldvielleichtnichtmehr) Mögliche und des halb Noth- wendige. Ich spreche meine Ueberzeugung offen aus, weilDeutsch» lands Stellung im zweiundzwanzigsten Kriegsmonat, innen und außen, so unerschüttert ist, daß es vorMißveiständniß oder Fäl» schung seinerAbsicht sich nicht zu fürchten braucht. Lehnen unsere Feinde schon die Beantwortung der prinzipiellen Frage ab: wir können warten und weiterkämpfen. Glaubt die Kaiserliche Re» girung, sie verneinen zu müssen: so weiß dieWelt.daß sie sich auf den Versuch einrichten muß, das Ende dieses Krieges mit aus» schließlich militärischen Mitteln zu erstreiten."
Herrn von Bethmann wird meine Antwort kaum mehr ge» fallen, als mir seine gefiel (die vergaß, daß, wer mit einem Gegner verhandeln möchte, sich zunächst in dessen Seelenstand einfühlen muß). Heftiger als Schimpfrede eines Feindes hat ihn gewiß aber der Fehderuf gekränkt, den der Kopf der Nationalliberalen aus» stieß. „Der Centralvorstand wiederholt nachdrücklich seine bereits am fünfzehntenAugust1915geäußerteund durch dieEreignisseseU- her bestätigte Ueberzeugung, daß nur Hinausschiebung der Land» undSeegrenzen des deutschenMachtbereiches in Ost undWestund Uebersee dem deutschenVolk die nothwendigenrealen Garantien für seine künftige militärische, politische und wirtschaftliche Siche» rung schaffen können.DerCentralvorstand erklärtdiesenichtallein auf Verträgen, sondern auf wirklicher Machterweiterung beruh- ende Sicherung gerade gegenüber England als dem immerdeut» licher erkennbaren tzauptfeinde Deutschlands, für besonders noth» wendig.Er erachtet es daher für einetzauptaufgabederdeutschen Politik, der deutschen Kriegsleitung die Freiheitim Gebrauch aller militärischen Mittel zu sichern, die einen für die deutscheZukunft unentbehrlichen, entscheidenden Sieg über diesen tzauptfeind ge» währleisten. Der Centralvorstand weiß sich mit der nationallibera» len Reichstagsfraktion einig in dem hohen Werths der 1l»Boot» Waffe^die das geeignetste Mittelist, England auf seinem eigensten tzerrschaftgebiet, zur See, zu schlagen und damit denKriegzu einer schnellen, siegreichenBeendigung zu führen. Der Centralvorstand bittet die Reichstagsfraktion, für den Fall, daß Amerika den in der deutschen Note ausgesprochenen Voraussetzungen nicht ent»

sprechen sollte, mit allemNachdruck dafür einzutreten, daß in Aus» nützung der inderdeutschenNotevorbehaltenenFreiheitderEnt» schließung vonderU»Boot»Waffe imtzandelskriegrechtzeitigun» eingeschränkter Gebrauch gemacht wird. Der Centralvorstand weist erneut darauf hin, daß er mit der ganzen Partei geschlossen hinter jederRegirungstehenwird.diediefeZielemit unbeugsamer Festigkeit verfolgt. Der Centralvorstand mißbilligt aufs Schärfste, daß in diesen Fragen, die nicht nur über denAusgang des Krie» ges,sondern über die ganze zukünftige geschichtliche Stellung des Deutschen Reiches entscheiden müssen, nicht nur eine freie Mei» nungäußerung in der deutschen Presse verhindert, sondern viel-mehr dem Volke eine mit seinem wahren Willen nicht überein» stimmende Meinung künstlich aufgedrungen werden soll. Es muß erwartet werden, daß die Leitung der auswärtigen Politik (Das heißt: der Reichskanzler und der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes) die Verantwortung für alle diejenigen Censurmatznah» mcn übernehmen, die, wenn auch formell von militärischen Stellen verhängt, doch in Wahrheit in ihrer Tendenz von den politischen Leitern des Reiches veranlaßt worden sind."

Ein Schutzmann hätte, nach dem Spähgang durch die Tau» entzienstraße, den Trost fleischloser, fettloser Tage, solche Sätze geleistet. Kämen sie unverhüllt aus dem Gemüth Wackerer, die, weil sie Unsummen scheffeln und sich auf Machthügeln sonnen, den Krieg wie edlen Rauenthaler schlürfen: wir dürften lächelnd bekennen, daß hier Unbeschreibliches gethan ward. Dem Reich, also der Gesammtheit seiner Bürger, für Massenwaare Preise ab» nehmen, die Riesengewinn und Genesung vonAktiengrippe und anderemFriedenssiechthumsichern.ausderLungedesMeßbuden» lockers nach Annexion schreien, die neuen Krieg, neuen Profit ver» bürgt, dieWaffe rühmen, die neutrale Handelsschiffe, also lästige Wettbewerbsmöglichkeit, zerstört: Patterjohten; deren Flamme endlich ins Vaterland schlägt und deren (blauer, brauner, grauer) Schein die Hoffnung gefälliger Wahlmacher nicht trügt. Jetzt, pfauchen sie, schon Friede? »Nicht, ehe die ganzeBande keuchend auf den Knien liegt" (und das Netz, weil daheim nichts mehr zu sischen ist.wieder in fremde Wasser gesenktwerdenmuß). Doch für diese Winkelfanfare hat der Centralvorstand der Nationallibe» ralen Partei die Verantwortung übernommen. Der sagt: »Wird nichtinOstundWestannektirt.dannhatDeutschlandkeineZukunft;

dannendetmorgenseineGeschichte.Zukunftund Geschichte holt der
Teufel, wenn uns dertzimmel nicht entscheidenden Sieg über Eng»
land beschert. Der ist unentbehrlich z aber auch schnell zu erstreiten.
Kleinigkeit! Würde tadellos gemacht, wenn nicht Kanzler und
A A- Sekretär dieVolksmeinung fälschten: die militärischenStellen
zur Verbreitung einer Tendenz zwängen, die nur in dem schwachen
Herzen der politischen Reichsleiter entstehen konnte." Solches
war noch nicht. Daß es gedruckt, von Millionen gelesen wurde,
kann nützlich wirken. Nicht nur auf den Gerichtsspruch über den
Abgeordneten Liebknecht. Was verrieth dessen Maifestzorn den
Feinden?Daß ein rothertzitzkopf raschen Friedensschluß ersehnt,
Klassenkampf nothwendiger als Völkerkampf findet und ausdem
Kriegerrock schlüpft, um in selbstloser Leidenschaft einem ererbten,
tausendmal von unverschleierter Inbrunst umfangenen Ideal
neuen Anhang zu werben. Wider die Zuchtregel; auch wider den
Rath zu weiser Bescheidung. Ganz andere Reichsgefahr aber
würde flügge, wenn der verehrliche Centralvorstand der Partei,
deren Führer Bismarck Dummköpfe und Karlchen»Mießnick»Po-
litiker schalt, erweisliche Wahrheit spräche. Daß ers glaubt, mutz
man ihm glauben; und den Mächtigen dankbar sein, die ihm so
schrillen Ruf erlaubten. Nicht um Winziges gehts. Um Krieg
oder Frieden mit den Vereinigten Staaten; um Sieg und Zu»
kunft des Reiches (und: der Nationalliberalen Partei). Die Un»
antastbaren des Vorstandes sollen beweisen, daß die Herren von
Bethmann und von Iagow die militärischen Censurstellen nöthi»
gen, gegen ihreUeberzeugung zu handeln; daß die Volksmehrheit
den bedenkenlosen Tauchbootkrieg gegen alle Handelsschiffe will,
der täglich hundertmal gepriesen, von der KaiserlichenRegirung
aber eingestellt worden ist; daß diese Kriegsform England schnell
in Ohnmacht umwerfen kann; daß Deutschlands Sicherheit nur
durch die Einpflanzung fremder Volkssplitter verbürgt wird. Das
hat derVorstand öffentlich behauptet. Das muß er vor Vertrauens-
männern beweisen. Sonst verseucht die Angst vor dem Rückfall in
die Tage derWilliams un d Bestushew die Stimmung der kämpfen-
den, darbenden Landsmannschaft. Mißlingt derBeweis: Aecht»
ung wäre zu linde Strafe. Präsident Wilson hebt sich ins Amt des
Friedensstifters. Und eine Kriegswoche kostet so vielMenschen»
glück und Reichskraft, daß die Hoffnung, eine uns, eine nur zu er»
sparen, mit lenzlich duftendem Klöppel in Finsterniß läutet.

Herausgeber und verantrsortlicher Redakteur: Mazimllian garden in Berlin. —
Berlag dn Zukunft in Berlin. — Druck »on Pag « Sarleb S. m. b. ß. in Berlin,

Dr. St.

Berlin, den S. Juni 1916.
Deutsches Theater.
WRm ersten Lebensjahrzehnt der dritten Französischen Repu» blik ist das wortlose Drama, das nur Schauspiel (indemUr- sinn des Wortes, dem unverfälschten) bietet, den von den Iam» merbildern des Alltagslebens in Gram Gefurchten aus der Gruft auferstanden. Der Pantomimus; der, seit den Tagen der Pyla» des und Bathyllos, unter vielfach wechselnder Hülfe undMaske durch zwei Welten, der Römer, der Christen, gehüpft und ernst» Haft geschritten war.Während Zola im öien public, später im Vol» tsire für das Drama, den Schwank sogar blutige Wahrheit, unge» schminkte, ungepuderte, heischt, findet die schüchterne Sehnsucht nach schönem Schein in gesäuberten, desinfizirten Winkeln Un» terschlupf. Caran d'Ache und Salis locken mit ihren Schatten» spielen nach der jungen Zigeunerbrut bald auch die steife Gesell» Ichaft von Saint» Germain ins winzige Häuschen zur Schwarzen Katze. Rechts und links vom LKat I^oir tauchen Nachahmer auf. Ein neuer Pierrot, ein düsterer vom Stamm der Byronhelden, wird erfunden. Die Legenden vom Verlorenen Sohn, von Don Juan und Bonaparte werden von schwarzen, an feinen Fädchen gelenkten kleinen Figuren dargestellt. Maurice Maeterlinck Ichreibt, Maurice Bouchor spielt seine Marionettendramen: Tin tagiles stirbt und Eleusts entschleiert grause Mysterien. Und da ganz Paris der Mode nachläuft und die alten, großen Theater
IS

halbleer läßt, kommt sogleich einemPfiffikusder Gedanke, in brei»
terem Rahmen einmal mit der Pantomimiksein Glück zuprobiren.
Worte verlangen die Leute nicht mehr; diesenWunsch haben die
Neusten ihnen abgewöhnt. Nur: allzu phantastisch und wüstdarf
die Sache nicht sein, wenn sie einen hohen Geldhaufen einbringen
soll; wasfürdenLercle t^unambulesque taugt, treibt uns noch nicht
die zahlungfähige Bourgeoisie an den Schalter.Der Direktor der
Bouffcs°Parisiens verbündet dem Literaten Michel Earr6 den
Musikanten Wormser und empfängt, alsFruchtdieserPaarung,
die Pantomime „lVenkMt prociisue". Nichts ungemein Betracht»
liches. Doch die Musik ist nett und gefällt selbst den Kennern, die
Handlung spannt und entspannt denBürgersinn in launiger Bie-
gung, ein zierliches Mädchen räkelt und wälzt sich als Pierrot
auf den Brettern: für hundert Abende reichts. Nicht in Deutsch»
land. Trotzdem das hübscheste und frechste Frauenzimmer für die
Hauptrolle des verliebten, verlorenen Sohnes Wangen und Haar
mit Reismehlbetupst und einLieblingspaßmacherseines Wesens
behäbige Breite für den Papa aus Philisterland einfetzt. Auf die
englische Burleske, auf Akrobatik ist hier verzichtet, Steinlens
?ierrot morne dem Haufen ein Fremdling und die Zumuthung,
Stunden lang sich an niedlichem Spiel Stummer zu freuen, fast
eine Kränkung der mitberliner Schrippen gefüttertenIntelligenz.
Zwar künden einzelne Schreiber, nur diese Gattung sei noch, in
der Maienzeit des Naturalismus, als eine bedenkenlosemVer»
gnügen geweihte zu dulden, nur in ihrem engen, von aller Wirk-
lichkeit abgesperrten Bereich die überlieferte Bühnenkonvenlion
noch erträglich. Nur durch Masse aber läßt sich in dieser Zone die
Masse zwingen. Pantomimik giebts ja, nach derReiterei, jetzt auch
im Cirkus, giebts für ein Weilchen noch in einem Tanzspielhaus.
Da labt sichdasAugeanSammet, Seide und Liberty, anIuwelen
und Maschinenwundern, an der Tricotparade und demGewoge
sämmtlicher Busensorten. Man hat mehr fürs Geld und weiß doch,
wo und wie. Der Cirkus siegt. Manzottis »Excelfior« winkt mit
seinem wortlosen Getös, seinem Stoffprunk, Lichtpomp und Mäd-
chenfleischduft gierige Schaaken herbei und weckt Nacheiferung.
Die von Künstlern erträumte oder mindestens sauber geformte,
drum den Feinen willkommene Pantomime verfchwindet schnell.
Herr Max Reinhardt ruft sie in seinDeutsches Theater. D^em

darf sie nicht fehlen. Aus Westen kommt Pierrot (der, in seinem weißenPluderkittel mit denRiesenknöpfen.von demPiero der commedia äell'arte stammt) und staffirt sich mit Quasimodos Buckel und der Melancholie der Mussetschule gar romantisch aus. Dem fernstenOsten wird der Blumenweg entlehnt. ImSchauhaus der Japaner schreiten, an den Augenpaaren essender, rauchender Männer,Frauen,Kinder vorüber.aufzwei Stegen die Spielervon der Hausflur auf die Bühne.Auf den selben Stegen,die das Publi» turn an seine Sitze geführt haben. Da oben ordnen sich Züge, rufen Boten den Trägern der Handlung gute un d schlimmePostzu,rotten sich Verschwörer.bereiten sichNebenhandlungen vor; wird von emsigen Hausdienern aber auch der Proviant für die Menge entlang» getragenundIedemgebracht,waseranReis,Fisch,TheeoderTa« bakbestellt hat. Kein fester Grenzstrich trennt hierSpieler undZu» schauer; in hastige Familienschmäuse wirbelt der Flammenwind neuen Geschehens hinein und dicht neben gaffenden Bübchen und Thee schlürfenden Frauen wetzt der bleiche Mörder am Erzreif den Dolch. Weil auf diesen Wegen durch denZuschauerraum die Lieb» linge oftmitPapierblumen beworfen wurden(Kavaliere und reiche Damen spendeten den feierlich Schreitenden auch Geld, Kleider und Spielgeräth), nannte die Bühnenmenschheit die beiden Bret» terstraßen KansmitcKi, Blumenpfade. In unserer Theaterordnung, die den Spieler aus der Coulissenöffnung kommen läßt und alles Geschehen hinter die Rampe Pfercht, wirkt die Abschiebung auf den Blumenpfad wie der Versuch eines Turnierritters, vor der Schranke den Kampfpreis zu erlisten. Was aus Japan zu holen war, ist geholt worden: die Reliefdarstellung und die Drehbühne (msvari buwi),die ermöglicht, drei, vierSchauplätze vorzubereiten und große Dramentheile ohne Pause abzuspielen. Der Panto» mimus trägt den Namen Sumuruns, der Haremsfrau eines grei» sen Scheichs, den sie (wider alle Orientsitte: weil er herrschsüchtig und lasterhaft ist) verachtet und der ihr eine schöne, mit Kantha» ridenreiz lockende Tänzerin vorzieht. Die Fabel fesselt uns nicht lange. In uns wird Traum. Dem bunte Bilder den Körper bauen. Wir sind in uraltem Märchenorient. Hinter dichtem Holzgitter träumt und seufzt, schwatztund kichert unfreie Welkheit. Das Leben des Bazars thut sich dem Blick auf; Ladendiener stolpern schläfrig, Spitzbuben gleiten wie speckig glatte Schlangen langeTreppen hin-

unter, Kunden feilschen undzahlen, feile Mädchen bieten sich zwin»
kernd dem in der Runde Reichsten an und der Stallknechtprügelt
im Gedräng just den Vornehmen, dessen Stirnrunzel ihmUnheil
dräut. Auf dem First des Palastes, in dem der alte Scheich herrscht,
kauern die Frauen, die Hitze undLangeweile gemeinsam plagen.
Die Schaar der fetten Eunuchen sperrt das Portal. Eine, der des
Scheichs lüsterner Sohn gewinkt hat, läßt sich im leeren Wasser»
kesselnden unten die Zisterne tränken soll, hinabwinden und saugt
sich für ein Weilchen an jungen Lippen fest. Die Sänfte, in der
die vom Scheich auf dem Markt erhandelte Tänzerin sitzt, wird
an einer Mauer vorbeigetragen; die aus dem Bazar heimkehren»
den Frauen folgen; verschnürte Ballen und Kleiderkisten werden
in Sumuruns Wohnung geschleppt; Wächter und Diebe trotten
hinterdrein; und es ist, als ob die Mauer lebe und aus weisem
Verständnitz auf den wirren Trotz der von Hunger, Brunst und
Eitelkeit Getriebenen herniederlächle. Im Harem wird der Jüng-
ling, den dieLaüne derHerrin begehrt.aus derVerpackung geschält,
in der er eingeschmuggelt ward; das Mihtrauen des Alten durch
Tanzspiele eingelullt; das Eunuchenquintett trunken gemacht;
Sumurun von der aufflackernden Lust des allzu lange mit Hoff»
nung abgespeistenBuhlen erobert. Ohne den Trug, die Entehrung
zu ahnen, die ihm unten bereitet wird, schläft oben der Scheich
neben der Tänzerin. Der Sohn, der dem Alten die Letzung an
diesemLetbe nicht gönnt, ruft die Ungesättigte an seine Brust; und
im Hemd schnellt sie auf, überklettert die doppelte Majestät des
tzerrnund des schlummerndenGreises und springt, wie eine Wild»
katze, vom Bett in des flinkeren Mannes Umarmung. Heuchelt
dem Scheich, den derBuckelige geweckt hat, dann zärtliches Ber»
langen und streckt sich, auf dah ihn des Sohnes Dolch sicher treffe,
mit lechzendemBlick unter ihn,der,mit frisch erwachter Gier, nach
ihr greift. Noch einmal wird er von dem Buckeligen gerettet; tötet
den Sohn, der ihn töten wollte; läßt sich von dem Sterbenden die
Wendeltreppe hinunterschleifen und erschnüffelt im Halbdunkel
dietzaremsschmach.Das Licht herabgebrannt,WeindunstimSaal,
zwischen Blumen, Früchten, noch feuchten Bechern die im Taumel»
schlaf schwitzenden Körper der Kastraten; Sumurun selbst in blei»
chem Entsetzen. Der Scheich fällt, nach langem Kampf, von der
Hand des Kaufmannes. Dem weist, nebst der Liebsten und deren

Frauen, die Fackel des Buckeligen den Weg in die Freiheit. Nur
Tote und Trunkene herbergt der Saal, den der Wächter betritt.
Ein Bilderbuch, dessen Text den Betrachter nicht kümmert.
Reinhardts Phantasie wirkte, aus feinen und grobenFäden, die
Märchenstimmung. LießKletterröschen mit duftendemGerankAb-
gründe überbrücken und mitten im burlesken Spiel uns vor den
Wundmalen der Menschlichkeiterschaudern.Aus Sprechern hatte
er Mimen herangedrillt und ihre Körper so geschmeidigt, daß sie
hüpften und krochen, Luftsprung und Purzelbaum leisteten wie im
tzellenengymnasion die Pentathleten. (Allen deutschen Spielern
ist solche Erziehung zu wünschen, die sie den ganzenKörper, nicht
Stimme und Zunge nur, meistern lehrt.) Ein Sieg schöpferischer
Regiekunst, die hier, endlich, unbeschwert vom Ballast abgewetzter,
schleppender, schlecht gefügter Worte, frei inFormen undFarben
schwelgen durfte und ausGedächtnißbildernselhstherrischeinele»
bendige Welt aufsteigen ließ. Zu diefem Sieg hatte, wie einst im
Paris des jungenZola,dieFreude an einerBunlheitdes Tesche»
hens mitgewirkt, die alter Spielkonvention wieder ihr Lebensrecht
gewährt und dem Zuschauer erlaubt, die Regeln undNothbehelfe
des Bretterbezirkes ohne schamhafte Vernünftelei hinzunehmen.
Die Freude, hier einmal (fern von derAngst, als Rückständiger ins
falscheBoot zu gerathen) nicht fragen zu brauchen, ob das Gemimte
auch wahrscheinlich fei und gestern genau so geschehen sein könne.
Die felbeFreude.der sich derErfolg alterBalletkunst entband.Pan»
tomimus und Tanzspiel sindja Kinder der selben Sehnsucht. Wäh»
rend der Monagonist,dem ein bathyllisches Stück anvertraut war,
aus einer Tracht in die andere schlüpfte, reihten sich die Gehilfen
zum Tanz. Die Pyrrhiche, der Waffenreigen, rahmte Pantomi»
men, die das Leben des Dionysos darstellten. Das römische Mi«
lttärballet hatte ein Drama in sich wie das Soldatenschaustückuns
näherer Zeit: «Der Siegstreit der Luft und des Wassers", der in
Wien die tzochzeitgäste Leopolds des Ersten ergötzte, und «Mi»
Maria", eineFrucht des Franzosenkrieges von 1870. Als dieGat»
tungen noch vereint waren, wimmelten sie von allem Gethier der
Arche. Pferd, Hund, Ziege, Kamel und Schlange sogar kam auf
die Bühne, zwanzig Vogelarten krähten und zwitscherten durch«
einander; und über Mensch und Thier fchwebte die Engelschaar.
Rinuccini(dem die Eminenz Richolici'.s 5 ider wedergottgefülli»

gen noch das Staatswohl fördernden Arbeit half) und LaMotte haben den römischen PantomimusdemPrunkstilderLiltenkönige von Frankreich und Navarra angepaßt und den Tanzkünstlern breiteren Raum geschafft. Unter Katharina von Medici hatte man noch die Götter, Helden und Elementargeister der Heidenzeit ins ^ranä ballet <Ze la reine gezwängt; öffnete man dieHimmels schleichen, ließ Feuer regnen, Riesenschiffe durch Theateimeere stampfen, ganze Szenen im Wasser spielen und das Auge an Pferdequa» drillen weiden. Unter Ludwig dem Vierzehn ten schrumpft die Pan» tomimik allmählich; das Ballet wird historiographisch, lehrhaft (philosophisch: so nannte mans damals). Der Sonnenkönig tanzt mit; tritt in dreißigBallets vor derHosgesellschaft aufsSchauge» rüst; auch im bebänderten Weiberrock. Denn noch dürfenFrauen öffentlich nicht tanzen. In den letzten Iahren des siebenzehntenSä» kulums wirds ihnen gestattet: und nun erst erblüht das Ballet in tzochsommerpracht. Was sind die stärksten Heroen, die seltensten Thiere, die kunstvollsten Maschinen neben Weibesreiz? Noch ist zwar das kurze Röckchen verpönt und die keusch verhüllende Ge» Wandung vorgeschrieben, die Lancrets Camargobild zeigt. Doch KnöchelundStrümpfchen,tzalsundBrustansatzsindschonsichtbar; und wachenSinnen genügt eine Hoffnung.Die Zeitistreifund harrt auchaufdiesemFeldedesSchnitters.WährendamwienerHofErz-herzoginMarie-An toinette im Reifrock sich vor bemalter Lein wand zwischen geschminktenGentenimKunsttanzdreht.tauchtampariser Ballethorizont der große Noverre auf und wirdrasch zumRefor» mator. «Du feu <le son Aenie il anima la clanse, aux beaux jours cle la Orece ilsut la rapeiler;en recouvrantparluileurantique eioquence.Ies festes et les pss apprirent K parier«: Das steht unter einem Stich, der IeanGeorgesNooerre,denVerfasserderl^ettres sur les arts imita-teurs en Zeneral etsur lacZanse en particulier darstellt. Uns erinnert der BalletmeisterwenigeranAthenalsanBayreuth;wieWagner,hofft auchervonseinerReinigerarbeitdashöchsteHeil.fasteineneueEr-lösungarmerMenschheit; träumt auch er von einem Gesamtkunst-werk. Von Rubens, Teniers, Boucher soll der Tänzer Haltung und Gruppirung, von Moliere, Racine, Diderot Seelenkunde, von Garrick mimischen Ausdruck, von den Historikern Kostümkennt niß (imweitestenSinn),vonderNaturbescheideneEinfaltlernen.Herr-licheTräume; die leider nur unter dem harten Anprall gemeiner

WirklichkeitwieWafserbläschenzerrinnen.BlasisundVestris.die
<Suimard und die Taglioni find lächelnd über Noverres Regelwall
hinweggehüpft. Der Meister hat viel vermocht; nicht, die Ballet»
bühne auf Vernunft und Logik zu bauen. Nur ein Zeitgenosse
Wobespierres konnte danach trachien.(DieFranzösischeRevolu»
1tton,sagttzegel,wollte dieWelt auf dieVernunft stellen zalfo auf den
Kopf.) Als die Mailänder Skala sich weitet und Galeotti in Kopen-
hagen seineMassenballets einstudirt,istdieTanzkunstnoch meilen-
weit von Noverres Ideal. Und als aus Meyerbeers Ehe mit
^cribe die Große Oper geboren ward, barg der unentbehrliche
"Balletappendiz nicht viel tieferen Sinn als in Lullis Tagen ein
Tanzspiel. Das Pantomimische trat manchmal nun freilich kecker
hervor,auch mit ernsteremAnspruch,Lebendigem,Lebensfähigem
zu ähneln, und dem grellsten Unfug waren selbst die Gründlinge
im Parterre entwachsen. Doch die Konvention wirkte fort.
Und schuf einer Theaterkunstgattung, die von derMode ge»
öchtet schien, in der Hauptstadt des nüchternsten Rationalismus
noch einmal den Sieg. Zuerst dem Genie der Frau Pawlowa.
Gine Tanzkünstlerin, die solcher Kraft solche Grazie vereint, de»
««Technik so meisterlich und deren südöstlicheWeibheit so nobel
ist, sahen wir nie zuvor; keine, die so in ihrem Element scheint,
wenn sie auf steilster Fuhspitzenhöhe das Rund der Bühne um»
Ichreitet. Eine Jüdin aus Spanien, die von Noverres madrider
und Petersburger Enkeln tanzen gelernt hat?Magsein.ImRam-
penlicht jedenfalls eine Dame; Dryade oder Märchenkönigin,
Undine oder verliebtes Schloßfräulein; die anmuthigste und die
vornehmste aller Willys. Der man zutraut, daß der schwierigste
Tanz, das längste Spitzengeklöppel ihr wirklich nur Spiel ist und
kein keuchendes Mühen kostet. Ein graziles Wunder. Und mit
ihr, nach ihr kam Manches vom Besten, was unter Petipa und
Fokine in Petersburg und Moskau wuchs. Die russischeMensch»
heit hat noch Lyrik im Leib, legt sich, wie in weich wärmende tzül»
len, in die Rhythmen der Musik und scheint tanzen zu müssen,
wenn aufgespielt wird. Das spürt man nach den ersten Takten.
Auch, daß die jüngste Figurantin ihr Metier gründlich gelernt hat
unddoch nicht mit demunterQualeneingeübten Lächelnparadirt.
Daß derBalletmeister dieWahrung linkischerMädchenholdheit er-
jrachtet und der Persönlichkeit, noch im Massentanz, Spielraum

gelassen hat. Freut sich der im Reichthum bescheidenen Ausstat»
tung, der klug getöntenFarben und lässig gegliederten Gruppen.
Als wäre ein nie Erlebtes zu schauen: so jauchzte und raste die
Menge; als hätte sie in ein Eden Einlaß gefunden.Die russischen
tzoftheater sind die behutsamsten Wahrer überlieferterTanzkunst
geblieben. And die alte Tradition hatte auch in Berlin nun ge»
siegt. In Berlin, wo einst Taglioni herrschte, jeder Fremde «Ftic?
und Flock-, «Die Tänzerin auf Reisen", «Satanella- und »Die
Willys- bewunderte und das nun lange schon, weil das Genre
dem Kaiser unausstehlich ist, keine Balletkunst mehr hat. In Berlin,
wofrüher undöfteralsanderswo ingermanischenLanden gefragt
wurde,ob auf derBretterbühne da unten,zwischen dreiLeinwän»
den, denn auch Alles »natürlich- zugehe und dem Alltagsleben
in jedem Zug ähnlich sei. WoHerrSwell fest überzeugt war, deK
Schautanzes einzigerZweck fei, Fleifchwaare(«erstklassige-, ver»
steht sich) zu zeigen, undtzerrSnobmitfeinemfrechenGeschwister
Jahre lang darauf schwor, daß dem welken Ballet ein neuer Lenz,
nur von den mitAesthetik genudeltenIungfern, den furchtbar ge»
lehrten Exhibitionistinnen beschert werden könne, die nie tanzen
gelernt hatten, aus unbefruchtetem Schoß aber den Geist der
Musik wiedergebären wollten, ttorrible! Das zeigte fettig blasse,
rothbraun oder gar bronzefarbig angestrichene Beine unter In»
dien, Hellas, Egypten, Andalusien marktrenden Fetzen, wippte,
trippelte, sprang, torkelte ein Bischen, stümperte Vasenbildern und
pompejanischen Fresken nach, illustrirte mit grobem Gestus die
«Absicht- Chopins, tzaydns, Beethovens: und hatte damit den
Beruf zur Reformation der Tanzkunst erwiesen. Während so für
die Esoterik gesorgt war, lief der Haufe in die Arena oder Luxus»
bude, wo ihm «Ballet mit großen Evolutionen- verheißen war
und hundert Mädel die Beine spreizten, hoben, senkten und, mit
allen Ringfingern auf der rechten Brust, in Reihe und Glied bis
an die Rampe marschirten. Berlinisches Empire mit Bier und
Wurststullen. Brunstofen für kühle Paare. Das Balletheer des
Gossudars aller Reussen hat uns von widrigem Spuk befreit.
DenBerlinern hats die Kunstprovinz derChoreographie wie»
der entdeckt. FürdiePantomimik aber nichtviel zuthun vermockt;
nlchtein Hundertstel desvomDirektorReinhardtGeleisteten.War
diesesBegegnen zwiefachenStrebens nach einemZiel, das so lange

keinerGliedregungwerthschien, nurZufall? Vielleicht auch mehr.
Als die Theaterromantik im Schreck über Spott und Schimpf die
Sprache verloren hatte, schlüpfte sie ins enge Gehaus desMimo»
dramas. Das hielt Jahrzehnte lang; noch im Buckel-Hans war
Hugos tzan d'Islande, Hugos Glöckner von Notre Dame zu er-
kennen, noch im LKanci ä'Kabitg der Pulsschlag des wetterharten
D'Ennery zu spüren. Und die selben Leute, die vor den Gräueln
des Wunderhofes, den Martern der beiden Waisen die werthe
Nase rümpften, waren von der sprachlosen Romantik im tiefsten
Verdauungempfinden befriedigt. Als die Possenformel Labiches
zu langweilen anfing, Meilhac paufirte und die Schwankmathe-
matik derBissonSCo. noch nicht ersonnen war, rief man englische
Akrobaten herbei, deren stummeSpäße dem ehrwürdig verstaub! en
poncif noch einmal Beifall warben. Den stärksten Zumuthungen
der Freien Bühne Antoines entzog sich das Publikum und fand
bei Schattenspiel, Marionettendrama und Pantomime behag-
lichenTrost. Jedesmal zeigte sich, daß imr die abgenützten Wort-
Hülsen die Kundschaft verscheuchthatten.Sindwirwiederso weil?
Der alten Worte bis zu heftigem Ekelgefühl überdrüssig. Der al-
ten Konvention, nach all dem Geschnüffel der Wirklichkeitsucher,
endlich wieder recht froh. Eine redende Sumurun wäre am ersten
Abend unselig gestorben; die Kleopatra derRussen, und hätte ein
achtbarerPoet ihr dieZunge gelöst, nicht älter geworden. AnserOhr
sperrt sich in sprödem Trotz gegen den Wortschwall; gegen alles
Gerede, das nicht, als ein undämmbarer Strom, aus der heißen
Brust einesKünstlers, eines visionären Denkers brach. Allzu lange
ward auf unsererBühne (auch, nehmts nicht übel, aufWagners)
fast nur gesprochen. DerMüde sehntstch aus einemAlltag, dessen
Wahrnehmungfülle und psychologische Lehre kein Dichter je über-
böte, ins Reich wortloser Aktion, wo Phantasie, das zarte Seel»
che«, hoch über den Hirnen flattert und nur einer Lerche Buhlgruß
die heilige, festlich frohe Stille stört. Die Vereinung des Panto-
mimus mit demBallet könnte uns ret ten; dieBühne aus einemDis-
kutirplatz in eine Feierstatt wandeln. Göttern und Narren, Engeln
und Strolchen öffnet da sich die Gnadenpforte; über dem Qualm
derFabrikschlote,hochüberdenAeroplanenbetriebsamerMenfch»
heit thun sich dietzimmel auf; überdieRegenbogenbrückeschreitet
derjungeMakedoneAlezanderinsFeld,das vonmodernen Was»

fen und Geschützen blitzt; Hagen erblickt das im Rheinland über tausend Feuerströmen geprägte Gold; und in der Luft, auf der Erde, im Wasser schlingen sich schmiegsame Mädchenleiber zum Reigen. Jede Konvention ist erlaubt; die derbste dem Klugen die liebste. Das Schaugerüst nicht mehr auf die Vernunst gestellt. Seit diesesSehnen flügge ward, hat derKinematograph einen tzaupttheil der Kundschaft abgefangen. Der wird aus allen Stockwerkender Reichskasernegescholten:und ist doch.wo ernicht Seelen die Zunge lösen, nur Landschaft und Vorgang, das Werden in Natur und Kultur zeigen will, Wohlthäter, Freudenspender, Lichtbringer;der stärkstePhosphoros,der unsere imTiefsten böse Zeit dumpfen Massen gebar. Auch nicht, wie täglich geflennt wird, der Erzfeind edler Kunst. Wie groß ist denn die Zahl der Spielhäuser,aus denen der Duft apollinischen, nur dionysischen Opfers himmelan dampft? Ein von Parisern geknetetes, in Schmalz und Salz gesottenes Reiseabenteuer des Portugiesen Vasko, mit der Exportmusik des in Berlin geborenen, in Paris gereiften Juden Meyerbeer, der inAeppigkeit dürftigsten,die dem falschen Tiacomo je gelang.von zwei westrusstschenIsraeliten geschmettert oder geschluchzt, mit den vermoderten Regielisten der Svontinizeit aufgepolstert: als einenBeweis der noch in den Kriegsjammer nachwirkenden «Fremdbrüderlichkeit" (die nicht an sich schon, wie Treitschkemeinte, Tadel verdient)magman solches franko-russisch-lusitanischeGräuelsammtgeschminktemAfrikanerthumundTalmi-Italismus vorführen: mit deutscher Kunst ists nicht in Gemeinschaft. Haben die hundert, fast tausend Theater, die unter unserem Mond überwintern, nichts zu thun.Leset dieTitel derStücke, die seit gestern in der Mode sind: Ekel wird Euch ins Kino jagen. Lieber Dantes Hölle und Flauberts Salammbo, sogarBismarcks Außenerlebniß geistlos verfilmt als Quark aus Blutgerinnsel und Zuckerguß. Lieber ein bewegtes Abbild vom Leben der Pflanze, der Kohle als roh in Akte zerhackter Geschäftspatriotismus, der vor jedemVorhangsfallBrüste bis an dieWärzchengrenzeübers Mieder hebt.Niemals warunsereSprechbühneärmer.Dergroße Wortdramatiker Strindberg, dem Dummheit und.Konkurrenzfurcht allzu lange die Bretter verriegelten, reckt sich,endlich,in ihm gebührendenAthemraum. Alter Stoff wird.euripidischer undden deutschen Stürmern entlehnter, von Meistern der Verfeinerung»

jndustrie für dasgewandelteAugeneuerKunden bereitet. Sonst? Schaufenfterwaarezdie nicht sein mußte,sondern nur wurde,weil irgendein Klüngelchen sich nicht in Darbens Enge einschränken wollte. Feindliche Ausländer, die noch nicht tot sind, sollen nicht vom Schaugerüst zu Deutschen reden. Landsleute und Freunde müssen in bangem, vom Dichter der Komoedie «Kieasure s«r measure« geführten Zug durch das Fegseuer der Censur. In dieser Noth war, wieder, Herr Reinhardt der Einzige, dem Nützliches einftel.Zwischen Shakespeare und Moliere schob er, da Lenz schüchtern auf die verrunzelteMark niederlächelte,ein Ballet:, Die grüne Flöte". Aus der singt, noch einmal, Mozarts unsterbliche Seele. EinZauberer, der aus blühend er, ihm inKnechtschaft gefangener Menschheit sich Kraft saugt. Ein Prinz, der die angebetete Prinzessin sucht, findet; vielleicht stirbt, vielleicht mit ihrseligwird. Von der Handlung (dem Dingelchen, das man so nennen dürfte) weiß ich nichts mehr; rasch ist nach der Schauensfreude der Faden des Erinnerns gerissen. Schade, daß der Herr, der des Spieles Grundriß schaffen follt e, ein ausgepumptes Kerlchen scheint, ein in Wohlstandsspeck ermüdeterLiteraturunternehmer, der wähnt, in Archiven Zeugerkraft erschwitzen zu können. Von Staubeinspritz» ung ward Phantasie niemals schwanger. Taugt Mozarts salz» burger Orient, weil ernoch unterdemmunternun,jetzt gravitätisch wackelnden Fez des Türkenmarsches ein Zöpfchen trägt, in ein Fabelchina, durch dessen Provinz N die schöne Flußgöttin das Boot des verliebten Prinzen (einU»Boot also, Verbandsdienst» männer) geleilet? Denn am Anfang war doch wohl die Musik. Deren unverwelkliches Gerank hat einSkandinave.tzerrNilsson, mit flinkem Takt in neue Kranzform gewunden. Hole der Henker Ko-Ko alle möglichen Reiskulireiche, Wus und Puans! Duft wollen wir, Farbeund Traum. Der stößt dem Gedächtniß die Leiter weg und schleiert die tzirnwände in bunten Flor. Was da unten geschieht, lohnt nicht des Nachdenkens Mühe; Euch genüge, den dürstenden Blick zu laben. Ein bleiches Scheusal tastet mit sechs Händen, strampelt mit zwölf Beinen nach Vampyrswonne; krallt sich in Spinnengewebe, das von der Diele bis in den Bühnen» himmelwächst.FlämmchenpaarenstchzufestlichemReigen;blinken «inander Werbung und Hingabe zu. In Dunkel und Helle ein Geschling holder und wüster Leiber. Hundert Lichtborne sprühen

wundersam getönte Farben. Und des Prinzleins Zauberflöte lockt zärtlich, wie eine s Sprosser s Kehle die keusch zaudernde Nachtigal. DieRussen machen es besser? Bist imRecht, NachbarSchal.Dte Russen haben mit Ukraine, Kaukasus, Krim den dort heimischen Tanzdämon ihrem kaltenOrient erobertzhaben dieSchatulle und die Ballelschule des Zaren, Säkularüberlieferung und zu Vor» Übung so viel Zeit, wie sie begehren. Das fünfjährigeWürmchen wird forglich zugerichtet; jedes Corpsmädel, der hinterste Figu» rant meistert den Körper; und die Bereitung neuen Tanzspieles streckt sich durch zwei Jahreszeiten. Hier? Fokines Kunstlehre ist spürbar; auch, daß der (allzu selten gepriesene) Herr Ernst Stern, der nach langwierigerAnstrengung noch frische Maler, den rufst» fchen Zunftgenossen Bakst mit Nutzen betrachtet hat. Doch diese Welt schuf einWirbel; aus dem Nichts. tzandlungrahmen.Mu» sik, Bilderfülle, Beleuchtung, Kleid, Geräih, Pantomimus: in sechs Wochen sollte Alles fertig sein; und ward. Weil ein Wille Gebirg aus demWeg des Strebens zu blasen vermag. Wollens» drang riefzwei blutjunge Tänzerinnen herbei. Schauet, wie Fräu» lein Lillebil Christensen, eine Skandinavin, die Sakuntalascheinem könnte, Scham undLeid einerIungfrau ausdrückt; wieAngstund Grauen vomAuge ihr übertzalsundBrustrieseln;wieihreArme, eines zu früh dem Nest entflogenen Vögelchens, in scheuerSehn» sucht flattern. Noch kann sie, weil sie zu jung, an Sinnenerlebniß zu arm ist, nicht Weibheitsommer darstellen, nur die schmächtigen Reize und jähen Dämmerungen sacht knospenden Lenzes; und nur alberne Vergleichsucht zerrt sie ins Maß der Pawlowa. Doch die Kunst der Sechzehnjährigen ist redlich, ihre Technik schon un» gemein und die Persönlichkeit zahlt, in Weh und Lust, nirgends mit geliehener Münze. Ihrem Prinzen giebt Fräulein Sterna Iünglingsgestalt; eine Berlinerin, an deren Wiege Grazien ge- lächelt haben. Der verjüngte Kopf eines pierrot morne, der sich in Glückshelle sehnt. Durch denRumpfwerden einst alle Tanzteufel- chen tollen. Die Haltung hat prinzlichen Anstand. Und ans Flö» tenspiel giebt sich der Gertenleib so innig wie Böcklins Einsiedler an die Pflicht, feine Geige zu Gottes Ruhm meisterlich singen zu lassen. Was hinter den Zweien über die Bühne kribbelt, kommt aus dem Sprechspiel oder der Vorschule. Dennoch wirkt sich Al« les zum Ganzen. Wer die Lebensbedingungen der Balletkunst,

dem Sprechsptel ganz ferne, kennt, nur Der weiß, welches Wunder hier wurde. Wuchs je zuvor Einem aus kahlemtzolz einTanzkunststück? DasAuge,dem esvorüberschwebt.vergißtdenSchöpfer. Hofft, wie in der Wundergrotte von Lourdes der Pilger, nach er» lebtem erträumtes Mirakel. Warum verfädelt sich die Prinzessin, die zum Schmetterling wird, nicht in das Rtesengewebe und fühlt auf bebenden Flügeln die Kiefertaster des zur Spinne singe» schrumpften Zauberers, der ihren Saft ergiert? Warum fehlt das Gegenbild Einer, die sich willig von Greisenwollust aussaugen läßt und als Entgelt dem Gerippe Glitzerpracht einhandelt?Ie» derArm und jedes Bein des Arachniden strotze von eigenem Leben und sterbe besonderen Tod. Aus dem Schädeldach und der silbern schimmernden Rinde der Flußgöttin sprieße, vomKlang dergrü» nen Flöte, Asiens heißester Mai. Und der Prinz, der Künstler, der Welten baut, erlöse, ohne Schwertsstreich, die Knechte in Freiheit. (Das Spiel würde verlängert. Mir nicht zu Leid. Auf den wunderlich überpinselten Moliere, der als Abendfüllsel dient, hätte ich, trotz dem Bühnengewand aus gelbem, Kerzenlicht spiegelnden Marmor, gern verzichtet, wenn nicht zwischen die mitwienerGeistessenz gesalbten I^cKeuxfür ein paarMinuten einstrup» piger Kerl träte, den das genialische Bildnervermögen des Herrn Pallenbergin naheVerwandtschaftmitDiderots jungemRameau hebt.) Blaßt der Lichterreif,in den wir uns froh schmieden ließen, dann erst dämmert Gedächtniß; und der Drang, Dankesschuld abzutragen, winkt HerrnReinhardt noch vor die erloschene Rampe. Niedertracht hat ihn im letzten Bühnenjahr ärger als jemals gepeinigt. Weil er sauber ist, nicht auf Gewinn nur erpicht, fäl» schen die Ewig»Schäbigen seinWesen in eines Geschäftemachers, der »Sensation" verschleißt und Sonderbares, nicht ehrlicheRe» genwürmer, als Köder an seine Ruthenschnur hakt. Weil er, wie jeder aus Leidenschaft Kunstwerk Sammelnde, dem Seelenant» litz, Stimmklang, Farbenton, die ihm noch fehlen, unermüdlich, in Winkel und Twielen, nachläuft, wird getuschelt, er schnappe gierig nach Anderer Fund: Geld draus zu münzen. Weil dieBeschrei» bung jedes seiner Schritte Zeilenlohn verheißt und drum in die Zeitung kommt, malt man ihn als von Ruhmsucht und Reklame» geilheit Zerfressenen. Weil ein tzalbdutzend emsiger Konfektionäre von denBleibseln seines Schaffens, seines Verschwendens zehrt

und einzelnen Abguckern manchmal Hübsches, im Lehnsbereich, gelang, kroch die Verleumdung hervor, der Schöpfer neide dem Nachahmer die Kundengunst. Weil von hundert Mimen neunzig, sich in Reinhardts Theater sehnen, zwanzig die Darstellung noch wirksamen Pflichtzwanges, mit oder ohne Bewußtsein, färben^ wird dem Mann, der alle beträchtlichen Helfer aus Dunkel oder engem Bezirk holte und inReife erzog, nachgesagt, er verleite die fremde Gehilfenschaft und sei unlauteren Wettbewerbes schuldig- Fast jedem Drama von dauerndem Werth hat sein Kopf einmal das paß lichste Kleid gewebt, fast jedes Aufführung erwogen; be» schleunigt er eine, weil ein Tüchtiger sich laut nachdem selbenZiel hin sputet, so heißts gewiß irgendwo: Der gönnt Keinem das Le» ben. Ist in den Tagen der Shakespearefeier erwähnt worden, daß für den Einzigen nirgends, auch nicht, von den Keans bis auf Beerbohm»Tree und Robertson, in seiner tzeimath. Einer so viel that wie der Meister des Deutschen Theaters? Nein. Schuppig blähte sich irgendein»Fall Rein Hardt' in Fettsatz; neuer un d allerneuster.Daß ihn keiner inSchmutz zog, wird hier, Wenns nicht anders sein kann, erwiesen werden; ohne zage Schonung derZettler und Miethlinge. Die Vormannschaft guter Europäer ist bereit, für den reinen Menschen und ernsten Künstler zu zeugen. Wäre sein Werth ohne Fehl: was bliebe ihm noch zu leisten? Doch lieb» loses, gar in^Schmährede watendes Urtheil über das Werk und den Mann hafte an Wichten. Um jedes Schaugerüst weht heute ein hauch seines Geistes. (Daß dieBühnenleiter ihn, dem sie ein Denkmal schulden, aus ihrem Verein stoßen wollten: Stoffzu einer Satire, deren Grimm lustiger werden könnte als des Perücken» spötters, der dem vonArzeneiund Abführmitteln zerquälten Herrn Argan den Doktorhut aufstülpte) Strindberg, Maeterlinck, We» dekind,Wilde,Sternheim,Verhaeren,Schmidtbonn,Neflroy, Eu» lenberg, tzofmannsthal, Beer»tzofmann, Shaw, Vollmoeller: solcheDramatiker lehrte Reinhardt erkennen. Ehe er kam.konnte ein von Kunstkultur Erfüllter der Atschylos, Shakespeare, Kleist, Mo» liere.Schiller.desdeutschenFaustundderSächsinMinnaimSpielhaus nicht mehr froh werden. Er hat die Bühne geweitet, ver» jüngt, der Malkunst verbündet, denZwinger vernünftelnderPe» danten gesprengt, dieDornenheckedurchbrescht, hinter derPhan» taste in Schlafbann lag. Aus ihm wirkte Iugendwille, Genießer» lust, der Wirbel des Rausches und das Gewissen des andächtig

in Kultpflicht Versenkten. Aus der Herzkammer quillt ihm ein Gewimmel fröhlicher Schnurren, in denen noch Blutswärme ist; aus Vision wird ihm Gestalt. Habt Ihr als Primaner Lesfings händelosen Rafael belächelt? Hier ist Einer, der nie selbst ein Drama fugte, nur die Hirnbrut Anderer kleidete: und dennoch in den Rang der Dramatiker gehört. Der Elfenspuk in anglo»athe» nifcher Sommernacht, die luftlose Wortheimath bethulischer Iu» denheit, Petruccios sinnvoll sinnliches Gerüpel mit der Wider» spenstigen, die Sehnensgluth dicht umstachelt hat, der feuchte, nicht ungesunde Herbst in Strindbergs »Wetterleuchten", Springfluth und Ebbe im Triebmeer der Räuber, der unter dem Fluch ge» krönter Blutschande aufheulenden Thebaner. die trunkenen Schwänke der Junker im Schloß Oliviens, das Zwielicht, in dem Tolstois »Lebender Leichnam" sein Grab umschlurft, Fausts Osterrast unter jungen Birken, nach der ersten, von Sturm zer» peitschten Walpurgisnacht sein Peneios und Sparta, die fahle Gobelinfarbe, in die das Schicksal Melisandes sich kleidet, der Menschheitabgrund, andessenbunt mitWiesenblüthen besticktem Rand Argan in Wahnkrankheit ächzt, in Gemüthsqual fast ver» stummt, das lüderltch schlemmende Venedig und das von schwü» lem Haß ausgedörrte Verona: ermesset an solchen Gedächtniß» stützen den Umfang, die Leuchtkraft der Palette, die Herr Max Reinhardt sich schuf. Daß der Plastiker nicht so stark wie der Ma-ler ist, daß manchmal, wo Tragoedie werden sollte, Spielfreude undMusikantenhang sich allzubehaglich regt,darfgerechterSpruch nicht verschweigen. Dürfen aber Kümmerlinge, die Melpomene niemals, Thalia noch in hitzigster Fastennoth nicht in ihr Bett liehe, dem Mann, derGrämliche oft erquickt, dieFeinsten wieder ins Theater gewöhnt hat, das Schaffen verleiden? Er darf stolz schweigen; braucht von Neid, der sich selbst listig aus der Dankes» pflichtüberredethat,vonAnverstandundderSucht,ausderSchmä-hung Berühmter Ruhm zu «schimpfen, sich nicht in Gassenfehde reizen zu lassen. Doch er muß fühlen, daß er im Geifergestiebe nicht einsam stehe. Sonst endet er, ehe erselbstsich vollenden konnte, eines düsteren Tages das Kunstfest, schwört, wie Prospers, das grause Zaubern ab.bricht und begräbt den Stab, ertränkt inTiefe, die kein Senkblei je erforscht hat,das Buch, aus dem Wunder in Lebenslicht stiegen, und flieht aus Getümmel in seine Musik. Das darf nicht geschehen. Denn das Brachland deutschen

Schauspieles braucht diesen Mann. Die mit seinemKalb Pflügen lernten, ließen doch Unkräuter stehen oder die Krume morschen, bis ein Rüstiger sie mit Zeugerkraft befruchtet. Im Herbst wollen wir Schillers Bürgertragoedie (den tzintertreppentitel »Kabale und Liebe" müßte man, endlich, opfern)im Neberschwangstrahlen» der, aus Schwefelgewölk blitzender Jugend sehen; jede Gestalt, noch die verhutzelte des Kammerdieners und die geschniegelte der schlauen Zofe, könnte da, Wenns in der Werkstatt nicht hastig zu» geht, in Vollkommenheit gelingen und für den Schemen derLady, derenWort niemals Fletsch wird, wären gar zwei Welkheiten in Bereitschaft: anmuthig blonde Würde und roth aufprasselnde, schwarz verkohlende Gluth. In Hebbels »Nibelungen" stünden die Zwei trutzig neben einander; Herr Wegener würde der ge» wissenlos rauhe, junkerlich wllde Hägen, den kein Berlinerauge er» blickt hat; und Herr Reinhardt müßte sich hürnen, um die harten Ecken und scharfen Kanten des (allzu lange von Wagners Edda» ble ndwerk überflimmerten) Gedichtes ohne österreichischen Hang in hübsche Rundung nachzuschaffen. Diese Arbeit wird ihm, den Sehnsucht nie aufGrillparzerstzügelchen,in den dumpfen Bezirk der Philisterversuchung, zog, den Wesensschaft derber umrinden und denSchößlingenkeckenSpieltriebesdoch nicht den Nährquell verstopfen. EtnDrama.dem er nicht den Körper zubauen versucht hat, ward in der Stimmung der Deutschen von heute noch nicht erprobt (deren Vormund ihn, nur ihn, als Kunstmissionar nach SkandinavienundNiederlandwandernhieß)Schadewärsdrum, wenn die im Engen Wackeren, vor Vision ins Weite Bewahrten ihm Shakespeares Römertragoedien, den fünften Heinrich, den weichen und denblutigenRichard,Rosalinde undTroilus.Imo» gen und den Bastard Philipp, Schillers Demetrius und Hebbels tzerodes für Jahre vorwegnähmen. Die Hermannsschlacht, die als brüllende Flamme den Auszug des Deutschenheeres durchlodert hätte, wird seiner Heimkehr nun zum Weihesang werden. Auch dieses Werk, das mächtigste und redlichste allernachderHellenen- stntfluth entstandenen Volkskultgedichte, harrt noch des Weckers. Der wird es den Fellen, dem zottigen Thierwams, entkleiden. Die Räuber leben erst, seit sie aus den Nebeln des EwigenLandfrie» dens ins achtzehnteIahrhundert,in dieGewitterzone derRousseau und Schubart verpflanzt worden sind. Dem Cherusker Hermann

Hat, wie demRäuberMoor.derBütteleine Maske aufgezwungen.
^Bonapartes Herrschwuthund die Schwachheit derRheinbündler,
nicht den Erlauchten Octavian und seinen Varus, wollte Kleists
Donnerkeil schmetternd treffen. Hermanns Fell ist»Kostüm"; soll
ihn dem Censor bergen und vor Entmannung wahren. Einst klei»
deten die Menschen aus Mythos und alter Geschichte sich ins Ge»
wand der Tagesmode; wagten nur so sich vor die in Gafferrecht
Zugelassenen. Ilm Lears Handgelenk kräuselte sich Seidenspitze.
LadyMacbethstolzirteimbauschigenReifrockeinerEhrenmatrone
vom tzofder Königin» Jungfer. Auf einem Sessel aus der Zeit der
Queen Anne beschied Brutus dieDiener; wenn er den Kopf hob,
fielen die Locken der Perücke auf den Kragen des Schlafrockes
aus geblümtem Stoff. Weil Talma den Orest und den Sulla
nicht imparifertzofkleid,mitgepudertem Haar,spielen, alsGrieche
und Römer das Bein blößen wollte, ward Aufruhr im Haus
Molieres. In den felbenMauern Jahrzehnte danach langwieri»
gertzader, weilFräuleinMars sich in den Glaubenverbissen hatte,
auf dem Haupt der Wen Donna Sol müsse ein Modellhütchen wip-
pen. Deutschlands stärkste Dramatiker sind in Vermummung, in
Flucht aus ihrer Zeit genöthigt worden. Thusneldens Gefühls»
wirrniß, Hermanns Wille zur Macht und zum Heil des Vater»
landes wird erst offenbar,wettn sie nicht mehr Sieglinden, er nicht
dem Wehwalt ähnelt. Dann erst wälzt sich unbändig lohender
Weltgerichtszornaus den Kratern des Gedichtes (das,wie Shake-
speares, die Warzen und Schwielen des Volkswesens nicht über»
schminkt). Was wünschen wir noch von Reinhardt? Den Rasen»
den Herakles. Goethes Stella,Iphigenie,NatürlicheTochter (als
Kammerspiel). Aus Frankreich den Menschenfeind unddenTar»
tuffe (in derbem, nicht verzierlichten Deutsch): Figaros Hochzeit.
Aus fernem Orient Kalidasas Sakuntala. Aus nahem Norden
den noch nicht abgeleierten,nicht intzistorienpackungstarr gewor»
denen Strindberg; und Ibsens Vermächtniß, sür das der Stil
bisher nicht gefunden, kaum gesucht worden ist.Der Pantomimus
war ein Weg, nicht das Ziel. Er lehrte uns Derer lachen, die eine
Regenbogenblücke bespeien, weil sie nicht in die «natürlichen"
Tellurierpfade zu reihen sei. Nun wölbt sie sich wieder aus dem
Staub himmelan; neigt vom Himmel sich in das Bühnenthor.
And Prosperos Stab winkt starke Jugend ins Zauberheim.

Willensbildung.

as unlösbare Freiheitproblem läßt der Pädagog am Besten bei Seite. Die Erfahrung lehrt, daß Erziehung den Willen zu stärken und zu lenken vermag. Das genügt für die Praxis. Die schwierigste Aufgabe stellen dem Erzieher die Willenschwachen: die Aufgabe, einen noch gar nicht vorhandenen Willen erst einzupflanzen,- und diese Aufgabe nimmt in der Gegenwart weltgeschichtliche Dimensionen an. Das Charakteristische des zahlreichsten der Völker, die den europäischen Boden bewohnen, ist das Fehlen der Willens- und Thatkraft. Stümpernde Ethnologen halten die Russen für nur zurückgeblieben, politische Kinder meinen, es fehle nichts als das Parlamentarische Regiment. Doch weder ein Jahrhundert des Fortschrittes noch der im Westen bankerote Parlamentarismus kann den Russen helfen, weil sie passive Triebmenschen sind, denen die Kraft zu organisatorischem Schaffen und zu planvoll ausdauernderArbeit fehlt. In Tolstois Karikatur des Christenthums spiegelt sich dieses Wesen., Nur durch Erziehung zum Wollen kann aus dieser riesigen Heerde einBolk vonMännern werden; und dieser Krieg nun ist der Ruf Gottes an die Deutschen, das Werk zu vollenden, das die vor tausend Iahren von den Russen als Erzieher berufenen Waräger in den Anfängen stecken ließen. Ein Werk, fast so groß wie die Erziehung der Germanen durch die Römische Kirche und sehr viel schwieriger; denn die Kirche brauchte das Objekt der Erziehung, den Willen, nicht erst zu schaffen, sie fand ihn in Fülle vor; sie hatte die dankbare Aufgabe, ihn zu bändigen und auf würdige Ziele zu richten.

Nicht an solche weltgeschichtliche Aufgaben denkt Geheimrath Martin Faßbender in seinem pädagogischen tzandbüchlein"). Dieses ist nur eine systematisch geordnete Sammlung weiserRathschläge für die individuelle Willensbildung. Ich will hier nur drei besonders fchätzenswerthe Vorzüge loben und eine Warnung daran knüpfen. Zunächst erfreut die seelische Gesundheit, die in Aussprüchen wie dem folgenden sich zeigt: „Der ganze Erfolg aller Erziehungarbeit und das ganze Geheimniß der Erziehungskunst liegen begründet in der rechten Erfassung des Problems der Freude." Dann ist höchst anerkennenswerth, daß dieser streng katholische Mann alle unkirchlichen modernen Methoden

') Wollen eine königliche Kunst. Gedanken über Ziel und Methode der Willensausbildung und Selbsterziehung vom Prozessor vr. Martin Faßbender. Freiburg i. B, Herdersche Verlagsbuchhandlung.

Willensbildung.
der Willensbildung: die autosuggestiven von Franzosen und Amerikanern, die deutsche Jugendbewegung, die Heilsarmee, so« gar die neu sich belebende Freimaurerei ganz unbefangen würdigt. In einer Erörterung des Zusammenhanges der seelischen und der körperlichen Gesundheit schreibt er: „Wenn man nun die Sorge für Pflege edlen Menschenthums in den Kreisen Derer so emsig vertreten sieht, die der religiösen Grundlage entbehren, dann sollte man meinen, es müßte für die ernsthaft christlichen Kreise ein doppelt starker Ansporn sein, in Erfüllung der Forde» rungen natürlicher Ethik hinter Jenen nicht zurückzustehen." Und diese liberale Haltung endlich wird dem Buch viele protestantische Leser zuführen und den Vorurtheilen, die der Protestant in Beziehung auf katholische Moral und Askese zu hegen Pflegt, den letzten Stoß versetzen. Ins Wanken gerathen sind sie ja schon, seit die materialistische Strömung in Deutschland der idealistisch-religiösen gewichen ist. Sogar die Jesuiten finden jetzt protestantisch« Fürsprecher und das Verdienst kirchlicher Erzieherarbeit werden bald nur noch ganz Anwissende leugnen.
Aber es wäre ein arger Irrthum, wollte man aus diesem Verdienst folgern, Gott habe der Katholischen Kirche, ihr allein, das Charisma der allgemein anwendbaren und unfehlbar erfolgreichen Erziehungskunst verliehen. Ich lasse mich hier nicht auf eine Kritik bedenklicher katholischer Methoden wie der Beichtpraxis und der Anleitungen zur Gewissensprüfung ein, sondern bitte nur, eine weltgeschichtliche Thatsache ins Auge zu fassen. Was ist aus der ältesten Tochter der Kirche geworden? Schon seit vielen Iahren beklagen deutsche Katholiken den Zustand Frankreichs; und der treffliche Bischof Keppler hat einmal den deutschen Volkscharakter auf der düstern Folie des französischen erhoben. Der Krieg aber Hai den grellen Gegensatz der beiden Volkscharaktere der Betrachtung jedes Einzelnen aufgedrängt. Nicht die Kirche sei schuld, sondern die Loge, Pflegen die Katholiken zu sagen; aber die Loge hat doch erst vor wenigen Iahren über die Kirche gesiegt, die bis dahin das Monopol des Iugendunterrichtes hatte; und welches Zeugnis; stellt diesem Unterricht schon die Thatsache aus, daß die katholischen Bürger sich in freier Wahl eine atheistische Regirung geben? Und die klerikale Anklageschrift gegen Deutschland, deren kräftige Zurückweisung die Vaterlandliebe der deutschen Katholiken herrlich offenbart hat, beweist, daß auch die gläubigen Katholiken Frankreichs bis zu den höchsten Kirchenfürsten hinauf an dem unheilbaren Nationallaster bodenloser Verlogenheit leiden, an der Unfähigkeit der Franzosen, die Wahrheit von Thatsachen anzuerkennen, die ihre Eitelkeit ver-

letzen oder ihnen sonst unbequem sind. Das ist das Ergebnis; hundertjähriger Erziehung durch Ordensleute.

Entweder also übt die Volksart stärkeren Einfluß auf die Bildung der Individualcharaktere als die Religion oder die religiösen und die religionlosen Erziehungmethoden sind (in manchen Beziehungen wenigstens und unter Umständen) den katholischen Methoden überlegen. Meiner Aeberzeugung nach muß man beide Glieder der Alternative verbinden: der durch« schnittliche Deutsche verdankt seinen guten Charakter der von beiden einander ergänzenden Hauptformen des Christenthums veredelten kerngesunden deutschen Volksart. And noch eine vierte Kraft wirkt ergänzend mit. Im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert hat die noch einmal hervorbrechende wilde Nrkraft des Germanenthums in Wechselwirkung mit drei einander be» kämpfenden Orthodoxien böse Verirrungen gezeitigt, die im achtzehnten der Neuhumanismus durch das Zurückgreifen auf die griechische Humanität überwunden hat; und diese Kraft wirkt durch das Gymnasium bis heute fort.

Es ist ein sehr verwickelter Apparat, dessen sich Gott zur Erziehung der Völker bedient. Frevel und Thorheit wäre es, schon das Kind in diese Wirrnitz hineinzustoßen; für den jungenMenschen ist der enge und sauber begrenzte Horizont der Konfessionschule das zuträglichste geistige Milieu. Aber für die Gesammtheit wäre es schlimm, wenn Alle in dieser Enge befangen blieben. Des reifenden Menschen Blick muß über die konfessionellen und nationalen Grenzberge hinausgelenkt, ihm muß gesagt werden, daß hinter diesen Bergen auch noch Leute wohnen, die im großen Haushalt Gottes wichtige Funktionen auszuüben haben.

Neisse. Dr. Karl Ientsch.

Was quälen wir uns so mit all den Plagen?
Sind mitten in des Wechsels Reich
Doch unsre Zelte aufgeschlagen!
So laßt uns denn in trüben Tagen,
Bon manchen Leiden bleich,
Wie Weise uns betragen.
Heut mag ein feindliches Geschick uns quälen,
Doch morgen hört Fortuna auf, zu schmälen,
Sie neigt sich hold und wir, ^ wir lachen gleich.
Beklagen wir nicht immer unser Los;
Sein wechselnd Spiel liegt gar zu offen.
Des Weisen Furcht sei nie zu gros;,
Doch noch geringer sei sein Hoffen,

F r i tz v o ii P r e u ß e n.

Die Iudenfrage.*)

er Mensch, der von allen Benjamin Disraeli in der Anlage am Ähnlichsten war, hat um die selbe Zeit in Deutschland gelebt; aber die eigenartigen Verhältnisse unseres Landes haben ihn getrieden, einen anderen Weg zu gehen. Während der englische Jude Benjamin Disraeli, der Neugestalter des Torythums, Erster Minister und Standesherr von England geworden ist, hat der deutsche Jude Ferdinand Lassalle den Umsturz erstrebt. Auch er war von ungeheurejm Ehrgeiz erfüllt und hatte als WirklichLeitmensch und aus einem ade» ligen Fühlen heraus zunächst das Bestreben, die Herrschenden für seine Gedanken zu gewinnen. Erst nachdem er ihre Sprödheit erkannt, eignete er sich als Wahlspruch den vergilischen Vers an: „?Isodsrs si nsqueo supsros, ^.«Ksronts movsbo." Auch in ihm lebte neben der politischen Begabung die dichterische, auch! bei ihm wurde diese von jener schließlich besiegt. Sein Formensinn verleitete auch ihn in jungen Iahren zum Dandhthum; Rassenerinnerungen und Romantik deranlaßten seine Ostreisen, von denen er allerlei sonderbares Geräth mitbrachte, zwischen dem er dann in Berlin eine verfeinerte Geselligkeit pflegte. Auch er suchte, ehe er sich ganz der Gestaltung der Wirklichkeit zuwandte, in der Philosophie den Schlüssel zum Verständnis; der menschlichen Natur, jenes Wissen, welches Macht ist. Auch er verfocht das Ansehen des Staates gegenüber bürgerlichem Manchesterthum. Auch er vergötterte den SHöpfergeist und verachtete die Oeffeiüiliche Meinung und die Zahl. Aber in seinem Leben entstand ein Bruch. Die Eng^ der deutschen Verhältnisse machten aus ihm, der von Haus aus adelig gesinnt und ein Verächter der Masse war, da er sich zum kniebeugenden Lakaien zu gut fand, einen "Umstürzler. Er ist das Vorbild geworden für die unglücklichen deutschen Geister, die, weil ihnen die Wirklichkeit versperrt ist, radikal werden und von einer auf allgemeines Stimmrecht gegründeten Massenherrschaft eine höhere Schätzung geistiger und persönlicher Werth« erhoffen, als sie die Schicht der jetzt in Deutschland Herrschenden hegt. Auch Lassalls konnte zwischen ben Oberen und den Unteren eine Weile schwanken; fest stand nur, wie bei Disraeli, die Verachtung der ideallos verödeten Mittelklasse, die keinen Hauch mehr von den Dichtern und Denkern des deutschen Volkes verspürte. Dennoch ist diese deutsche Mittelklasse geistiger, besser und zu mehr Idealismus bereit als die englische, während in England der Adel an Weitblick dem unseren überlegen war. Darum wurde es möglich, daß er schließlich doch Disraeli in seine Reihen aufnahm, während Lassalle der traurige Ruhm bleibt, Theile des deutschen Bürgerthums (denn aus ihm, nicht aus dem

*) Bruchstücke aus „Englands Apolitisches Vermächtnis an Deutschland durch Benjamin Disraeli, Lord of Beaconsfield"; Herr Oskar A. H. Schmitz läßt das Buch bei Georg Müller in München erscheinen.

Volk, ist die Sozialdemokratie hervorgegangen) für seine Lehren gewonnen zu haben, an denen die Bitterkeit des Zlusgestoßenen haftet. Die Verantwortung, welche die Herrschenden bei uns durch die Verschmutzung solcher Helfer auf sich nehmen, ist ungemein groß. Es giebt Personen, die, wenn sie nicht Erzengel sein können, Lucifer werden. Nicht alle freilich; nur ein ganz geringer Bruchtheil Derer gehört dazu, die heute den Arm oder die Feder gegen die Gesellschaft richten. Seine ungeheure Zähigkeit erlaubte Lassalle nicht, zu ruhen. Da er kein Herrscher werden konnte, wurde er ein Empörer. Auch in ichin mischte sich mit der edelsten Form des Ehrgeizes jene disraelische Eitelkeit auf den äußeren Erfolg. Das machte es doppelt gefährlich, diefem Mann die Thür zu weisen. Die Uebereinstimmung der beiden Charaktere ist so groß, daß man versucht sein könnte, in ihnen ein bewujfztes Beispiel der Vorsehung zu erblicken, als ob sie hätte zeigen wollen, was unter entgegengesetzten Bedingungen aus dem selben Charakter wird. An der Schwelle beider Laufbahnen steht ein günstiges Nrtheil Heines, am Ende beider Leben die Anerkennung eines Mannes, der schwer anerkannte, Bismarcks. Ueber Disraelis „Contarini Fleming" hat Heine freundlich geurtheilt. In Lassalle, der in Paris viel um ihn war, erblickte der Dichter die Hoffnung des jungen Deutschlands. In dem selben Jahr 1878, als Bismarck der Persönlichkeit Lassalles im Reichstag öffentliche Anerkennung zollte, hat Lord Beaconsfield manchen Abend bei dem Kanzler allein in der Wilhelmstraße gesessen, nachdem die Reden der Versammlung verhallt waren.

Wie soll sich Deutschland künftig zu seiner Iudenschaft stellen? Blind dem Beispiel der Westländer zu folgen, wäre hier eben so verkehrt wie in allen anderen politischen Fragen. Die Lage ist bei uns ganz anders. Die Anzahl der Juden in England, Frankreich und Amerika ist verschwindend klein im Verhältnis; zur Bevölkerung. Bei uns ist die Verhältnißzahl am Höchsten. Trotzdem erstaunt Jeder, der sie hört, auch bei uns über ihre Kleinheit. Deutschland hat nämlich nicht mehr als etwa eine halbe Million jüdischer Einwohner. Woher das Staunen? Warum glaubt Jeder, die Zahl müsse viel größer sein? Weil sich die Juden durch ihre Begabung einen ungeheuren Einfluß im Geschäftsleben, in der Presse, auf der Bühne verschafft haben. Die Judenfeinde sagen, eben darum müsse man sie kräftig bekämpfen. Politischere Köpfe aber fragen sich, ob es nicht besser sei, diese Macht dem Staat nutzbar zu machen. Der Haupteinwand dagegen ist, daß man durch volle Gleichberechtigung der Juden den „jüdischen Geist" in dem deutschen Gemeinschaftleben zu voller Herrschaft bringen würde. Dagegen wird nun wieder behauptet, dieser jüdische Geist sei nichts Anderes als die natürliche Folge steter Zurücksetzung, Wenn die Juden in jeder Hinsicht gleichberechtigt seien, gäbe es keinen jüdischen Geist mehr. Das bedarf einer genaueren Untersuchung.

Wir haben in Deutschland vier Arten von Juden, die durchaus verschieden gewürdigt werden müssen: die rechtgläubigen, die Zio-

nisten, die getauften und die übrigen. Die rechtgläubigen machen gar keine Schwierigkeit. Sie verlangen nichts Anderes als Duldung ihres Bekenntnisses: und diei haben sie seit Friedrich dem Großen. Ansprüche auf Ausübung der Staats- und Militärhoheit machen sie nicht, können sie nicht machen, da ihnen ihr Bekenntnis; eine Anzahl von Regeln auferlegt, welche die Ausfüllung einer Beamten- oder Offizierstelle in unserem Staat ausschließt. Schon die Thatsache, daß sie an einem ^Wochentag nicht schreiben dürfen und nach bestimmten Vorschriften kochen müssen, ist ein Hindernitz. Etwas anders ist die Lage der Zionisten. Sie sind die rassestolzen Juden von der Art Disraelis, die sich ihrer alten Abstammung rühmen und in ihrer Beurtheilung des heutigen Großstadtjudenthums mit den Judenfeinden in vielen Punkten übereinstimmen. Nur sagen sie, biß die mißachtete heutige jüdische Art nicht Rasseerbtheil sei, sondern die Folge Jahrhunderte langer ^Unterdrückung. Als Heilmittel aber verlangen sie nicht möglichstes Aufgehen der Juden in ihr Wirthsvolk, sondern stolze Selbstbesinnung auf die eigene, unverfälschte Art. Die jüdische Heimath soll wieder Zion werden, wo sie einen zeitgemäßen, den anderen gleichberechtigten Staat gründen wollen. Wer auch immer in Europa oder gar in Palästina, wo die jüdischen Ansiedelungen längst begonnen haben, mit Zionisten verkehrt hat, wird überall die höchste Lauterkeit des Charakters, verbunden mit der starken Geistigkeit des Iudenthums, gefunden haben. Nun sollte man glauben, daß die Zionisten von Deutschland auch nichts Anderes als vorläufige Gastfreundschaft verlangten, bis ihr zionistisches Ideal Erfüllung findet. Dem, ist aber nicht so. Eine Volksseele wird nicht allein durch die Logik geleitet; und so verlangen denn die meisten Zionisten die Zulassung zu den höchsten Staats- und Militärämtern im Reich. Es hat nicht viel Zweck, darüber mit ihnen zu streiten. Daß sie logisch im Unrecht sind, ist kein Zweifel; aber die Frage erhebt sich, ob man ihnen nicht trotzdem der Früchte wegen entgegenkommen kann. Die Zionisten sagen, daß sie ihre ganze Kraft, genau wie die Christen, dem Staat, der Gemeinschaft zur Verfügung stellen, Steuern zahlen wie die Anderen, und ihr Stolz empört sich dagegen, daß sie trotzdem von den hohen Aemtern ausgeschlossen sein sollen. Wenn, wie gesagt, dieser Stolz auch nicht ganz logisch urtheilt, so ist er doch menschlich nur zu begreiflich. Die Zionisten sitzen zwischen zwei Stühlen: von den Juden als Schwärmer verspottet oder gar bekämpft, haben sie bei den Nichtjuden noch immer nicht das Vorurtheil gegen ihr Iudenthum überwunden. Das macht empfindlich. Giebt man nun nicht oft einem empfindlichen, aber sonst werthvollen Menschen gern nach, zumal, wenn daraus kein Schade entsteht? Die Zionisten würden nichts von dem »jüdischen Geist" in das deutsche Staats- und Heerleben einführen; denn diesen Geist empfinden sie als eben so unjüdisch wie wir ihn als undeutsch empfinden. Als Menschen bilden sie, wie gesagt, an Charakter wie an Geist eine Auslese. Sie würden also keine Gemeinschaft verschlechtern, in die sie aufgenommen wür-

den. Man betrachte sie wie edle Flüchtlinge eines zerstörten Vaterlandes, so, wie man während des Zerfalls dj!s alten Reichs, besondersS aber nach 1806, im Ausland die Deutschen betrachtete. Wie viele beste Deutsche haben damals in fremden Staaten Und Heeren hohe -Remter-ausgefüllt? War nicht selbst der Freiherr vom Stein im Begriff, in russische Dienste zn treten? Läßt man nicht auch heute noch in unser Heer befreundete Ausländer zu? Natürlich würde auch hier die Zulassung Von der Persönlichkeit abhängen; aber es ist nicht anzunehmen, daß die Zionisten, die überhaupt Fähigkeit und Neigung verspüren, deutsche Beamte oder Offiziere zu werden, als ungeeignet befunden, werden sollten, Sie würden sicher eine werthvolle, aber an Zahl geringe Auslese darstellen.

Die dritte Gruppe, die getauften Juden, bieten eben so wenig Schwierigkeiten, wie die erste der rechtgläubigen. Sie haben überall Zutritt, falls ihre Persönlichkeit geeignet befunden wird. Dieser Einschränkung aber unterliegen auch alle Nichtjuden. Auch nichtjüdische Deutsche von gesellschaftlich unzulässiger Lebensart und Erscheinung, werden es als höhere Beamte oder Offiziere nicht weit bringen.

Die große Mehrheit der deutschen Juden gehört nun aber keiner dieser drei Gruppen an, sondern man muß sie zusammenfaissen unter dem Wort: die anderen. Bezeichnend ist schon, daß man keinen zutreffenden Namen für sie finden kann. Sie haben mit dem Glauben ihrer Väter längst gebrochen, das zionistische Rassenideal erscheint ihnen bald lächerlich, bald feindsälig. Ohne Zweifel achten sie die christliche Sittlichkeit und deutsches Wesen. Fragt man sie aber, warum sie sich nicht taufen lassen und damit alle Schwierigkeiten lösen, so erhält man die zunächst entwaffnende Antwort: Weil wir nicht so gesinnunglos sind, um des äußeren Nutzens willen ein fremdes Bekenntnis anzunehmen. Dadurch erscheint nun das Problem zunächst unlösbar, da man eben so sehr diesen Standpunkt achten zu müssen glaubt, wie man verhindern muß, daß Menschen deutsche Staats- und Militärhoheit ausüben, die sich nur bedingt zu unserer Art und zu unserem Glauben bekennen. Hier giebt es keinen Ausweg, wenn man nicht die Selbsttäuschung erkennt, die in solcher Gesinnungstärke liegt. Es ist ganz gewiß aller Ehren Werth, daß ein erwachsener Jude sich vor der Komoedie einer Taufe scheut, bei der nicht sein Herz ist. Ja, es liegt sogar eine gewisse Hochachtung vor unserem Sakrament in der Weigerung des Juden, es gedankenlos als reine Form zu vollziehen. Ganz anders aber liegt die Frage, ob er seine Kinder durch die Aaufe in die Staatsreligion aufnehmen soll oder nicht, da das Kind ja selbst noch keinen Glauben haben kann. Von den Eltern aber wird ein, solches Bekenntnis; gar nicht verlangt. Der gebildete Stadtjude stehst heute meist dem Christenthum gegenüber auf dem selben Standpunkt wie eine große Anzahl gebildeter Christen. Auch sie gehen nicht in die Kirche, haben aber eine tiefe Achtung vor dem Geist des Christenthums und können daher ohne jede Gewissenverwirrung ihre Kinder durch

die Taufe in die Kirche aufnehmen lassen. Durch den Religion- und Konfirmationunterricht wird ihnen später der Inhalt der christlichen Religion vermittelt; und dann mögen sie selbst sehen, welche Stellung sie zu ihr einnehmen werden, ob eine kirchlich gebundene oder eine freie. Jedenfalls aber muß dem Kind Gelegenheit gegeben werden, die Grundlagen dieser Religion genau kennen zu lernen. Was würde nun von den jüdischen, aber nicht mehr an ihrem Glauben hängenden Eltern verlangt als Das, was so viele nicht mehr kirchengläubige christliche Eltern thun, indem sie ihre Kinder durch die Taufe in die, Staatsreligion aufnehmen lassen? Da antworten denn die Juden: „Nie und nimmermehr werden wir der Neberlieferung unserer Vor» fahren untreu. Wir sind Juden und wollen es bleiben." Gerade der Deutsch« achtet einen solchen Standpunkt und hat darauf nichts zu erwidern. Aber man frage noch einmal, was denn die weder rechtgläubigen noch zionistischen Juden unter der Neberlieferung ihrer Vorfahren verstehen; bald kommt man dann bei naher Prüfung dazu, daß es eigentlich gar nichts mehr ist als das Wort: Jude. Sie täuschen sich selbst, wenn sie meinen, daß, was sie so hartnäckig festhalten, noch irgendeinen solcher Hartnäckigkeit würdigen Inhalt habe. Daß sie von Juden abstammen, ist nicht bedeutsamer, als daß mancher gute Deutsche englische oder französische Ahnen hat. Er wird sich ihrer gern als einer Besonderheit ' erinnern, aber nur ganz der» wirrte Menschen werden auf Grund solcher Abstammung, etwa in Kriegszeiten, behaupten, sie könnten ihr Franzosen- oder Engländerthum nicht ganz aufgeben und einem Krieg gegen Franzosen unid Engländer ihres Blutes wegen nur bedingt zustimmen. Wie viele Offiziere mit französischem Namen hat das deutsche, wie viele mit deutschen Namen das französische und das russische Heer aufzuweisen! Jene Juden nun, die von dem Iudenthum nichts Anderes mehr bewahren als den Namen und das Gedächtnis; an ihre Vorfahren, befinden sich in einer verderblichen Selbsttäuschung, wenn sie deshalb ihre Kinder nicht taufen lassen wollen. Ihr Iudenthum ist nur eine Erinnerung, die ihre Nachkommen als etwas Ehrwürdiges Pflegen können, auch wenn sie getauft sind. Dadurch stehen sie in vollkommenem Gegensatz zu den rechtgläubigen und den zionistischen Juden, für die das Iudenthum mehr ist als ein Name.

Die Judenfeinde werden behaupten, daß diese Juden doch mehr als der bloße Name vom deutschen Wesen trennt, nämlich der gefährliche „jüdische Geist", der durch die Taufe nicht beseitigt wird. Ich stimme mit den Zionisten darin überein, daß es heute eine Art jüdischen Geistes giebt, der mit der Rasse nichts zu thun hat; ich widerspreche aber Judenfeinden wie Zionisten in Allem, was sie über die körperliche Rasse an sich Böses oder Gutes sagen, vielmehr glaube ich an einen bestimmten Rasfegeist, der sich längst von seiner körperlichen Unterlage befreit hat. Wie viele heute lebende Deutschen sind noch Germanen, haben überhaupt noch germanisches Blut? Eben so frag-

lich ist, ob den europäischen Juden heute wirklich noch viel semitisches Blut in den Adern fließt. Trotzdem ift kein Zweifel, dag es einqn deutschen und einen jüdischen Rassegeist giebt, der sich auch körperlich ausdrückt. Was einen deutschen, von einem französischen oder englischen Jungen unterscheidet, sind Züge, die schon Tacitus bei den alten Germanen festgestellt hat. Eben so giebt es einen jüdischen Rassengeist, der sich in Moses und Feisaias, in Salomon und Jesus Sirach, in Iehuda den Halevi und Spinoza ausgedrückt hat, und ferner giebt es den entarteten Geist des jüdischen Großstadtmenschen, wie er in einem Theil unserer Presse, unserer Bühnen und in den gesellschaftlichen Gewohnheiten gewisser jüdischer Emporkömmlingschichten unverkennbar ist.

Der Rassegeist ist gewiß aus einer bestimmten körperlichen Rassegemeinschaft einmal entstanden, aber er gebärt sich fort und fort, unterwirft sich angegliederte Menschen anderer Rassen und überlebt noch, wenn von der Urrasse nur noch wenig Blut, vielleicht gar keins mehr vorhanden ist. Die Taufe selbst vermag natürlich an sich den christlichsgermanischen Rassegeist nicht zu übertragen. Wer aber durch sie eng und eindeutig der christlich-germanischen Gemeinschaft eingefügt ist, wird dadurch der steten Einwirkung und schließlich der Unterwerfung durch jenen Rassegeist ausgesetzt. So ist es möglich, daß es sehr viele Juden giebt, die gar nichts von dem jüdischen Geist, weder dem echten noch dem entarteten, in sich haben, sondern durchaus wie Deutsche leben, lieben und urtheilen. Der getaufte Jude ist in die Gemeinschaft aufgenommen und dadurch der gefährlichen Zweiheit des nicht getauften deutschen Juden entzogen, der weder ganz Jude noch ganz Deutscher sein kann. Nnd damit kommen wir zu Dem, was der Mißachtete jüdische Geist eigentlich ist, in dem die Zionisten mit Recht eine Entartung sehen.

Man behauptet, der Jude könne so, aber auch anders handeln; niemals liege eine überzeugende Nothwendigkeit in ihm und deshalb könne er niemals herrschen. Man lasse sich einmal von Juden ihre Kindheitgeschichte erzählen. Das jüdische Kind ist zunächst genau so unbefangen wie jedes andere; aber sehr bald erfährt es, daß mit ihm irgendetwas anders ist. Es ist Wohl deutsch, wie die übrigen, aber es ist auch jüdisch. Was aber dieses Jüdische ist, kann ihm zunächst kein Mensch sagen; denn einen Inhalt hat, wie gesagt, das Wort nicht mehr; jüdische Großstadtkinder werden darum selten im jüdischen Glauben erzogen, und wenn, dann auch wieder mit Einschränkungen und Bedingtheiten. MuH dadurch die kindliche Seele nicht verwirrt werden? Dann erleben sie die Iudenfeindschzft der Schulkameraden, die ungerecht, aber begreiflich ist: weil sich die nichtjüdischen Kinder auch keine rechte Vorstellung davon machen, was denn jenes Iudenthum eigentlich ist, da es ja für seine eigenen Vertrster gar keinen greis» baren, zu vertheidigenden Inhalt mehr besitzt. Dazu kommen persönliche Empfindungen. Die jüdischen Kinder sind begabt und fassen

schnell auf: Das ärgert die anderen. Dafür werden die jüdischen Kin-
der sonst wieder nicht ganz voll genommen: Das macht sie überemp-
findlich. Der jüdischen Kindesseele ist eine Aufgabe aufgebürdet, die
kein Kind zu lösen vermag,- 'daraus entsteht das Uneinheitliche,
Schwankende, Nervenschwache des späteren Menschen, dem man vor
<lllen Dingen mangelnde Echtheit vorwirft, so sehr man sich immer
wieder im Einzelnen von seinen Vorzügen überzeugen läßt. ,So
lange daher jene Zweiheit bestehen bleibt, die das jüdische Kind meist
schon mit vier bis fünf Jahren zu fühlen beginnt, wird jene ge-
brochene Halbheit des jüdischen Menschen bestehen bleiben, die kein
volles Vertrauen erweckt und die der Jude selbst nur zu gut kennt und
verspottet. Es ist bekannt, daß die berühmten jüdischen Witze nicht
Erfindung feindlicher Nichtjuden sind, sondern von den Juden selbst
geschaffen werden. Noch niemals hat ein Nichtjude einen jüdischen
Witz gemacht, und nur wenige Nichtjuden vermögen jüdische Witze
in ihrer ganzen, oft tragischen Tiefe M verstehen; denn die jüdische
Zweideutigkeit, so komisch sie nach außen wirkt, in der Tiefe ist sie
eine furchtbare Tragik. Sie kann niemals dadurch beseitigt werden,
daß man Menschen mit diesem inneren Bruch so behandelt, als hätten
sie ihn nicht, ihnen also Staats- und Militärhoheit überträft. Die
Folge wäre nur, daß die westlichen Ideale einer schollenlosen Mensch-
heitverbrüderung auch, bei uns immer mehr Eingang fänden und unser
Gemeinschaftwesen zersetzten; denn Niemand wird leugnen, daß die
politischen und sozialen Ansichten jener eben geschilderten, innerlich
zerrissenen Juden die Gedanken von 1789 sind, die an die Stelle fest-
verwurzelter, selbstbewußter und eindeutig gerichteter Völker die Zer-
fahrenheit allgemeiner Menschheitideale setzen wollen. Begreiflich ist,
daß ein schollenloses Volk wie die Juden zu Trägern solcher Gedan-
ken werden konnte; denn wenn nur noch die Menschheit, nicht mehr
das Volk gelten soll, dann brauchen die Juden nicht länger um ihre
verlorene Volkheit zu trauern. So lange sich die Fudenfeindfchaft
gegen das zersetzende Iudenthum wendet, kann man ihr nicht wider-
sprechen. Ganz anders aber, wenn die Juden völkisch werden wollen,
wenn sie sich als Zionisten auf ihr eigenes Volksthum besinnen oder
sich für das christlich-germanifche Volksthum entscheiden und ohne
irgendwelche Vorbehalte sich zu seinem Geist und zu seinen Formen
bekehren. Das geschieht, wie gesagt, nicht allein durch die Taufe; aber
die Taufe ist ein Sinnbild der Willensrichtung. Wer sein Iuden-
thum nur benutzt, um jüdische Witze darüber zu machen, seine deutsche
Staatsangehörigkeit, um gute Geschäfte abzuschließen, und seine deut-
sche Bildung, um durch Sophismen deutsche Art und deutsche Staats-
formen zu entwerthen und zu untergraben, Der mag wohl in einem
so starken Volk wie dem deutschen geduldet sein, aber Staats- und
Militärhoheit darf er nicht ausüben. Zahllose unter ihnen sind frei-
lich anständige und die meisten in ihrer Arbeit nützliche Menschen.
Mit vielen von ihnen ist gesellschaftlicher Verkehr und Freundschaft

vorbehaltlos möglich; wer aber einen Begriff davon hat, was der Kameradschaftgeist unseres Offiziercorps ist, Der weih, daß ihre Aufnahme trotz ihren auch von vielen Offizieren anerkannten Vorzügen nicht durchführbar ist. Das Wesen des Kameradschaftgeistes unter unseren Offizieren ist eine gewisse Einheitlichke'it des Fühlens und Werthens. Die aber fehlt gerade jenem innerlich getheilten Juden durchaus; manchmal, weil er darüber steht und deshalb die Welt vielfältiger sehen muß; denn der Bruch, den das jüdische Kind bereits in seiner Seele fühlt, kann bei einzelnen Persönlichkeiten zu einer Hochsteigerung des geistigen Lebens führen. Mag nun dieser Jude durch seine innere Zweiheit unter oder über der eindeutigen Weise unserer Offiziere stehen: er wäre unter ihnen (Das sei ohne jede Wer.'hunH gesagt) ein Fremdkörper.

Die Juden könnten etwas Entgegenkommen zeigen. Alle Achtung vor denen, die sich nicht taufen lassen wollen, weil sie, ohne zu glauben, kein Glaubensbekenntnis aussprechen wollen. Wenn sie aber ihre Kinder taufen ließen, thäten sie nichts Anderes als nichtjüdische Eltern, die selbst den Kirchenglauben aufgegeben haben, aber ihre Kinder in der Staatsreligion erziehen lassen, bis diese Kinder sich später selbst ein Urtheil bilden können.

„Die Abgeschlossenheit der jüdischen Rasse", sagt Drsraeli in der Lebensgeschichte Lord Bentincks. „ist der deutlichste Ausdruck gegen die Lehre von der Gleichheit aller Menschen." Die Glieder einer Rasse, die Familie, Religion und Eigenthum hochhält, kann nur der Mangel an Einwurzelungmöglichkeit mit Amsturzwünschen erfüllen. In England gehören die meisten Inden der Konservativen Partei an. Wo sie Minister geworden sind, haben sie, wie in Italien,, sich oft als verstZndnißvolle Erhalter, selten als verwirrte Träumer oder Auflöser gezeigt. Die Iuöen sind durch Charakter und Ueberlieferung geneigt, eine konservative Gesellschaftschicht zu sein. Der hohe Grad ihrer geistigen Eigenschaften ist vielleicht nicht zum Mindesten gerade ihrer Abschließung zu verdanken. Wenn sie aus ihrer Sonderstellung, die Jeden irgendwie ungewöhnlich macht, herausgetreten sind, werden sie vielleicht eben so alltäglich wie die Durchschnittsmenschen ihrer Wirthsvölker. Die Sephardim, die an der Blüthe und dem Niedergang ihrer Wirthsvölker unbehelligt theilgenommen haben, scheinen heute geistig so erschöpft wie die Westeuropäer. Die Kraft der Rasse zeigt sich noch in den Askenasrm!, die, bis zum Anfang dieses Jahrhunderts ins Ghetto gesperrt, sich plötzlich regen durften und danach eine Fülle bedeutender jüdischer Männer mit deutsch klingenden Namen über die Welt sandten. Zu dem AnfÄhen, das deutsche Arbeit, geistige und stoffliche, in der Welt genießt, haben die Juden redlich mitgewirkt. Warum nicht den eingewurzelten freiwillig einen Antheil an der Regirung und Verwaltung gönnen, ehe sie ihn durch die Erzwingung des Parlamentarismus auch für die unerwünschten durchsetzen^ Oskar A. H. Schmitz.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: MorimUiai, harden in Verlin. — '1'erlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Pajz 6 Garleb G. m. b S in Berlin,

zz. Juni 1!)1<!.
Dr. 3K.
Die Zukunft. —
VilSunger Alenenquelle
— 1914 ^ 1I.Z25 LsSeAäste unä 2.181,681 klssckenverssnä. -
kurstl. V/iI6u»ser Mineralquellen, Ksä^VNä«nse»4.

^u!iu8 ögsgöl- Il6lbau-KKtl6ngs86ll8Lliaft.
vis ^uZ«g,KI»vj? gsr für 1915 für lZis ^,Ktisv >sr. 1 — 4000
lUpOt. tsstASset-tsll Oiviclslllјs srkol^t soturt in öerlln Ksi üer
QeoeliscKsttsKsss«, 6sr DeutscKen SsnK «r,6 Sea Lsrrsn
Oeors Proinders SO«, Lromberzi bei Hsrrr, >i. 8t»cItK»^eu,
in N!l6e«Keikn bsi üsr NllclesKrlrner SsnK ?SASQ WursioKun^
ÜSL OivIllsnüsiisOksinss pro 1915,
Ssrlin, 6sn 27, Mä! 1916.
Julius Lsi'gsi» ?iekksu ^KtiengssellsvKskt.
v. Oskre^sr, V, v. Di«2, «, übert, lZ, v, ISdlillAsr, IZ v, UsbKsrSt, II, L»„kkms„i,!

ZIr, SS.
S. Juni ISIli.
Die ZuKunst.
vresöea - Hotel Lsttevue
elikekonnte» ««anekln«» Nsu» mit sllsn »sItgsmS»»si> Ksusniiiigsii
Oss Volleniietste eines moclernen ttotelz. O bsknkof, linker^usSZNA,
ö öerimer XoowFiscKer (iarten
Oros8artiSste öeKenZvür^i^Keit cler Welt!
<ü,x)Lste u. scli«n8te l^estsurgtionssiiwAe cler XV^It!
^LZijczK ^roslsss Z^on^srl.
llr. Srulm'5 ^önke^^^

3. Juni
Ar. 35.
Die Zukunft.
öerliner 8pelttteur-Verem
Actie» » Sesellscnstt.
Si SN? sm 31. Osiernde,' 1L15.
Aktivs.
<Zr„vSsti1«Ks Konto I^u«!t/,or
Lirssse 4>
(ZrunilstüeKs üout« Steint? ,
LSeKiev ««nt«
WeeKsel ü«»t«
TffeKten-^insvn-Konto , . .
X«»t« Lorrent ^«nt« . . . .
?ksrcis üonto
?llkr^verks ü«nt«
>V»gsovIsn-^«i>t<>
Speclitions^ont«
«unt.- LlleKt - Konto , 34 30«,-
8pe^is,I-kieserv« r«no!s-X«nto
«sution^Konto^. ^ 3430«,—
Ick,
541 548
,»
77 901
59
8 259
37
S08SS»
50
889
2 «SS
15
«4S «18
72
9S711
1«M«
3 000
1924
1
1
1
44 «0«
2157
21
—
l2 37« «88^20
«,
47820«
1 «8« «UV
ISS 82«
7» «00
13000«
3«« «««
474
139 887
1«««« -
II 7«« 3!
90
!S7« 088,2«
:8snstorju»> LüKIsu:
» Ststs ßeokknst, Prospekts krei, »
nsnest,, Srrtüen bevo«llgles littst xsg,
lucKerKranKKeit
!,^.potd»K, erdMtlivd, ?r«sp. Kosten s>. 1,
Disdetxlia.SesellscKsttm.d.kl.
Sonntag, cien 4.)um, naclim. Z (^Kr
Keimen!I! NllS<lebiirö
6 Vincismi5-,
lotalisatoi'beti'ieb
V^ettannsnm« in /^sgclebui' , rZreite«eg 41, fern-
ruf so«ie in z len V?et!annsnmesteIIen der
:: I?ennvere!ne beutsclilanclZ ::
cio>elzsmm!ung suk dem «enr,p!st!, t^ürje 20 /^K. Solo ffrei-
Ksrte 1, plsti «der 2 MK. Vergütung sus Könere k>ist?e

»r. »5.
8 Juni ISl«.
— Zite Zulinnkt. —
Uresls« vüsseläork?rs»!lk«rts.dl. Halles.8. Usm»
Kurs Hannover I^eip?is ^lsin? ttännkeiln klüncne»
Dürnberg Stettin Strsssdurg i. L. Viesdsöe»
stktien k<Ipitz> uncl k?e5erven 192/Millionen /HzrK
Ovtrsi«! Lerlin, 8cn!nlielplat2 14
3l) Depositen Kassen un6 V^ecKselstuben in Lerlin un<Z Vororten
^uskünruns aller dsnKlnässisen KescKstte

Berlin, den 10. Juni 191«.
Das Fest des Geistes.
Skagerrak.
HM er deutschen Seemannschaft wurde im zweiten Kriegsmonat hier gedacht. »UnterAllen, denen das höchste Glückserlebniß heute gestattet, für Deutschlands Machtund helle Zukunft die Waffen zu führen, ward Euch die härteste Pflicht. Die Kameraden vom Landheer haben dichte Schaaren, reisige Söhne und Söldner aus Vier Reichen, niedergerungen; sie kämpfen schon unter dem staunenden Auge deszweitenMondes oder wissen,daß sie morgen in Kampf stürmen dürfen. Ihrer Thaten Ruhm hallt, klirrt, dröhnt durch die Welt und dem sprödenWillen des Feindes selbst entbin» det aus Wuthwehen sich das Bekenntniß: Nie sah die Erdfeste sol» ches tzeer. Ihr? Müsset warten. Vielleicht, bis des Spätherbstes gelbbraunerNebel dieNordsee und dasAermellochdüstert. Viel» leicht noch länger. FünfzigTage, fünfzig Nächte hindurch seid Ihr, in jederMinute, nun zu kämpfen bereit. Für denAuftrag, dessen Ausführung mit dem Leben bezahlt werden muß (muß: welche Schicksalspunktzahl auch der Eisenwürfel nach dem Fall zeige), ha» ben ausEurenReihen sichtzunderte gemeldet.Iauchzend.wie in die Brautkammer, darin die Geliebte harrt, würdetIhr.Offiziere und Mannschaft, fürs Vaterland in Todesgewißheit schreiten. Der graueAdmiral und der jüngste Maat.der mühsam jetzt, von eines ungeschützten Fischdampfers Deck, Seeminen aufsammelt, fleht

die Stunde herbel, die auch sein Blut für die zum Reichsneubau nöthige Mörtelmischung heischt. Fünfzig Tage, fünfzig Nächte lang ist in Euch jederNerv gestrafft, glüht jedeFiber,rüttelt jeden Lufthauch,derausdemBrustschachtklimmt,dermännifcheWunsch» den Erzrumpf des Feindes zu zerstücken, seines Hauptes Dach mit Flammenbiß aufzureißen, seine Polypenarme, als ein Bün- del blutiger Fetzen, insMeer zu streuen. Nordwärts möchtetIhr» nach der Küste Schottlands, dampfen, die Sperre, das Werkzeug zu verschmitztemKundenfang, brechen und erweisen,daß dieFlotte» dieSchiller als unüberwindlich pries.heute von furchtloser Kraft zu überwinden ist. Ihr müsset Watten. Alle gehorchen. Denn sie sind Deutsche, also in Ordnung, Unterordnung gewöhnt und dem Uebermuth fern, der gegen unwillkommenen Befehl den Meuter« drang aufpeitscht. Doch Mancher preßt die Kiefern fest zusammen, daß kein Wort, kein Ton zornigen Schmerzes durch das Zahn» gatter schlüpfe. Und an tausend Herzen nagt die Frage: ,Wie lange noch müssen wir, in steter Bereitschaft und ohne Erlaubnitz zu Handlung, als Buchtwächter und Nordmeerpförtner hier lun» gern? Den Brüdern gönnen wir gern den in Belgien, Lothringen» Ostpreußen, an den Ufern derMemel und des Aisne gepflückten Lorber; neiden ihnen nur dieMöglichkeit.fürDeutschland zu fech- ten, zu bluten und im Saft ihres Lebens einen Theil des Feinde» schwarmes wegzuschwemmen. Muß, wenn wir thatlos bleiben» die Heimath nicht glauben lernen, wir seien wirklich, wie der liebe dickeZollernonkel undBaccaratkönigEduard zwinkernd zusagen pflegte, nur Willys Spielzeug? Unsere Waffe in Friedenszeit zwar, als Einschüchterungmittel, tauglich, aber im Thorwinkel, hinter Fels- und Feuersch lundschutz zu bergen, wenn dieses Mittel den Nutzen versagt und Britania den Krieg, vor dem es zu bangen schien, gewagt hat?Muß dasVolk nicht von der Meinung durch- drungen werden, daß unsere Arbeit zu lässig war, um uns draußen Furcht, im Herzen deutscher Menschheit Vertrauen zu werben?^ Nirgends, deutsche Seekrieger, fändet Ihr im Land Eurer Liebe solchen Wahn; nicht im Hirn eines kaum zum Bewußtsein erwachten Kindes. Jeder Deutsche iststolzaufEurenMuth, Euren Willen zur Schlacht, Eurer Seelen völlige Hingebung ans Vater» land. Jeder weiß, wie Ihr, unermüdlich, gearbeitet und was Ihr mit dieser Fleißleistung erreichthabt.DaßnichtnurdiePanzerunK

Eurer Schiffe härter und die Durchschlagskraft Eurer Gefchosse
stärker ist als der Briten: daß Ihr auch durch die Sicherheit Eures
messenden Blickes, die Flinkheit Eurer Hände, die Dauer Eurer
Gefechtsfähigkeit ihnen überlegen seid. Die unüberwindliche
Flotte? DasWort sprachWahrheit. als Schillerin eines Priesters
inbrünstigem Feiersang ein England rühmte, in dem derAllmäch»
tige einestzeldenstammesWurzelscholle,dieTyrannenwehr, das
Paradies derFreiheit hege und daserdeshalbwiderdasschwim»
mende Heer furchtbarer Citadellen schütze. Soll, sprach er, ,soll
mein Albion vergehen, der Unterdrückung letzterFelsendamm zu»
sammenstürzen, der Menschenwürde starker Schirm verschwin«
den?'Wo ist die ,großherzigeBritania<, der unser Dichter zurief:
,Der Segel stolze Obermacht, hast Du sie nicht von Millionen Wür»
gern erstritten in der Wasserschlacht?' Unser Auge sucht sie ver»
gebens. Unser Dichter priese sienicht mehr als der Länder Fürstin,
die mit dem Geist und dem Schwert die Herrschaft über die Meere
errang; spräche, wenn er sie in Lebensgefahr erblickte, nicht mehr:
,Bang schaut auf Dich der Erdenball und aller freien Männer
Herzen schlagen und alle guten, schönen Seelen klagen theilneh»
mend Deines RuhmesFall.' Werweiß, ob nicht auch ihrerMarine
Kraft vomRost so zerfressen ist wie ihres Volksthumes Stolz auf
Freiheit und Würde! Ihr, d eutsche Seekrieger, seid jung; und jung
ist, an unseren Küsten, EuerWehrgeräth. Ihr seid nicht mit Eitelkeit
bepackt, von Alltagsgewöhnung vernarbt, im geistlosen Brauch
überlieferterFormenundGlaubenskapselnerstarrt.WasEngland
zu lehrenvermochte, lerntetIhr; erwarbetes, mitungeheuremAuf-
wand eigener Arbeit, aber, um es recht zu besitzen, und schüfet dann
selbst Euch dieOrdnung, denPlan, dasPflichtengehäus, die Eurer
Wesensart angepaßten Künste zum Kampf. Alldeutschland ver-
traut Euch ohne Wank; empfindet längst, daß Eure Glieder aus
seinem edelsten und drum dauerbarsten Menschenstoff gefügt sind;
schätzt Euren schönen, männlich frohen, nie mürrischen Ernst, die
selbstloseHingabe an dieGemei nschaftsache und Euer Streben, auch
des Geistes Fuß auf Gipfelzu heben,nicht behaglich auf der früh er-
kletterten Stufezu weilen. Müßtet Ihr in die Schlacht: wir würden
nicht bangen. Wir wüßten Germaniens Ehre in treuster Hut. Hei»
disch würdet Ihr kämpfen; und Helden begrübe das Meer. Doch
EuremSehnen darfunseres sich nichtvermöhlen. Noch nicht. Unter

Allen, die für Deutschland gewaffnet sind, wird Euch die härteste Pflicht zugemuthet: zähe Geduld. Unser Heer ficht hinter dem Wall der Gewißheit, daß, auf Iahre hinaus, für jeden Falleriden sofort ein Landsmann, mit keimendem oder mit greifendem Bart: ein rüstiger, in die Feuerreihe treten wird. Nur Ihr seid, Seekrieger, unersetzlich. Sinkt ein Schisf: wir haben kein anderes auszusenden; könnten auch während des Krieges nicht neue Mannschaftsoschu-- len, daß die Bedienung der Feuer werfenden Kolosse im Größten und Kleinsten sicher verbürgt, gegen alles Ungefähr gefeit wäre. All- zu groß ist die Uebermacht der Zahl. Geduld muß Euer Schild sein. Der Landkrieg ist einer Großindustrie ähnlich geworden (einer, die unwirksam bleiben müßte, wenn nicht Heldensinn, nicht Todes» Verachtung ihre Vorarbeiter wären). Zufalls laune ist aus dem Bereich dieses Krieges verbannt. Die ihn vorbereiten und leiten, knausern niemals am Material; wissen, daß der beste Stoff stets der billigste ist. Auch, was der Gegner zu leisten vermag; wie stark er, wie geschwind ist; wo auf feiner Haut die ungehürnte Stelle; welches Gelände ihm günstig und welches gefährlich. Sie haben errechnet, welche Massen er an jeden Ort werfen, wie ihnen Mu° nition und Nährmittel sichern, wo die Verbtndunglinie ihm zu lang werden könnte. Daraus ergiebt sich, was sie selbst brauchen, damit feindliche Ueberlegenheit nicht der Truppe die Lust zum An» griff dämpfe. Wer das modernste Geräth und die tüchtigste Be° dienungmannfchaft hat, siegt auf dem tzändlermarkt und auf der Walstatt. Die Kriegsbereitung als Großindustrie, Kriegergeist und soldatische Zucht als jede Lebensregung bestimmende Mächte: auch da ist gewichtige Bürgschaft unferes Sieges. Das gilt fürs Festland. Einen Seekrieg gewaltiger Flotten sah unser Jahr» hundert nicht. Die tzolzkähne der Spanier waren den Ameri- kanern kein ernsthafter Gegner. Der Ueberfall in der Tsushima» straße bescherte den Japanern billigen Ruhm; schon die Naviga» tion bürdete dem Führer der schadhaften, an Kiel und Rippen ver» schmutzten Schiffe und der grobkantigen, ungeübten, aus Werf» ten, Fabriken, Schänken zusammengetriebenen Russenmannschaft allzu schwere Last auf. Nirgends ward aus Marinekämpfen un» serer Zeit Erfahrung gespeichert, die dem Strategen und Taktiker zuraunt, was kein Lehrbuch ihm sagen konnte. Ungehemmt waltet hier Zufall. Wir zweifeln nicht, deutsche Seekrieger, daß Eure Feuer-

schlündemächtiggenugsind.um miteinemTreffer,einem einzigen, den feistesten Dreadnought in die Tiefe zu betten und den Mast» riefen zubestegen.dermitdemRufnamendesInvincibleprahlt.Dem Tapfersten aber entsinkt, wenn ein Geschwader ihn von allen Seiten mit glühendem Eisenund Sprengstoffbeschüttet, endl ich die sie« benfach gehärteteRüstungwieeinzerschlissenesLinnen.DerSchaumünze, die an den Untergang der Armada erinnern sollte, ward der demüthig frömmelnde Satz eingeprägt: ,Gottes Odem blies sie hinweg.^ Trotzdem IhrnichtzwölfDutzendDominikanerfammt einem Großinquisitor an Bord habt, könnte Euren Schiffen kein Orkan fo gefährlich wie einst Medinas werden; doch jeder Sturm, der das Zielen erschwert, müßte den Gegner begünstigen, derVer» lorenes rasch ersetzen kann. Geduld sei EuerPanzerschild. Durch Heberrumpelung, die vereinsamte Kreuzer aus dem Gischt pflückt, und durchStachelrede, die Euch als schlachtscheu verdächtigt, möchte England den Feind aus sicherem Gewahrsam in seine Fallen locken. Täubet die Seele wider solche Versuchung; gehorchet nicht nur, weil Ihr müßt, dem Befehl, der Ruhe gebietet, sondern erfüllet Euch mit dem Glauben an seine Nothwendigkeit. Nnd wären drei Viertel der Britenflotte zerstört: das letzte Viertel bliebe stärker als das HäusleinVerwundeter, das Ihr, nachMenschenermessen, aus solchem Kampf heimbrächtet. Franzosen (die, wenn die Hauptmacht ihres Landheeres besiegt ist, wohl den Union jack hissen werden) und Japaner könnten die Zahl der Gefechtseinheiten schnell wieder höhen; und auch ohne diesen Zuwachs schwände Britaniens Angst vor dem Einbruch des deutschen Heeres in ihr Inselreich. DieseAngst brauchen wir; bis indenTag, dessen Sonne die Ohnmacht Frankreichs und Rußland jedem Auge einleuchtet, ist sie unentbehrlich. Sitzet drum, Landsmänner, nicht mit gefurchter Stirn beim kargen Mahl in der Messe. Starret nicht schlaflos ins Dunkel der schmalen Koje und grollet nicht länger demSchicksal, das Euch die hehtste Wollust, den Kampf, das Opfer fürs Vaterland, wehrt. Schonet die Nervenkraft; sonst lahmt sie, wenn Ihr den Hals des Kaltblüters drosseln dürft. Jeder Deutsche fühlt, daß auf Euch die härteste Pflicht lastet. Jeder ist dankbar für die Er» füllung. Dämmet, Offiziere, Soldaten, Matrosen, das heiß strö» niende Blut! Auch Ihr opfert der deutschen Gottheit. Lebend seid Ihr die Sorge Englands. Die darf erst mit ihm sterben."

DieGeduld, zu der, siebenWochen nach dem Kriegsausbruch, diese Sätze mahnten, wurde danach noch auf schwere Proben ge» stellt. Deutschlands Seemannschaft mußte warten; mußte dem Siegerzug der Kameraden vom Landheer durch Nordfrankreich, Galizien, Polen, Litauen, Kurland, Serbien aus stiller Ferne zu» sehen. Neidlos: doch alltäglich, allnächtlich in derSengglut h des Wunsches, auch ihre Kraft nun zu bewähren, den in harter Schule gehäuften Erfahrungschatz dem Vaterland zinsbar zu machen; und, trotz aller Betheuerung, stets in der Gemüthssorge, der in- nerer Nothwendigkeit unkundige Volkstheil könne meinen: „ Un- sere Seeleute leisten nichts Rechtes, lungern in Häfen oder hocken im geschütztenVersteckund für die Entscheidung ist vonihnen nicht Wesentliches zu hoffen." Wider fo thörichtes Meinen zeugten laut dieThaten der KapitäneVon Müller, Weddigen, VonMücke, Graf Dohna, des Admirals Grafen Spee und ihrer tapferen Mannschaft; zeugte die verwegene Behendheit, mit der die neue Waffe des Unterseekrieges genützt wurde. Der nicht durchÄuer» schotten vom Seewesen Abgeschlossene erfuhr auch, wie stramm, in heimlicher Stille, die Marine arbeite; daß jede aus demLand» krieg geholte Erfahrung im Hinblick auf die Verwendbarkeit zur See geprüft, jede Möglichkeit neuer Manövrirkunst und Feuer» stärkung ausgenützt werde. Auch das über die Britenfurcht vor Deutschlands Einbruch in ihr Inselreich hier im September 1914 Gesagte ist von der Zeit bestätigt worden. Noch immer spukt der Glaube an die Gefahr deutscher Invasion durch das Vereinigte Königreich; noch immer werden deshalb, den Franzosen zu bit« terem Verdruß, dreizehnhunderttausend Krieger auf den Inseln in Bereitschaft gehalten. Die würden frei, wenn die Angst vor deutscher Flottenleistung schwände. Daß die Britenfront um eine Million Köpfe schwächer ist, als sie sein könnte, haben wir unserer Marine zu danken. Die aber ist erst zufrieden, seit sie in offener Schlacht sich mit dem Feind messen durfte. Das glücklichste Schar» mützel dünkte fieKleinkramund diePflichtzu Tauchbootkrieg gegen Handelsschiffe thatsie ohne Lust. An Iütlands Küste, fern alsovon derDeutschenBucht.indieAdmiralIellicoeihrtzandelnbeschränkt wähnte,hatsiegezeigt,wasstekann;amSkagerrak,das der englische Seemann den 8leeve nennt. Das in diesem Aermelder Nordsee Er- littene war in dem anderen, der Frankreich zugekehrten IVKncKe

sofort fühlbar. Nur Narren hatten in England die deutsche Flotte «nterschätzt;Ernsthafte,IohnFtsherundCharlesBeresford,WinstonChurchillundBalfour, immer ernstlich mit ihr gerechnet.Doch jetzt erst hört auch derMann auf der Straße von der Panzerung deutscher Schiffe und der Durchschlagskraft deutscher Geschosse; und lernt mählich fürchten, daß Stahl und Sprengstoff aus Rhein» land stärker ist als im Land Nelsons und Maxims gezeugter. Die Entschlußkraft desAdmirals Scheer, der vor der schwersten Ver» antwortlichkeit nicht eineMinute lang bebte, hat von denVolks» genossen nicht geringeren Dank verdient als seine Taktiker kunst. ^Ind Großadmiral vonTirpitz,dem die letzte MainachtdieErfül» lung lange gehegten Wunsches b escherte, hört heute ringsum aner» kannt, daß er Deutschlands Schiffe gut gebaut, gepanzert, bestückt hat, und wird sich des wirksamen Eingriffes seiner alten Waffe, des Torpedos, besonders freuen. Selbst wenn die Meinung des Herrn Churchill (der merkwürdig schnell Oberst und Regiments» Führer geworden ist) haltbar, der Materialverlust den Deutschen empfindlicher als denBriten wäre, bliebe die Seeschlacht am Skagerak noch das wichtigste, unserer Sache günstigste Kriegsereigniß dieses Kalenderjahres. Weil es den Aberglauben an Englands Anüberwindlichkeit aus derWurzel gelockert hat. DasimTauchbootkrieg Vollbrachte wurde als»Mörderei" und »Piratenthat* geächtet; und Tag vor Tag gehöhnt: »An unsere Schlachtflotte wagen die Banditen sich nicht." Sie Habens gewagt. Der lässige Britenhochmuth, der noch auf der Prahlfahrt an die Skan dinaventuste kommandirte, wird fortan wohl weichen (vielleicht auch die üble Gewohnheit, Kriegsschiffen die Taufnamen des Unbesieg» lichen, Anzerstörbaren, Unermüdlichen zu geben, mit denen Schick» salsspott sie dann in Meeresgrund senkt). Klugheit würde emp» fehlen, die Schlachtflotte nun, bei den Orkney» Inseln oder in an» derem sicheren Gewahrsam, vor neuem Ungemach zu schützen und die Seeleistung fürs Erste in die Blockadepflicht einzugrenzen. Da aber Strategie und Taktik der Marinehäupter schon offen, mit anständigem Freimuth, erörtert und mannichfach getadelt wird, ist wahrscheinlich, daß die Sealords bald versuchen werden, auf dem Ehrenfchild desMeerbeherrschers die Scharte auszuwetzen. Da» hin drängt auch das drüben gesprochene Trostwort: »Noch zwei ,Siege', die demDeutschenReichsolcheVerluste bringen: undder

Seekrieg ist, uns zu Gunst, beendet." Sprüche dieser Sorte sollen, mehr noch als auf das Inselvolk, auf die Neutralen wirken, die derTag amSkagerrak arg überrascht hat. Möglich ist, daß er den Kampf der wilden Männer (Curzon-Carson) gegen die sanften (Grey-Asquilh) in Sieg fördert. Sehnt der KommandirendeAd- miral IeUicoe sich nach Lorber: er wird ihm nicht minder kräftig bestritten werden als beim Aufgang des Brachmond es. Wird die Nordseeruhe einstweilen nicht wieder gestört: Einfalt selbst kann jetzt nicht mehr glauben, diedeulscheSeemannschaftführe ein dem Reich nutzloses Lungerleben. Sie hat tapfere Menschen verloren, um die jeder Landsmann mitihrtrauertzihren Geltungwerthaber beträchtlich erhöht. Und der Krieg ist so lang geworden, liegt so unabsehbar noch vor demBlick,daß auch bei unsneueSchiffe ge- baut undgerüstet,neueSeekrieger für den schweren Dienst geschult werden konnten und können. KeinDeutscher leugnet, daßderFeind tapfer gefochten habe. Streitig ist nur, ob drüben Jeder, Offizier und Mann, so gründlich durchgebildet ist, von so kluger Erkennt- niß des in jeder Minute Möglichen und Nothwendigen bedient wird wie in der jungen Seetruppe des Deutschen Reiches. Im dreiundzwanzigsten Krtegsmonat sieht die Welt ein Volk, das, nur siebenundsechzig Millionen Menschen, auf dem Festland in WestrutzlandundOstfrankreich als Sieger waltet, verwaltet,seinen Boden vom Feind reingefegt, seine Genossen, trotz der Seesperre, mit Gerälh eben so wie mit Mannschaft unterstützt und nun den Briten bewiesen hat, daß der in Reichthum träg gewordene Erbe sich nicht mächtiger dunkeln darf als den Nachbar, der in rastloser Arbeit das von den Vätern Ererbte erwarb und es drum besitzen und mehren durfte (Antwo rt: «AuchBeelzebub saß einst inGlanz.') Den Opfern deutscher Seekriegsführung muß England auch seinen stärksten Mann zuzählen: Kitchener. Das Schiff, das den Sechsundsechzigjährigen undseinenStabtrug,ist,fünfTage nach der jütischen Seeschlacht, in die Tiefe gesunken. Der ehrliche Feind wird nicht leugnen, daß von diesem Toten gesagt werden dürfte, was Marc Anton über Brutus spricht: «'skis vas a man!« Seit Wellingtons Tagen sah Britanien keine Kriegergestalt dieses Schlages. Der junge Sirdar des Egypterheeres war nach der Eroberung des Sudans der Liebling derNation. Die schlecht be° waffneten Mahdisten mit modernen Feuermaschinen zu besiegen,

mag nicht schwer gewesen sein; unvergeßlich ist aber, daß Kitchener denKrieg als Ingenieur-Feldherr führteundselbstdieEisenbahn baute,die seinemHeerfammtProviant, Waffen, Geräth den Vordrang ermöglichte. Lord of Khartum hieß er nun, hatte im Haus der Reichspeers seinen Sitz,- blieb dem Volk aber Kitchener, der Bereiter des Schlachtenglückes. Im Burenkrieg hat er, als Ge» neralstabschef, dann als Folger des müden Roberts, diesen Ruf noch gebreitet; und wieder bahnte der Ingenieur demFkldherrn den Weg. Der Friede von Pretoria brachte ihm die Würde des Viscount und eine ansehnliche Dotation. Aus Indien kam kein lauterWiderhall seines Wirkens. In Egypten hat er für die Festigung der Britenherrschaft viel gethan und ein ungemeines Verwaltertalent erwiesen. Ob für denKrieg, in den England jetzt verstrickt ist, feinKönnen zulänglich war? Oft ist es bestritten,oft ein Jüngerer auf feinen Platz gewünscht worden. Fremd stand er, ohne Erfahrung, vor den Pflichten des Europäerkrieges; konnte vier oder fünf Millionen Mann schaaren, waffnen, nähren, doch nicht einen Generalstab, ein Offiziercorps, die Rahmen für seine Menschengebildeaus derErdestampfen.,DerKriegwirdungefähr drei, kann aberauchzehnIahredauern." „InDeutschlandsTaktikersiegen erkennt der Stratege den Keim künftigerNiederlagen." Die zwei Sätze hatMancherihm nachgesprochen. Von münzbarem Erfolg war sein Mühen noch nicht belohnt worden; und ein Ur» theil über feine Organisatorleistung ist in Kriegszeit, der Unwahr» haftigkeit als hehrstePatriotenpflicht gilt, aus derFerne nicht zu fällen. Die Heimath aber, das ganze Imperium, dem er in drei Erdtheilen gedient hat, wird um ihn klagen wie niemals um Einen, seit Eduard starb. Denn in ihm mischten die Elemente sich fo, wie der Brite ersehnt. Ein Wille; schweigsam, sachlich, hart (und von denFellachen doch zärtlich,als einFreund fast,bewun» dert), imNothfall unerbittlich grausam, stets aber klug und kühn. Nach dem Eisernen Herzog der Stählerne Viscount. Ein Herr. Den Greys Schwärmerei für ewigen Menschheitfrieden eben fo wenig bekümmerte wie Churchills Gefuchtel. Der Kranz seines Ruhmes war sacht verdorrt; doch der einst Bekränzte blieb noch mit Greisenhaar eine Hoffnung. Aus seiner Persönlichkeit (die stör» ker schien alsseineLebensleistung)zeugteEtwas,einUnfaßliches, Unwägbares, von Geniewesen. Er hieß Horatio, schien dem ern«

sten, hoch ummauerten, grundgescheiten und furchtlosen Freund Hamlets irgendwie verwandt und war im Vordergrund engli» schen Lebens von heute der Einzige, den man sich als einen in Shakespeares Welt Handelnden vorstellen konnte. Ueber den straffen Zügen des Thatmenschen das Auge des Grüblers. Wer weiß? Vielleicht hat er, der den morschen Sockel derBrite'nmacht mit prüfendem Finger abtasten mußte, früherals Andere das Se» spinnst dunklen Verhängnisses erkannt. Ein fröhlich ernsterTrou» Pier, wie Roberts, war Dieser niemals; deshalb auch nicht ge» schaffen, die allgemeine Wehrpflicht, in frommer Einfalt, für das Heilmittel zu nehmen, von dem das Weltreich genesen müsse. Als Ingenieur war er ins Heer getreten. Niemand konnte damals ahnen, wie in fünfundvierzig Iahren Technikdas Heerwesen wandeln werde. Ward sie von einem tzöllenhaupt ersonnen, das den Inselreichen Vernichtung geschworen hatte? Die letzte wichtige Botschaft, die in Kitcheners Ohr drang, kam vom Skagerrak. Er wollte nach Rußland; den Gemeinschaftplan für Mesopotamien, dieRtgaerBucht,denWardarfeldzug besprechen oder neueMannschaft für dieWestoffensive heischen. Von diesem Weg riß Spreng» stoffsentzündung ihn in den Tod. Wer wird, da dieser zehnfach Geschirmte sank, ohne Beben fortan noch an Englands Küste ein Schiff besteigen? Sähe Bonaparte, was geworden ist: er würde jauchzen; trotzdem seinem Frankreich sein Erzfeind verbündet ist. Denn ärger als jedes andere Land scheint durch das behutsam erdachte Gräuelwerk neuer Technik Britanien bedroht.

Kindervergnügen.

Auf dem Kurszettel der londoner Zeitung »l'Ke ssinancisl I^evs« fand ich, am Schluß der Rubrik »l'Ke Stock Market«, dicht unter Venezuela die folgenden Notizen:

?!rs,te sncl Larbarian LtocKs,
I^Iäme 01 stock
1 uly 27
1914
I_sst
b'sn'ss
(Zerrnsn.
(Zerrnsn 3°/<> (psper interest) . . .
?russisn Oons, (Mper interest)
74
46«
83
O«. 3°/g (psper interest) . . .
74
(Zermsn Possessions.
77'/-
40

Das Fest des Geistes.
26 l
I^ame ok stock
^ustrisn 4°/« Qolci Pentes . . , .
Do. 4'/z°/„ l'ressur^ k<otes. , .
SulAsrian v°/g (päper interest). . .
Do. 4'/2 1907 (psper interest)
Do, 4'/?°/«, IM (psper interest)
ttungsrisn «ente, 1881-1892 (psper)
Do. 3°/g lpsper interest) . . .
Do, 4'^°/°, 1914 (psper interest)
Do, 4°/„ I^ente (päper interest) ,
lurkisn 4°/„, 1902
Do. 4°/„ vnitiecl
Do. 4°/„, 1908 .
Do, 4°/„, 1909 ,
27
1914
I^st
b'sn'ss
L2'/2
43'
91
99
70'/«
82
80
4S
74 t/z
47'/,
SS
28
7S'/2
48
74'/2
49'/2
82'/2
79
4S'/g
d5'/2
41
b9
34
In 6ekault. Interest snct principäl probäbly
rank stter ä war inclemnity ok »t least ^ S,000,000,00«.
IZepu6iätion is more tnan probable.
So wars im Frühling. Ob solcherZettelspaß den Tag über» dauert, der im jütischen Nordseeärmel den Wahn zerriß?

Die Stimme des Feindes.

Herr Andre Tardieu, der Verfasser des lehrreichen Buches über die Algesiras» Konserenz, jetzt Abgeordneter und Haupt» mann, sagt in dem Blatt, das sich «der größten Auflage unter allen auf der Erde erscheinenden Zeitungen" rühmt, über die Vorbedingungen der Offensive: «Der wundervolle Widerstand unseres Heeres vorVerdun, dieSchlavve, die es dem lange vor» bereitetenKraftaufwand des Feindes beschert hat, ließ inunserem Land höchst berechtigte Hoffnung wachsen. Ueberall hört man die Frage, wann unsere große Offensive beginnen werde. Die schönen Sommertage, denken die Meisten, werden das Aufleuchten der Entscheidungstunde sehen. Frankreich hat so viele Proben fester Ruhe gegeben, daß wir jetzt berechtigt, sogar verpflichtet sind, über solchen Gegenstand in der Sprache kühler Vernunft zu ihm zu reden und im Licht der gesammelten Erfahrungen zu zeigen, wie die Frage nach der Offensive gestellt werden muß. Seit man in Grä» ben gegen Gräben kämpft, hat keine Offensive, französische, bri» tische, deutsche, zu rechtem Erfolge geführt. Taktische Vortheile wurden erlangt, Stellungen genommen, Gefangene gemacht; stra» tegisch wichtiger Gewinn blieb aus. Diese Offensiven waren stets

in engen Raum beschränkt; keine umfaßte auch nur einen Ab» schnitt von vierzig Kilometern: und die Westfront ist stebenhun» dert Kilometer lang. Deshalb konnte der Angegriffene immer zu rechter Zeit die zurAbwehr nöthigen Truppen sammeln. So tha- ten in der Champagne die Deutschen und wir vor Verdun. Der räumlich begrenzte Angriff ist noch im Erfolgs fall gefährlich; und drum zu bedauern, daß die Menge so fest an der Lehre vom Durch» stoß hängt. Wer heute durchgestoßen hat, kann morgen umfaßt sein. Ein schmaler Flaschenhals bietet nicht die Basis zu starker Operation; nur auf breiter Front kann ein Sieg Entscheidung bringen. Schwere Artillerie fehlte uns in der ersten Kriegszeit fast völlig; seit 1915 wird an der Ausfüllung Kiefer Lücke gear» beitet. Der kühne Wagemuth des Franzosengeistes trieb uns in den Wunsch, das Ereigniß zu schleunigen. Der Frühling, der Herbst 1915 sollte es bringen. And diesen Daten wurden dietzer- stellungpläne angepaßt: also begrenzt. Nun hat uns aber Ersah» rung gelehrt, daß Vernunft empfiehlt, erst zu berechnen, welches Material zu Offensive gebraucht wird, dann dieser Ziffer in der Herstellung so nah wie möglich zu kommen und danach, nicht zu» vor, den Tag für den Hauptschlag zu wählen. Den Krieg führen Zwei und der Feind kann den Wartenden angreifen? Gewiß; doch das vor Verdun Geleistete beweist, daß Material und Hel» denmuth unsererTruppenzurVertheidigung ausreichen. ImAr» tois und in der Champagne sahen wir, daß zum Angriff unser Material nicht genügt. Am es zu schaffen, mußte zunächst das Werkzeug gesichert werden. Das haben wir und haben die Eng- länder. Wir könnten das nothwendige Material herstellen; haben es aber noch nicht. Deshalb dürfen wir nicht in Hast handeln; wo der Feind angreift, müssen wir ihn zurückwerfen, selbst aber dürfen wir erst angreifen, wenn wirs überall können (was ihm, weil er nicht genug Infanterie hat, nie gelingen wird). Nur so ist das packende und populär gewordene Wort des Herrn Briand von der Einheit des Handelns auf einer Gesammtfront zu ver» stehen.Aus der Gesammtfront entstände die Einheit der Anthätig» keit, wenn wir in allen Geländeabschnitten mit unzulänglichem Material, also ohne Erfolg, angegriffen hätten. Die Aeberzahl der Infanterie bleibt den Verbündeten; sie wächst noch. Nutzbar wird sie erst, wenn das nöthige Material hinter ihr steht. Sonst

tötet uns der Feind mit seiner überlegenen Geschützkraft unsere Infanterie. Diese Mahnung muß jederFranzos, jeder uns Verbündete sich ins Gedächtniß ätzen. Durch ungenügend vorberei» teten Angriff wird niemals ein Ende. Laufchet den Stimmen, die aus den Gräben herschallen! Dort, wo das große Leiden, aber auch die Erfahrung ist, sprechen Alle, Offiziere und Mannschaft: ,Lieber noch ein paar Monate aushalten als sich nutzlos hinschlachten lassen/ Der Plan, nach dem das Geschütz hergestellt wird, soll nicht einen bestimmten Angriffstag, fondern die Sicherung des Enderfolges bedenken. Nicht Lenz-, nicht tzerbstoffen» five brauchen wir, fondern den Sieg?" (I-e ?etit ?arisien.)
Ungefähr eben so denkt der Senator tzumbert. «Menschenüberzahl bedeutet an sich nichts. Wie viele ausgebildete, gut bewaffnete, ausgestattete, geführte Kämpfer, Gewehre, Maschinengewehre, Kanonen aller Kaliber, besonders der schweren, eine Macht hat: nur darauf kommts an. Die Leistung der Führer und dertzeldensinn derMannschaft ist auch heute noch höchst wichtig: auswirken können solche sittlichen Werths sich aber nur, wenn sie über genügendes Materialverfügen.DieübermenfchlicheTapferkeit, die himmlische Opferfreude unferer Leute vermag nicht zu hindern, daß tzöllenmechanik aus der Schlacht von heule ein ungeheuerlich wüstes Vernichtungwerk macht. Deshalb: Gefchütz! Geschosse! Der Feind war uns am Anfang weit voraus und hat rastlos gearbeitet, um feine Ueberlegenheil noch zu erhöhen.Leichte Haubitzen und Kanonen von 105 und 130 hattenstefofortinFülle; Mörser von 210 benutzten sie selten, die von 305 nur gegen Panzerung und von den fünfzehn Centimeter langen, sechzehn Kilometerweit tragendenKanonen (dem furchtbaren Werkzeug, dessen Bereitschaft ich 1912 der Regirung im tzeeresausschuß des Senates anzeigte) hatten sie nur ein paar Dutzend. Die Mammutgeschütze, 380 und 420, von denen so viel geredet wurde, waren vereinzelt. Jetzt: 210 alltäglich; 305 zu Sperrfeuer benutzt; fünfzehn Centimeter lange Kanonen zu Hunderten. Von den Maashöhen sieht man viele Batterien, die, ganz frech, fast schutzlos, bei Etain aufgestellt sind. Noch gefährlicher ist die einundzwanzig Centimeter lange Kanone. Und der Feind hat jetzt ungeheuer leistungfähige Schwergefchütze, die, auf Lafetten-Loren mit Eisenschienen, bequem von einer Stellung in die andere zu bringen sind.

Durch seine Kriegsindustrie hält sich Deutschland. Nicht auf seine Menschenmillionen hofft es.sondern auf seine Kohle, seinen Stahl, auf die Menge der Hochöfen und Metallfabriken, auf die tzun» derttaufende, die in diesen Industrien arbeiten und aus denen eine vorausschauende Organisation allen erdenklichen Nutzen zieht: nicht ein für die Geschützherstellung brauchbarer Mann ist imHeer.Da wir siegen wollen,müssen wir aufdieBerechnungder Menschenmillionen verzichten und für die Geschützmehrung thun, was gethan werden kann. Neue Maschinen bauen und Tag und Nacht lausen lassen. Alle dazu tauglichen Arbeiter aus der Front Heimrufen und die Männer, die Verbündete und Kolonien uns liefern können, zu solcherArbeit ausbilden. Mit einem Kostenauf- wand, den vierzehn Kriegstage verschlängen, könnten wir Tau» sende unersetzlicher Menschenleben und Milliarden, die in Mo» naten ohnmächtigen Harrens verbraucht würden, dem Land er» sparen. Die Industrieherren müssen.im Nothfall durch Bedrohung mit härtester Strafe, verpflichtet werden, die Herstellung von Schwergeschütz mindestens aufs Dreifache zu steigern. Wie haben unsere großen Ahnen 1793 das von allen Europäerheeren ange- griffene Frankreich gerettet?Nicht durch die Ausschöpfung aller Menschenquellen (die der Koalition waren größer), sondern durch die Nutzung aller Waffnungmöglichkeiten. Vor mir liegt derBe» Muß der Volksvertreter beim Heer, der, am zehnten Mai 1793, für die toulouser Geschützgießerei Kommissare einsetzt; derenAuf- gabe soll sein, Tag vor Tag die Arbeit zu überwachen, zu prüfen, zu schleunigen, fürRohstoff,Feuerstellen,Arbeiterzu sorgenzwer zu solcherArbeit tauglich sei, solle den für die neuenArmeenaus» gehobenen Schaaren entzogen, jedem Eingestellten aber die Ar» beitzeit alsWehrdienstzeit an gerechnet werden.Auch imIahr 1916 ist der Sieg nicht von anderem Weg zu holen; nicht mit anderen Mitteln zu erreichen.Wo aber sind die großen Konventsmänner, die so bewundernswerthe Befehle mit ihrem Namen zeichneten und dafür bürgten, daß selbst die höchsten Häupter sich vor diesen Befehlen beugten oder von Henkershand fielen?" (l^e Journal.)

»In einer Interview hat Präsident Wilson den Willen zur Neutralität bekräftigt. Dabei ist er weiter gegangen, als nothwen» big war. Neutralität und Skeptizismus sind nicht Begriffe glei» chen Sinnes. Der Präsident fagt, die Welt sei toll geworden und

mit dieser tollen Welt wolle Amerika nichts zu thun haben. Sol»
ches Wort kränkt die freien Völker, die für ihre Unabhängigkeit,
ihre Würde, ihr Leben kämpfen. Neutral sein, ist gut; genügt aber
nicht. Neutralität entbindet nicht den internationalen Pflichten
noch denForderungendes Gewissens, der Einzelnen und der Völ«
ker. Daß der Papst diese Wahrheit eine Weile zu verkennen schien,
hatvieleFranzosenherzen bekümmert.Daß jetzt das erwählteHaupt
der amerikanischenDemokratie sich der(von den edelsten seinerMit-
bürger erfüllten) Pflicht entzieht, das Recht zu sprechen, ist uns
schmerzlich; und wir haben keinen Grund, diese Empfindung zu
bergen. Herr Wilson behauptet, wir seien über die Grenzen der
Verantwortlichkeit hinausgerissen worden. Wir sind vom Gegen»
theil überzeugt: wenn Belgien die Gräuel des Einbruches dem
Wortbruch vorzieht, wenn Frankreich sein verheertes Grenzland
vertheidigt, wenn Rußland für Serbiens Dafein kämpft, dann
handeln, nach unserer eingewurzeltenUeberzeugung, dieseMächte
im Bewußtsein heiligster Verantwortlichkeit, dann ist das Recht,
dessen sie walten, zugleich ihre Pflicht. Der Europäerkrieg ist das
größte Geisterduell der letzten zwanzig Jahrhunderte. Zwei Auf-
fassungen von Leben und Sittlichkeit stehen gegen einander. Po»
litisch mag man neutral sein; moralisch kanns Keiner. Hier muß
man wählen.Die besten Amerikaner halten schon gewählt,ehe die
Lusitania versenkt wurde.DiefeAuslese gesellt sich nicht dem skep»
tischen Vorbehalt des Präsidenten; wir Wissens und sind ihr dank»
har. DieAufrufe der Hochschulen, die Reden der Roosevelt,Root,
Elliott haben die Welt erkennen gelehrt, das freie Amerika stehe
im Lager der Freiheit. Wir werden, ohne Ermatten, bis in den
Tag des Sieges, mit der Hand am Schwert, wiederholen, daß wir
dieVertheidiger internationaler Ehre sind.Unser gutes Tewissenist
einTheil unserer Kraft. DieWildheit des Kampfes hat nicht, wie
Herr Wilson zu glauben scheint, unsere Vernunft getrübt. Unsere
Vernunft hat sich gegendenAngriffempört.NnsereVernunftsagt
uns, daß wir die Diener der gerechten Sache sind und daß wir auf
dem Schlachtfeld die Zukunft der Menfchenfreiheit retten. Von
den Neutralen fordern wir nicht Vortheilsopfer; nur: nicht zu
hehlen,was Gewissen ihnen befiehlt. Wer unserenAbwehrkampf
auf eine Stufe mit dem Beutekrieg des Feindes stellt, kränkt uns
bis in dieHerzenstiefezdenninharterLetdenszeitistdas Bewußt»

sein, von Schuld frei zu sein, uns Stab und Stütze. Herr Wilson, dessenNoteDeutschlandsVerbrecherwillen gelahmt hat, kann nicht vergessen haben, daß es in diesem Krieg nur in einem LagerFrauen- mörder, Kindermörder giebt. Hat er im Hinblick auf künftige Ver» mittlerthätigkeit seinUrtheil so eng eingrenzen zu müssen gemeint, so täuscht er,nach unserer Ueberzeugung, sich selbstüberZweckund Mittel.Die tzauvtvflicht des Friedensvermittlers wäre, das Recht zu achten; fehlt er ihr, so schwindet sein Ansehen. Deutschland wollte demUnrecht durch Gewalt den Sieg bereiten. Unsere Kraft müht sich, seine zu brechen; und unser Sieg wird der Sieg inte» nationaler Redlichkeit sein. Herr Wilson sagt, wer nicht siegen könne, müsse Rath annehmen. Eben deshalb wünschen wir und unsere Genossen keinen Rath und nehmen von keinemMenschen Rath an. Aufdringliche Einmischung in ihr Staatsleben haben unsere amerikanischen Freunde von uns nicht zu fürchten. Wen sie zumOberhaupt wählen: Frankreich.das nicht dietzeimathdes Herrn von Baven ist, wird die Wahl achten. Aber Herr Wilson soll nichtglauben, Urtheilsweigerung gebe ihm das Recht auf Ver- mittelung und er dürfe zum Aufbau Belgiens mitwirken, weil er den Bruch der belgischen Neutralität geduldet hat. Die Vereinig» ten Staaten haben oft in Angelegenheiten allgemeinen Interesses kräftig eingegriffen; sie waren 1900 in China vertreten, hatten in Algesiras ein Schiedsrichteramt und suchten die Armenier vor ihren Mördern zu schützen. Kein Grundsatz hätte Herrn Wilson gehindert, Belgiens Anwalt zu werden; und die Schatten der Iefferson,Madifon,Monroe hätten, wieHerrFullerton imAvril schrieb, ihm zugestimmt. Da ers nicht gethan, gegen die Unmensch- lichkeit des Angriffes kein Wort gesagt hat, darf er heute nicht über die Unmenschlichkeit des Krieges klagen; sonst wird er, trotz viel» leicht bester Absicht, Denen verdächtig, die als Vertheidiger kämp» fen und entschlossen sind, bis ans Ende zu gehen. Wer uns, Herr Wilson oder ein anderesStaatshaupt, unter solchen Umständen zum Friedensschluß aufruft, wird in uns und unseren Genossen ein Mißtrauen wecken,das er lieber vermeiden sollte. Weil siege» recht und klar war,habenwir Wilsons letzteNoteüber den Tauch» bootkrieg gebilligt; nie ist uns der Wahn genaht, Herr Wilson wolle uns damit gefällig sein. Kein Band verknüpft ihn uns und unseren Freunden. Unser Gewissen ist rein; unser Ohr jedem Ver»

sShnungvorschlag verschlossen. Nicht mit Berufung auf die Hei«
lige Schrift braucht man uns an die Pflicht zu Gerechtigkeit zu
mahnen: denn für die Sache der Gerechtigkeit fechten gerade wir
und nennen mit Fug uns deshalb ihre Krieger." (l.e lemps,)
Grimmer nochtobt widerWilson der alteHerrClemenceau;
fast so wild schon wie gegen mich Armen, dem er, nach anderen
Ekelnamen, nun den Titel ,,I.e serpent p/tkonique clu Kaiser« ver»
liehen hat. »Der von Berufes wegen als Rechtsbeistand empfoh»
leneHerr, dem die amerikanischeDemokratie die Last des höchsten
Staatsbeamten aufgebürdet hat,stand lange im Ruf befonderen
Scharfsinnes. Mit unwiderstehlichem Hang in verschmitzte Ad»
vokatenlist, die schwierige Entscheidung immer wieder aufschiebt,
hatte er die kniffligen Verhandlungen über die ungeheuerlichen
Verbrechen des deutschen Unterseekrieges zu gutem Ende geführt
und, nach langwierigem Zaudern, den ansehnlichen Ruhm des
Mannes erworben, der Wilhelm den Zweiten zwang, den Lauf
feiner Seebriganten zu hemmen. Hat dieser Erfolg ihmdenKopf
verdreht? Was bildet er sich ein? In welches unfaßbare Unter»
fangen wagt feine selbstgefällige Phantasie sich zuversteigen?Die
Sucht des Mannes, sich für das Schiedsrichteramt in dem ge»
waltigsten Streit, den die civilisirte Erde erlebte, in Bereitschaft
zu stellen, hat mich seit den ersten Kriegstagen geärgert. Wenn
Benedikt der Fünfzehnte, der wahrscheinlich ein sehr sanfter Herr
ist, in aller Einfalt nach derRolle hascht,die er wohl kaum erlan-
gen wird, darf man ihn nicht tadeln; denn er ist der Künder eines
Dogmas, das in solche Pflichtleistung treibt. Herr Wilson aber ist
schließlich nicht mehr als ein zum Mamamuschi erhöhter Herr
Iourdain (Molieres öourgeois-QentilKomme) und die demüthig
feiner Hoheit huldigenden Grüße taugen eigentlich nur in die
Eharatterkomoedie.BefristeteVergottung,dienichtvonderPflicht
zu steter Rechenschaft entbürdet, dürfte einen Kopf nicht verwir»
ren, der noch fähig ist, sich selbst und Andere in Klarheit zusehen.
Leider scheint demPräsidenten derVereinigtenStaaten in dieser
Gattung ernsthafter Menschen ein Ehrenplatz nicht zu gebühren.
Wenn er ausspricht, daß seine Heimath sich um den Krieg nicht
zu bekümmern brauche, kann er der Zustimmung aller amerikani»
schen Geschäftsleute sicher sein. Die sehen nur die unmittelbare
Wirkung eines Krieges, der ja nicht Allen Unheil bringt. Der

Konsiliaranwalt, der in der Angelegenheil eines großes Volkes nur einenAlltagsschacher erblickt, wird nicht geneigt sein, den Fol» gen eines Streitausganges nachzudenken, der, in jedem Fall, die Bedingungen europäischcn Gleichgewichtes völlig ändern wird, noch, zu erkennen, daß dieses Gleichgewicht für den Beharrung» stand des Amerikanererdtheiles nicht so gleichgiltig ist, wie es Kurzsichtigen scheint.Deshalb würde ich dem ehrenwerthen Prä» sidenten der großen Republik einstweilen das kindliche Vergnü» gen lauter Beschaulichkeit gönnen, wenner nicht (vielleicht, um sich vom Druck eines lästigen Unbehagens zu lösen) geglaubt hätte» straflos Menschen beleidigen zu dürfen, die zu achten ihm die ein-fachste Anstandspflicht befahl. Er erdreistet sich, uns zu sagen, wir seien über die Grenze unserer Verantwortlichkeit hinaus gegan» gen; uns.die wir.wie manche Ahnen des Herrn Wilson, fürFrei-heit und Leben fechten. Einst schien ihm nützlich, von Rechten der Menschlichkeit zu reden. Möchte er uns vielleicht sagen, in wel» cher Stunde wir durch Gewaltthat dagegen sündigten? Wel» ches Verbrechen, dessen wir schuldig sind, gestattet ihm, uns mit Massenmördern zu verwechseln, deren Handeln auf dem Festland nicht weniger schuldhaft ist als aus dem Meer, wo ers gegeißelt hat? Namenlose haben dem Präsidenten gesagt, die nicht ameri» kanische Welt sei toll geworden; sie haben wohl Gründe, mit die» sen Tollen (unter Bedingungen, auf die ich, aus Achtung vor den Amerikanern, nicht eingehen will) dennoch Geschäfte zu machen. tzerrWilsonist aber derErste.derstch rühmt, die krankhafte Geistes-störung seiner Kundschaft mißbraucht zu haben. Ob die Geschick» lichkeit.womit er zunächst einmal auf seine Rechnung zu kommen versucht hat,ihm denAnspruchaufdasVermittleramtgiebt?Mir scheinls nicht erwiesen. Der Präsident läßt sich von seinem krie» gerischen Pazifizismus über dieGrenzlinievernünftigerBeschei» denheit hinweg treiben. Er würde sich wohl nicht in die BeHaupt» ung brüsten, dem Kaiser die Kehle zugedrückt zu haben, wenn das deutschetzeer so dicht vorWashington rücken könnte wie vorVer» dun. Prahlerei ist niemals zeitgemäßundwirktaussichererFerne besonders widrig. Mit all diesen Entgleisungen des wackeren Redners undPräsidenten hat dasVolk der Vereinigten Staaten nichts gemein. Der wundervolle Ausruf der Fünfhundert lehrt uns, wie Amerikas edelste Auslese über denEuropäerkriegdenkt.

Wir bleiben der großen, würdigen Republik befreundet und ma«
chen sie nicht für die Worte eines Mannes haftbar, der ohne Acht-
ung von uns spricht. Hat der Herr Präsident aus dem Schlaf ge-
redet: feine Landsleute follten ihn wecken. Ich muß annehmen,
daß er dasschon berüchtigteAnnezionenprogramm der deutfchen
Nationalliberalen Partei kenntzund möchte das holde Antlitz des
Herrn Wilson in derStunde fehen, wo sich ihm, im Kampf gegen
solcheNachbarn, HerrPolncare als Vermittler anböte. Späßchen
diefer Art müßte man uns ersparen. Merket Ihr denn nicht, daß
der wilde Vorsturm gegen Verdun nur einVersuch des Wintzen»
den Kaisers ist, das Trugbild einerVermittelung zu erhaschen, aus
der ein deutscher Friede werden könnte? Herr Whitney Warren,
der die Empfindung der besten Amerikaner ausspricht, hat uns
in einem Vortrag neulich gesagt, die Präsidentenwahl werde sich
auf einem Gipfel von nie erschauterHöhe abspielen und dasVolk
erkennen lehren, daß die Stunde des Handelns nicht länger auf»
geschoben werden dürfe. ‚Wenn Frankreich will, wird morgen
Amerikas Gestus alle Völker, die begriffen haben und die nur
seinen Entschluß abwarten, in das Lager des Rechtes schaaren.'
WennFrankreich will. Reden genügt nicht; dieThat wird Pflicht.
Welche That? Ich bedaure Jeden, ders, in unserer Lage, noch
immer nicht verstanden hat. Diplomatisches und militärisches
Handeln: wo wirklich regirt wird, hängt das Eine am Anderen."
(I.'tt«rnme-t2ncKäme.) And regiren kann nur Clemenceau.
»Der Hauptgrund zu dem hartnäckigen Anlauf gegen Ver»
dun kam aus dem Willen, die Gesammtoffensive der Verbünde»
ten zu hemmen, ins Ferne zu verzögern oder ganz zu vereiteln. In
diesemWunfch stimmten die Führer des deutschen Heeres über»
ein; nicht so durchaus wohl vor der Wahl des Frontabschnittes,
gegen den der räumlich begrenzte Angriff sich richten sollte. Wird
die Gesammtoffensive gehindert, dann, meintman drüben, ist die»
ser Erfolg mit keinem Menschenopfer zu theuer bezahlt. Wie stark
die Einbildnerkraft der Deutschen ist, zeigt ihre Dichtung, ihre
Philosophie und die unwahrscheinliche Leichtgläubigkeit, die sie
die albernsten Mären hinnehmen läßt. Soglaubten sieden« auch,
nach dem Fall Verduns, der ihnen sicher schien, werde der Weg
nach Paris offen sein. Seit drei Monaten dämmert ihnen die Er«
kenntniß, daß Verdun ein harter Bissen ist und daß dahinter,
IS»

ringsum hinter Douaumont und dem Toten Mann, viele andere .SchlüsselzurVerlheldigerstellung', viele andere.Eckpfeiler', an» dere Verduns liegen. Doch die Frage bleibt: Können sie unsere Gesammtoffenstvevereitelnodernicht?^o de «r not to de. Daraus ist alle Strategie und Taktik der deutschen Heeresleitung zu er» klären. Hat sie den ihrem Plan günstigstenFrontabschnitt gewählt? Einerlei; gegen diese Stelle muß sie nun zusammenballen, was sie anderen Frontabschnitten und Fronten ohne Gefahr entziehen zu dürfen glaubt. Die Führer unserer Heere irrten also nicht, da sie beschlossen, von Lokalangrisfen, die, auf schmaler Front, uns taktischen Erfolg bringen konnten, zu Gesammtoffensive überzu» gehen. Der Krieg lehrt den Krieg führen; und in den Geschicht» büchern wird man lesen, daß uns im Artois und in der Cham» pagne der Durchstoß ebenso wenig gelungen ist wie den Deutschen am Pser, bei Ppern, Soissons, Verdun. Aus dieser Erfahrung entstand der Wunsch nach einer neuen Strategie, die dem Feind nicht mehr gestattet, von sicheren Stellen Ersatzmannschaft dahin zu ziehen, wo ihm Gefahr droht. Den Italern wird die Verthei» digung des Trentino so schwer, weil die Oesterreicher sie in allen einander verhalfterten Thälern angreifen, ihre Sturmböcke gegen alle Alpenthore wenden. Dadurch wurden die Italer genöthigt, in andere Stellungen, die übrigens stark scheinen, zurückzugehen; sonst wäre einer ihrer Frontabschnitte schutzlos geblieben. Die überall Bedrohten körnen ihre Kräfte nicht da sammeln, wo sie zur Hemmung des Sturmes gebraucht würden. Eine Gesummt» offensive fordert Vorbereitung, die, in den Grenzen menschlichen Vermögens, nichts dem Zufall überläßt. Sie ist die letzte oder doch die vorletzte Partie; ist der groheWurf, andem Alles hängt. An den sorgsam ausgewählten Punkten einer Tausende von Ki» lometern umfassenden Kreisfront, deren westlicher Bogen vom östlichen durch die ganze Breite der mitteleuropäischen Kaiser» reiche getrennt wird, sollen alle Armeen aller verbündeten Staa» ten in der selben Stunde, wenn sie mit unerschöpflichem Geschoß» vorrsth ausgestattet sind, in Bewegung kommen. Diese Schlacht, die furchtbarste und zugleich langwierigste, die je war, muß bis ins Kleinste vorbereitet sein. Ich neige in den Glauben, daß sie zurAnwendung neuer Methoden zwingen, daß Klugheit empfeh- len wird, die Streitkräfte der verschiedenen Völker so zu mischen,

wie der berühmte Grundsatz der Carnot und Dubois-Crancö rieth. Diese Führer der Revolutionzeit gesellten in jedem Regt» ment den Soldaten des Königthumes die Freiwilligen der Re» publik. In unseren KolonZalregimentern reiht stch an drei Euro» päerbataillons ein aus Eingeborenen gebildetes. Unsere Armee-corps müßten am Tag der Gesammtoffensive aus drei Divisionen bestehen: zwei westlicher Truppen und einer aus derMannschaft anderc r verbündeter Völker gefügten. JederTheil und das Ganze böte dann das lebendige Abbild der Völker, die für die selbe heilige Sache kämpfen und zu gemeinsamem Sieg vorstürmen". (Herr Reinach» Polybios in l.e fiZsro.)

General Gallieni, der am siebenundzwanzigsten Maimorgen gestorben ist, hatte in Senegambien und im Sudan, in Tongking und auf Madagaskar den Ruf eines tapferen Offiziers und klu» gen Verwalters erworben. Alles von ihm Geleistete ward aber von der Legende übertönt, die ihn seit dem September 1914 als denRetterdertzauptstadtunddenMitbereiterdes Marneglückes pries. Welches Verdienst um diesen bis heute wichtigsten Theil des Westkrieges ihm die amtliche Geschichte zuschreiben wird, lernen wir aus dem Aufsatz, in dem General Malleterre (imlemps) die Laufbahn Gallienis nachzeichnet: »Am stebenunzwanzigsten August war er zum Gouverneur von Paris ernannt worden. Am dritten September erschien sein Aufruf an die Pariser: ‚Um die Landesvertheidigung mit neuer Kraft zu beleben, hat die Regi» rung der Republik die Hauptstadt verlassen. Ich habe den Auf» trag erhalten, Paris gegen den Eindringling zu vertheidigen. Diese Pflicht werde ich bis ans Ende erfüllen.' Aus diesenWor» ten schöpfte Paris wieder Vertrauen und wartete, bis die Bar» baren vorübergezogen feien. Der Generalissimus (Iosfre), der mit unbestreitbarer Ruhe und Geschicklichkeit unsere Armeen aus der schlecht angelegten Schlacht im Bezirk Sambre-et»Meuse gelöst und in Ordnung rückwärts geleitet hat, wies ihnen am zweiten September Stellungen am linken Seineufer, zwischen Iotnville und Pont» sur»Vonne, an; dort sollten sie verstärkt, mit allem Noth» wendigen ausgestaltet werden und erst dann wieder den Feind angreifen, der zwischen Paris und Verdun keck vorstieß. Die Ar» meeMaunoury ist von derSomme in das verschanzte pariser La» ger zurückgekehrt und Gallieni, dem Vertheidiger der Hauptstadt,

unterstellt worden. Die Lager von Paris und Verdun stehen nun unter dem Befehl des Generalissimus. Am dritten September sind unsere Armeen südlich von der Marne; haben aberden Rück» marsch über die Seine noch nicht begonnen. Da merkt Gallieni, daß die Armee Kluck, statt Paris anzugreifen, sich nach Südost neigt und nach Meaux, gegen die links von uns aufgestellte Bri» tenarmee, zu marschiren scheint. Er meldets dem Generalissimus und deutet die Möglichkeit an,Maunoury in die rechte Flanke der Armee Kluck fallen zu lassen, während sie an der Hauptstadt vor« überzieht. Am vierten September, um neun Uhr früh, empfängt Maunoury von Gallieni den Befehl, seine Rkkognoszirung bis an die Marne vorzutreiben und am nächsten Tag zum Eingriff bereit zu sein. Nachmittags, nach mehreren Telephongesprächen, ermächtigt der Generalissimus den Gouverneur, die Armee Mau» noury auf dem linken Marneufer, füdlich von Lagny, anzusetzen. Abends giebt der Gouverneur den Befehl zur Ausführung und verständigt sich mit der Britenarmee. Der Generalissimus weiß genau, was Kluck will und wie Maunoury eingreifen könnte; vor Mitternacht befiehlt er: Am Sechsten, früh, allgemeiner Angriff. Am Fünften säubert Maunoury das Gelände westlich vom Ourcq. Aus der Schlacht am Ourcq entwickelt sich am Sechsten die un» sterbliche Schlacht an derMarne.Gallienisorgt stets für dieVer» stärkung der Armee Maunoury. In der Nacht vom Siebenten zum Achten bringen pariser Auto»Droschken aus Sevran»Livry und Gagny eine Divisionnach Nanteuil-le tzaudouinund Plessts-Belleville. Die beiden Führer standen in enger Fühlung; und man sollte nicht streiten, um festzustellen, welchem das tzauplver-dienst um den Sieg gebühre. Im dankbaren Herzen der Nation bleiben die Namen Ioffre und Gallieni untrennbar vereint. Wenn einst, nicht weit von Paris, auf einem der Rundhügel am Ourcq das Marne»Denkmal ragt, wird ganz Frankreich mit Kränzen gleichen Ilmfanges den Generalissimus,den Siegerin derMarne» schlacht, und den Gouverneur, den Retter dertzauptstadt feiern."
Dieser französischen Darstellung der dunklen Septembertage mag man die deutsche vergleichen, wenn sie ans Licht kommt.
Vor der Gefahr verhunzten Friedensschlusses warnt auch HerrIeantzerbette, der im Auswärtigen Amt ge schulte Sohn eines

Botschafters. »In der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung läßt
die berliner Regirung verkünden, die Ernährung des deutschen
Volkes seifürjede denkbare Kriegsdauer gesichert. Sie spottet also
derAmerikaner, denen sie immer erzählt hat,dieSeefperre bereite
Weibern und Kindern den Hungertod. Als Paris belagert wurde,
hehlte der deutsche Generalstab die Hoffnung auf unsere Hungers«
«oth nicht. Keine neutraleMacht regte fich.Ietzt sagtDeutschland
selbst, daß es A ush ungerung nicht zu fürchten braucht. Müssen wir
nun etwa noch beweisen, daß unsere Blockade sich dem Sinn des
Völkerrechtes einfügt? Unmöglich. Zwischen uns und unseren
Feinden ist zu irgendwelcherVermittelung (über Kriegsführung
undFriedensschluß)nirgends Raum. Lüngstistdiedazutaugliche
Zelt verstrichen; daß sie ungenützt blieb, ist nicht unsere Schuld. Wo
waren in der Stunde derHeimsuchung dieLeute, die sich zuFrie»
densstiftung berufen wähnen? Sie ließen der Kanone dasWort
und mögen es ihr bis ans Ende lassen. Zwischen Recht und Un-
recht giebt es keine richtige Mitte. Her r Briand hat neulich gesagt:
,Das Wort Friede ist tzeiligthumslästerung, wenn es den An»
greiser der Strafe entrücken will.' So spricht wahre Sittlichkeit;
so müssen in jedem neutralen Land alle redlichen Menschen emp»
finden. Sind unsere Krieger etwa gefallen, damit der Kampf in
«inen Schacher auslaufe, der ihr Vaterland mordet? Die Bürg»
schaft der Verlragszeugen wäre werthlos. Wer uns nicht vor
Krieg bewahren konnte, kann uns nicht Frieden verbürgen; hat
also auch nichtdas geringste Recht, über den Friedensschluß mit»
zureden. HerrWtlson hat sich indenTraum gewiegt, er könne die
kämpfenden Völker bestimmen, ,der sanften, leisen Stimme der
Menschlichkeit zu lauschen'. Nach derAntwort, die ihmausBer»
lin kam, wird er sich mit uns in der Ueberzeugung einigen, daß
aus Kanonen reden muß, wer von den Rockes gehört sein will."
(I, I^cK« 6e Paris.) Klang das pariser Echo denn höflicher?

Wanderers Gemüthsruhe.

Uebers Niederträchtige
Niemand sich beklqge;
Denn es ist das Mächtige,
Was man Dir auch sage.

In dem Schlechten waltet es
Sich zu Hochgewinne
Und mit Rechtem schaltet es
Ganz nach seinem Sinne.
Wandrer! Gegen solche Noth
Wolltest Du Dich sträuben?
Wirbelwind und trocknen Koth,
Laß sie drehn und stäuben!

Heber den Reichstagspratz jetzt noch zu reden, wäre unnöthig, wenns nur um Persönliches ginge. In Parlamenten, in de» nenAnstandsbrauch herrscht, war dieBeschimpfungAbwesender, nichtin AbwehrZugelassenerstetsstrengverbotenzwollte einParlamentsmitglied sich in solchen Schimpferniedern, so rief derPrästdent es in die Schranken sauberer Hausordnung zurück. In dem Deutschen Reichstag, dessenPräsidialgeschäftedieHerren Kaempf, Paaschs, Dove führen, gilt solcher Brauch nicht. Welcher denn? Da wird über ein unbequemes, in Untersuchunghaft sitzendes Mitglied (obs ein borstiger Sozialdemokrat oder ein frommer Fürst ist, sollte, von Parlamentsrechtes wegen, gleichgiltig fein) gezetert, als sei die ehrenwerthe Kollegenschaft verpflichtet, dem Spruchgericht den Beweis zu erleichtern und den fernen, in Schweigen gezwungenen Mann eines mit Todesstrafe bedrohten Verbrechens zu überführen.Das war nochnirgends;und daß es im Haus des deutschen Volkes Ereigniß ward, hat sogar er» bltterte Feinde des dort Wehrlosen, für den bis in diese Eni» gleisungstunde ihr Mitgefühl niemals ein Wörtchen sprach, in Verdruß gereizt. Soll ich die Stirn in Zorn, auch nur in Gram run» zeln, weil aus dem Bierheim solcher Sitte Schimpfwörter gegen mich geschleudert wurden? Die darob Empörten (deren Briefe, fast alle, die Orgie »jämmerlich" nennen) warne ich vor Burg» friedensbruch.Der Burgfriede (schon das Wort zeugt graulichen Zungenbelag) wird gewahrt, wenn behäbige Meinungpflanzer oder mächtige Klüngel einen Einsamen wacker schmähen oder un» terthänig denunziren; wird durch rückhaltlose Antwort aber «in schädlichster Weise gestört".Auch Wenns anders wäre, würde ich mich nicht inZankmitArmsäligen bücken. WernachUeberzeugung und Gewissen handelt, hat sich vor Schimpfern nur ernstlich zu fra» gen:Birgtdie ekle Hülse einSchuldkernchen.dasDubereuenmüß-

test?Binweder ein Englein noch unfehlbar; darf dieFrage heute
aber verneinen. Einer schrie.ich habe den Herrn von Heydebrand
»pöbelhaft" angegriffen.»DieZukunft" vomsechstenMai; Seite
123:»Daß derAbgeordnete Dr. Ernst vontzeydebrand sich in die
NachbarschaftsoschlimmenGebündels verirrt hat,empfandichwie
Körpersschmerz. Einsam habe ich oft den tapferen Ernst, die von
scharfäugigemVerstandbeherrschteWollenskraft desMannes,di e
stahlblanke Wucht feiner in Nüchternheit gedämpften Rede ge»
rühmt; als die im Landtag und Reich stag einzigePersö nlichkeit ihn
derBeachtung, auch des Gegners, empfohlen." So istderAnfang;
und,nach harterKritik eines heydebrandifchenArtikels.derSchluß:
«Ein Parteiführer, dessen Wesensfeste und Parlamentstrategie
höher, mitRecht.al s jedes Anderen geschätzt wird, spricht in einer
Verhängnißstunde des heiß von ihm geliebten Vaterlandes öffent-
lich über Dinge und Menschen, die er niemals auch nur imMor-
gengrau der Erkenntniß sah. Ihn deshalb .scheinheilig' zu schel»
ten (wie er HerrnWilson schalt), wäre rüpelhaft albern. Er ist zu
klug, um von der verlorenen Sache der preußischen Wahlrechts-
wahrung sich in Groll stimmen zu lassen; zu lange inReinlichkeit
gewöhnt, um die allzu hoch überschwingende Massenhoffnung auf
Unterseesteg zu der Fluth schwellen zu wollen, die den Kahn seiner
Partei von der Sandbank heben und wieder flott machen werde.
Aber glaubt der Ernste ernstlich, auf dem Riff des unwissenden,
mit seiner Unwissenheit wie mit tzerakleskraft prunkenden Natur-
burfchenthums dieSinthfluth überleben,ohne die blassesteDäm»
merahnung vonGeschichte undWillenstrieb.Bedürfniß undSehn-
sucht fremder Hauptvölker, von den Pflichten und Rechten impe«
rialer Weltpolitik durch die Weltwende schlüpfen zu können?"
Der Abgeordnete, der den hohen Muth hatte, folche Angriffsart
pöbelhaft zu schelten, sollte in seinem Gedächtniß auffrischen, was
der Führer seiner Fraktion laut und leis über Herrn von Heyde»
brand von sich gegeben, in welchem Gemüthston er mich der Ueber»
schätzung dieses Mannes geziehen hat. Dem,knurrt einAnderer,
reiche ich «nicht bis an die Stiefelsohlen«. Solches Urtheil dürfte,
selbst in fo edelmännischer Form, immerhin fällen, wer meineLe»
bensleistungkennt;ob esvonUnbefangenenbestätigtwürde.kann
ich abwarten. Noch traue ich dem Umdienerten die bescheidene
Selbsterkenntniß zu, die ihm sagen muß, daß er in den Haupt«"

bieten meiner Arbeit mit Bewußtsein ein Fremdling geblieben, stark immer nur als Kämpfer für alte Preußenherrlichkeit gewesen ist. Die Scheltrede eines Dritten deutet grob an, ich habe Indu» striemänner verdächtigt, schnöden Gewinnes wegen den Krieg ver» längern zu wollen. Was die deutsche Industrie, vornan die des Rheinlandes, in diesem Krieg, für diesen Krieg geleistet hat, ist hier früher und öfter gerühmt worden als anderswo. Daß auch neben uns,wieinFeindesland,FabrikanlenundLieferantenleben, »die, weil sieUnsummen scheffeln und sichaufMachthügelnsonnen,den Krieg wie edlen Rauenlhaler schlürfen", werden Männer vom Schlag der Kirdorf, Stinnes, Thyssen, tzugenberg, Beucken» berg gewiß nicht bestreiten. Das Ziel meiner Worte war nicht zu verkennen. »Einer, ,ders aushalten kann', soll nicht den von Ver» lust in Dürftigkeit Gedrückten mit rauher Belehrung überPatrio» tenvslicht belästigen. In seinem Bezirk soll er für verständig so» ziale Wirthschaft und ehrliche Preisbildung sorgen; aber nicht Menschen, die mehr gearbeitet, durch Fleiß eine weitere Wissens» zone und damit eine richtigere Werthung des politisch Möglichen und Nothwendigen erworben haben, herrisch, weil sie anders als er empfinden, aus dem Gitter des Nationalgefühles weisen." Wer, seis auch durch die nützlichste Leistung, aus dem Krieg un» gemeinen Ertrag erntet, sollsich an jedem Abend schonunglos fra» gen, ob die berechtigte Freude am Gewinn nicht irgendwo ihm den Empfindensstrang färbe. (Wie der Richter, Geschworene, Gutachter, der in einer seinem Gefühl oder Willensweg nahen Sache zu urtheilen hat und nicht erst Befangenheit spüren darf, wenn er, alseinerbärmlicher Wicht, imInnerstengierigaufheult: «Recht oder Unrecht: meinVortheil winkt!") Und mehr noch als selbständig Wirthschaftenden ziemt Bescheidung den Verbands- beamten, die mit wohlgefälliger Ueberzeugung auch den Posten und die Einkunft verlören. Genug... Der vom Kirchthürmchen aus gekündete Verruf hallt weiter: wer mit der Schelle, mit Un» schuldsbetheuerung nachliefe, wäre ein Narr. Nur die Leistung wirkt, niemalsAbwehrsalscherAnschuldigungz und nur Wirkung will ich, niemals Beifall. «Laß sie drehn und stäuben!"

Daß dem Kanzler des Deutschen Reiches solche Gemüths» ruhe sehl!,hatMancher wohl staunend vernommen.Beifall ward Herrn von Bethmann, ob er für oder gegen Britanien und Ruß» land sprach, die Minister Grey und Sasonow lobte oder tadelte,

nie versagt; und Wirkung, gar des Reichs leiters, wird weder durch Grollartikel noch durch heimlich vertriebene Fehdeschriften ge» hemmt. Diese unterirdische Literatur gedeiht nur im Bezirk der Zensur; mit der ZeitNikolais Pawlowitfch, Metternichs, Fried» rich Wilhelms des Merten war sie versunken. Das aus dem Licht gescheuchteWortwirdvonZorn gistig;Rede,die nicht insOhrder Nation dringen darf,entkleidet sich demGewand.das inOeffent» lichkeit taugt, und ähnelt bald dann dem im Familienzimmer oder «mZechtisch Gepfauchten. WiV derKanzler vor so schrillem Klang bewahrt sein, dann muß er die Erörterung der Politik aus Vor» mundschast befreien und die Censurmacht ins Gebiet des Militär» Wesens beschränken. Doch ein Entschluß würde ihm erst aufge» drungen, wenn dieParteien mit dem vorangegangen wären.Rede» freiheit auch für den heftigsten Widersacher, nicht für sich nur, zu heischen. So weit sindwirnoch nichtzallzu viele Deutsche gerathen nur in Hitze, wenn dem Nachbar die Maulschelle, auf die sie ge» faßt sind, erspart wird. Am fünften Juni gelang Herrn von Beth» mann die Selbstvertheidigung. Warum aber toste der Beifall so laut? Weil die Rede sich gegen «tzyperkonservative-(Bismarcks Wort) und Alldeutsche zu wenden schien. Dürfen Die nicht ihre Meinung aussprechen? Nicht, wenn nachgeprüfteUeberzeugung sie dazu verpflichtet, offen bekennen, daß sie von diesem Kanzler die dem Reichsgeschäft nöthige Förderung nicht mehr erhoffen? Das heute Verwerfliche habe ich vor vier Wochen hier gezeigt. «Stärke offenbart sich nicht in der Sucht, den niedrigsten Trieb als den edelsten anzupreisen und mit solcher Meßbudenkunst, Roß» täuscherlist den Beifall schwieliger Herzen, schweißiger Hände zu heimsen. Wären unsere Perikles und Diodotos noch schmächti» geren Wuchses: aus ihnen redet Vernunftz rast nicht Tobsucht. In den Grenzen ihres Hirnvermögens dienen sie, auf ihre Weise, bescheiden und ohneEigennutz dem Vaterland. Dessen Interessen verräth, mit oder ohne Bewußtsein, wer aus sicherem Versteck vor dem Feinde die Regirer ehrloser Schwäche zeiht/ Der Wunsch des Kanzlers scheidet sich nicht von dem des Reichstages: Beide «sehnen demReich nicht nur,was es zu kräftigemLeben braucht, sondern Alles,was der Kriegsausgang vomFeind zu nehmen er» laubt; vor Beider Augen funkeln Kriegsztele, die ihnen vor dem Krieg Irrlichter schienen. Das Uebrige wird sich finden, wenn DeutschlandsMannschast heimgekehrt ist. Dann wirdWeltwende;

oder wir ersticken im alten Parlamentspraß. Wozu der Lärm? Herr von Bethmann hat allerlei Vernünftiges gesagt; und. Bei» fallsstürme"aus dem Reichstag geerntet, dessen Kehle zuvor drei Kanzler bejubelt und jede Wendung nachbismärckisch« Politik in Wonne gebilligt hat. Geduld! Vor der Wahl ist Abrechnung.

Pfingstrosen.

Was will hier werden ? Durch Jerusalem, die Stätte des Frie» dens, schallt am fünfzigsten Mittag nach Ostern der Ruf. Vom Himmel war ein Brausen, als eines gewaltigen Windes, gekom» men. Naht ein Sturm, der mit Feuer taufen will? „ Wie von Feuer schienen die Zungen der Jünger Jesu zertheilet. Alle wurden des Heiligen Geistes voll und singen an, mit anderer Zunge zu vre» digen. Da nun Solches geschah, lief eine Menge zusammen; und Jeglicher wurde bestürzt, weil er inseinerSprachepredigenhörte. Aus der Schaar, die zuerst gestaunt, dann sich entsetzt hatte, flog manche Frage auf: Sind nicht Alle, die da reden, aus Talilaea? Wie kommt es, daß Jeder von uns die Sprache seiner Heimath vernimmt? Parther,Meder, Elamiter, Bewohner von Mefopo» tamien, Iudaea, Kappadokien, Pontus, Phrygien,Pamphylien, Egypten, Volk aus der libyschen Kyrene, Fremde aus Rom, Iu» den und Iudengenossen, Kreter und Araber: Jeglichem künden sie mit seiner Zunge die großen Thaten Gottes. Sind sie süßen Weines voll? Nein. Hütet Euch, ihrer zu spotten! Doch was will hier werden?" Die Grundmauer einer Kirche. Noch lebt die Hei» landsgemeinde von Erinnerung, vonnachhallendem Wort. Dürf» tige, ländlich unwissende, in Einfalt blind gläubige Menschheit. «Wo Zwei oder Drei in meinem Nam en vereint sind, bin ich inihrer Mitte." Wer möchte, nach solcher Verheißung, sich in Einsamkeit von den Brüdern scheiden? Schon sinds hundertundzwanzig. Nach der Arbeit, die Kleid und Nahrung einhandelt, gesellen sie, dicht beim Tempel, ihre Traumschwärme. Wie Zugvögel hocke« sie nebeneinander; und das sanfteste Schauerwindchen sträubtihr Gefieder. Spürtet Ihr soeben nicht Himmelshauch? Gewiß war im Winde der Herr, der einst vor Elias Auge ging und nicht im Sturm, im Erdbeben, im Feuer, nur in sanftem Saufen war. Scharrte es nicht an der Pforte? Da blüht Hoffnung; reift aus der Knospe uns Glück. Weh aber, wenn der Meister uns vor» überschritt und wir im Anhauch des Heimkehrenden nicht dentzei»

Ilgen Geist erfühlten! Der tritt auch durch verriegelte Thore ins Haus. An schwülem Mittag langt die Gemeinde nach ihm. Der Himmel brüllt auf und lodertFlammengarben durch das von Gewitterswirbel aufgerissene Fenster. Sähet Ihr, Zweifler, nun zwischen blinkendenLichlsicheln den Geist? Leckte nicht über jedes Frommen Haupt hin die Feuerzunge? Schwerflüssig war zuvor unsere Sprache, wie Moses, ehe der Herr in seinem Mun» de war, und wie Jeremias, ehe der Herr ihn predigen hieß und mit seinem Wort die träge Zunge flügelte. Auch Ihr seid, wir sind nun beredt und brauchen nicht mehr zu fürchten, daß der Zugewanderte, der in Städtersprache nicht heimische Landmann uns, weil er die Predigt nicht versteht, den Rücken zeigen werde. Wer verstünde nicht, was der Herr, der Heiland, der Heilige Geist aus Uns redet? StarrerIudenwahn mag schwören, daß Heiliges sich nur in Hebräer!«^! kleide und schon der egyptische Israelit, weil er Jahwes Wort ins Hellenische übertrage, bis an das Lid des Auges in Ketzerei gesunken sei. Unseres Gottes Wort ist nicht in ein enges Sprachgebiet eingepfercht. Ward Euch nicht osfenbart, daß zu dem Amt des Messias auch sein Wille gehöre, im Feuer des Geistes alle Sprachen, alle Völker in Einheit zu schmieden? Da er als Menschensohn über die Erde schritt, sprach er wie der Schlichteste in Galilaea. Seit er gen Himmel ausfuhr, ist seiner Predigt jedes willigen Herzens Ohr offen. Mancherlei Gaben sind; doch ist nur ein Geist in Juden und Griechen, Egyptern und. Kretern, Freien undHörigen. Wenn Ihr mitZungen redet, deutlich, nicht in den Wind, so ist Eure Rede Gebet und Ungläubige zwar werden sie sinnlos schelten, Gläubige sie aber unter jedem Himmel verstehen: so in ihr Liebe ist; denn ohne Liebe wäret Ihr, freilich, selbst mit Engelzungen noch ein tönend Erz oder eine klingende Schelle. In Weltweite sollen wir, nach des Meisters letztemBefehl,wandern und aller Menschheit mit neuen Zungen die Heilsbotschaft bringen. Stockt das Wort einmal, so ersetzt es ein Seufzer des Geistes und dem Erforscher der Herzen entgeht der Sinn nimmermehr. Was soll uns zu neuem Bund Verknüpf» ten die Sprache des alten Bundes? Deren Zeit ging. Uns taugt eher, zu stammeln als mit abgenütztem Werkzeug die Arbeit des Seelenpflegers zu beginnen. Viel eher, in Glaubensbrunst kin» disch zu lallen als in die Enge einer Sprache, eines Volksbrauches zu kriechen. Wer unsere Rede verlacht, ist von den Weltlichen

denen,Wie unseremIudas imBesitz der Silberllnge, aus Freude
Leid und aus Trauer Tod wird.Doch unsere Trauer sehnt sich nach
Gott, ist selbst Gottesgeschenk und aus ihr wird Seligkeit, niemals
Reue... Fromme Juden überläusts. Was will hier werden?
Das Glaubensheim neuer Volksgenossenschaft, die alle
Schlacke völkischentzochmuthes, Eigennutzes, Abschlietzungdran»
ges ausscheiden, im reinen Feuer des Geistes athmen, aus allen
zuihrem Gott hinstrebenden Völkern sich Geschwister werben will;
und noch nicht ahnt, daß sie zur Grundmauer einer neuen Kirche
die Steine schichtet. Aus Gewaltherrschast, Krieg, Knechtsfron
sehnt sie sich ins stille Dämmerlicht geistigen Lebens, das der Seele
Frieden beut und denLeib ihr zu stetemDienst verpflichtet.Keine
Waffe, kein Streit, keine selbstsüchtige Regung. Alle habe ist Ge»
meineigenthum. Jeder seelisch Würdige, und käme er aus dem
Stamm der Knechter von gestern, als Bruder Allen willkommen.
Sein Ohr ist noch taub? Harret: Glaubenseinheit weckt in dem
Neuling das Verständniß unserer Sprachen. Sind wir nicht,
Alle, arm, weltenfern von dem Streben, durch Gold oder anderes
Machterwerbsmittel Menschen in ein Joch zu zwingen, nicht von
der Flammenzunge zu edlerem Welke geläutert? Israel mag uns
als eine von hundert Sekten nehmen; damit es sich nicht in Haß
wider uns ärgere, bequemen wir uns in seine Bräuche. Daß
an unserem Tisch abends das Brot gebrochen, der Kelch geweiht
wird, kränkt keinen unfreundlichenBlick: und nähert uns im Er«
innern doch demgeliebtentzerrn, dessen Leib gebrochen, dessenBlut
vergossen ward, wie er geweissagt hatte. An des Vaters rechter
Seite thront er; kehrt aber, wenn die Zeit erfüllt ist, auf dem Weg
in die Weltrichterpflicht, in unsere Gemeinde zurück. Deren Prie»
sterfltz ist ihm vorbehalten; denAeltesten,der dieOrdnung wahrt,
hebt kein Sonderrecht aus der Reihe. Ringsum aber lauert die
Welt. Lechztsieschonwiedernach der Freude, den Geist ans Kreuz
zunageln, sein Röcheln gierig ins Ohr zu trinken? Aus den ohne
Klosterzwang hausenden Mönchen werden Zunftwahrsager, Heil»
künstle?, Wunderthäter. Aus den still in sich Versenkten die Säulen
der neuen Kirche, ^aran^tka: der Meister naht! Doch sie warten
vergebens: und schicken sich allgemach in die Welt. Noch nicht in
stolze sVolks bewußtsein. Aber sie segnenEroberung.And erinnern
nureinmalinjedemIahr.amTagderNiederkunfttzeiligenGeistes,
sich, daß keines Eroberers Werk dauert als des Gedankens.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Wazimilian tzarden in Verlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Pafj « Sarleb G, m, b. tz, jn Berlin.

Uresüe» Hotel Lellevue
ösz Vollendetste eines moclernen I-Iotels. HI bskrikok, linker Ausgang.
!I «eriwer XoowFiscKer (Zarten I!
Z (Zrösste u. sckön8te I?estäuration8änIäAe cier Vi^elt!
Is^lioti grosses ^ooserr.
Terrarium
riurn.
Vistst.Kursn
nsch5clirotti
wirks,üei>verf.
llr.örudn'!U/«cIie^
pulv, türbttemä. II«,
VilSunger)(elenenquelle
I9l4 ^ 11,325 Lsäesäste unä 2,181,681 klssckevverssnä.

Saar Schaumwein
Nniig in semer'
ötich^, rassig, blumig unö außersröenttich
bekömmlich.

Ar, 36.
I«. Juni 1916.
— vie Zukunft.
Kil»n2 per z>. ve^einder «915.
Aktivs,
^1^,»«
I>:,'5«Ki,»n »Uli I!„tei>ißlln^s,> ,
51,
78«>.»! —
I
I
1
1
1
33 3SS KS
9I3 217!°K
4IS7K3 28
3 3US033 1°
4^13
2 787 «72 74
1« 99S bv
1 84g 3,,7 4«
^4 43
McKt ein^slösts Oivil4eu6« . ,
Gewinn
41,
scxxxx»
1 «78 SS2
M 4SI
8S
27«
972 392
SS
8SS001
4,/,
1810 764
S7
. »774437,44
uncl Verlust-tionto.
IMS 406
12231
S1« Igg
413 00»
I8IS7S4
!',8 0U2
3818K02
"9
, ! «I« v«2,»9
O,e au! 12° g — ZI. IM.- kur gis ^.Kt,vu X«, 1—S»0» kestgss«t2,s UiviSsllds Fswu^t
^iro Ulvilil!ll6«u!j«>i«ill 1915 »u»»«r bei uv»er«r <>««<>II«rI,!,fl!,Ii»»8«. bei 6sr kör
Usnil«! «ittl In<Ill»tr!e uncl Ssr Xilti«»»Id»»K rür Neut»,!,!»,,,!, Iiior ^.us^äKIur,?
Lorlill, <!«„ 29, Klai 191«,
Ssü'SNiänii.eielitricitätz.^Verll's, Aktien6eseI!«cKstt. »erli» «.öS. Silsn, sm SI. vs«mksn ISIS.
Aktivs,,
4?eKIenSe LiniaKIung suk
^KtienKspitäl
vt«,,!>i>ie!> liant«
Klullell, u»lj Ii«,istruKUui,«-
Klo^ilieu üovt«
k>^t«„tün»t« , . , , , , ,
LtlvKten X«„t«, Lest^ng , ,
4 25»»»»
3 937 »99
11 217 7»»
4 «33 399
2
2
2
2
2
2
7 241 027
7 794 955
492 773
5 798
20 557 309!
29 234 534! 98
131943! 72
14 738 205 US
>? !> » » i v ».
N»vK»t«1>u>,gsK«„t«^i)>v«i-se)
vi,rjz»«d».N»-<Z1«u>>Igsr
»4SUI3I,95
«««»»,—
1»»»»»»,—
^ ZlätionillsUkt, ,
^! 47 75» «!>0^"^
10°/« lantiems an
^^^3 493902,4»"
6°/„ «i!kr<Uvi^^

^ °« 4/7M0«», .
4 09« «09 —
I»»««»,—
SM»«»,-
1 91« »»»,—
S4S 390,24
279512,2»
2 805 000 —
398 232,54
52 00000«
4
17027 092
48
10000«
82553
77
19 9«»««»
«775
15« 727
5»
8I«N
«54« 503 93
«43 «30 44
19125«
IS«««»
7S4705
94
11402134
109 034 »4»!g4>
11 402 134,9«
98
109 «34 S4N 04
^ ^!S^«I1.
3 92« »83! 37
0 271 8I«^»S
II 402134 98
21 «U»«27!3U
«üben,
Vortiü« !i,is 1914 . . , .
>Zei' I'äuriK.IIiiKoslöu.

Berlin, den 17. Funi 1916.
Verklungener Ruhm.
Slawa.
Tag des Heiligen Georg hat König Nikola von Monte»
negro, wie in jedem der sechsundfünfzig Jahre, die er als
Wladika und Haupt der tschernagorzischen Serben verlebte, die
Getreuen zum Fest der Slawa, des Namensruhmes, geladen.
Sonst,inCetinje,brieten an diesemTagseineLeibköcheLämmchen
und Milchferkel, unter freiem Himmel, am Spieß, nach dem Braten
gabs gezuckerte Früchte, auf die Gräber der Helden und edlen
Frauen wurden Blumen und leckere Speise, als Dankopfer, ge-
spendet und bis in die Nacht währte Gesang und Tanz. Nicht der
dem Herrscherhaus Nahe nur: auch derBettler und Sieche ist am
Georgijtag ein willkommener Gast. Diesmal war Frankreich des
Festes Schauplatz.Das von Kastanlenbäumenbeschattete Schlöß-
chen Merignac in der Gironde, dicht bei Bordeaux, herbergt
den fünfundstebenzigjährigen König, feine Frau und die Töchter
Venia und Wera. Die Söhne sind fern; der den Obrenowitsch ver-
schwägerte PrinzMirko scheint sich sogar in Oesterreichs Lager zu
neigen und hofft vielleicht, ein schmales Serbien unter wiener Pa»
tronat einst dem Königreich Montenegro zu vereinen. Den Töch»
tern, der Italerkönigin und den Großfürstinnen, lacht jetzt keine
Sonne; und der greise Schwiegersohn Peter Karageorgewitsch
starrt aus düsterem Auge in Griechenlands sommerlich glühenden
IS

Himmel. Schwarz ist ringsum die Slawa verhängt. Seit er, als ein Gunstkind Louis Napoleons, in ein pariser Gymnasium ging, war Nikola nicht so lange auf Frankreichs Erde. Ein romanischer Schweizer hat das Maifest beschrieben. Offziere, Beamte, Stu» denten,nur drei Dutzend Menschen. Uniformen und abgetragene Röcke. Ein baumlanger Abt, der auf demLowtschen mitgekämpft hat, doch nun wieder die schwarze Kutte und dieKarmestnschäipe trägt. Zweimal, stöhnt er, »ward mir das schrecklichste Menschen» erlebniß: zweimal habe ich, der aus der Herzegowina inMonle» negro einwanderte, mein Vaterland verloren I" Aber er hofft noch; die Heimath muß auferstehen. Der König, in Hellblau und Gold, nimmt schweigend den Handkuß hin; hört schweigend den Glück» Wunsch des Adjutanten. Schwärmt sein Geist in dieFerne,in alte Herrlichkeit des Kriegers, des Königs zurück? Vierhundert Feuer-schlünde umheulten den Schwarzen Berg.' Schon der fünfte Tag ohne Brot für das schmelzende Heer. Und die entkräftete Mann» schast wird auch aus austro»ungarischem Schiffsgeschütz jetzt be» schössen. Bleibt da noch Wahl? Den serbischen Brüdern wird, auf ihrer Flucht nach Albanien, alles Bleibsel der Tschernagorzenhabe geopfert. Sie müßten ohne solche Hilfe in Hunger und Frost er» liegen. Holet das letzte Vieh aus dem Stall, die Karto sfeln aus dem Keller! KeinBrennholz mehr? Nikola läßt seine Lteblingakazien fällen, das tzolzgebälk aus denDächern schälen, hölzerne Kreuze aus den Gräbern reißen. Nm die Falken slammts lichterloh. Pe» ters Heer wird nicht vergessen, wem es Wärme und nothdürftige Nahrung zu danken hat. Diese Hoffnung geleitet den alten Kö» nig in die Fremde. Sinnt er ihr nach? Wie eines entlaubten Stammes herbstlich fahlrother Wipfel in Nachtwind: fo bebt, über den zerrunzelten Fäusten, die den russischen Ehrensäbel umklam» mern, das Haupt. Blicklos steht es auf die Gäste. Vom Schmack einer Cigarette weicht wohl die Sprachhemmung. Tiefzieht erden Rauch ein. «DieseStunde bereitet mir bitteres Weh. Kein Lamm, kein Schweinchen am Spieß. Traurige Slawa! Gern hätteich Euch empfangen, wie man in meinem Land an solchem Tag die Gäste empfängt. Ich kcnns nicht; kann Euch, Montenegrinern, Bos» niaken,tzerzegowzen, nur dafür danken, daß Ihr kämet, mich noch in meinem Unglück zu grüßen. Ja... Wir haben jetzt eine neue Regirung; alfo eine neue Hoffnung." Wieder stiert er ins Leere.

Vor sechzig Iahren Eugeniens Gast in den Tuilerien. Palmer» stons England sein Feind; Foulds Frankreich liefert ihm Geld und Gewehre. In sechs Schlachten und vielen Scharmützeln schlägt er das seinem ums Vierfache überlegene Türkenheer (oas, im Kampf gegen sechsundzwanzigtausend Montenegriner, fast fünf- zi gtausend Mann verliert). Vor vierzig Iahrenist er in Caltaro der Gast FranzIosephs. Der blickt auf die Steinfestung des Schwar- zen Berges und spricht: „MeinHerrBruder wohnt da rechthoch." Nikola darf sich, als Antwort, den herben Scherz gestatten:. Weil mir die Türken die Erde, die Oesterreicher das Meer nahmen, blieb mir ja nur der Himmel." Der Berliner Vertrag öffnet ihm das Meer und weitet ihm die Erde. Elf Jahre danach nennt der dritte Russenzar Alexander in Petersburg den Fürsten Nikola laut seinen besten Freund. Als Oesterreich»Ungarn die Herzego» wina und Bosnien annektirt, erlangt Nikola, daß sein Hauptha» fenAntivari von den lästigsten Bestimmungen des BerlinerVer» träges befreit wird. 1910 hebt der fchlaue und tapfere Wladika sich in den Hellstin Glanz. Im Januar kann er in Antwort, das fremden Kriegsschiffen bisher gesperrt war, das Geschwader des französischen Contreadmirals Pivet empfangen; im August sich zum König krönen. An seinem Tisch sitzen beim Prunkmahl die Könige von Italien und Bulgarien, Großfürst NtkolaiNikolaje» witsch, Kronprinz Alexander von Serbien, der Türkenbotschafter Hussein tzilmi Pascha. Zweimal noch zieht derAlte sein Schwert; nur einmal zu Sieg. Dem Wunsch der Ahnen, auch über Skutari zu herrschen, winkt, endlich, die Erfüllung. Dann gehts jäh ab» wärts. In der Gironde lauscht der Greis jetzt dem Parzenlied. Sieht er die Heimath wieder? „Den Druck der trüben Zeit muß Jeder tragen und.was er fühlt,nicht dashierNöthige,sagen.Der Aelteste litt das Schwerste. Anser Gang wird nie so schwarz und dauert nicht so lang.' So spricht vorder LeicheLears, dersich selbst, weil er den Kindern zu blind vertraute, um den Thron gebracht hat, der Eidam, den der Dichter dentzerzog von Albanien nennt. Auch in Paris wurde im Mai ein Fest der Slawa gefeiert. Einnordslawisches.demdas MorgenlichtderAuferstehung leuch- ten sollte. Die Vertreter des Russenparlamentes, die alle Haupt» städte der dem Zaren verbündeten Reiche besuchen, waren ins Rathhaus geladen und begrüßt worden.In ihrem Namen hatte
ig»

der Abgeordnete Miljukow gedankt. Wirthe und Gäste standen auf, um ins Speisezimmer zu gehen. Da trat noch Einer vor und nahm, zu Aller Ueberraschung, das Wort. Graf Wielopolski; wohloerSohnAlexanders, des Marquis von Gonzaga, der 1877, als ein aus freiem Willen Verbannter, auf deutscher Erde starb. Graf Sigismund Wielopolski istMitglied des russischenReichs rathes und fitzt dem polnischen Nationalausschuß vor.In Paris sprach er:»Mehr als hundertIahre lang warPolensName von der Landkarte Europas gestrichen. Der Weltkrieg half ihm wie» der ins Leben. Auf Polens Boden haben die großen russischen Heere den Feind ein Jahr lang festgehalten und beträchtlich ge» schwächt. Die Folgen des erbitterten, blutigen Kampfes sind grau» fig: zerstörte, verbrannte Dörfer, zerschossene Städte und Indu» striestätten, verwüstete Felder;wo einst Frucht reifte, dehnt sich ein Kirchhörde« Schützengräben unuingen.Das unsäglich grausame Schicksal, das die Theilungen Polens bewirkte.zwang unsere Brü» der, unsere Söhne, in feindlichen Lagern, gegen einander, zu kämpfen. Daß Polens Seele alles Leid, alle Qual des Jahrhunderts überlebt habe, bestätigte vor Europas Ohr derAufruf des Groß-fürsten» Generalissimus, der uns.im Namen des Zaren, das Nahen der Auferstehungstunde ankündete und die Etnung aller pol» Nischen Landestheile verhieß. Die herzliche Freundschaft, die uns hier begrüßt, stärkt die Ueberzeugung, daß sich das schöne, edle Frankreich dieses russischen Entschlusses aufrichtig freut. Wir bleiben, was wir feit dem Beginn des Krieges waren;dafür zeugt die Thatsache,d aß in den Abordnungen, die aus Rußland zu den Verbündeten kommen, Polen vertreten ist. Trotz dem Graus und Weh des Krieges, der unserLand dem Feind in dietzand gab, ist, unter Trümmern, in Trauer, die Haltung Polens ruhig und würdig geblieben. Der Feind verbreitet falsche Nachrichten und sucht uns durch listig schmeichelndes Versprechen zu umgarnen; in Schloß und Hütte verdüstert Noth das Leben. Aber wir beugen uns nicht; unbeirrbar bleiben wir auf dem selbst gewählten Weg und harren, in unerschütterlichem Glauben, der Stunde, die uns wieder in selbständiges Staatsleben ruft. Der Sieg der Verbün» beten ist unser Sieg; ihre Sache ist unserer unlöslich vereint. In der Weltlichtstadt, im Herzen des großen, an Ruhm gewaltigen Frankreich, dem wir Polen durch manche Gemeinschaft geschicht-

lichen Erlebnisses verknüpft sind, ist mir Bedürfnitz, der Gewiß. heitAusdruck zugeben, daß endgiltigerSiegFrankreichs gerechte Wünsche erfüllen wird; seine Kraft wird es fortan gegen jede Bedrohung sichern und keinem Feind je gelingen, es auch nur für Stunden auf dem Weg zu hemmen, auf dem diese civilisatorische Großmacht seit Jahrhunderten vornan schreitet, dem Licht, dem Recht, der Wahrhaftigkeit zu." Aus dem Munde derFranzosen grüßt den Redner derRuf: «Vive IspoloFne!« (Der in Paris verpönt war, seit ihn, am Thor des Gerichtspalastes, der Radikale Iloquet demZarenAlexander sammt derAnrede »Monsieur» ins Gesicht spie.) Zum ersten Mal hat vorAmtslnhabern wieder ein amtlich beglaubigter Vertreter Polens gesprochen. Das ZielAlez» anders Wielopolski war: ein fester Bund der beiden Slawenvölker unter dem Dach des russischen Kaiserhauses, das den Polen die liberale Verfassung von 1813 zurückgiebt, die Bildungmöglich» leiten breiter ausbuchtet, die Bauern auf die Stufe des zu freiem Handeln und redlich em Erwerb fähigen Menschen hebt,den Juden das Christenrecht gewährt und dadurch dem dünnen Bürgerstand einen zum Kamps ums Dasein tüchtigeren Körper schafft. Im März 1861 wurde er zum Vorsitzenden eines Staatsrathes er» riannt,der jede Rußlands Oberhoheit wahrende Freiheit bewil» ligen und allen Schichten des Polenvolkes haltbare Lebens» grundlagen sichern sollte. Die üble Erfahrung des Vaters schreckt den Sohn nicht. Dessen Name stand, neben denen der Branicki, Komlerowski. Gorski, Kozlowski, Krasinski, Morawski, Potocki, Radziwill, Lubomirski, Woroniecki, unter der tzuldigugadresse, die Nikolai Nikolajewitsch im August 1914 empfing. „Wir, die Vertreter aller politischen Parteien und sozialen Gruppen, sind innig überzeugt, daß aus dem Blut, das Polens und Rußlands Söhne in gemeinsamem Kamps gegen den gemeinsamen Feind vergießen werden, beiden Slawenvölkern ein neues Leben, eins friedlicher Freundschaft, erblühen wird. An diesem bedeutsamen Tag, den die Polengeschichte nie vergessen kann, spricht aus unserer Seele der heiße Wunsch, daß Rußlands Heer siege; stärkt uns die Zuversicht auf den Triumph dieses unter dem Be» fehl Eurer Königlichen Hoheit stehenden Heeres." Der ist, nach kurzer Pracht, am Dunajec und an der Dwina gewelkt. Herr Ro» man Dmowski, Führer der russenfreundlichen National»Demo»

traten,ließ kaum noch von sich hören. Auf ihrem Rückzug haben die Russen das Polenland verwüstet und ausgeplündert, ganze Dörfer verbrannt, Menschen, Vieh, Nährmittel weggeschleppt. Zehntausende sind in die Wälder geflohen und dort verhungert oder erfroren. Der Feind kam als Wohlthäter; schuf Ordnung und that, für Volksernährung, Verkehrswege, Rnterricht, was er in Nothzeit vermochte. Dennoch stehen die Wielopolski und Ge» nossen fest auf dem Willen zur Gemeinschaft (des Heeres, derZölle, internationalerVertretung) mit Rußland; und ihre Schaarist viel größer, als in Deutschland und Oesterreich Mancher meint. Nur der Russenzar, heißt es in diesem Lager, kann Polens Selbständig» kcit sichern und alle polnischen Sprachbezirke unter dem Banner des Weißen Adlers einen. Horchet auf solche Wünsche! Weil unsere Feinde Preußens Macht zersetzen, in Ost Deutschlands Grundmauern lockern möchten, wollen sie den Polenstaat, der für dreipreußischeProvinzeneineLebensgefahrwürde.SchonalsGe-fandter hatBismarck den Prinzen von Preußen vor den,Plänen zurAusschlachtungRußlands" gewarnt. »Jeder siegreiche Krieg gegen Rußland unter unserer nachbarlichen Betheiligung belastet uns nicht nur mit dem dauernden Revanchegefühl Rußlands, sondern zugleich miteinersehrbedenklichenAufgabe.nämlich: die PolnischeFrage in einer fürPreußenerträglichenFormzu lösen.* Die Lebensarbelt des Erziehers darf nicht verthan sein. DerWi» derhzll, den Wielopolskis pariser Rede noch jetzt, in den Tagen russischer Machtlähmung, geweckt hat, läzt ahnen, was würde, wenn aus Sommersgluth die Slawa in neuen Glanz erstünde.

Vuan.Shi.Kai.

«Beginnet, Menschenbeherrscher, niemals, was Ihr später vielleicht, in Reue, nicht begonnen haben möchtet!" Von den Mau» ern uralter Chinesentempel mahntsolcheWeisheit;mahntinhun-dert Wendungen der heute noch fortwirkende Geist des alternden Kong°Fu»Tse, verwegene, unbedacht kecke Handlung zu meiden. „In stillem Wasser, nicht in fließendem, sucht der Mensch sein Bild zu erblicken; denn nur, was selbst fest ist,kannAnderesfest» halten." So lehrt der Weise, denLao>Tfe die Nichtigkeit ungestü» menWillensdranges erkennen ließ. EinLeben lang schienVuan» Shi-Kai dieser Lehre folgsam. Als Sohn dürftiger Kleinbürger

aus der Provinz tzonan war er, wie Tausende seines Schlages, Beamter geworden. Irüh findet er den Weg in die Gunst des all» gewaltigen Li. Hung-Tfhang, der ihn (ohne zu ahnen, daß er einen Machterben erzieht) nach Korea schickt. Zwölf Jahre bleibtPuan dort;klettert von den untersten Sprossen derAmtsleitervonIahr zu Jahr höher; wird Chinas Gesandter und erspäht aus Hellem Auge Fluth und Ebbe des Iapanereinflusses in das Kaiserreich des Stillen Morgens. Als Beherrscher aller Listen und Kniffe ehrwürdiger Asiatendiplomatie kehrt er heim; und schlängelt sich zunächst nun ins Heer, dem er schon als Jüngling angehört hat. Seine Armee wird eine Kerntruppe und hängtihm, der die Mann» schaft nicht schinden läßt, inniger an als dem regirenden Mand» schuhaus. Im Jahr 1898 wird das erste Grollen des Aufruhrs hörbar. Das Junge China heifcht Reformen, die Tse»Si,dieKai» serin»Witwe,die für ihrenSohnKwang-Su dieRegentschaft führt, denDrängernnichtgewährenwill.'yuanhatbalderwittert.dabdie- fe Frau stärker ist als das Gewimmel kleiner Rebellen: und ver- lobt sich mit Haut und Haar deshalb der Gebieterin. Die schürt das Feuer desNationalismus undFremdenhasses,hofft,in denFlam» men des Boreraufruhrs die Neuerungsucht der Sprudeljugend verglimmen zu sehen; und merkt zu spät die Kurzsicht, die sie ver» leitete, nicht mit der Strafgewalt der Europäerreiche zu rechnen. Vuan hilft ihr aus der Klemme. Er ist Statthalter in Shantung (dessen Kiautschaubucht nebst Hinterland dem Deutschen Reich verpachtet ward) und seiner Behendheit gelingt, mit den blond» borstigen Barbaren, die unter Waldersee bis nach Peking vor» dringen, sich eben so gut wie mit dem bedrängten Damenhof zu stellen. Die Kaiserin bleibt ihm dankbar;macht ihn.vachLisTod, zum Statthalter in Petschili.dann zum Reichssekretär und Leiter des internationalen Geschäftes. Nach ihrem Tod wird «(dessen Befehl der Armee des Generals Ma jeden Eingriff in den russo- japanischen Krieg gewehrt hatte) dem Regenten verdächtigt und aus allen Aemtern entfernt. Hat er die Jahre der Ungnade zur Verbreitung des Prophetenwortes genützt, die träge Selbstsucht derMandschudynastie werde dasReich destzimmelssohneszer- stücken?Ihre Wurzeln verdorren rasch. Korea, die Mandschurei, die Mongolei sind der Chinesenherrschaft entglitten; die Japaner in Ostasien übermächtig geworden. Die »Politische Gesellschaft

Die Zukunft,

der Retter", deren Haupt der amerikaniflrte Chinese SuN'Pat» Sen ist, fordert viel mehr, als zehn Jahre zuvor ToUköpfe zu fordern wagten. Nur Puan kann helfen. Lange läßt er sich von dem rathlosen Regenten umwerben. Schützt Krankheit vor; nennt sich selbstunzulänglich fürdieAufgaben neuer Zeit; mäkelt an den Bedingungen. Un d folgt dem Ruf auf die Reichszinne erst, als ihm die unbeschränkte Herrschaft über die Verwaltungmaschine und über das Heer verbürgt ist. Nun kann ihm, muß ihm der Sieg gelingen. Sieg der Dynastie? Die ist wurzellos, ein Fremdkörper im ungeheuren Leib desReiches,den gelehlten Chinesen einGräuel und sogar von der stumpfenMenge schon verachtet. Sieg derRe» volution? Dessen Folge wär ein unflickbarer Riß zwischen Nord und Süd; wäre die Einschleppung westlicher Gedanken und Be» griffe, die China noch nicht verdauen könnte. Puan steht sein Ziel und den Weg, der ihn hinführen kann. Für die erste Strecke sind Sun»Vat»Sen und Genossen zu brauchen. Sie unterhöhlen, zer» trümmern denDrachenthron, verbannen denKaiser, diePrinzen, nehmen den Mandarinen die Pfauenfedern, Rangknöpfe und an» dere Gunstzeichen; Beamten und Bürgern schneiden sie denZopf ab und hissen auf die Stange, von der das gelbe Drachenbanner wehte, die rotheE mpörerflagge. Der Vertrauensmann des Kaiser» Hauses hebt die Achseln. Wenn er sich gegen die Wuth gestemmt hätte, wäre er überrannt worden. Weil er mit den Wölfen geheult hat, kann er die Wunden, die ihr Zahn riß, jetzt behutsam verbln» den. Erschafft dem entthronten Kaiser einüppigprangendes Heim, ihm und seinerFamilie reichliche Einkunftz giebt ihnen alle äuße» ren Ehren und jedes ungefährliche Vorrecht zurück. Durfte er, der von diefem Hause so viel Gunst empfing, anders handeln? Trotzdem er vom monarchischen sich zum republikanischen Ideal bekehrt hat: Treue muß walten. Das begreift Or.meä.Sun°Vnt» Sen, der die Südstaaten aufgewühlt und von ihnen die Präsi» dentenwürde empfangen hat. Er verständigt sich mit dem Diktator des Nordens, der im Glauben nicht um Haaresbreite von ihm zu weichen scheint, die Erfahrung des Staatsmannes und Dlplo» maten hat und betonen darf, daß er dem stärksten Chinesenheer befiehlt. DreiTage nach derAbdankung derMandschu»Dynastie wirder,amfünfzehntenFebruar1912,zumPräsidentenderRepu» blik China gewählt. Seine Hand, des Kleinbürgerfohnes aus

tzonan, darfnach dem Scharlachstiftgreifen, mit dem die Kaiserihre Erlasse unterzeichneten. Auf so steiler Höhe beschleicht den Sechzi» gerAebeimuth.Noch sitzt er nichtfest: nach zwanzig Monaten mutz das Parlament die Wahl derProvinMstände bestätigen. Klug, heit empfiehlt, so lange wenigstens das Gesicht des demüthigen Reichsdieners undbescheidenenVerfassungwächters zu wahren. Puan trachtet nur nach der Mehrung seiner persönlichen Macht; läßt die Putsche desSüden s inBlut ertränken; und höhntdie Nar» ren, denen in China Demokratie möglich scheine. M t dem Par» lament wird er schnell fertig. Jeder Parteiführer hat alltäglich einen Wunsch; jeder Hammel der Heerde will Futterzulage.Vor solchem Geklüngel soll Einem bangen, der aus eigener Kraft fo hoch zu steigen vermochte? Sein Selbstgefühl trügt nicht. Fünf» hundertsieben Stimmen (von siebenhundert) beider Kammern er» nennen ihn, imOktober 1913, für fünfIahre zum Präsidenten der Republik. Immerhin: fast zweihundert Abtrünnige; und im Sü» den «ährts wieder. Der Schüler der Frau Tse»Si zaudert nicht ängstlich: er läßt allen unbequem wilden Männern das Mandat und dieWählbarkeit absprechen. Wer ihm je lästig werden könnte, taugt nicht ins Parlament. Das wird nun der Schurz, der die nackte Diktatur dem Blick Ferner birgt. Und was bleibt als Er» trag der Revolution? Ein zerklüftetes Reich und ein leerer Thron. Der junge Kaiser, dem er gebührte, könnte der Schwiegersohn des Mannes werden, der ihn sanft hinunterstieß. Von solcher Mög» lichkeit flüstert Gerücht. Noch von anderer. „China braucht einen tzerrn. Das Republikanerwefen war eingeschmuggelte Waare, die unter unserer heißen Sonne schnell Plunder wird. Wer mit dem russischen Gossudar, mit dem Tenno der Japaner in Würde ver» handeln will, muß im Rang ihnen gleich sein. Niedertracht und Selbstsucht Einzelner darf uns nicht hindern, die Gunst derStun de zu nützen. Seit Jahrhunderten hatten wir Schattenkaiser. Mor» gen könnten wir Einen krönen, der sich ohne Geburtvorrecht als den Stärksten bewährt hat. Endlich wieder einen echten Chinesen, tzimmelssegen zag abzuwehren, ist Sünde." Mit gefurchter Stirn hört Puan das Gerücht (das sein Wink umlaufen hieß). Alle Schätze der Erde könnten ihn nicht bestimmen, Kaiser zu werden. Ein schlichter Mann ist er; will der Erste Diener der Republik bleiben (die sein Staatsstreich doch, nach zweijährigem Leben, be-

stattet hat). Dreimal lehnt er das Angebot monarchischer Macht ab; viermal. Wenn, freilich, das Volk darauf besteht, wenn vier» hundert Millionen Menschen ihn, als den Reichsretter, auf den Thron rufen, darf er sich solchem Herzenswunsch nicht versagen. Hartes Schicksal; doch unvermeidliches. (Höret Richard Gloster vor londoner Bürgern zirpen: „Zwingt Ihr mir eine Welt von Sorgen auf? Ich tauge nicht in Rang derMajestät. Doch da Ihr Glück mir auf den Rücken schnallet, so muß ich in Geduld es aus mich nehmen. Gott aber weiß und selber seht Ihrs ja, wie weit ich von dem Wunsch nach Thronen bin.") Als das Jahr 1915 sich zu Ende neigt, wird Vuan»Shi°Kai Chinas Kaiser Hong-Sien.
Um zu erklären, wie er, über alles Bedenken hinweg, in den Entschluß kam, hat er auf den Europäerkrieg gewiesen, den China zur Breitung seines Ansehens ausnützen müsse. Japan hat Ko° rea,Kwantung, die Südhälfte vonSachalin,Tsingtau; kann bald auf Samoa und Neu-Guinea, den Karolinen und Marianen Herr» fchen, von Amerika die Philippinen, von Frankreich (dem es, seit die Republik im Bund mit Deutschland und Rußland den Frie» densvertragvonShimonosekizerriß,Rachegeschworenhat)Tong- king begehren; und China dann als ein wehrloses Mündel be» handeln. Nur ein allmächtiger Kaiser vermag solcher Ileberhebung vorzubeugen.Japan hat ja auch imSommer1913Sun»Vat°Sen untelstütztund denAufstand der Südstaaten gefördert, der erster» lahmte, als Puans Heerin Nanking einzog. Doch geradeder Euro- päerkrieglößtdenIapanerninAsienfreieHand.Dürfenstewarten, bisEnglanddurchZollmauernihrerMenschewundWaarenmenge die bestenMärkte sperrt? Oder blind dem Abenteurer vertrauen, der ein Jahrzehnt lang die Rolle des müden Genüßlings mimte und sich nun auf den Thron destztmmelssohnes schwingt?Nein. Japan braucht, wie das Deutsche Reich, Siedlerland und gutloh» nende Absatzgelegenheit. Japan fordert Puans Verzicht auf die Kaiserwürde;nährtim Südenden Willen zu gewaltsamem Wider- stand; und gewinnt seinem Wunsch die wichtigsten Führer. In Punnan, bald danach in anderen Provinzen kommts zu offenem Aufruhr und Abfall vom Reich. General Tfai, der die Wider» Herstellung der Kaisermacht verlangt hatte, geht zu den Rebellen über. Tshang>Tshun und andere Häuptlinge wenden sich vonPu» an, dem sie gestern noch die Widerspenstigen unterwarfen. Ein

Kaiser, dessen Herkunft aus dunkler Tiefe und dessen unsaube»
?enWandelste, Alle, sahen und dem Japan schon ein ganzes Bün»
del unentbehrlicher Souverainetätrechte abgepreßt hat? Nein.
"Puan vereinsamt. Muß, weil der Reichsbrand mit Windes»
schnelle der Hauptstadt naht, die Krönung aufschieben, den listig
errafften Titel ablegen, das Grundgesetz der Republik wieder in
Kraft setzen und, da selbst dieses Opfer noch nicht genügt, seinen
Rücktritt aus dem Prästdentenamt anbieten. Während er mit den
ihm feindlichen Armeehäuptern und Mandarinen über die Ent»
schädigung feilschte, ist er gestorben. An Blutvergiftung, heißts;
woher das Gift in die Blutbahn des von einem ganzenTrotz chi»
nefischer und französischer Aerzte „Behandelten" kam, wird man
wohlniemtls erkunden.Vuan war der Hort der Ordnung gewesen.
Seit er Empörung nicht mehr bändigen konnte, sank er aus der
Gunst des Volkes, das nicht politische Rechte, nur Schutz vor
Erwerbsstörung und Raubsucht begehrt und dem die Republik
stets Mummenschanz war. EinDiktator darf niemals schwanken.
WeilPuan heute fchon bereitschien, denAbfallderSüdstaaten zu
dulden, morgen, auf dem Umweg durch den Schacht der Triple»
Entente, Japans Huld zu erschmeicheln, sagten die Kaufleute,
Reisbauer, Ku?is, er habe „sein Gesicht v erloren." Nur, was selbst
fest ist, kann Anderes festhalten. Nach einem Leben in fchlauer (nach
Westländerbegriff: feiger) Vorsicht wollte der Alternde einmal
verwegen sein: und merkte nicht, daß er zu Wagniß nicht mehr stan,
genug war. Schade. Das Schauspiel eines Emporkömmlings, der,
ohne Genieglanz, ohne bonapartische Siegerkränze, einaltes Herr-
fcherhaus umstürzt und sich in Allmacht über vierhundert Milli»
onen Menschen hebt, konnte lehrreich werden. DieWunde, die der
VersuchdemReich der Erdmitte schlug, wird nichtrafch vernarben.
Aus einem anarchischen, zerfallenden China könnten, während in
Europa die Großmächte um ihr Dasein kämpfen, nur Japan und
die Vereinigten Staaten Vorthell ernten. Japan, das der stolze
Chinese verachtet, als Militär» und Industriestaat. Das Stern»
bannerreich, weil es feit zwanzigIahren jede Kränkung des Kun-
den gemieden und ihn früh, durch dieNoteRoosevelts und tzays,
vor üblen Folgen des russo-japanischen Krieges geschirmt hat.
Als Deutsche, Briten, Franzosen, Russen sich Fetzen von Chinas
Rippen schnitten, sah Onkel Sam aus edler Enthaltsamkeit zu. Er

wollte nichts. Und wollte 1904 selnentzauptmarkt dem Sieger verriegeln. Der, Japan, wurde seitdem Rußlands Gefährte und Hel» fer. Europens Völker aber wahrten ihre heiligsten Güterdadurch, daß sie, in hastigem Wettbewerb mit den United States, den Chi» nesen Pumpgeld anboten. Lang, lang scheints her...

Präsidentenwahl.

Aus dem Staat Virginia, dem Raleigh die Jungfernschaft seiner Königin Elisabeth in den Taufnamen vermacht hatte, kam die Heils formel vonFreiheit undMenschenrecht einst übers Meer. „Alle Menschen werden mit gleichem Recht auf Freiheit, des Gewissens.Wollens und tzandelns.ge boren.Alle Gewaltkommt vom Volk und kann nur von ihm auf Einzelne übertragen werden.' Die« senGrundsätzen hatten im Juni 1776 die Virginier, Washingtons Staats genossen, sichverpflichtet.Brachte erstLafayette die Geburturkunde neuer Demokratie nach Frankreich zurück? Zurück: denn Rousseaus «(Antrat Social» warihretzeimath.Vondkmzweiund» dreißigjährigen General Lafayette erhielt sie das Gepräge, mit dem sie, als „Verkündung der Menschen» und Bürgerrechte", in die Verfassung der Iakobinerrepublik gelangt ist. Der Brite, ders las, spottete der Phrasier, die Neues erfunden zu haben wähnten und doch nur die Lill vi rißM von 1689 abgeschrieben hatten.SolchenHohndarferheutenichtwiederholen.-Genossenund freundlich Neutrale würden verstimmt. Durch die anglo» gallische Welt schreitet jetzt die Legende, drei Völkern habe der Wille zu Recht und Freiheit die Wiege geschnitztund diese Willensgemein» schaft verpflichte sie, in jeder Noth und Gefahr bei einander zu stehen. „Da die Bürger der Vereinigten Staaten sich einen Prä» sidenten wählen, alfo ihre Zukunft und einenTheildes Weltschick» sals gestalten wollen, erinnern wir sie freundschaftlich an den Gedankenbund, der beide Völker fo innig eint, daß der Sieg der Ty» rannenreiche die Lebenswurzel unferer und zugleich der ameri» kanischen Republik zerstören müßte." So spricht der Historiker Aulard; wählet (Das steht hinter seinen Worten) einen Mann, der uns.besser als Wilson, gegen dieDeutschen hilft. Und auf der selben Seite des pariser «Journal«sagt der amerikanische Philo» sophieprofessor Baldwin: „Wilson istnicht der nationale Staats» mann.denwirbrauchenzseinePolitik ist weichlich und er sehntsich

ins Amt des Friedensvermittlers. Die glühende Seele und das erhabene Ideal der Nation verkörpern sich in dem Einen, der un» sere Ehre ehrlich wahren kann:inTheodor Roosevelt." DerName entwölkt jedes Auge; trommelt den Nachhall aus lustigen Stun» den in jedesOhr. Negergröhlen. Eintzerkules schwenkt Centner-last... Phineas Taylor Barnum aus Connecticut, der einNigger-weib als die hundertsechzigjährigeAmmeWashingtons ausstellte und derMenschheitdas ewig unausschöpflicheWerk,,1'KeKumbuZs «k tke vorlä« schenkte,konnte in selnemMaharadschaschloßIrani» stan nicht ahnen, daß er bald nach seinem Tode den Landsleuten ein harmloses Kindergemüth scheinen, daß ihn aus dem wärmsten Eckchen im Bereich der Vavkeevhantafie ein Politikmacher weg» drängen werde. Einer gar, der auf Washingtons hohem Sitz ge» thront hatte. Wäre der edle Phineas nur hundertzwei Jahre alt geworden und aus Connecticut bis in die Hauptstadt von Illi» nois gekomen, dann hätte er, in Lust und in Wehmuth, erkannt, daß all sein Mühen nur einem Größeren denWeg gebahnt habe. Dann hätte er aber auch den Weltmesfenhelden gefunden, mit dem, in der kahlsten Bretterbude, mehr Geld zu verdienen war als mit den schwarzen Zitzen derMythosamme und mit derNachtigalkehle der Schwedin Jenny Lind. Alles hätte er dem Erben gegönnt: nur den Einen nicht, der seit fünfzehn Iahren den Blick dreier Erd > heile an sein hehres Bild zu fesseln vermochte. Der wäre was für den Ethiker von Iranistan geworden. «Mr. Roosevelt in seinen un-übertrefflichen Leistungen. Zehn Dollars das Ticket.'

Die fünfundzwanzig Männer, die, von GeorgeWashington bis auf Mac Kinley, den Vereinigten Staaten von Amerika präsi» dirten, haben, alle zusammen, nicht so viel Lärm gemacht wie der sechsundzwanzigste Präsident: Herr Theodor Roosevelt aus dem Staat New Vork. Der schnitt gern in alle Rinden ein, daß er der klügste und tapferste, der reinste und größte Mann seines Jahr» Hunderts ist; mindestens seines. Jurist, Kameralist, Historiker, Nationalökonom, Verwalter, Kriegsmann, Marinetechniker; Or» ganisator und Oberst der rouZKt ricters und Sieger von Las Gua» simas; Achill und Homer in einerPerson: denn er selbst hat seine kubanische tzeldenleistung andächtig der Menschheit geschildert. Als er, nach der Ermordung Mac Kinleys, am vierzehnten Sep-tember 1901 Präsident geworden war, kam hastiges Leben ins

Weiße Haus. Der Vorgänger, ein Mann von ungewöhnlicher In» telligenz, Voraussicht und Willens kraft, hatte sich still gehalten und war nur ins Licht getreten, wenn ein Staatsinteresse ihn aus dem Schatten trteb.Derneuetzerrwolltegesehen,im hintersten Winkel des E rdballes gekannt sein und war unermüd lich in demBemühen, den werthenNamen dem Stamm derWeltesche einzukerben. Auf Kuba und im Philippinenarchipel hatte mancherAmerikaner mu» thig seine Pflicht erfüllt; von keinem ward, nicht einmal von dem Helden Hobson, so viel geredet wie von dem ReiteroberstenRoose» velt. Der organisnte seinen Ruhm. Der sicherte heute dem Onkel Sam das Imperium. Rief, ein auf Kosten der Trusts durch die Klippen der Volkswahl Gelotster, morgen zum Kampf gegen die Anternehmerkartelle, deren Häupter er reiche Räuber schimpfte. Und versprach, übermorgen dem Menschengeschlecht höhereKul» tur, den Bürgern der Vereinigten Staaten die Gesundheit und Sauberkeit des öffentlichen Wesens herbeizuzaubern. ttic et ubi- que. Verdämmerte einTag.an demvon thmgarnichts zu erzählen war(nicht einmal,daß er wiedereinemDeutfchen dtetzerrlichkeit des Nibelungenliedes gerühmt habe), dann mußte wenigstens über die Tochter desAllumfassers rasch noch Etwas in dieZeitung.Ein ,DemagogevonstattlichemFormat;nievon Skrupeln undZweifeln geplagt; zu schneller Auffassung und Anpassung fähig; und mit einem in der Neuen Welt nie erblickten Muth zu der Allure des sieghaften Imperators. Amerikaner der höheren Geistesschicht sprachen früh im Ton ironischer Gelingschätzung über den Mann und seine Bluffs. Doch muß in ihm ein Stück der,Volksseele",als derenHort ihn Baldwinpreist, sein: sonst hätte er imVankeegedräng nicht solchen Anhang erworben. Dem Deutschen Reich hat er sich (besondersinOstasien)gefälliggezeigt. Auch anderenStaaten, von deren Oberhäuptern feine Eitelkeit nicht so fettes Futter erhalten hatte. Während des Marokkostreites hat er Deutschland zu be» scheidenerMäßigung,FrankreichzufurchtloserAnnahmedesKon- ferenzplan es ei mahnt und, mit seinem Staatssekretär Elihu Root, so geschickt operirt, daß er vomDeutschen Kaiser und von den franzö- sischen Min istern zugleich Dankdepeschen bekam. Schließlich setzte Iusserand doch mehr bei ihm durch alsSpeck von Sternburg: im Februar und im März 1906 empfahlen dringende Telegramme Roosevelts Wilhelm dem Zweiten die Anerkennung der franko»

spanischen Polizeiherrschaft. Die dreiDepeschen des Kaisers (vom vierzehnten,fünfzehnten,siebenzehntenMärz)bliebeninWashing-ton ohneWirku ng. Der Präsident weigerte sich, den Franzosen (wie MIH< lm von ihm erbat) zur Annahme des österreichischen Vor» schlages zu rathcn.und flirte die (nur nach so drängendemAnruf verzeihliche) Mahnung hir,zu,Deutschland möge sichdurch denVer-zicht auf ungerechteForderungen für die ihm vom Frankreich ge» währtenKonzessionen dankbar erweisen. Seitdem war Mr. Henry White, der fürAmenka inAlgksiras Bevollmächtigte, nur noch in Frankreichs Dienst thötig. Das am sechsundzwanzigsten März dann auch die deutsche Zustimmung zu der Polizeiordnung er» langte, die es gewünscht hatte. Die Geschäftsführer der Dritten Republikwußten (und wissen noch heule), daß erst Roosevelts Hilfe ihren Sieg ermöglicht oder mindestens beschleunigt hat. In den Vereinigten Staaten, wo man sich eigentlich nur für Südamerika undOstasienInteressirt, wurde der ganze tzadernichtlange beachtet. Wir aber hatten, trotz kleinen Gefälligkeiten, keinen Grund, den Mann der rouZK riäers als einen Heros und bewährten Freund des Reiches zu feiern. Sein Herz strebte immer nach Frankreich. Als er in Paris war, ists mit erfreulicher Offenheit ausge» sprachen worden. Der Präsident, der Staatssekretär (Mr. Elihu Root),derBotschof!er(Mr.tzenkyWhite) der VereinigtenStaa» ten hatten sichimFebruarundimMärz1906 eiferndstets nur für Frankreich bemüht. White erbot sich, die französischen Wünsche in einen Vorschlag zu fassen, der als ein Antrag Amerikas der Konferenz vorgelegt werden solle. Roosevelt ließ, da ihm gesagt worden war, die offene Parteinahme für Frankreich könne ihm, als mit dem Monroe»Dogma unvereinbar, Tadel eintragen, Herrn White sichtbare Zurückhaltung und heimliche Geschäftigkeit vor» schreiben. (In Algesiras selbst, sagte HerrTardieu, «wußteIeder, daßWhitemitklarerBestimmtheit für uns Partei genommen hatte, und man konnte sich denken, daß er nicht ohne Instruktion handelte. Wir hatten auch die wiederholte Zusage des PräsidentenRoofe» velt,daß die amerikanische Regirung hinter den Coulissen für uns wirken und bis ans Ende der nützliche Vertheidiger unserer Vor» schlüge bleiben werde.") Speck von Sternburg bittet inWashing» ton den Staatssekretär, Frankreichs Widerstand gegen die beut» schenAnträge nicht immer zu stärken. Wilhelm selbst telegraphirt

dreimal an den Präsidenten. V. rgebens. A uch im Bankstreit stehen die Vereinigten Staaten aufFrankreichs Seite undRoosevelt beschwört (»svec insistance") den Kaiser, die pariserWünsche zu er» füllen. Weigert sich, den österreichischen Vermittlungvorschlag zu 'empfehlen und White dafür stimmen zu lassen; sagt offen heraus, daß nur die Rücksicht auf die Monroe» Doktrin ihn hindere, diesen Vorschlag energischzubekämpfen. Der Vorschlag fällt; inderAnt» wort auf Roosevelts dritte Dcvcsche erwähnt Wilhelm ihn gar nicht mehr und am selben Tag sagt Tschirschky zu Bihourd: »Da wirthun.wasSie wollen, sehe ich keine Schwierigkeit mehr." »Die Thatsache, daß Roosevelt zu Wilhelm dem Zweiten so deutlich sprach, ergänzte den Eindruck Dessen, was Graf Lamsdorf das Tadelsvotum Europas nannte. Roosevelt hat uns geholfer', weil er fand, das für die Ruhe des Erdballes nothwendige Gleichge» wicht der Kräfte fei nicht vonFrar kreich.sondernvon Deutschland her bedroht." (Tardieu.) Einmal konnte Herr Roosevelt uns ein nützlicherFreund werden. ErhatfürFrankreich optirt. Wir hatten also niemals ernsten Grund, diesem Mann dankbar zu sein.
Seit er nicht mehr Präsident ist, hat die Reklame sich ver» doppelt. Verhundertfacht: wäre richtiger.Theddy übernimmt die Leitungeines sozialpolitischen Blattes. Nennt sich, dergestern noch seine Hand über die ganze Erde hatte und Euch, wie weiland der fünfte Karl, Alles in Allem war.aufdemKlingelthürschild schlicht Redakteur. Schreibt Leitartikel (deren zwölf just einDutzend ma» chen).Geht nachAfrika jagen.Schießt,was anWüsten» undTro» penthieren je vonZoologen erwähnt ward.Stürzt sich inLebens« gefahr.Und kommt niemals um.^lulla clies sine Iinea.Die berühm» testen Gastmimen gilbt derNeid und Carusos Manager muß eine Massenverschwörung ersinnen, um für seineil Star am tzolzpapler» firmament noch ein Plätzchen zu finden. Tag vor Tag hört die Menschengemeinschaft, was der Unermeßliche gewagt und voll» bracht hat. Als sie d^e Iagdgeschichten nicht mehr verdauen kann, wird sie mitKunstp?ä'paraten gepäppelt. Theodorostostheran. In Kairo, wo ein in Oxford und Zürich erzogener muslimischer Apo» theker im Februar den alten Premierminister Butros Pascha er» schössen hat,hält er, vor demOhr des Sir Eldon Gorst, eine Rede, die den Mord als eine Schandthat brandmarkt und den Egyptern barsch kündet, ihr Strebenncch einer Verfassung sei verfrüht. Weiß

er, daß der schlaue, gewissenlose Kopte Bulros (die sechshundert» tausend Kopten wünschen, ihres Vorthetls wegen, die Fortdauer derBritenherrschaft über die elf Millionen Mohammedan er)Cromers willigstes Werkzeug war? Daß er 1899 seinen Namen unter den Vertrag setzte, Verden mit dem Blut und dem Geld der Egypter eroberten Sudan zu einer britischen Provinz machte? Im Kampf um den Suezkanal gegen seine Landsleute für Britanien focht? DiePresse knebelte und Jeden, der einem Engländer eintzärchen gekrümmt hatte, mit Peitsche und Strang strafte? Kennt er den Zu» stand Egyptens und hat er, als Gast des Eroberers, das Recht, die Unterjochten aus ihrer Hoffnung zu scheuchen? In Rom: neuer Bluff. Er möchte den Papst besuchen. Pius hatsich gestern an dem amerikanischen ViceprăsidentenFairbanks, der vor der erbetenen Audienz in der Methodistenkirche predigte, geärgert und will drum Herrn Roosevelt nur empfangen, wenn der Kömmling sich ver» pflichte, nicht zu Sektenversammlungen zu reden. Bedingungen? Vorschriften? »Ich werde den Papst nicht besuchen. "AmNil und am Tiber: Weltskandale, derenWiderhallTheodors Namen bis an die fernste Küste trägt, lieber Wien und Budapest kommt der Applauslüsterne dann nach Berlin. Da schon bekannt ist, daß ihm das Oberhaupt des Deutschen Reiches Monarchenehren gönnen will, durften die Repräsentanten andererReichesich nicht ganz zurückhalten. Franz Joseph gab dem Reisenden ein Diner, stellte ihm eineHofkutscheundeineHoftheaterlogezurVerfügungz ließ ihn aber weder vom Bahnhof abholen noch im Hotel Krantz von einem Sohn des Hauses tzabsburg begrüßen. Und wird sich der Enthaltsamkeit gefreut haben, als er hörte, mit welcherschlauen Demagogenkunst der in Wien immerhin Verpflichtete in Budapest das Magyarensehnen nach Unabhängigkeit gepriesen hatte. Verpflichtet? Theodoros zeigt lächelnd sein Pferdegebiß. Verpflich» tung glebts für ihn nicht. Laut wiehert er: «Wenn dem Deutschen Kaiser einfiele, von mir zu fordern, ich folle, nachdem ich ihn ge» sehen habe, nicht mit den polnischen Politikern verkehren, die Po» lens Trennung von Preußen erstreben, würde ich sagen: Diese Bedingung nehme ich nicht an und verzichte lieber auf das Ver» gnügen einer Audienz.- (Herr Lambert, Roosevelts Anhänger, hatdenAusspruch am sechstenApril1910imNewYork American veröffentlicht.) Was jedem Anderen geweigert wird, ist Diesem
so

erlaubt. Er darf laut erklären, der persönliche Verkehr mit dem Deutschen Kaiser könne ihn nicht hindern, Männer aufzusuchen, die ihre tzeimathprovinz vom Stammlande dieses Kaisers lösen möchten. Ihm schadets nicht. Weil King Edward gestorben ist, giebts keine tzoffeste; doch dem Reisenden werden deulscheTruv» Pen vorgeführt und er darf in der berliner Universität eine Rede halten, deren langweilige Trivialität nur durch ein schmetterndes Loblied auf Wilhelm den Zweiten unterbrochen wird. Die ünge» mein schnelle EntWickelung der Vereinigten Staaten zum Welt» imperium hat die Amerikaner der Gefahr hochmüthiger Selbst» Überschätzung genähert. Die Vankeeneigung in den Glauben, der Amerikaner sei der vollkommene Ausdruck moderner Menschheit und dürfe auf seinertzöhe den zwischen Basalten und verfallenen Schlössern keuchenden Europäer belächeln, wird begünstigt, wenn Europa die Kinder Jonathans würdelos umdienert. Ob drüben die ernsten Menschen, deren Geldgier nicht ärger, deren Pflicht» gefühl und Kultursehnen nichtgertnger istals deutscher Kaufleute, stark genug sind, um ihr Land vor der Schädigung durch Dema» gogenkniffe zu hüten, bleibt abzuwarten; die Schätzung amerika» nischerNüchterheit müßte schrumpfen, wenn Gauklerbravour dort auf den höchsten Sitz hülfe.Datz die Reklamereise des HerrnRoofe» velt an grotesker Widrigkeit alles bisher Erlebte übertraf, fühlte Jeder und sagte (nicht zu laut freilich) Mancher. Der unersättlich Beifallssüchtige toste durch Europa, sprudelte überall die selben muffigen Schmeichelreden aus der tzengstkiefernöffnung, drückte hundert Hände und empfahl sich dem Wohlwollen der Zeitung» macher. Zweck des Management: den Bürgern der Vereinigten Staaten zu zeigen, daß sie einen Präsidenten haben können, dem Europens Altjungfernzärtlichkeit nichts versagen wird. Uns war derReisende einPrivatmann ohne irgendwie beträchtlicheLebens-leistung; dankbar ausjauchzender Liebe unwerther als in Berlin allein drei Dutzend deutscher Männer. Einer, der als Staatshaupt unsere Politik und unsereWirthschaft in ihrem Drange gehemmt hat. Daß man ihn in derAula der berliner Universität eine Vor-lesung halten ließ, ist ein von keuschenGelehrter beseufzterSkandal, der das Rektorat des Professors Schmidt im Gedächtniß der Nachlebenden bemakeln muß. Auf dieLehrstühle dertzochschulen gehören Männer der Wissenschaft. Der ist Herr Roosevelt fern«

als ein Gewerkschaftvertreter von mittlerer Tüchtigkeit; schon in der pariser Sorbonne hatte er bewiesen, auf welche abgegrasten Ge» meinplatze er, mit der stolzen Miene des Offenbarers, die Hörer zu führen wagt. Und die den Berlinern zugedachte Kathedralrede ließ er, ehe sie gehalten war, durch sein Preßbureau dem Erdkreis künden; ließ auch da schon melden, daß sie die Hörer begeistert, in Beifallssturm hingerissen habe.DerMann kennt seine Leute und paßtgenau inihreWeIt.Kleon;»mit allemKomfort derNeuzeit."
Winkt ihm neuer Ruhm? Eine Weile mußte man fürchten, Sehkraft und Selbstachtungbedürfniß der Amerikaner seien gerin» ger als der Athener. Theodoros, der doch keinenTagvon Pylos er- lebt hatte, saß fest in der Volksgunst und ein Aristophanes, der ihn, wie den paphlagonischen Sklaven des alten Ritters, am Komoedi» enpranger gestriemt hätte.wäre von derMehrheit,demMittelstand, ausgezischt und als Volksfeind gevehmt worden. Dieser Mittel- stand blieb Herrn Roosevelt Stütze und Stab. Ein Mann, der sich selbst gemacht hat (nachdem er, der reiche Harvard»Zögling, schon als Vierzigjähriger von Mac Kinley zumUnterstaatssekretär im Marlneamt ernannt worden war). Reiter und Jäger. Werber für Flotte und Weltherrschaft. Freund derFreiheit und des Rechtes, des Friedens (Nobelpreis) und imperialistischer Kühnheit. Schir» mer der Armen, jeglicher Unschuld. Das überragende Muster lichter Redlichkeit. Die Reichen sind ihm niederträchtige Räuber. Den weisen tzarriman, an dessen bedachtem Willen zwanzigtau» send Millionen Markhängen, nennt er einenBürger, wie ihn der Staat sich nicht wünschen dürfe. Unternehmerbündnisse, Syndi» kate, Trusts? Für Europa mögen sie taugen; für Rückständige, die noch an die Wohlthat der Vereinung zu festem Gefüge glau» den. Nicht für die NeueWelt. Diebraucht freie Konkurrenz, freie Käuferwahl unter tausend Produzenten. Freiheit jeder Sorte. Alles für. Alles durch das Volk. Das ist klüger als der hellste Einzelverstand.Das fühlt immer, was ihmfrommt; istsich immer des rechten, ansZielseinesWunsches führenden Weges bewußt. Das wandelt,woesstchselbstregirt, dieWüste ins üpPigsteEden. Frohe Botschaft. Der sie bringt, lacht oder brüllt, ballt die Faust oderspreitetdie Arme, wirft denKopf rückwärts, fletschtdle Zähne, springt und fuchtelt, fchickt Flüche und Segen über den Lippen» Wulst. EinFreund des Volkes. Der tzausgötze des Mittelstandes.

Republikaner. Natürlich. Wenn zwischen den zwei ameri»
konischen Parteien, deren Ursprung von der Stimmung derSkla»
venkriegszeit untrennbar ist, noch ein Grenzstrich sichtbar bleibt,
ists der nur, der Centralisten von Partikularisten scheidet. Beide
find sürRepublik und sür Demokratie. Die sich Republikaner nen-
nen, wollen die souveraine Einheitmacht des Reiches über die
Staaten, aus deren Verbündung dieses Reich entstand. Die De»
mokraten heischen für jeden Bundesstaat das unbeschränkte Selbst-
bestimmungrecht, das der Individualität Raum zu Wachsthum
und mündigem Handeln Iaht. Daß einMann vom Schlag Roose»
velts mit noch heftigerem Eifer als vor fünfzig Iahren Abraham
Lincoln sich für die Allgewakt der Reichshoheit einsetzen muß,
braucht Denen nicht bewiesen zu werden, die auch nur den Umriß
diesermitEhrgeizvollgepfropftenMenschenhülsesahen.DieOber-
hoheit des Reiches verkörpert sich in dem Präsidenten: und ein
Amt, in dem Theodoros der Große saß und wiedersitzen will, darf
nicht durch Sonderansprüche einzelner Reichsglieder geschmälert
werden. Ein lockerer Staatenbund stünde als Spottgeburt vor
seinem Auge; er will ein Imperium, in dem das Haupt allen Glie»
dern allmächtig befiehlt. And er war dreißig Jahre lang ein Par»
teimann von blindem Gehorsam und unübertresflicher Selbstzucht.
Er wußte, daß in den United States die Partei von allen Organisa»
tionen diestärkste ist; Zweck, nicht nurMittel; eine Maschine, die,
weil sie einer Gottheit lebendiges Kleid zu weben, also bei Tag
und bciNacht durch Trans Missionen auf die Volksstimmung ein»
zuWirken hat, niemals ruhen darf. Damit war er zufrieden. Völlig
auch mit dem Diktatorenrecht des Maschinenaufsehers, der jeden
Einspruch des Eigensinns, sogar vernünftig scheinenden, herrisch,
ohne Grundangabe, abwehren dürfe; und mit dem Brauch, die im
Wahlkampf als tüchtig Erprobten nach dem Sieg mit Amt oder
Pfründe zu belohnen. So, dachte er, muß es sein; nicht nur, weil
jede Arbeit bezahlt sein will, sondern, weil die durch den Sieg in
dieMacht gelangte Part ei sofort zuverlässige Regirungwerkzeuge
braucht und nur im Lager ihrer Truppen sin den kann.« Der Sieger,
wie er prangt, preist den gewognen Gott." Hat nicht selbst der
saubere Cleveland, dem unserBlaine unterlag, denNachtrab ge»
warnt, die Sitte, die jedem Sieger ein Beutestück hinwirft, ruch»
losen Frevel zu schelten? Das Beuterecht und das Räderwerk der

Varielmaschine haben dem jungen Herrn Roosevelt ins Vice» Präsidium und, nach der Ermordung Williams Mac Kinley, ins Präsidium geholfen. Haben ihm, nach Hearsts »Enthüllungen", im November 1908 ermöglicht, die Nachfolge seinem Freund William Howard Taft zu sichern, der für den höchsten Platz nicht geboren, nicht einmal erzogen schien. Behagte er just deshalb dem Herzen des grobenReiters und zärtlichenFreundes? Der durfte sich nicht zu neuerWahl stellen. Lincoln, der sich gegen eine dritte Nomination sträubte, hat durch sein dem Volksgefühl tief einge» furchtes Beispiel den Ehrgeizigsten aus dem Wunsch geschreckt, länger als achtIahrePrästdent zu bleiben. Roosevelt mutzte gehen. Warum auch nicht? Er konnte ja wiederkehren. Der fette Taft, anständigerDurchschnitt, kommt nicht weit; wird gewiß nicht zum zweiten Mal gewählt. Und weicht demüthig ins Dunkel zurück, wenn die Nation ihren Theodor als Retter aus Nöthen herbei» fleht. Weil er zu solcher Devotion nicht bereit war, soll derTalg» klumpen im Feuer schmelzen. Wird die Partei, die ihm anhängt, plötzlich als ein Ungeheuer, ihre Maschine als ein Teufelswerk auf offener Straße geschmäht. Und der unermeßliche Republi» kaner schielt mit einem Buhlerlächeln ins Lager des Feindes. Des Feindes von vorgestern, aus dessen Heer er heute Zuzug erwartet. Ins Lager derBryan und Parker. Ob die Einzelstaaten dem Kongreß und dem Obersten Bundesgericht ein paar Hoheit» rechte abzwicken:wasschiertsihn?Wenn er erstwiederim Weißen Hause sitzt, wird sich schon Alles finden. Er hat Rousseaus Lehre und Kleons Leben durchaus studirt. Weiß, daß mit der Vertun» dung der »natürlichen" Gleichheit aller Menschen, mit dem Ge» rede von angeborenem Recht und verpflichtendem Gefellschaft» vertrag noch jetzt jede Masse zu ködern ist;fastjedeauchnach einem Tyrannen lechzt, den sie selbst sich geschaffen hat. Wie hat der athenische Großgerber feinen Sieg organisirt? Er war Patriot, Feldherr, Mann des Volkes, Marktgaukler. Alles in Allem. Täglich zu sehen, zu hören. Ließ die vom Pöbel beneideten Rit» ter.alle in einemBesitzrechtWohnenden von seinenSykophanten überwachen. Dieser hat ohne Erlaubnißschein Feigen exportirt, Jener besinnt den Verralh des Vaterlandes. Presset Diesem eine Bußsumme ab; leget auf JenesHabeBefchlag.DieMethode hat sich in manchem Jahrhundert, in jeglicher Zone bewährt. Prüft»

dent Roosevelt war noch stolz darauf, daß er unbequeme Sena»
toren von Polizeispitzeln belauern ließ. Alles für das Volk! Dem
würde die Erhöhung des Richtersoldes nicht in den Kram passen.
Das will selbst Richter sein. Soll auch: der von Gott Gesandte
verheißt ihm die Befugniß, jeden Richter, dessen Spruch der Mehr-
heit nicht gefiel, aus seinem Amt abzurufen und durch einen dem
Nationalwillen fügsameren Bürger zu ersetzen. (Kleon muß zeit-
gemäß werden.) Bürger! Sind wirs nicht Alle? Alle an Rech-
ten und Pflichten gleich. Demokrat oder Republikaner: wer die
Sterne und Streifen liebt, ist willkommen. Wer eine Stimme hat,
die Herrn Theodor Roosevelt siegen hilft. Das ist dietzauptfache.
Reichseinheit, Autorität, Ordnung: darüber reden wir später; im
Weißen Haus. Vor achtIahren pries der zum Abschied Gezwun»
gene den lieben Freund Taft als den edelsten, gescheitesten, mu»
thigsten Mann, den des Präsidentenamtes würdigsten. Doch der
zum Statthalter, Stuhlwärmer Eikürte will nach seiner Ueber»
zeugungregiren,nicht yor demWink des Pathen sich ducken. Die»
fer Wanst! Die Maschine soll für ihn arbeiten, ihm, dem Boß,
für eine neue Regentenzeit Kraft speichern und Stimmung schaf»
fen? Dieser Wicht! Dieser eitle Hohlkopf! Dieser Knecht reicher
Räuber! Also war Ihre gute Meinung ein Irrthum? Unsinn;
ein Produkt niederträchtigen Truges. Die Wulstpuppe hat mir
den ehrlichen Mann und treuen Freund vorgemimt. Aber er soll
mich kennen lernen; er und seine ganze Bande. Ansere, Ihre Par»
tei, Colone! Roosevelt? Bande! Das Schandgethier aus der
OffenbarungIohannis.Die großeHure von Neu»Babylon. Gau-
ner, Wucherer, Wegelagerer, Strolche: von oben bis unten. Hängt
ihm das welke Fett nicht in Schrumpelwülsten wie dem rosinfar-
bigen Vieh, das die strotzende Schmach trug? Jetzt wird, endlich,
dem geduldigen William Howard Taft des Schimpfes zu viel.
Er ist ein Gentleman und hatdrum lange geschwiegen; lächerlich,
gar verächtlich mag er nicht sein. Weil er sein Amt still und an»
ständig betreut und der Massenphantasie kein Futter zu bieten
hat, soll derPferdemensch ihm vor den Lands leuten die Ehre zer»
trampeln? Mit einem Fauftschlag hieb er einst einen Lümmel
nieder, der im Wahlkampf die Brunnen Oeffentlicher Meinung
vergiftet hatte. So stämmig ist er noch unter dem Speckhemd; so
stark trotz aller seitdem gethanen Arbeit. Auch das schmetternde

Iugendlachen hat er noch nicht verlernt. Er lacht den brüllenden Prahlhans aus. Und hebt dann erst zum Schlage die Faust.
Der attische Kleon hatte keine Presse; der amerikanische hat eine.EinRieseninstrument.das überzwei Erdtheile hintönt.Ward je, seit Meinungen en Zros hergestellt und verschleißt werden, ein Mensch gezeugt, der in die Zeitungwelt so vollkommen taugte wie Theodoros? Gekrönte können, mag ihr Wunsch danach langen, sich nie ganz vor den Gaffern entblößen. Der Rauhreiter und PS» belmesfias will von keinem Schleier geschützt sein. Von ihm giebts immer was zu erzählen. Tag vor Tag. Auf allen Vieren ist er durch ein Dickicht gekrochen. Hat einen Botschafter angeschnauzt. Sein Kind als Spielball benutzt. Auf den Tisch des Höchsten Ge» richtshofes gehauen, daß alle Tintenfässer Polka tanzten. Dem alten Rockefeller den Vollmondskontur seiner Kehrseite gezeigt. Ins dreißigste Deutschenantlitz gesprudelt, daß er auf der schönen Erde nichts Schöneres kenne als dentzeldensang von denNibe» lungen. Einen Lachkrampf bekommen, weil ein Witzblatt ihn in Wilhelms Kürassterrock, mit blankem Adlerhelm, hohen Stülp» stiefeln und schwarzem Panzer, vorIonathans Zwinkerauge ge» stellt hatte. Und er ist selig, wenn sein Name recht oft, recht breit, über recht langen SpaltenimTageblatt steht;möchte ihn amLieb» sten, wie eines Seifenfabrikanten, Luesdoktors oder Cigaretten» klebers,inseriren. Erdenkt in Leitartikelform, spricht wiePulitzers besterReporter und seineTräume sind druckreif für denZeitung» theil, der »Vermischtes« oder «Lokales« bringt. Der echte Iour» nalist muß ihn lieben. Die meisten liebten den Mann auch, der ihrem Handwerk, Hirnwerk so herrlich angepaßt ist, und mästeten ihn, selbst wennPe anderer Tendenz vermiethet waren, mit dem Süßstoff ihres Wohlwollens. Auch bei uns ist für den Ruhm des Helden emsig und innig gearbeitet worden. Daß es geschah, hat in die Heimath des Vergotteten allmählich zurückgewirkt. Wenn die ernsthaften Deutschen, hieß es drüben, so viel an dem Mann finden, muß doch mindestens Etwas an ihm sein. Was denn? «Die Kraft eines zähen, unbeugsamen Willens". Schön. Des Willens wozu?tzier stockt der Ruhmrede Strom. Was hat dieser Präsident gewollt und was wollte später der Oberst? Sich; er schindet den Leib und zermartert die tzirncentren: nur,um sich in die Glorie zu heben. Hat er denn die Spanier geschlagen? Das

geschah unter Mac Kinley. Hat er die Philippinen dem Reich eingegliedert? Taft hat sie, mit der stillen Geduld des Stallen, sacht in das neue Schicksal gewöhnt und den spröden Sinn des Inselvolkes so gesänftigt, daß es zu Selbstverwaltung sähig wurde. Wo ist Roosevelts Lebensleistung? Wo das Beträchtliche, das ihm gelang?Er wußte, daß die inNoth Schmachtenden froh auf» heulen, Wenns den Günstlingen Fortunas an den Kragen geht, und witterte in der Jagd auf Trustheger die Möglichkeit eines weithin widerhallenden Erfolges (nicht: einer fortwährenden Wirkung). Daß auch das Kapital nach Imperien strebt, die nur von verbündeten tzeerhaufen zu erstreiten sind, daß ohne Syndikatsschranke die Waare verschleudert, der Ehrlichste vom Skla» Venausbeuter unterboten würde,kümmerte ihn nichtzeben sowe» nig, daß ein Kampf, der das in die Neue Welt verliehene Geld entwerthet, dem Darleiher den auf Treue und Glauben verspro» chenenZins raubt oder kürzt. Er wollte populär sein; und istsge» worden. Der Herakles, der sich nach Lern a, bis ins Sumpflager des schuppigen Ungethüms wagt. Und sollte vor Mr. Taft zittern, den sein Arm mühsam einst auf den Gipfel schleppte?Kinderei. Toll» kühn stürzt er sich in den Kampf. Wie der populärste Athener, der nach Thrakien zog, den SpartanerfeldherrnBrasidas zu besiegen. Seit er spürt, daß er die Gefahr unterschätzt hatte, läßt er sich hemmunglos in den Taumel gleiten. Als lebendes Plakat zieht « durch die Staaten; schmeichelt und droht, wimmert und pfaucht. Aus eigenem Recht kandidiren? Das ist im Land Washingtons noch nie gelungen; selbst dem Admiral Dewey hat der Versuch nur Spott eingebracht. Also braucht er die Partei, die Maschine. Hat der Konvent ihn«nominirt",dann erst kann er, im November, sich mit dem Demokraten messen. Ueber die Parteikasse verfügt Taft. Ueber die ganze Maschine. Drum muß sie in Stücke zerschlagen werden. Nein: noch mag sie dauern. Wer weiß? Am Ende wirkt derNimbus noch einmal. Dann ist er Parteikandidat und braucht jedes Rädchen. Abwarten? Nichtseins Sache. Taft bleibt inWashlngton. Roosevelt fährt mit seinem Generalstab nach Chicago, setzt sich, da ihm der Eintritt in den Konvent durch den Brauch gewehrt ist, ins Hotel Washington (Lveet Kome!) und befiehlt, durchs Telephon, seiner Mannschaft, was sie zu thun, wann sie Pathos zu leisten, wann sie zu kreischen habe. Jedes Fähnlein marschirt mit

Muflk auf; jedes hat sein besonderes Abzeichen und seine Hymne. Stimmen für Taft? Ilngiltig; erkauft; erschwindelt; im Straßen» raub errafft. Wer soll dem Konvent Vorsitzen? Root (der unter RooseveltStaatsfekretärwar,alsDelegirteraber für Taftkämpft). Schmach; Schande; Verbrechen; einSchakal aus dem Trustbezirk; infamste Fälschung des Mehrheitwillens. Vergebens: Root wird gewählt. Nnd aus dem Hauptquartier kommt, aus dem Munde des im ersten Treffen geschlagenen Strategen, flink dieBotfchaft: «Root ist der fähigste Mann, der seit Jahrzehnten in irgend-einem Land der Erde zu öffentlichem Wirken berufen ward. Ich sah nie einen tüchtigeren Kerl und würde von Oyster Bay auf dem Bauch bis nach Washington kriechen, wenn ich ihm dadurch den Präsidentensitz im Weißen Hause sichern könnte.« Tollheit? Dann ists eine, die, nach dem Wort des Polonius, Methode hat. Root will ja nicht, kann ja nichtTafts Erbe werden. Warum also nicht als unbefangener Schätzer fremden Verdienstes, auch des vom Feind erworbenen, vor dem gerührten Volk paradiren?Dann tobt derLärm weiter; in der heißen, überfüllten Halle und auf der Straße. Schimpf, Flüche, Pfiffe, Schüsse: Alles nach dem Pro-gramm. Ein Theatermädchen entwickelt dem keuschen Busen ein BildRoosevelts, küßt es in brünstiger Andacht und wird wie ein Palladion durch das Saalfeld getragen. AndereWeiber werden zu Hyänen. Neger schnarchen, rülpsen, fragen, mit triefenderStirn, ob sie ihre Stimme nicht zu billig verhandelt haben. »tturraK Kr leclcix!" Vorbei. Taft ist nominirt. Aeber hundert StimmenMehr-heit. Schmach, Schande, Verbrechen. Weh diefem Siegerl Jetzt zersplittert seine Partei sammt ihrer Maschine. Jetzt naht, auf schnaubendem Roß, Theodors Rache. Er gründet, heute noch, die neue Fortschrittspartei. Die Partei der ehrlichen Leute. Denn die Republikaner sind als Diebe, Fälscher, Halsabschneider ent-larvt. Alles für, Alles durch das Volk! Dem allein gebührt das Recht, die United States zu regiren. Das braucht keinen Vor« mund und darf fordern, daß die Beamten, die Richter zumal, fei-ner Weisung gehorchen. Die Trusts werden unter Staatsaufsicht gestellt, die Zolltarifsötze demMasfenbedürfniß (desOstens oder des Westens?) angepaßt, die Frauen, alle mündigen, ins Wahl» recht zugelassen. Wer zweifelt, daß an solche Fahne sich der Sieg heften werde? Taft mag sich bald nach einer Privatwohnung um»

sehen. Der Freund vom vorigen Donnerstag verschreit ihn als Dieb. Schreibt, als Erstes Gebot, auf die Programmtafel der neuen Partei die vier Warnerworte: »Du sollst nicht stehlen!" Als hätte er bis in diesen Tag neben Gaunern geschmachtet. Als sei zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ozean, zwischen Kanada und Panama nur ein Gewimmel von Geldschauflern und Hehlern, nur schmutziger Menschheitkehricht zu finden. In Europa würde aus solcher Hetze vielleicht eine Revolution und Gefährdung aller beweglichen Habe. Amerika ist jung und stark; weiß, daß es hienieden, in den Werkstätten zurWohlstandsmeh» rung, selten ganz reinlich zugeht, daß schmeichelnder Unsinn meistens erst auf der höchsten Kuppe stirbt: und wartet lächelnd aufseinenTod.Derscheint flüchtigem Blick noch meilenfern. Was aber hat der Lärmer bis jetzt erwirkt? Die Spaltung seiner, den Sieg der fein blichen Partei. Ein Dutzendschreiberist erderWenge noch nicht; nur eben nicht mehr ernsten Vertrauens zwarTräger. Mancher bedauerts. „Seine E nergie könnte dem Land nützen. Im Amt war er,überall,tüchtig.EinfrischerKerl,der aus Lebendigen lernt, nicht ein Stubenhocker. Die Befestigung des Panamaka» nals danken wir ihm.LeidererinnertjedeGeberde anCirkus und Straßenplakat. Ein Staatsmann darf nicht vom Morgen bis in die Nacht rennen, fuchteln, brüllen wie Einer, der Feuersbrunst oder anderes Spektakel meldet. Kraft ist in ihm. Könnte er nur aus seiner Haut!" Er verfuchts. Zwingt sich in Ruhe. Scheint, endlich, zu wünschen, daß die Straße nicht von ihm rede. Wozu lange vor neuem Wahlkampf seinPulververschießen?DieMezi» kaner ließe er, freilich, nicht auf Sams Nase tanzen. Doch wer einen Professor zum Reichshaupt gemacht hat, darf nicht klagen, wenn er Vorlesung hört, wo That werden müßte. Da bricht die Kriegs» furie los; und versengt mitihrerFackelimAnlaufschondesRauh» reiters Hirn. Für solche Sturmzeit, heult er, ist unser Magister imWeitzenHaus viel zu schlapp. Für Belgien, gegen Luftbomben, Unterseeboote, Stickgas, Flammenwurf müßten wir, Mann vor Mann, in die Front. Statt des Lobgefanges gellt Schimpfrede lnsOhr des Kaisers, der HerrnWilson, nicht der inFleisch wan» delnden Volksseele, in einer Depesche betheuert hat, das deutsche Heer habe die Verwüstung Loewens niemals gewollt. Die als Gäste oder gar ins Bürgerrecht der Vereinigten Staaten zuge»

lassenen Deutschen sollen schweigen; sich in anderes Klimas trollen, wenn Amerikanergeist ihnen noch fremd blieb.Für Amphibien ist hier nirgends Raum. Noch weniger fürMilitaristen. Alslnter- staatssekretär des Marineamtes hat Herr Roosevelt den Prüft, fidenten McKinley beschworen, in Madrid sagen zu lassen, die Regirung der Verrinigten Staaten werde die Einfahrt spanischer Kriegsschiffe in amerikanisches Gewässer alsKriegserklärung auf» fassen und durch Angriff auf offener See ahnden. Der blindeste Militarist konnte nicht schlimmer Wider die Pflicht politischer Ver» nunft sündigen. Theodoros thats: und zetert nun über die Mensch- heitschmach des Militarismus. Warum nicht?Nach seiner Ver» gangenheit war ihm zuzutrauen, daß er, wie seinLandsmannGe» neral Sheridan, für den Kriegsfall, als Kürzungmittel, grau» samfte Härte empfehlen werde. Solcher Rath paßt ihm jetzt aber nicht in den Kram. Zu neuer Wahlfahrt braucht er Kahn und Ru» der. Er hat sie; und tost schon über die Mole. Während Reichs» tagszierden und andereUnwissende Herrn Wilson als den Günst- ling der Westmächte, den Begünstiger Albions verschreien, er» flehen Briten, Franzosen und Russen laut Roosevelts Sieg.
Der wäre, trotz der Nachwirkung alten Fehls, Ereigniß ge» worden, wenn der Tauchbootzwist mit dem Abbruch des Diplo» matenverkehres geendet hätte. Deshalb schrie Theodor (so hitzig wie unsere Stresemännchen, doch in strafferer Haltung): »Nicht Frieden um jeden Preis! Das drüben Zugestandene ist ein Pap» penstiel, nach dem nur schlappe Flaumacher langen. GanzAnderes erstritte derNation unserblankes Schwert." Unter düsteremtzim» mel hätten die Massen, derMittelstand und diePlänkler des Groß» kapitalismus, gegen den Wall der Deutschen und Iren, die Er» Nennung Roosevelts zum Präsidentschaftkandidaten erzwungen; und dann war Wilsons Wiederwahl höchst ungewiß. Im Sonnen» schein hat Herr Charles Ewans Hughes den wilden Mann ohne Mühe geschlagen. Auch einIurist(dervonderTheologieher kam); Rechtsanwalt, Hochschullehrer, Gouverneur des Staates New Vork, Richter (mit sechzigtausend Mark Iahresgehalt, wie ein deutsches Armeehaupt im Krieg) am Höchsten Gerichtshof. Ein ernster, fieckloser Mann von steifer Würde. Sein Republikaner» programm:DehnungdesAbsatzbezirkes,StärkungderIndustrie, Sicherung steter Wehrbereitschaft; Rechtsschutz, auch auf dem

Weltmeer,fürjedenamerikanischenBürger;dochseijederverpflich-
tet, ohneRückblick aufRasse, Glauben, Geburtland, nur dertzei»
math, die ihm die Neue Welt bot, mit allen Sinnen zu dienen;
ruhige Kraft imVerkehrmit anderen Mächten und bedächtige Er»
wägung vor dem Entschluß, damit nicht, wie in letzter Zeit oft.
Zaudern undSchwanken denEindruckklugerRede verwische; rück»
haltlos redliche Neutralität, die, so lange Krieg ist, jede Pflicht er»
fülltundkeinRechtschmälernläßt; einenFriedensschluß, der dem
Rechtsempfinden unbefangen Gerechter nach gründlicher Prü»
fung genügt und den Weg zu einem internationalen Schiedsge»
richt bahnt. In dem Sehnen nach solchem Tribunal, das die in»
ternationalenGesetze auslegt, anwendetund die Vollstreckungdes
Spruches verbürgt, begegnen die Republikaner den Demokraten.
Hundert Millionen werden auch in Europa sich morgen um die»
ses Banner schaaren; und der Deutsche, ders schmäht oder be»
spöttelt, schadet dem Ruf seines Vaterlandes. Wer im Endkampf
um die Präsidentschaft siegen wird, weiß heute noch Keiner. Weil
den Demokraten im Norden der Wind nie lange günstig.blieb>
wünschten Wilsons Freunde die Erhaltung des Spaltes, der Taft
von Roosevelt schied und der Gegenpartei in Sieg half. Unserem
Erzfeind ists in Chicago diesmal noch schlechter gegangen als vor
vierIahrenzseinAnhangblieb tief unter der Ziffer, die einenew»
Yorker Zeitschrift im Mai, vor dem Ende des Tauchbootstreites,
aus Umfragen errechnet hatte. Wirft Roosevelt wirklich nun die
Reiterflinte ins Korn oder wagt er, wenn der erste Aerger ver»
schmerzt ist, mit seinem Fortschrittstrain sich einmal noch ins Ge»
tümmel? Daß er im Haupttreffen geschlagen wurde, ist wichtiger
als aller römische Kammerklatsch, aller Neiderdrang an dieFut»
terkrippe; den Parisern eine verhagelte Hoffnung, Deutschen der
Lohn nüchterner Vernunft. Doch der Enkel holländischer Calvi»
nisten ist zäh; er hat, nach dem Nibelungenlied, nun wohl auch
Moltke gelesen und im Gedächtniß bewahrt, daß de? Marschall
dem Krieg, der jetzt ist, siebenjährige, „vielleicht dreißigjährige"
Dauer weissagte: weil keine Großmacht, ehe ihr letzter Kraftquell
verstecht sei, unter harten Bedingungen zu Friedensschluß willig
sein werde. tturraK torleälh! Wenn Europa weiterrast oder Ja«
van, nach VuansTod, zu hastig ins Vormundsrecht drängt, holt
Menschheitnoth den Achill von Las Guastmas aus dem Winkel.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck »,n Paß « Sarleb S. m. b, g. in Berlin.

17. Juni 191«.
Kr, 87.
Die Zukunft.
z SsnstorZum SiiKIsu:
» ^ bei vresckei». »
Osoien ivercjen scknell u. »
grüncllick ^um Abiturienten- ^
Lxsmen vorder, im I
I!»rmslääter käSsgogium j i
Bad Salzbrunn
ööö1?öri1!lstösl ^' Katarrhen der Atmungs
und Verdauungsorgane,
Emphysem, Asthma, Influenza.
Al*k>N?15i5U^^I^ Nieren» und Blasenleiden, Gicht und Zuckerkrankheit.

Vililunger Menenquelle
— 1914 11.Z25 LsäsAsste unS 2,181,681 rissckenverssoä.
^ — __ ^ , « , ^> ^
öeriwer XoolvFlseKer garten
(ZrossartiASte öeKenLvür6i^Keit 6er Vi^elt!
(Zrös8te u. 8cKönste t^estäurationLänIaM 6er V^elt! A
'rSAllod Urossss k^on^srt.

Ar, Z7.
17. Juni 191Ü.
Die Zukunft. —
Silsn? sm 31. vsttmksi' l91S.
Aktivs.
^n (ZrnnckstüeKs- unck Lebäucks-Lont«
"KvUvu^en^ ?Iäve, Lesedirre uuck Ställutensilleu
„ UxpotKeKen Kovtn , , , ,
„ 1?^I«ll»teusi-livserve L«»^«'
, Lreciitoren inkl. Filialen >
I UeÄnn^^.^ ^ V. , '«.'310380,78
. ^,dsenreibuogen 103 213,06
j346«S7»!
32««
I
I
1
I
109500
156 «86
«00«
311217
463 640
IIIS««
7120
1261«
42»!
>S093896
>2«0«0»0-
20« gM-
IS«««-
18591»«-
431 518 2»
380 83«!-
28« -
207167
72
VorstidenS« IZiläv« Ksde Ivb geprükt uoS mit 6en «rönnngsinässig getLKrten
Scrll», im «äi I9IK, ^
S. Ueöentlion »ogestsllter vereickigter Liionei-revisor.
vi« suk ?>/z A festgesetzt« vivickenSe gelangt vom 5. S, gegen viviSeväen-
srkein «r. 30 bei Sei» LanKKsuse Ue«r« promdsr? ^ ««., »«Ii», ^ägerstr. g, sovis
an u«»«r«r <Z««ll»cl>«kt»K»»«e, üsiserstrssse 41, ^ur ^us2»KIung.
» snnten IZanKKsuse gegen Rüc^gsde ües Lineuerungssodeivs unci Hivreiennng eine»
ns«n Xuinrnern geordneten goppelten Ver^eieKnisses in Linpkävß genoininen wercksn.
Serllv, Sen 3, ^uni ISIS.
öerlluer ZpeSitions- uvck l.a^erdau8.
^Ktlev lieLellsedakt (v«rm»l5 Ssrt? S Lo.).
Der V«r«t»»ck.
viI»v«»Xonro per 81. V««emK«r ISIS.
«.
Pf
24693727
«0
1»i561«9
gö
ie9see«4
88
1SS77
8S
1192609
5«
1
1
101560SS
07
2706SSS
W
633050
2979651
12
1
-
225000
27SS44
3577«
72
109370«
41
88459t?
24
8UlI«u12j36i
XKti?».
LkksKten. .
^val-vediwi-sn . , . 478 80«
«autioos.LffsKtsll, . >I, bä ioö
Lsrliv, Sen 8. Zuni 1910,
lisservs klir ^Vsdroeitrsg , .
.^vitl-Hrsilitoren . '^ ^ ^
^v^e°^. '«.'47S 800

^usssrorSentlivd« RSeKIsgs
«.
2600000«
—
21240900
34762
SS
38902«
4261SI
w
110«
21103537
!5
8SS75SS
6085
22500«
—
299858
2600«»
-
Hie MreKtion.
I^ng«,

?öp!lll' gute «Zuälitst, glatt ocler gestreikt . . , Neter 1^ 1 ^
öuIgäpöN'Kl'öpp «ä. II« em breit, veiss Nster 1^
Xl-äu8öI-Ki-span olle,' -Xs-öpp
8öI?Iö!öI'ä!lII^S ^eiss, etw» 11« «in breit.
Kl-äU8Sl8t0ffS M
IM «in Kreit Nster
Xräu8öl8toffe
Streiken, et^v, 12« ein Kr,, Ilster
et«ä ^zz ^zg
«UN-
neue warben « ^Zzg
Nster ^ ^
Neter 2'° 2«5
p««al»n ^^^"^^^ ^toS,
weisse, ^z« r^7g
v?s,s«KK,, etw. 12« ein b,,, Neter ^ «
Lsdai-liins ^'!5' «lr
ü « s t ü IN e
Neter"'
Neter
8Lk«a^srIattst
Slu8en.8sills ^« 1»°
Neter
Klsil!g>-.8sil!e ä?^^ 4»° S^s
Ss8t-8sil!v 5Uit5°° 62«
S>U8L
ö!u8S
KlU8S
S>U8S
SIU8S
s«
8«
7«
gTS
13«
Äsen-
1gs°
«S8vk-!(leil!si-^ov>(
«a8l!k.i(IsilIsri-oLl(7«w? f^s
(ZlooKenkorrn init 1'aseKev ... '"
«S8vk «IsillsrroLlk 7«?"^
unck ünovkgarnieruvj;
^n«in,orl,l«irl weisser SeKIeierstoik
SUIIIIII«! ItIVIU rnit reioder StieKerei
SeKuItsr unö Nieter gebogen, init <ZI>Si>
buntem SeiSengurtel <?S^
^veis», Voile, SeKnlter u, Nied, sn- ^llzg
verstarb ge^og,, KooK in. Vol. g»rn. ^«
dunkel »geblümt,, Voile oller l^reppstoff,
init weissem, senr kesvkem Xr^gen, «ei-
ter IZIoeKenroeK mit Seickengürtel klgzg
und V«I»nls garniert
Ve>-I<sus5ste»e c.es Vl/srenlizuses fü,- Deutle Lesmte Lei-Iis. V/.

«r. 87.
17. Juni Igl«.
Pik Zukunft.
ZtaKIverll SeeKer IKtienge8eIl8eKaN VillieK
Mr ls6en niermit clie tterren Aktionäre unserer (ZesellseKskt einer am
im Vervsltungsgebäucle ?u V^illicli slatttmclenclen
aukeroräentliekon öauplversammluug
ein.
I^a^esorclnunL:
1. rlrkönung 6es ^Ktienlcspitsls clurek Ausgäbe von 80lX) neuen
Aktien ?u je 1000 ^vilc.
2. ^uvanl ?um ^ukiclitsrst.
Aktionäre, 6ie sn clieser sulZeror6entlictien ttauptversämmIunZ teil-
-unedmen KeabsicKtiMn, vollen ilire Aktien nebst ^vei ^leicklsulenclen
Ver^eicKnissen derselben spät«»t«N8 bis «um «5. >IuvI «I. ^. bei cler
lZesellsedsttsKsss« in >VlIIied «cler einer cler nsclibe^eickneten Ltellen
Kinterle^en ocler ciie anclerveitige rjinterleAung 6urcK eine smtliclie öe-
sclieinigunA, aus velcker ciie Kummern cler ninterlegten /^K ien ersicktlick
sincl, clem Vorstsnäe nactivreisen,
Xls Mnt«rleLUliLLStell«n verclen bestimmt:
Oie OeutscKe ösnlc, öerlin, un6 inre ^vei'^tLÜen,
Die IZerliner rlangelsgeseliscliäft, öerlin,
Oer ösriner LsnKverein, Lsrmen, unä seine ^«^i^stellen,
Oie Essener Oreclitanstsit, rissen,
Das LsnKKäus ^, ?rank >d do., Orekelg,
Oie OeutscKe KstionalbänK, örernen, un6 ikre ^veiZstellen,
Oer dnemnit?er ösnkverein, OnemniK, uncl seine ^veigstelien.
>ViUicK, cten 4.)uni 19IS.
Der Vorsitösnäe 6s8 ^ufsieKtsratZ i
«iln. SseKer.
r^« «s« 6S« r^« r^s« r^« > r^« r^« «s« »<s« «s« »

Krftellnnge» A
auf die
Einbanddecke V
zum 9^. Lande der „Zukunft F
(Nr. ,7—2S. II. «Zuartal des XXIV. Jahrgangs), V
elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung «. zum
Preise von Mark 1,bO wcrdc» von jeder Lüchhandlung od. direkt
vom Perlag der Zukunft, Berlin 8>V. 48, lvilhelmstr. s»
entgegengenommen.
tSS°Z tS?ü tZS^I

IUerr von Bethmann, den der Centralvorstand der National»
liberalen Partei öffentlich beschuldigt ha te, er zwinge die
militärischen Censur stellen, „dem deutschen Volk eine mit seinem
WillennichtübereinstimmcndeMeinungkünstlich aufzudrängen",
hat die Milderung der C?nsur versprochen. Wer die Geschichte
dieser vonAngst ersonnenen Einrichtung kennt, Der weiß, daß der
Versuch fruchtlos bleiben muß. „InMadrid, erfuhr ich, herrsche
jetztvölligePreßfreiheitzundwenn ich nicht überdie Staatsgewalt,
Religion, Politik, Sittlichkeit, über hohe Beamte und andere an-
gesehene Leute, über Oper und Schauspiel, über irgendeinen mit
irgendwas Zusammen hängenden schreibe, könne ich alles von zwei
oder drei Cenforen Durchschnüffelte in voller Freiheit drucken
lassen.-Figaros geflügeller Satz hat sich auch in dem Jahrhundert
nach der FranzösischenRevolution in jedem Land Europens be»
währt. Wider die Censur halte schon der jüdische Arzt Johann
Iacoby in Königsberg geschrieben, ehe er, im Februar 1841, die
„ Vier Fragen" durchs Adlerlav d schickte und dieProvinzialstände
mahnte, endlich »als erwiesenes Recht zu fordern, was sie bisher
als Gunst erbaten". Friedrich Wilhelm der Vierte, dem Iacoby
^eine Schrift selbst ins Schloß gesandt hat, fühlt sich beleidigt; läßt
Je vom Bundestag verbieten, gegen den Schreiber ein Strafver»

fahren einleiten und greift nach einem Trostgrund, der in Preuße«
niemals versagt. An den liberalen Oberprästdenten Schön, desserr.
(in derDenkschrift »Woher und wohin?" ausgedrückte)Meinung
der Iacobys doch nah ist, schreibt er: »MachenSie nur, daß un»
beschnittene Männer von alter Treue, die einher; zu mir haben^
die Schmach gut machen,welche dieBeschnittenenOstpreußenan»
thaten." Am Ende des langen Instanzenweges wird Jacobs
vom berliner Kammergericht freigesprochen und das vom Präfi»
deuten Grolman unterzeichnete Nrtheil bestätigt dem Angeklagten»
daß er Staatseinrichtungen freimuthig tadeln und die Censur
die schlimmste Feindin derPresse nennen dinfe. Der König läßt
zwar dieGeltungdauerderKarlsbaderBeschiüsseverlängern, zu-
gleich aber den Provinzialbehörden die Milderung der Censur»
strenge empfehlen und bald danach die Bildercensur ganz auf»
heben. Bessertdas gute Beispieldie Sitten? In Baden, demLande
derMusterverfassung.streicht der Cen sor tzerr vonUria-Sarachaja
mihliebigen Blättern die neusten Nachrichten und verscheucht
ihnen dadurch die Kundschaft. In Wien ärgerte die RegnunA
sich über die von zwei böhmischen Juden in Leipzig herausgege»
bene Wochenschrift »Die Grenzboten", die, trotz dem Verbot»
heimlich eingeschmuggelt wurde, und Metternich stöhnte, wek
, heute siebenzehn deutsche Blätter von Iudenjungen redigirt wer»
den". In Preußen, wo »nur Männer von wissenschaftlicher Bil»
dung und erprobter Rechtschaffenheit" ins Censoramt berufen
werden foUten, erhebt sich ein Wehgeschrei,weil ein junger kölni-
scher Censor, der Asf essor Graf Fri tz Eulenburg, einen Nachtwäch»
ter geprügelt hatte; ernsteren Mißstand aber nimmt die Presse
ohne kräftige Gegenwehr hin. Die von Karl Marx geleitete Rhei»
Nische Zeitung, die, einsam, rückhaltlos zu reden wagt, wird, mit
des Königs Willen,gepeinigt und sogar verdächtigt, von der pa»
riser Regirung Zuschuß verlangt und erhalten zu haben. Als
Dahlmann für die Zeitung, die der Kultusminister ihm in Berlin
gründen will, Cenfurfreiheit fordert, scheitert der Plan. Milde»
rung? Der König hat Georg tzerwegh, den Posa aus Schwaben,
empfangen undzu ihm gesagt: »Wir wollen ehrlicheFeindesein."
Da er aber hört, der Dichter sei in Königsberg mit der Marseil»
laise empfangen, beim Klang anderer »Blutlieder" gefeiert wor»
den, verbietet er, die Zeitschrift, die tzerwegh in der Schweiz grün»

den will, in Preußen einzulassen.Brieftzerweghs: «Ich hindurch dieNothwendigkeitmeinerNaturRepublikaner und heuchle nicht eine Devotion, die ich nicht kenne." Antwort: Ausweisung. Die Rheinische unddieLeipzigerAllgemeineZeitunL.Ruges Deutsche Jahrbücher und andere unbequeme Zeitschriften werden verbo» ien; die Bilder wieder unter Censurzwang gestellt. Dem Preußen-dichter Wilibald Alez's, der die zahme Vossifche Ze tung gegen den Quä'geist sanft vcrtheidigt hat, schreibt Friedrich Wilhelm: »Mit Widerwillen habe ich einen Mann von Ihrer Bildung und literarischen Bekanntheit in der Klasse Derer gefunden, die sich zum.Geschäft machen, die Verwaltung des Landes durch hohle Beurtheilung ihres Thuns, durch unüberlegte Verdächti» gung ihres nicht von ihnen begriffenen Geistes vor der großen, meist urt heillosen Menge herabzusetzen und dadurch ihren schwe-ren Beruf noch schwerer zu machen." Milderung? Lokal- und Bezirke censoren sollen für .Ruhe und Würde" forgen und ihre Sprüche nur vor dem Oocrcensurgericht anfechtbar sein, dessen neun Mitglieder auf dreiIahre ernannt werden, also vom Groll der Hof. und MInisterialinstanz stets zu erreichen sind. So weit ist Preußen 1843. Metternich darf sich der Schüler freuen. Vor der Geburt, schreibt er, muß man schädliche Gedanken erwürgen. «Ist eine Brut giftiger Insekten einmal ausgeflogen: was nützt dieZerstörung des Nestes ? Optimisten hoffen auf die Schwalben und Sperlinge; ich nicht." Unter einem Zerrbilde des Königs, dessen Füße Zeitungen zertreten, steht dasWort: «Ich liebe jede gesinnungvolle Opposition." Wüthend liest er die Verse: „Ein König soll nicht witzig sein, ein König soll nicht hitzig sein, nicht strenge gegen Itzigsein; er wolle nicht in jedem Ding (hier schweig' ich) altenfritzigsein."Sturmvögelflattern über die Kirchhofs ruhe hin. Den im Geistigen heimischen Menschen wird das Vaterland verleidet. Auf Heines undBoernes Spur gehen sie insAusland. Aus Paris schreibt Rüge: «Der deutsche Geist ist niederträchtig und ich trage kein Bedenken, zu behaupten: Wenn er nicht an» ders zum Vorschein kommt, so ists nur die Schuld seiner nieder» trächtigen Natur." Aus Frankreich und England, aus de rSchweiz und dem Elsaß werden bitterböse Schmähschriften eingeschleppt. Bald höhnt der Historiker OttoAbel den Preußenkönig als einen neuen Theodat, der das Erbe großer Ahnen verschleudere; be-

spöttelt ihnDavid Friedrich Strauß als den «Romantikeraufdem Thron der Caesaren." Das aus dem Licht getriebene Wort wird vonZorn giftig; Rede, die nicht ins Ohr der Nation dringen darf, entkleidetfich dem Gewand, das in Oeffentlichkeittaugt, und ähnelt dann schnell dem im Familienzimmer oder am Zechtisch Ge» pfauchten. Niemals und nirgends sah die Folge der Censur anders aus; nie und nirgends konnte der Versuch gelingen, sie walten zu lassen, aber zu mildein und ihre Macht enger zu be» grenzen. Ine alte Preußen drang diese Erkenntniß zu spät. Als derMinisterBodelschwingh schrieb,dieCensur habe ausgedient, rottete die Revolution sich vor das Thor der Hauptstadt.
Seit fast zwei Iahren steht im Deutschen Reich Rede und Schrift wieder unter Censur; gilt ein Ausnahmegesetz, das im Frühling sünfundsechzigIahre alt wurde, dem Zustand von heute also viel ferner ist, als es in der ersten Lebensstunde dem desfritzi» schen Staates war. Dem Feind soll gezeigt werden, daß sieben» undsechzig Millionen Menschen über Großes und Kleines einer Meinung sind; absplitterndes Glaubensbekenntniß darsnicht ans Licht. Im Juli 1870 lasen alle Deutsche die Sätze: „Der Krieg ist ein dynastischer, unternommen im Interesse der Dynastie Bona» parte, wie der Krieg von 1866 im Interesse der Dynastie Hohen» zollern. Ais prinzipielle Gegner jcdes dynastischen Krieges, als Sozial'Rcpnb ikancr und Mi'g ieder dcr Internationalen Ar» beiterassoziali0!',die,ohn.Nnteifchie)deiNatIonalität,alleUnler- drücker bekämpft, alleRnierdrückien zu einem großen Bruderbund zu vereinen sucht, können wir uns weder direkt noch indirekt für den Krieg erklären und enthalten uns daher derAbstimmung,in» dem wir die zuversichtliche Hoffnung aussprechen, daß die Völker Europas.durch die jetzigen unheilvollen Ereignissebelehrt, Alles aufbieten werden, um sich ihr Selbstbestimmungrecht zu erobern und die heutigeSäbel» und Klassenherrschaft, als dieUisachealler staatlichen und gesellschaftlichen Uebel, zu beseitigen.' DiesenPro» test hatten die Abgeordneten Liebknecht und Bebel versaßt; und dieRegirungPleußensund desNorddeutschenBundes fürchtete nicht, daß durch solchen Aufruf die Stimmung getrübt, der süd» deutscheWille zur Einheit gelähmt werde. Die Zuversicht war be» rechtigt: der Krieg endete in deutschen Sieg; obwohl alle Haupt» fragen(Ursprung,MöglichkeitfremdenEingriffes,Kriegsführung,

Beuterecht in Feindesland, StaatsformFrankreichs, Annexion, Beschießung von Paris) in ziemlicher Freiheit erörtert wurden. Heute ists anders;und schon deshalb dürfte der Kanzler über die Häufung unterirdischer Literatur nicht staunen. Er hat zwei der heimlich verbreitetenFehdeschrifienimReichstag ungemein heftig getadelt. «Erfindung, Entstellung,erstunken und erlogen,nieder» trächtige Verhetzung, Schmähung, Volksver giftung, Piraten der Öffentlichen Meinung,Verleumder": Zorn übertönte denRath des Predigers Salomo und des Philosophentrösters Boetius, niemals durch Wuthwallung den mühsam erworbcnenRuf stand» hafter Weisheit zu gefährden.Wer hoch überdenkleinenSchimv» fern der Reichsrede'chänke stehen will, darf selbst in gerechtem Grimmnichtin denMißbrauchabgleiten,wehrloseGegneröffent» lich zu schelten. Wehrlos sind sie; können nicht in dem Reichstag (den Spötter manchmal noch das Hohe Haus nennen), nicht in der Presse ihrThun verlheidigen.Und daß aus der Gesellschaftschicht, die noch wähnt, Ehre könne von fremdem Wort gemindert und müsse vom Fleck oder Anhauch mit der Waffe gereinigt werden, ein in Stummheit Gezwungener „persönliche Genugthuung" for» dert, ist leichter begreiflich als die Thalfache, daß er dieses Ver» langen und dessen herbe Ablehnung in die Oeffentlichkeit bringt. «Meine Ehre ist mein Eigenthum: ich gebe mir selbst so viel, wie ich davon verdient zu haben glaube, und verzichte auf jede Zu» gäbe." Das hat der erste Kanzler des Deulfchen Reiches gesagt; wenn der fünfte der Kaste gedacht hätte, die jeden „Beleidigten" einem „Ehrengesetz" in Gehorsam verpflichtet, dann wäre er mit den abwesenden Widersachern so säuberlich wie mit den anwefen» den verfahren. Die Verfasser nicht käuflicher, nur als Geschenk oder Leihgut zu erlangenden Schriften wurdennicht von Geldgier oder Beifallsucht in Handlung gedrängt; und weil sie Zeit und Kosten für den Ausdruck ernsten Wollens aufwandten, verdient noch ihr wunderlichster Irrthum die Achtung der Gerechten.
An Irrthum fehlts in den vom Kanzler verrufenen Schrif» ten nicht. Die deskönigsbergerGenerallandschafldireklors(ober» sten Leiters landwirthschaftlicher Kreditvereine) Kapp zeigt den Irrchumskeim fchon in der Titelzeile „Die nationalenKreise und der Reichskanzler." National und den „besten Kreisen" zugehö- rig ist, wer Herrn von Bethmann als unzulänglich erkannt hat.

Die übrigen Deutschen werden in »radikale Fanatiker und gestn-
nunglose Schwächlin ge« geschieden. Deren Zahl aber, Germanien
zum Heil, winzig ist. Denn „so gut wie einstimmig ist die lieber»
zeugung, daß unverdrossen weiter gekämpft werden muß,bis ein
lohnender Friede erreichtist«;derEngland entmachtet, dem Deut-
schen Reich Belgien und anderen Gebietszuwachs beschert. Weil
die «am Treusten gesinnten Kreise unseres Volkes" zweifeln, ob
solcherFrtedeerstrebtwerde, „Herrschtin ihnen tiefesMißtrauen."
Nur eine Massenabstimmung könntetzerrn Kapp lehren, wie arg
sein Nrtheil über die „Gemüthsverfassung der weitesten, treusten
Volksschichten« irrt. Er strebt in Klarheit und stützt dennoch den
Glauben, „der Feind sei zwar noch nicht zum Frieden gezwun»
gen, aber geschlagen.« England? Frankreich, das seit dem Sep>
tember1914McHaup!stellung hält?Darf der Deutsche, der nicht
Selbsttäuschung will, auch nur Rußland,nach dcssen großen Er»
folgen in Armenien und Galizien, einen geschlagenenFeind nen»
„en?Durch dieNährurgso chenAberglaubens würde die Volks,
kraft gelähmt, die wir, zu Stoß undMderstand, nach dem Ermessen
menschlicher Vernunft noch sehr lange brauchen werden. Was
erwiesen werden müßte, nimmt Herr Kapp als schon erwiesene
Wahrheit und ruft von so brüchiger Grundmauer ins Land, die
Willensschwäche des Kanzlers gefährde erreichbaren Triumph.
Das Unterseeboot heißt „die entscheidende Waffe'.Daß es Ent-
scheidung sichern könnte,wird als gew'ßunterstcllt: nirgends aber
erwähnt,daß imWillen zur Begrenzung des Unterseekrieges die
drei heute zum Gutachten berufenen Admlrale mit dem Kanzler
einig sind. Dem wird als Hauptschuld angerechnet, daß er ‚poli»
t sche Bedenken über militärische Gesichtspunkte obsiegen ließ«.
Durch die Erwirkung solchen Sieges hätte er, auch im Sinn des
Kriegers Clausewitz, die höchste Staatsmannspflicht erfüllt,- ge»
handelt,wieBismarckvon jedem gewissenhaften Staatsgeschäfts»
führer forderte. Die Regirung der Vereinigten Staaten ist längst
nicht mehr neutral, weil sie (wie unsere in jedem Krieg der letzten
Jahrzehnte) die Waffenausfuhr (die sie ohne Aenderung des
Staatsgrundgefetzes nicht zu hindern vermochte) der Privatindu»
strie erlaubt hat; ist unser FelndzbehandeltDeutschland wie eine
Negerrepubltk; könnte ihm, das auch „finanziell stärker als alle
seine Feinde ist«, aber,Wenns offen zu feinenFeinden überträte,

nicht ernstlichschaden.Ieder hat seit demLusitaniatagAehnliches auf hundert Blättern gelesen;undjederAndefangene müßte min» bestens ahnen.daß die öfsentliche Widerlegung solcher Angaben in Kriegszeit unmöglich ist. Neu dünkt mich nur das üöer die Ernährungpolitik Gesagte. «Die Furcht vor der Masse der Ver» braucher in den Großstädten und Industiiecentren hat die Re- girung in einen höchst unerfreulichen Staatssozialismus ge» drängt." Unnöthigen. Die Gefahr, daß der Reiche dem Armen die Nährmittel wegkauft, könnte nur entstehen, „wenn der Reiche zwanzigmal mehr äße, als er vertragen kann"; nicht auch, wenn er so viel speicherte, daß ihm für sechs Monate das aus der Friedenszeit her gewöhnte Wohlleben verbürgt wäre? Statt den Handel auszuschalten und den tzof des Bauers unter Zwangsverwaltungzu stellen, müsse man die künstliche Organisa» tion, (»die doch die vollendete Desorganisation und Verwirrung des Marktes ist") rasch ins Gerümpel verstauen und in den Se- Hen ungehemmt freien Verkehrs zurückeilen. Noth ist nur, weil Zwang waltet. FreierMarkt, freie Preisbildung durch Angebot und Nachfrage: der Leser meint, den Freihändler Friedrich Kapp zu hören, der, nach zwanzigjähriger Anwaltsprazis in den Ver» «inigten Staaten, als bekehrter Achtundvierziger ins neue Reich Heimkam und Bambergers Gefährte ward. Der aber hätte nicht, wie der Generallandschaftdirektor, «verstärkten Schutz der natio» nalenArbeit" verlangt, vorUeberschätzung des Ausfuhrhandels gewarnt, für Preußen das Pluralstimmrecht und die, Erhöhung des wahlfähigen Alters" empfohlen. Hätte wohl auch über die K,aft der Bereinigten Staaten aus gründlicherer Kenntniß ge» uilheilt und länger überlegt, was aus Deutschlands Wirchschaft und Stimmung werden müßte, wenn jetzt, plötzlich, von der Höhe das Bekenntnih käme: »Was wir zwei Jahre lang, vonDelblück bis zu Batocki, anordneten, war, Alles, aberwitzig falfch, Central» einkauf, Beschlagnahme, Höchstpreis, Rationirung, Kampf gegen Wucher und Hamsterei; drum gelte von morgen an auf jedem Marktgebiet wieder der Friedensbrauch.« So wills der Königs- berger. Wird ihm gehorcht, dann schreitet das deutsche Volk in ein Eden. Dem Friedensschluß (dessenBedingungendenBriten, Russen, Franzosen, Italern, Belgiern, Amerikanern,Australern, Japanern diktirt werden) folgt «ein gewaltiger nationaler Auf»

schwung; Hader und Zwietracht im Inneren verstummen z in selbst» loser Hingabe werden die geistigen und politischen Führer unseres^ Volkes ihr ganzes Wollen und Können für die vaterländischen Interessen einsetzen.«Hier wird einWunder: glaubetnur. «Deutschlands Bestimmung ist, eine neue, glückliche Epoche der Menschheit einzuleiten." Wer die Welt anders schaut, ist nicht national» nicht den besten Kreisen zugehörig. Unter den vielen Kerndeut» schen, mit denen ich, in jedem Klassenbezirk, während der Kriegs» jähre sprach, sind höchstens drei, die dem lappischen Anspruch ge^ nügen; und die Drei kümmerten sich bis in den August 1914 nie« mals um Politik. Mußte der Kanzler diese Schrift, die seine Po» litik, nicht sein Menschliches verurtheilt, wie ein wichtiges Ding? behandeln?DerVerfasseristPatriot, glaubt, wie an Evangelium, an alles in „nationalen" Zeitungen Verkündete und hat über den Tauchbootstreit allerlei Okkultes erfahren (dasFrommen gewiß, Nüchternen widerlegt scheint). Wie leicht sein Glaube die Ver» nunft überwältigt, lehrt die Wiederholung des Gerüchtes, „England habe schon vor dem Krieg die Entlassung des Herrn von Tirpitz gefordert. "Nie hat eindem Tollhaus fernerBrite ansolche Forderung gedacht; noch im Juni 1914 aber Herr Churchill die Sehnsucht nach Zwiesprache mit dem bewunderten Großadmiral gestanden. In Jedem, der würdige Verständigung mit England wollte oder gar noch will, sieht Herr Kapp einen Narren oder Wicht. Ermeint, daß amerikanische Geldhilfe „für unsereGegner auch recht unangenehme Seiten hätte; denn geschenkt wird das Geld nicht." Genug. Mit eben so gutem Willen, wie er in dem Verfasser lebt, ist aufden einundfünfzig Seiten seiner Schrift doch nicht ein Satz zu finden, dem der Politiker nachdenken müßte. DiezweiteFehdeschriftentgleistnichtausAlldeutschlandnach Manchester; weissagt auch nicht Weltherrschast, die Menschheit undVolkheitinunbewölktemFriedenbcglückt.)uniu8ätter:sonennt sich der Verfasser. Neben dem britischen Iunius, der vor bald hundertfünfzlgIahrengegenTrafton,NorthundGenossenschrieb. wäre er einZwerg; hat nicht den kühnen Geist, die wilde Grazie, denselbst geschaffenen Stil desVorbildes. Docherist weder dumm noch unwissend und fühlt sich dem Satiriker des public^gvertker (unter dessen Lehnnamen, freilich, ein Motto aus Fritzens Bran» denburg nicht paßt) verwandt, weil auch er ohne Erbarmens» regung einenMinister angreift. Ihm ist Herr von Bethmann der

Erzfeind deutscher Zukunft. Das, wenn ers glaubt, auszusprechen, müßte in jeder Lebensstunde, auch der dunkelsten, eines mündigen Volkes als sein Recht anerkannt werden; ein Franzos dürfte es heute noch über HerrnBriand, einBrite überHerrn A?quith, ein Russe überHerrnStuermer sagen.Dem neuenIunius würde die Nachprüfung des ihm zugetragenenStoffes leichter als dem alten; dennoch blößt er Kenntnißmängel, die nur dem Lober verziehen werden. Das DeutfcheReich war nach demRücktritt desFürsten Bülow nicht„in verzweifelter Lage"; konnte lnOst und West noch Schutzbündnisse knüpfen. War aber 1909 die Lage «verzweifelt": woher käme dann das Recht, Herrn von Bethmann in Ab» grundstiefe zu verdammen? Dem wird «bedingunglose Frie» densliebe" und Drang in«Versöhnung um jeden Preis" vorge» worfen; «Versöhnung- und Verständigungwahn" dem Kanzler, der drei englische Verständigungwünsche abgelehnt, eine zu» vor nie erträumte Heeresmehrung durchgesetzt, zwei verbünde» tcnGroßmächtendenKrieg erklärt und den Einfall inBelglenge» billigt hat.Das über Serbiens,Belgiens,Italiens,Iapans Hai» tung Behauptete wäre an demTag,wo man offen darüber reden dürfte,als falsch erweislich. Herr Ballin (dessen »enge persönliche Beziehungen" zu demtzerrn vonTirpitz ältersind als die zu dem Kanzler) hat niemals empfohlen, schüchtern sich unter englische oder amerikanische Forderung zu ducken, sondern geschrieben, er müßte sich selbst verachten, wenn er in der Zeit so ungeheurer Ent» scheidung sich von dem Geschäftsinteresse seiner Hamburg»Ame» rika-Linie stimmen ließe. Hast Du, Leser, Etwas von «geradezu maßloser Hetze gegen die Landwirthfchaft" gemerkt und glaubst Du,daß die allmächtigen Generalkommandos so unschönesTrei» den geduldet hätten? Herr von Bethmann hat es „begünstigt": spricht Iunius; und erblickt »in der persönlichen Versilzung der maßgebenden Stellen mit führenden Männern derHandelswelt" (über deren Ausschaltung Herr Kapp klagt) die Ursache allen Miß- standes in der Ernährungpolitik. Und so weiter. Neben Geschei» tem stehtVernunftwidriges; Irrthumsgestrüpp umwuchsmanche Wahrheit. Die Fehler, die gerügt werden müßten, erkennt der Kritiker nicht, und was ihn strafbar dünkt, wird Anderen, deren Vaterlandliebe doch nicht lauer ist, als löblich gelten. In zwei Hauptpunkten sind beide Mahner einig. Felsfest über» zeugt, daß der Krieg mit militärischen Mitteln zu triumpha»

lem Ende zu führen, dem Deutschen Reich in Europa und Afrika, großer Landbesitz anzugliedern, Entschädigung von dem beträchtlichsten Theil der Kriegskosten zu sichern ist und daß nur der in schwächliche Nachgiebigkeit Neigende nicht an dieses Ziel gelangen kann. (Warum ein Kanzler, dessen Dasein und Ruf auf dem Kriegsspiel steht, zu schwach oder schlapp sein solle, um zu Land und zu See Andere fechten und bluten, die Strategen, auf die er die Verantwortlichkeit abwälzen könnte, ohne Hemmung wal» ten zu lassen, hat bis heute Keiner ergründet. Einerlei.) Jeder Wunsch nach würdiger Verständigung, die den Frieden organisnt und Europa vorOhnmacht bewahrt, ist Narrheit oderFrevel. Ob Amerika, ein Erdtheil, gegen unskämpft.nichtderRedewerth. DerUnterseekr ieg das unfehlbare Mittel zur Niederwerfung Bri» taniens. Nach solchem Sieg keine Bündelung je wieder zu fürch» ten. Wer anders denkt, scheidet sich selbst aus der Patrioten«.«» meinschaft und sinkt in das Schlammgewimmel der „Politiker ochlokratischer Richtung" (Deutsch: Derer, die Pöbelsherrschaft wollen). Das ist der erste tzauplpunkt. Der zweite: DieCensur ist die Wirkerin alles Unheils. Denn sie begünstigt dieFlauen; läßt nie einWort durch, das dem Kanzlernicht gut schmeckt; erlaubt nur Trübsalsausdruck und verbietet, was die Herzen stärken 'önnte. Ilebertreibung? «Der durch die drei Namen Mosse, Scherl, Ullstein verkörpertenMasscnpresse,zuwelcherzwar nichtderAuf» Iagcziffer,wohl aber dem Geist nach auch die Frankfurter Zeitung gehört, ist ein Maß von politischerBewegungfreiheit eingeräumt worden, das aller Beschreibung spottet und das seine Erklärung allein in der völligenpo!itischenUebereinstimmung findet,die sich zwischen der Regirung und den durch jene Blätter vertretenen Kreisen herausgebildet hatte." (Diese Aeberemstimmung müßte zunächst doch wohl in «jeien Blättern" erreicht worden sein; brcit aber klafft der Spalt zwischen Tageblatt und Voß, Lokalanzeiger und Mittagszeilung.)»Neben dieser Massenprefse waren es dann vor Allem die als,Flaumacher' bekannt gewordenen Publizisten, die sich unein geschränkter politischer Bewegu ilgfreiheit zu erfreuen hatten." Das erzählt der andere, durchaus andere Iunius; und zornig bestätigt Herr Kapp die Meinung des Zürners. Daß sie aus Irrwahn sproß, ist schnell, ohne Scharfsinnsaufwand, zu be» weisen. Laset Ihr nicht alles Wesentliche aus den hier erwähn»

4en Beschwerden längst in den Zeitungen, die sich selbst natio» nal heißen? Schwäche und Schlappheit,Tauchbootkricg, Geflenn Vor Amerika, Tirpitz als Titan und Bethmann als Duckdich, Hu- manitätgedusel, Förderung der Flauen,Länder und Milliarden- hzufen her, England muß auf die Knie,Rußland nach Asien zu» rück,Frankreich in einSpanien verzwergen:Alles lasetIhr.Nie- mals.was gegen solcheKriegsziele.ihreNothwendigkeil undMög- lichkeitzu sagen wäre. Diese Erkenntniß spart Euch den Weg in die Häuser des Lokalanzeigers, Tageblattes,Vorwärts; scheuet Ihr ihn nicht, dann wird Euch gewiß manche Kunde von „politischer Bewegungfreiheit, die aller Beschreibung spottet." Der Irrthum hatzweiWurzeln.DenKonservativen fehlt heuteeinBülo w°Cum- incrow.der früh die großenZeichen des Zeitwandels erkennt und ihnen die Parteitakiik anpaßt; aber sie wissen noch, daß nur der über Zurücksetzung Grollende zärtlich gestreichelt wird, und fallen drum nie in den Liberalenfehler, einen in Macht erhöhten Gc» nossen zu loben, ehe er sich als Gchorsamen bewährt hat. Ihnen Haben die zweenReisigen den Klägerknisf abgeguckt. Und sie sind selbst Opfer der von ihrer Wuth verschrienen Censur. Sie leben in einem engen Kreis Gleichgesinnter, erfahren nicht, wie an Frie» denstagen.aus dem Nachrichtenblatt, wasdraußengeschieht und drinnengedachtwird: und werden(ohne das «Schandtat!", das sie sonst lehrte)allzu spät merken, daß dieWirklichkeit nicht ist.wie ihr Traum war, und daß Herzoge, Fürsten, Grafen sich in die Schaar gereiht haben, deren Alhem ihnen gestern »ochlokratisch" stank. Allzu spät. Wollt Ihr aber, endlich, wach werden, dann reibet noch heute die Augen und leset Friedrich und Bismarck. Deren Krieg hat mit unserem kaum irgendwelche Aehnlichkeit (auch die Vergleichung der Koalitionen verführt nur in feines Spiel); doch der Blick auf die weise Bescheidung des Staatsmanns willens lehrt Kraft von Geprahl, Politik von Fibelkram sondern. Ein heiliges Volk heldischer, unüberwindlicher Engel, von Mord» brennern, Strolchen, Otterngezücht um dräut, außer drei Gefähr» ten von andererWesensfärbung nur Höllenbrut und stumpfe Er» werbsucht in der Nähe: Das war nie. Niemals die Menschheit» pest.dieIhr erdichtet.noch je einüberirdisch leuchtender Sieg,wie Ihr ihn hoffet. Kein Volk ertrüge ihn;keinem trüge erFrucht.von dem es gedeihen könnte. Nur um den Preis eigener Verflechung

kann eine Gruppe die andere niederringen; 1917 oder 1920 ? Wir dürfen mit dem Ertrag des Krieges zufrieden sein, wenn er den Erdtheil lüftet und säubert, sumpfigen, von Haß umwölkten, von Neid umzüngelten Boden in die helle Wohnstatt freier, aus eigenemRecht schaffender, drum fremdes Recht ringsum achten» der Menschen wandelt. Dem in Lebensgefahr fechtenden Volk wird die nüchterne Wägung der Wirklichkeitwerthe nicht leicht. Weh Dem, der sie, in frevlem Taumel, ihm noch erschwert Z Er belastet sich mit Verantwortungpflicht,unter der er amTagderletztenAb» rechnung zusammenbräche. Hütet Euch, das Trugbild Eurer im Käfig hungernden SeeleauchderNatlon einzubilden. Lösetlieber die Schleier von ihrem Auge und lasset sie, die ihr Blut giebt, ihr Gut geben wird, in Freiheit ihr Schicksal gestalten; jedes nicht kleine wäre ihr viel zu groß, wenn sie morgen noch unter Vor» mundschaft stehen müßte. Zanket nicht über Wuchs und Wesen, Muskeln und Stab des Hirten: sondern entwöhnet Euch selbst. Eure Weiber und Kinder dem trägen Empfinden, Heerde zu sein, ewig Heerde zu bleiben. »Ich werde dafür wirken, daf> in politischen Angelegenheiten, die nur lose mit der Kriegs» führung zusammenhängen, der Censorstist so wenig wie irgend möglich angewendet wird." So tröstettzirtenweisheit; sättigt mit einem Sprüchlein, das nicht That werden kann. Wenn jeder Csn- sor an Geist und Wissen jedem Schreiber voraus und, in Helle, der Volkheit verantwortlich wäre.ließesich anMilderung derCensur glauben. Die ist nur das sichtbare Zeichen des Seelenstandes, der sie ermöglicht: das Fieber, das aus Krankheit aufflackert. Sie ist, weil Parlament und Presse sie wollen, und stürbe jäh an der Drohung, den Kriegskredit zu weigern, die Zeitung nicht mehr er» scheinen zu lassen.Für sich fordern dieVerkappten Freiheit,nicht für anders Denkende. »Von faulem, verfrühten Frieden darf,na» türlich, nicht geredet werden. Das schadet uns ja im Ausland.* Wieder einSpuk, der in der Sonne zu Kinderspott würde. Nicht, was Hinz oder Kunz über Führung und Ziel des Krieges sagt, schadet im Ausland: nur, seit fast zwei Iahren alltäglich, die Sucht, eine fromm hinter dem Hirten trabende Heerde zuscheinen. Rechts und links horcht der Feind; kann aber den Willen des deutschen Volkes nirgends erlauschen. Hörte er ihn: wir wären dem Frie» den nah, der heute möglich ist und den nurWunder noch bessern.
SS
<

Wachs Stärke war die einheitliche Geschlossenheit seines Denkens und Wesens. Seine Größe lag in seiner Einfachheit, in feinem unbefangenen Blick und in seiner unbeirrbaren Sicher« heit. Mach ist in den letzten zwei Dezennien sehr berühmt geworden. Immer neue Auflagen, immer neue Nebersetzungen seiner Werke wurden publizirt. Zustimmende und bekämpfende Dar« stellungen seiner physikalischen und feiner philosophischen Theorien -erschienen in immer größerer Zahl. Trotzdem ist Mach nur von Wenigen wirklich verstanden worden. Mach hat in Physik und Physiologie viel Neues gefunden, hat manchen finnreichen Apparat ersonnen, besonders aber zur Klärung der physikalischen Grundbegriffe werthvolle Beiträge geliefert. Eine Entdeckung, wie etwa die Röntgen-Strahlen oder das Radium, hat er nicht gemacht. Er hat kein flugtechnisches Problem gelöst und kein Unterseeboot konstruirt. Aber auch keine der modernen großen physikalischen Theorien, wie etwa die Energetik, die Elektronen-Lehre oder das Relativität-Prinzip, ist mit feinem Namen verknüpft. Noch weniger hat Mach ein philosophisches System aufgebaut. Er wollte ja gar kein Philosoph sein; besonders keiner von denen, die mit spekulativen oder dialektischen Denkmitteln Kartenhäuser aufführen. Wenn man heute vor solchen Arbeiten wieder mehr Respekt hat und oft rein dialektische Untersuchungen, wenn sie große Denkanstrengung kosten, sogar als bahnbrechend bezeichnet, so Hütte Mach solche Arbeiten eher bahnsperrend genannt.

Mach selbst aber wollte die Bahn für jede künftige Forschung frei machen. Sein Ziel war von früher Jugend an darauf gerichtet, Hindernisse aus dem Weg zu räumen. Darum kämpfte er zunächst gegen alle theologischen und metaphysischen Vorurtheile, darum will er nichts von Unterscheidungen wissen, die sich bei näherer Untersuchung als nur scheinbar erweisen, und darum lehnt er sich besonders energisch gegen Theorien auf, die geeignet sind, Probleme zu verdecken.

Zu dieser befreienden Forscherarbeit wurde Mach schon in früher Jugend dadurch angeregt, daß ihm im Alter von fünfzehn Iahren Kants „Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik", also das Werk in die Hand fiel, in dem Kant die Ergebnisse seiner Vernunftkritik verständlich machen wollte. Mach hat den Eindruck, den das Buch auf ihn machte, selbst geschildert: „Ich habe es stets als ein besonderes Glück empfunden, daß mir

sehr früh (in einem Alter von fünfzehn Jahren etwa) in der Bibliothek" meines Vaters Kants ,Prolegomena zu jeder künftigen Metaphysik in die Hand fielen. Diese Schrift hat damals einen gewaltigen, unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht, den ich in gleicher Weise bei späterer philosophischer Lecture nie mehr fühlte. Etwa zwei oder? drei Jahre später empfand ich plötzlich die müßige Rolle, welche das Ding an sich spielt. Am einem heitern Sommertag im Freien erschien mir einmal die Welt sammt meinem Ich als eine zusammenhängende Masse von Empfindungen, nur im Ich stärker zusammenhängend. Obgleich die eigentliche Reflexion sich erst später hinzugesellte, so ist doch dieser Moment für meine ganze Anschauung bestimmend geworden. Erst durch abwechselnde Beschäftigung mit Physik und Physiologie der Sinne und durch historisch-physikalische Studien habe ich in meinen Ansichten eine größere Festigkeit erlangt. Ich mache keinen An« spruch auf den Namen eines Philosophen. Ich wünsche nur, in der-Physik einen Standpunkt einzunehmen, den man nicht sofort zu wechseln braucht, wenn man in das Gebiet einer anderen Wissenschaft hinüberblickt, da schließlich doch alle ein Ganzes bilden sollen."

Aus diesen innerlich bewegten und zugleich kristallklaren Sätzen treten uns wichtige Denkmotive und Triebfedern entgegen, die für Machs ganze Forscherarbeit maßgebend waren. Die Welt sammt seinem eigenen Ich ist für Mach eine Einheit. Sie ist, wie er anderswo sagt, nur einmal da. Deshalb sucht er eine Me« thode, die geeignet ist, unser Wissen von der Welt zu vereinheitlichen. Die zahlreichen und starken Hindernisse, die diesem Be»^ streben entgegenwirken, in rastloser Arbeit zu überwinden oder zu beseitigen, ist von früher Jugend an seine klar erkannte Forscheraufgabe. Mach will einen methodologischen Monismus. In der Physik findet er schon viel vereinheitlichende Arbeit geleistet. Aber die Begriffe des Stoffes, der Materie, der Masse waren ihm noch zu grobschlächtig; auch dann, wenn sie in das Gewand der Atomistik gekleidet waren. Mach war bemüht, alles Stoffliche in Prozesse, in Vorgänge aufzulösen, und bezeichnete es als die einzige Aufgabe der Wissenschaft, die „funktionalen" Beziehungen zwischen den Vorgängen zu ermitteln und womöglich mathematisch zu formuliren. Der Begriff der funktionalen Abhängigkeit schien ihm wissenschaftlich brauchbarer und einwandfreier zu sein als der der Kausalität. In diesem sah er zum Erstaunen vieler Phy» siker und Psychologen einen „Rest von Fetischismus", eine nicht mehr erlaubte Vermenschlichung der Welt.

Durch diese Betrachtungweise war die Welt für Mach gleichsam entmaterialisirt oder, wie er mit einem von mir gebrauchten Ausdruck öfter zu sagen pflegte, substratlos geworden. Es gab

Ernst Mack>
eigentlich keine Dinge mehr, sondern nur noch Ereignisse. Damit war aber eine Vereinheitlichung allergrößten Stiles wie von selbst vollzogen. Der Unterschied zwischen Physischem und Psychischem ist von diesem Standpunkt aus überwunden und die so oft betonte Itnvergleichbarkeit von Materie und Geist (nicht etwa überbrückt, sondern) einfach nicht mehr vorhanden. Im Seelenleben giebt es nämlich für die unbefangene und nur ein Wenig in die Tiefe dringende Selbstbeobachtung niemals Dinge, sondern immer nur Vorgänge. Wir erleben niemals ein beharrendes Sein, sondern immer nur ein fließendes Geschehen. Mach hat wiederholt angedeutet, mir persönlich aber ganz ausdrücklich gesagt, daß es die Reflexion auf das eigene Seelenleben war, die ihn darauf brachte, auch in der physischen Welt das Stoffliche in Prozesse aufzulösen. Hat man sich nun einmal an diese Betrachtungweise gewöhnt, so verschwindet, wie gesagt, der Unterschied zwischen Materiellem und Seelischem von selbst. Es gilt jetzt nur, die funktionalen Beziehungen zwischen den verschiedenen Arten von Vorgängen zu ermitteln. Daß es solche Beziehungen auch zwischen physischen Vorgängen und seelischen Erlebnissen giebt, daß unsere Wünsche und Erinnerungen, unsere Gefühle und Willensentschlüsse sich nicht unabhängig von Vorgängen in unserem Leibe und in der ‚Mußenwelt" vollziehe, lehrt ja Jeden die tägliche Erfahrung.
Ich habe diese streng einheitliche Auffassung des Weltenlaufes als „Monismus des Geschehens" bezeichnet und Mach hat diese Benennung in seinem Buch „Erkenntniß und Irrthum" ausdrücklich gebilligt. Methodisch ist dieser Standpunkt gewiß von hohem Werth. Ob er auch geeignet ist, als Grundlage einer Weltanschauung zu dienen, ist eine andere Frage. Mach suchte aber, wie wir gesehen haben, nichts Anderes als eine einheitliche Forschungmethode; und die hat er zweifellos gefunden.
Ein hinderniß lag aber noch auf diesem Weg. Alles Seelische wird von einem individuell bestimmten und individuell gefärbten, in sich geschlossenen und nur einmal vorhandenen Ich erlebt und diese Ich-Bezogenheit gehört zu den anscheinend nicht eliminirbaren Merkmalen alles Psychischen, das, wie William James sich ausdrückt, immer nur als etwas „Vereignetes" (ovneä) gegeben ist. Mag man das Ich metaphysisch als Seelensubstanz oder physiologisch als centralisirte Organisation auffassen, in jedem Falle unterscheidet sich das seelische Erlebniß durch seine Ich-Bezogenheit von allen physischen Vorgängen, in denen von einer solchen Bezogenheit keine Spur zu finden ist. Mach sah die Schwierigkeit, die sich in dem zäh festgehaltenen Ich-Begriff feinem „Monismus des Geschehens" entgegenstellte, vollkommen ein und verwendete

die ganze Kraft seines großen und starken Intellektes darauf, um dieses Hindernis; zu beseitigen. Er wird nicht müde, darauf hin» zuweisen, daß, was wir unser Ich nennen, nichts Anderes fei als ein Bündel von Elementen, die nur etwas fester mit einander zusammenhängen. Das Ich ist weder unveränderlich noch unzerstör» bar; und auch seine Einheitlichkeit wird keineswegs durch die Thatfachen bestätigt. Der Schein der Konstanz wird nur durch die Kontinuität des Ich, also dadurch hervorgehoben, daß Jeder das Gefühl hat, von der Jugend bis zum Alter immer der Selbe zu sein. Das hat aber seinen Grund darin, daß die Veränderungen meist so langsam und stetig vor sich gehen, daß die konstanten Elemente immer zahlreicher sind als die variirenden. Einer tiefer dringenden Analyse, davon war Mach fest überzeugt, hält die scheinbare Konstanz des Ich nicht Stand. Aus dem Buch Ribots über die Krankheiten der'Persönlichkeit citirte Mach gern die Thatfachen, die eine Störung, eine Veränderung, eine Spaltung des Ich-Bewußtseins nicht nur als möglich, sondern als wirklich erwiesen. Für Mach war das Ich ein Theil des kosmischen Geschehens, das mit Vorgängen der Außenwelt ganz eben so in funktionalen Beziehungen stand wie alle andern Vorgänge in der Welt. Er war gerade stolz darauf, den Ich«Begriff überwunden zu haben, und pflegte zu sagen: „Wie Kopernikus uns von der geocentrischen Weltansicht befreit hat, so müssen wir auch den geocentrifchen Standpunkt loswerden und dürfen unser kleines Ich nicht als den Mittelpunkt betrachten, um den sich die Welt dreht."

Die Aeberwindung des Ich-Begriffes war ein starkes Iugenderlebniß. Bei der wissenschaftlichen Durchführung des Gedankens half ihm nicht, wie die Meisten glauben, David tzume, fondern die damals bei uns herrsch:ndePsycho'o7i?tzerbarts.Hier warder ernstliche Versuch gemacht, das Spiel der Vorstellungen nach den ihnen selbst eigenen Gesetzen zu erfassen und zu beschreiben. Das Steigen und Sinken der Vorstellungen, die dabei wirksamen „Hilfen" und „Hemmungen" machten einen geradezu mechanischen Eindruck, der noch dadurch erhöht wurde, daß tzerbart für den Verlauf der Vorstellungen, die er als Kräfte faßte, sogar mathematische Formeln aufstellte. Die metaphysische Grundlegung Herbarts, der von einer Seelensubstanz ausging, beseitigte Mach dabei eben so, wie er aus Kants Erkenntnißlehre das müßige „Ding an sich" entfernt hatte, und schuf so aus tzerbarts Vorstellungmechanik eine ichlose Psychologie. Nun hatte er wirklich und endgiltig gefunden, was er gesucht hatte: einen Standpunkt, den er nicht gleich verlassen mußte, wenn er von der Physik zur Psychologie übergehen wollte. Die Vereinheitlichung des Wissens war vollzogen und Mach ging

nun daran, durch gründliche historische Studien den Nachweis zu erbringen, daß durch diese Forschungmethode viel neue Klarheit in die Grundbegriffe aller Wissenschaften gebracht werden kann. In« zwischen aber war zu dem großen Gedanken der Vereinheitlichung ein neues Moment getreten, das für Machs Forscherarbeit und Weltanschauung nicht minder charakteristisch ist als die Aufhebung des Unterschiedes zwischen Physischem und Psychischem und die Neberwindung des Ich.

Darwins im Jahr 1859 erschienenes Werk über den Ursprung der Arten wurde in Wien bereits 1860 in einem Auszug und bald darauf in einer vollständigen deutschen Nebersetzung bekannt. Mach war damals dreiundzwanzig Jahre alt und nahm die neue, umwälzende Lehre vom Leben mit der vollen Empfänglichkeit eines jugendlichen Geistes, der das Interesse und das Verständnis; für weittragende Gedanken als besondere Begabung von der Natur mitbekommen hatte, in sich auf. Darwins Gedanken, zu denen sich bald auch die Herbert Spencers gesellten, haben der Forscherarbeit Machs eben so ihr Gepräge gegeben wie das seinjer innersten Natur entsprechende Streben nach Vereinfachung und Vereinheitlichung. Ihm wurde bald klar, daß die menschliche Erkenntnis; nichts Anderes sei als eine „Anpassungerscheinung", als eine Waffe im Kampf ums Dasein. Mit diesem heuristischen Prinzip ausgerüstet, durchforschte Mach nun die Geschichte der Physik und fand da immer neue Bestätigunen seiner Auffassung. Die „Mecha» nik" und die „Wärmelehre" sind ganz durchdrungen von dieser <den Physikern meist fremden) Betrachtungweise. In der 1889 er» schienenen „Analyse der Empfindungen" tritt dieser Gesichtspunkt hinter den Gedanken der Vereinheitlichung etwas zurück, findet aber in Machs reifstem Werke, in „Erkenntnis; und Irrthum", seine reichste und schönste Ausgestaltung. Dieses biologische Moment zu Machs Erkenntnißtheorie ist die Quelle werthvoller methodologischer Entdeckungen. Mach hat durch diese Betrachtungweise er» kannt, daß viele physikalische Wahrheiten schon vom instinktiven Denken gefunden waren und in der Technik der Naturvölker sich wirksam erweisen, bevor sie wissenschaftlich formulirt wurden. Da» für bietet namentlich sein letztes Werk, das erst im vorigen Jahr erschien, das kleine Buch „Mechanik und Kultur", eine ganze Reihe, sehr interessanter Beispiele. In der Geschichte der Wissenschaft be» merkte Mach zuerst die allmähliche „Anpassung der Gedanken an einander". Das werthvollste und originellste Produkt seiner biolo» gisch orientirten Erkenntnißtheorie ist aber der oft erwähnte, aber selten richtig verstandene Begriff der „Denkökonomie". Zum ersten Mal hat Mach diesen Begriff, zu dessen Bildung ihn der Verkehr

mit dem Nationalökonomen tzerrmann, dem Erfinder der Post» karte, angeregt hatte, in dem 1868 gehaltenen Bortrage über die Gestalten der Flüssigkeit eingeführt. „Sie sehen," heißt es da, „unser geizig kaufmännisches Prinzip ist reich an fruchtbaren Fol» gerungen. Und warum sollte sich auch die Wissenschaft eines solchen Prinzipes schämen? Ist doch die Wissenschaft selbst nichts weiter als ein Geschäft. Stellt sie sich doch die Aufgabe, mit mög» lichst wenig Arbeit, in möglichst kurzer Zeit, mit möglichst wenigen Gedanken sogar, möglichst viel zu erwerben von der ewigen un» endlichen Wahrheit." In vertiefter Form behandelt Mach dann dieses Forschungprinzip in dem 1882 in der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften gehaltenen Vortrag: „Die ökonomische Na» tur der physikalischen Forschung." Hier sieht man deutlich, daß die Denkökonomie ein recht komplizirtes Gebilde ist. Ich möchte sie als eine Synthese von Biologie und Mathematik bezeichnen. Wir müssen mit unserenDenkkräften haushälterisch umgehen und bilden daher mit der Hilfe der Sprache Begriffe, in denen immer größere Komplexe von Thatsachen zusammengefaßt und zur praktischen Berwerthung bereit gehalten werden. Das Bedürfniß nach Mit« theilung nöthigt uns dabei, immer mehr uns auf das Wesentliche zu beschränken. Unsere Formeln werden der Fülle der Thatsachen nicht gerecht, aber sie verdichten das Wichtige, das praktisch Be- deutsame zu immer kürzeren und zugleich brauchbareren Fassun» gen. Das Motiv dieses Verfahrens ist die Rücksicht auf die immer mehr Gedankenarbeit erfordernde Lebenserhaltung, also ein bio» logisch fundirter Trieb. Das Musterbild aber, an dem Mach die fortschreitende Denkökonomie am Besten zu erhellen vermag, ist die Mathematik. Für diese Wissenschaft hat Mach immer eine große Vorliebe gehabt, weil sie das großartigste System der Ver- einheitlichung alles Wissens darstellt. Die Zahlengesetze gelten ganz ausnahmelos für alles physische Geschehen. Im Lauf der Zeit werden nun die mathematischen Denkmittel immer feiner, um« fassender und gestatten immer größere Verallgemeinerungen. Da» durch wächst aber die mathematische Denkökonomie hoch über den biologischen Ursprung hinaus und schafft sich eine eigene Welt, in der sich die Mathematiker mit einer Art von ästhetischem Genuß frei bewegen. Mach hat solche Verallgemeinerungen auch dann als aufklärend bezeichnet, wenn sich die Begriffe von der Anschauung ganz entfernten und wenn eine Verwendung dieser Formeln zur Lösung physikalischer Probleme ganz aussichtlos schien. Hier war der Vereinheitlichungsgedanke bei ihm stärker als die Ueberzeu» gung von den biologischen Grundlagen und Zielen aller Forschung. Reiner und bedeutsamer als im Begriff der Denkökonomie

tritt uns die biologische Betrachtungweise Muchs in seiner De» finition des Naturgesetzes entgegen, die er in dem Buch „Erkenntnis; und Irrthum" gegeben hat. Früher betonte er an den Naturgesetzen die darin geleistete ökonomische Ordnungarbeit. In den späteren Iahren aber wurde ihm das biologische Motiv der menschlichen Erkenntnis; wichtiger; und so wollte er diesem Motiv einen deutlichen und wirksamen Ausdruck geben. „Ihrem Ursprünge nach," sagt er, „sind die Naturgesetze Einschränkungen, die wir unter Leitung der Erfahrung unserer Erwartung auf» erlegen." Er sagt gleich auf der nächsten Seite ganz deutlich, daß er durch den Ausdruck „Einschränkung der Erwartung" auf die biologische Bedeutung der Naturgesetze hinweisen wollte. Zur Erläuterung fügt er noch folgende Sätze hinzu. „Es ist ein Bedürfnis; aller mit Gedächtnitz ausgestatteten Lebewesen, datz deren Erwartung unter gegebenen Nmständen erhaltungsgemätz geregelt sei. Den unmittelbaren und einfachsten biologischen Bedürfnissen entspricht die psychische Organisation schon instinktiv, indem sie durch den Mechanismus der Assoziation in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle die zweckmäßige Funktionbereitschaft herstellt. Wenn verwickelte Daseinsbedingungen eintreten, welche die Bedürfnißbefriedigung oft nur auf langen Ilmwegen gestatten, so kann nur ein reicher ausgestattetes psychisches Leben diesen Be« dürfnissen genügen. Die einzelnen Schritte des Nmweges, mit den sie begleitenden Amständen als solchen, gewinnen dann ein mittelbares Interesse. Wir können jedes wissenschaftliche Interesse als ein mittelbares biologisches Interesse an einem Schritt des bezeichneten Nmweges auffassen." Mach war also überzeugt, datz alle menschliche Erkenntnis; sich aus dem Erhaltungtrieb entwickelt hat und daß auch die auf diesem Weg entstandene Wissenschaft in letzter Linie dazu berufen sei, dem Leben zu dienen.
Für mich persönlich war der biologische Einschlag in Machs Denken wichtiger als sein Monismus des Geschehens. Die Aufhebung des Unterschiedes zwischen Physischem und Psychischem habe ich nie mitmachen können und auch für seine ichlose Psychologie war ich nicht zu haben. Dagegen hatten mich meine eigenen Studien schon vor der Bekanntschaft mit Machs Schriften zu der Ileberzeugung geführt, datz alle seelischen Borgänge auf ihre Beziehungen zur Lebenserhaltung untersucht werden müßten. Dieser biologische Gesichtspunkt hatte sich mir als heuristisches Prinzip in ganz unerwarteter Weise bewährt; es hatte sich gezeigt, daß durch diese Betrachtungweise ganz neue Seiten des Seelenlebens hervortraten, die sonst ganz verborgen geblieben wären. Die biologische Psychologie in diesem Sinn war damals in Deutschland noch wenic,

geschätzt und ist eigentlich bis heute noch nicht zur vollen An« erkennung gelangt. Richard Avenarius und Ernst Mach waren fast die Einzigen, die diese Methode anwendeten; und durch diese Nebereinstimmung kam ich mit beiden Männern in Verbindung. Mit Avenarius kam ich nur in brieflichen Verkehr; aber Ernst Mach lernte ich, als er im Jahr 1893 nach Wien berufen wurde, bald persönlich kennen und im Lauf der nächsten Jahre erwarb ich seine Freundschaft. Da gab es dann in langen Unterredungen einen lebhaften Meinungaustausch; und so lernten wir einander immer besser verstehen. Als ich ihm einmal meine aus der biologischen Betrachtungweise hervorgegangene Theorie der typischen Vorstellungen vortrug, langte er mit der linken Hand (die rechte war durch einen Schlaganfall fast unbeweglich geworden) seine „Prinzipien der Wärmelehre" herunter und zeigte mir darin einen kurzen Satz, der zwar nicht ganz den selben Gedanken enthielt, sich aber doch auf ähnlichen Bahnen bewegte. Aus meinem Lehrbuch der Psychologie, das 1903 in einer vollständig umgearbeiteten Auflage erschien, hat sich Mach zu meiner größten Freude Manches zu eigen gemacht. In der Zweiten Auflage meiner Einleitung in die Philosophie mache ich zum erstent Mal den Versuch, Avenarius' und Wachs Weltanschauung darzustellen. Ich wählte dafür den Ausdruck „Monismus des Geschehens", der Machs Beifall fand. Sehr oft erbat ich mir Auskunft über physikalische Probleme; da war es denn eine rechte und eine seltene Freude, zu hören, mit welch sonnenhafter Klarheit Mach die schwierigsten Fragen bloßlegte. Dafür konnte ich gelegentlich philologische Auskunft ertheilen und hatte dabei Gelegenheit, zu sehen, wie sehr sich Mach für die EntWickelung der Sprache, für den Bedeutungwandel der Wörter, für die mannichfachen Erscheinungen des Wortaberglaubens, für meine Theorie vom Ursprung der Negation und für etymologische Fragen interessirte. Auf dem gemeinsamen Boden biologisch-orientirter Psychologie konnte der Naturforscher den Philologen und der Philologe den Naturforscher verstehen und fördern. Mach hat Das in der Vorrede zur Zweiten Auflage von „Erkenntnis; und Irrthum" selbst ausgesprochen und ich kann es mir nicht versagen, die wenigen Worte, die mir so viel Freude gemacht haben, hierherzusetzen: „Eine nähere Verwandtschaft meiner Grundansichten zu denen Jerusalems offenbart sich durch dessen Buch: ‚Der kritische Idealismus und die reine Logik'; sie ist wohl enger, als wir Beide, auf verschiedenem spezialwissenschaftlichem Boden stehend, vorher annehmen konnten; sie dürfte auf die gemeinsame Anregung durch die Biologie, insbesondere durch die Entwickelunglehre zurückzuführen sein."

Ernst Mach.
Mach war Empiriker. Alle subjektiven Zuthaten müssen aus der Erfahrung unbarmherzig geschieden werden. Deshalb beginnt er seine „Analyse der Empfindungen" mit „antimetaphysischen Vor» bemerkungen". Die Gleichmäßigkeiten in der Erfahrung sind sorg« sam zu sammeln, ökonomisch zu ordnen nnd dabei ist ein Weg gu suchen, aus dem man dahin gelangt, die „äußere" Erfahrung mit den Beobachtungen des eigenen seelischen Erlebens unter einheit« liche Gesichtspunkte zu bringen und dabei das eigene Ich als einen Theil des kosmischen Geschehens zu begreifen. Am Schluß seines geistvollen Vortrages „Wozu hat der Mensch zwei Augen" drückt er diesen Gedanken so aus: „Wenn Sie mich aber jetzt fragen, wozu der Mensch zwei Augen habe, so müßte ich antworten: Damit er sich die Natur recht genau ansehe, damit er begreifen lerne, daß er selbst mit seinen richtigen und unrichtigen Ansichten, mit seiner Kaute poliri^ue nur ein vergängliches Stück Naturerscheinung, daß er, mit Mephisto zu sprechen, ein Theil des Theiles sei und daß es gänzlich unbegründet ist, wenn sich der Mensch, die kleine Narrenwelt, gewöhnlich für ein Ganzes hält." Dieses aus Er« fahrung gewonnene und ökonomisch geordnete Wissen hat sich aber der Mensch in Folge feines Lebensdranges erworben und der reich gewordenen Wissenschaft fällt nun die Aufgabe zu, das Leben selbst reicher und vollkommener zu machen.
Ob es Mach gelungen ist, sein antimetaphysisches und sein streng empirisches Denken mit seiner biologischen Betrachtung» weise ganz in Einklang zu bringen? Ich möchte es nicht be« haupten. Wer schon in den Begriffen von Ursache und Wirkung Reste von Fetischismus sieht, kann in dem mit der biologischen Betrachtungweise eng verbundenen Zweckbegriff kein brauchbares Denkmittel finden. Mach hat zwar, genau so wie ich selbst, das Teleologische nur als ein heuristisches Prinzip gelten lassen; aber selbst bei dieser Denkmethode bleibt die centralisirte Organisation des Menschen, also doch wieder ein Ich, und ein vorschwebendes Ziel immer die stillschweigende Voraussetzung. Für mich lag aber gerade in diesem Widerspruch ein besonderer Reiz. Ich freute mich ordentlich, zu sehen, daß, die strengste Wissenschaftlichkeit nicht im Stande war, das menschliche Mitleid und das soziale Fühlen aus Machs Seele zu verdrängen. Er hat der wissenschaftlichen Forschung so hohe Aufgaben gestellt und zu deren Lösung so Werth« volle Beiträge geliefert, daß seine Forscherarbeit und seine For« scherpersönlichkeit noch für viele Generationen nicht nur anregend, sondern auch vorbildlich sein werden.
Wien. Professor Or, Wilhelm Jerusalem.

Mutter und Volk.*)

er Angstschrei einer philosophisch und historisch gebildeten warmherzigenFrau. Sie findet den Unterschied unserer deutschenKultur von der westländischen darin, dich sie, aus der Seele, aus dem Gemüth herauswachsend, Unermeßbares, Unberechenbares schaffe: Kunst, Liebe, Religion, die westliche dagegen es auf Quantitäten abgesehen habe,- der Engländer Waaren Produzire, um sich mit dem gelösten Gelds materielles Behagen zu bereiten, Frankreich das Leben zu rationalisiren versuche: Staajt,und Gesellschaft geometrisch, konstruiren wolle nach Mustern, die der Verstand ausgeklügelt habe. Im Heiligthum der deutschen Kultur, im Haus, in der FamAie, walte als Priesterin die Frau, die Gattin, die Mutter, deren opferwillige Liebe so wenig konftruirbar!sei, w!ie ihr Malten sich einem, Schema füge. Jetzt nun schwebe sie und mit ihr die deutsche Kultur in Gefahr, vom Strom der Industrialisirung und Oekonomisirung ihres Wesens beraubt zu werden; die Frau werde in die Fabrik gedrängt, Hauswirthschaft und Kindererziehung vom! Großbetrieb erfaßt. Der Krieg, der Tausende von Frauen zwinge, Männerarbeit zu verrichten, erhöhe die Gefahr; und da die Frauenbewegung diese verderbliche Strömung begünstige, so sei ihr entschieden entgegenzutreten. „Der Individualismus der Seele darf nicht der Rationalisirung und Mechanisirung, nicht dem Großbetrieb ausgeliefert werden. Feste Bindung, Ordnung und Unterordordnung in den äußeren Lebensbedingungen hat Sinn und Zweck darin, daß wir frei und unserer deutschen Eigenart gemäß leben können." Für diesen Zweck bluten jetzt unsere Männer auf den Schlachtfeldern. „Die äußere eiserne Schale, die uns schützt, decke unser inneres Leben, auf daß es als deutsches Eigenleben, daß uns namentlich die Frau, die Mutter erhalten bleibe." Mit den psychologischen und geschichtphilosophischen Ausführungen der verehrten Frau stimme ich nicht in allen Punkten, überein. So stelle ich ihrem Satz: „Der Mensch strebt nicht mach Glück, Das thut nur der Engländer," den anderen entgegen: iNoch nie hat ein Mensch gelebt, der etwas Anderes als sein Glück erstrebte; nur sind es sehr verschiedene Arten von,Glück, die der Lebemann, der Börsenspekulant, das künstlerische Genie, der große Staatsmann, der Held, der Heilige, die Mutter, die Barmherzige Schwester erstrebt. Doch solche Meinnngverschiedenheiten über Definitionen, über die Deutung geschichtlicher Thatsachen haben nichts zu bedeuten neben der praktischen Angelegenheit, um die es sich hier handelt; und da bin ich miit Frau Schellenberg vollkommen einverstanden. Doch ist zu

*) Mutter und Volk von Anna Schellenberg. Stiftungverlag in Potsdam. s > ^ j

bedenken, daß wir Beide mit unserem Lebensideal gegen den Strom schwimmen. Sie hofft auf den Staat, dassen Macht sich jetzt erweise, da er sozialistische Maßregeln durchfuhr«, die bis vor zwei Iahren kein Mensch für durchführbar gehalten hätte. Nur bleibt abzuwarten, ob, wenn der Zwang wegfällt, den jetzt die Noth übt, der Staat noch stark genug sein wird, den Kurs der wirtschaftlichen EntWickelung zu lenken. Nicht der Frauenfrage, sondern der Arbeiterfrage und der Volksernährung wegen weise ich seit mehr als zwanzig Iahren auf einen anderen Ausweg hin. Das Wachsthum der Großindustrie, sage ich, kann und darf der Staat nicht hindern und den Interessen gegen« sah zwischen Lohnarbeitern und Unternehmern vermag keine Sozialpolitik zu beseitigen. Zu verhüten, daß sich der Konflikt ins Gefähr» liche steigere, giebt es nur ein Mittel: die kleinen Unternehmer stützen und ihre Zahl so vermehren, daß sie den Arbeitern der Großindustrie Mindestens das Gleichgewicht halten. Hauptsächlich kommen dafür die Bauern in Betracht, weil in der Landwirthschaft der Kleinbetrieb nicht nur konkurrenzfähig, sondern dem Großbetrieb sogar überlegen ist. Vermehrung der Bauerngüter im großen Stil ist aber nur durch Gründung deutscher Kolonien in Osteuropa nnd Westasien möglich. Solche Kolonien würden auch die Gründung deutscher Kleinstädte nach sich ziehen, in denen das Kleingewerbe blühen würde. Damit wäre zugleich das Gefährliche der Frauenfrags abgewehrt, denn die Bäuerin hat ihre Berufsarbeit, und zwar, wie auch. Frau Schellenberg hervorhebt, eine Berufsarbeit, welche die Familie nicht auflöst, sondern festigt und die Ehebande unlöslich knüpft. Aehnliches gilt von der Handwerker- und der Krämerfrau. Der Krieg eröffnet diesen Ausweg; noch aber besteht wenig Neigung, ihn zu benützen. Die Mehrheit unseres Volkes will England „niederringen", womit nicht nur die militärische Besiegung gemeint ist, sondern die Absicht, Deutschland zum zweiten vorkskop «t tks worlä neben England (oder gar zum einzigen statt Englands) zu erheben. Der militärische Sieg ist aber unmöglich, weil England als Seemacht und Deutschland als Landmacht einander nicht beikommen können. Deutschland könnte England nur bezwingen, wenn es seine eigene Flotte und dazu die Kriegsflotten von Frankreich, Rußland und der Union auf seiner Seite hätte. Eine der englischen überlegene Flotte kann es so wendig haben, wie England ein Heer haben kann, das dem deutschen gewachsen wäre. Das liegt in der verschiedenen Natur der beiden Staaten. Dieser unaufhebbare Unterschied und die Vothwendigkeit, unsere Anbaufläche für Brotkorn und Viehfutter zu vergrößern, Hütten in den letzten Jahrzehnten die Leitsterne unserer auswärtigen Politik sein müssen, nicht nur der offiziellen, sondern auch der wilden, die in Zeitungen, Zeitschriften und Büchern getrieben wird. i

Neisse. Dr. Kctrl Ientsch.

Anzeigen.

Thcho Brahes Weg zu Gott. Von Max Brod. Verlag von Kurt Wolff in Leipzig.

Wieder ein Roman aus dem alten Prag. Nach Meyrinks Ghettoroman „Der Golem" nnn „Thcho Brahes Weg zu Gott" von Max Brod. Wie Meyrinks Roman aufgeregt, verblüffend, bis zum Grotesken phantastisch wirkt, ist Brods Buch ruhig, gesammelt und mit stillem Vorbedacht zu tiefer Erkenntnis; führend. Ein edles Buch (was man schon lange von keiner literarischen Erscheinung sagen konnte) und ein Buch innerer Bewegtheit, starker innerer Kämpfq, am Ende einer wunderbar durchleuchtenden-Klarheit.

Thcho Brahe, der berühmte Astronom, den Kaiser Rudolf der Zweite an seinen prager Hof berief, schreitet, alt geworden, doch ungebrochen in seinen Leidenschaften, feurigen Geistes, durch das Buch. Dies ließe sich ein historischer Roman heißen und ist in der That nach Art einer nicht mehr „modernen" Literaturgattung geschrieben. Daß sich Mar. Brod gerade den anscheinend entlegenen Thcho Brahe zum Helden wählte, kann kein Zufall sein. Für den in Prag lebenden Dichter sind die Gestalten des prunkvollen, vom gemischten Glanz der Kunst und der Geheimwissenschaften seltsam umstrahlten rudol» finischen Hofes nicht verschollen; in der aus graualten Häusermaffen und Lauben gotisch wachsenden Teynkirche wird dem Fremden noch der Grabstein des Ritters Brahe, ein ^other Marmor, gezeigt. Aber Gestallt und Stein blieben tot, wenn Brod nicht Verwandtschaft des Wesens oder des Erlebnisses verspürte. Erst sie erklärt seine Wahl.

Das Romanhafte seines Buches, ersonnen um Thcho Brahes Tochter, ist ein nur untergeordneter Theil; der wichtigste, bedeutendste dagegen Brahes Verhältnis zu Kepler. Zwei Forschernaturen sind einander gegenübergestellt. Kepler ist die geniale. Ihm scheint Gnade kampflos zu schenken, was Andere, heiß ringend, nie erschauen. Zwar bekennt er sich selbst auch nicht als glücklich, aber er ist doch der Un» bekümmerte, der Sichere, der auf sein Werk Beschränkte und rücksichtlos daran Bauende. Ihm wird das Ergebniß allen Forschens nicht mehr als eine sachliche Wahrheit. Für Thcho Brahe ist es nur Gleich« niß, faustisch greift sein Lebensdrang nach allen Richtungen aus, er nimmt an der Welt menschlicher Theil und verstrickt sich dadurch in unvergleichlich mehr Probleme und Polemiken. Sein Dasein läuft um so tragischer ab, als Thcho Brahe die Richtigkeit des koperni-Vanischen Systems noch nicht eingesehen hat, aber sie vielleicht (und damit die Irrlehre seiner Lebensarbeit) ahnt. Den viel jüngeren Kepler möchte er gern seinen Schüler nennen; doch er weiß in ihm den Meister. Das Werben um Kepler, die Eifersucht auf ihn, der Sieg des gerechten Gefühls, eine Wirrniß von Schwächen, Verdächtigungen, Eitelkeiten, Schmerzen, Enttäuschungen und endlicher Klärung: Das bildet den Inhalt des Buches. Einen fast monologisch empfundenen

Inhalt. Nicht der Eingeweihte allein merkt bald, daß Max Brod sich mit Erfahrungen auseinandersetzt, die ihn selbst in Widerstreit mit seinen Gefühlen stürzten. Der böse Pamphletist „Ursus" des Romans, der den großen Gelehrten giftig und kleinlich angreift, kann nicht glatt erfunden, sondern nur in eine niedrigere Sphäre gezogen sein. Und daß Keplers Erscheinung nicht beziehunglos zu Wirklichkeit und Gegenwart sein dürfte, ist nach der Zeichnung gewiß. Max Brod theilt in dem Kreis der jüngeren, begabten Dichter Prags ein gutes Stück des Schicksals seines Tycho Brahe. Einer ganzen Generation war er Anreger. Seit sein erstes Buch, „Tod den Toten!", herauskam, formulirte der Rastlose Programme, mühte sich um Versuche, schuf mit bewußten Tendenzen Romane, Novellen, Gedichte, Essays, Dramen, ästhetisirte und philosophirte, schrieb und sprach über Andere, förderte sie, reichte mit feinen geistigen Einflüssen nach Wien, nach Berlin, ist eine wandelbare, empfängliche Natur, die lieber schenkte als nahm, eine der anziehendsten, ernstesten und beherrschtesten Begabungen des letzten Jahrzehnts. Er fand ohne Zweifel seinen Kepler im Kreis der allzu realen Welt, wie er seinen wiener Ursus fand; und er wühlt in eigenen Wunden, wenn er Thcho Brahe aufschreien läßt, er beichtet Persönlichstes, wenn er Brahes Seelenkrifen schildert.

Aber Brods Buch wäre nicht von Belang, wenn es ein Schlüsselroman, eine verkappte Klage oder Anklage selbstbiographischer Art wäre. Es ist Dichtung, die Persönliches in Allgemeines auflöst. Thcho Brahe und Kepler haben, den intimeren Beziehungen entketteit, ihr selbständiges, freies und objektives Leben, sind mit der Rundlichkeit und Blutwärme athmender Schöpfung ausgestattet. Sie haben ihre Geschichte. Max Brod läßt im letzten Drittel des Romans das Gewebe der Anspielungen ganz fallen und enthüllt das wesentliche Motiv seines Werkes. Plötzlich sieht man durch alle Irrungen Tycho Brahes Weg zu Gott erglänzen. Plötzlich offenbart sich sein ganzes Ringen als Sehnsucht, Gott zu „helfen", ihm zu dienen, seine Macht zu stützen. Denn Gott gewährt die Gnade, sich dienen zu lassen. Und auf einmal, durch talmudische Worte eines Rabbi bestätigt, fühlt Brahe seine stets überwache „Klugheit" als Segen. „AH, wie hat mich diese Klug« heit doch geplagt mein Leben lang, wie hat sie mich auf IrrKvege gelockt, so daß ich ihrer schon überdrüssig wurde und ihr fluchen gelernt habe! Hat mich die Klugheit nicht in unerträgliche Gesellschaft gebracht, hat sie mich nicht in schwächliches Nachgeben und Bedingen verstrickt, hat sie mich nicht zu tausend nichtigen Beschäftigungen überredet? Und dennoch habe ich sie ertragen, die Böse, Doppelzüngige, Giftige! Und dennoch habe ich sie nicht ungeduldig weggeworfen, wie ein falsches Geldstück! Sondern ich habe geahnt, daß auch die Klugheit heilig ist und daß ihre ureigentlich edle Natur noch zum Vorschein kommen wird! Und so habe ich gewartet und ausgeharrt in meinen Qualen der Klugheit. O Preis der großen ewigen Klugheit! Preis meinem Trieb, die Dinge zu ordnen und Alles mir bewußt zu

machen! Preis meinen Irrthümern und dem richtigen Weg zu guter Letzt! Denn nun ist meine Klugheit an ihrer richtigen Sitelle, dort, wo Gott seine treulichen Mitkämpfer braucht und mit solch blinden, dumpfen Kepler°Menschen nichts anzufangen weiß. Ich lobsinge meinem Gott. Er liebt die Besinnunglosen, aber mehr noch Die, welche Beides in sich haben, Stürmen und Nachdenken, die auf Keins von Beidem verzichten wollen und die mit doppelter Last, keuchend, vor seinem Thron anlangen."

Thcho Brahe wirft sich vor des Kaisers melancholischer Majestät auf die Knie, um für Kepler zu bitten. Dies' ist sein höchster Sieg, seine Selbstverleugnung, feine Verklärung. Gr könnte Kepler durch sein Schweigen vernichten, denn der Arglose ist dem Kaiser verdächtigt worden. Aber Thcho Brahe schweigt nicht nur nicht, sondern tiefe Worte der Bewunderung entstürzen seinem Herzen und er erniedrigt sich selbst, um Kepler zu erhöhen! Kepler, der Einzige, muß sein Grbe und Vollender werden. Die Schönheit dieser Szene im kaiserlichen Schloß auf dem Hradschin hat mich hingerissen. Der blasse, scheue Monarch und der gewaltige, stürmische Greis sind in ein erhabenes Wehen gehoben, ohne daß der Anschluß an die rührende menschlich« Atmosphäre unterbrochen wäre. Tycho Brahe siegt über sich und hat nicht mehr das Gefühl, ein Opfer zu bringen, sondern seine Brust endlich der Reinheit und Ruhe geöffnet zu haben. Ein Leben voll dunkler Bedrängniß mündet in mild fließendes Licht.

Dem Anschein nach ein historischer, in Wirklichkeit ein religiöser Roman. Eine Dichtung, deren Tiefe und Herzlichkeit sich erst im Abklingen voll erschließt und die den Leser auf vielverschlungenem Wege an ein wunderbares Thor führt.

Hellerau. Camill Hoffmann.

Heinrich von Kleist, der Dichter des Preuhenthums. Cottas Ver« lag in Stuttgart. In Pappband 80 Pfennige.

ES giebt viele Bücher über Kleist, dünne und umfangreiche, tief» sinnige und oberflächliche. Eine neue Schrift über den Dichter scheint überflüssig. Man könnte sie vielleicht rechtfertigen, wenn sie von einer berühmten Persönlichkeit käme,, von einem Mann, dessen Stimme man zu vernehmen bereit ist, um ihrer selbst willen. Aber auch Das ist nicht der Fall: der sie geschrieben, ist ein Komo novus in der Literatur, ein dreiundzwanzigjähriger Studiosus der Geschichte in Heide!» berg. Bestürzt fragt der. Leser dieser so gar nicht marktschreierischen Selbstanzeige, ob denn mein Buch wenigstens durch einen originellen Grundgedanken seine Existenzberechtigung erweise. Mein lieber Leser, Das war einmal. Als ich im Frühjahr 1915 mein Buch schrieb, war ich sog«!' ein Wenig stolz darauf, Kleist auf eigene Weise in das Problem Staat und deutsche Kultur eingestellt zu haben. Aber als ich Mitte November die Korrekturen beendet hatte, ging mir ein Büch» lein von Julius Bab zu, „Preußen und der deutsche Geist" betitelt,

ein sehr zn empfehlendes Schriftchen, dem., trotz mancher tiefen Verschiedenheit, ein sehr ähnlicher Grundgedanke eigen ist. Was bleibt mir also zum Lob meines Büchleins zu sagen? Nur Dieses: daß es in starken und monumentalischen Zügen das Bild Kleists zu zeichnen unternimmt, nicht in jenem feinnervigen, prickelnden Stil, der modernen Essaybücher eignet, sondern in herber Prägnanz, die geschult ist an dem Meister, von dem sie redet. Und daß sie solcherart versucht, Etwas von kleistischer Prägung herüberzuretten in unsere so ganz anders geartete Gegenwart.

Heidelberg. Max Fischer.

Lesestücke. (Aktion-Bücher der Aeternisten.) Verlag der Aktion in Wilmersdorf.

Hebbels letzte Stunde,

In dem hohen, alterthümlichen Büchersaal stand ein Examinator vor seinem Schüler, der, in mittleren Jahren, kein Enthusiast mehr war. Dieser Zögling trug ein Gewand von schwarzem Sammet. Nach Schillers Werken mochte sich der Examinator heute nicht erkundigen. Mürrisch zog er ein paar Bände aus der Bibliothek hervor; sie war wenig geordnet. Neben Maria Stuart preßte sich Casanova. Nein! Doch da schimmerten schilfig Hebbels Tagebücher; und der Examinator fragte: „Wo stehen die Sätze reiner, lichter Prosa über Hebbels letzte Stunde?" Der Examinand hatte die Antwort parat; behaglich amtlich nannte er Band und Pagina. Nnd um nähere Auskunft ersucht, gab er Einzelheiten:

„An einem Sommernachmittag hatte das alternde junge Mädchen heimreisen müssen in das Patrizierhaus der kleinen Stadt. Das Haus lag noch in seinem Garten da, in Liebe und Ruhe. Vormittags war die Luft heiß gewesen und der Garten hatte viel Sonne getrunken. Es wuchZ darin eine einzige Art von Pflanzen: Sträucher mit flachen Riesenblättern, die waren wie die Blätter der Wasserrosen. Jetzt war es grau und schwül geworden, nur linder in den steinernen Gängen des Hauses. Nun trat auch Christian Friedrich Hebbel in den Steingang (vielleicht war die Thürglocke erklungen) und legte seinen Reisesack an der Hausthür nieder. Er warf einen Blick in die grüne Wirrniß draußen. Die Sonne schien nicht mehr; aber die Blätter leuck>teten noch von dem Licht, das sie eingefangen hatten, einige matt, andere hielten dicke Glühballen Leuchtens umwachsen. Da ließ sich Hebbel nieder zum Gebet: ‚Ich danke Dir für diese letzte Stunde, die ist voll klarer Gedanken!' Aus dem grauen Garten kam Kühle. Wollte ein gelber Blitz es thun? Hebbel empfand keine Angst. Nur Einer, der nicht in dieser Stille war (und der von Allem viel später erfuhr), dachte leise an ein Bischen Angst. Drei Tage lang ging Friedrich Hebbel in den grünen Gängen umher. Er erlebte seine letzte Stunde; Stunden gläserner Reinheit. Drei Tage lang weilten Hebbel und Esther in diesem Haus, ohne um einander zu wissen. Zur Seite des

steinernen Ganges lag ein Gartenzimmer: das eigentliche Zimmer der letzten Stunde. Obgleich es offen stand, hat Hebbel selbst, aus Bescheidenheit und Würde, es nie betreten. Esther dagegen scheint in, diesem Zimmer gewesen zu sein: von einer Frau verspürte es weniger Derangement. Die Früchte, die im Zimmer waren, hat auch Esther nicht berührt. Dann verließen Beide das Haus, in dem sie neben einander gebetet hatten. Die Umstände, wie sie später zusammentrafen, sind fraglich geblieben. Sicher ist nur, das; die fremde Dame, die in rothgeblümten Kleid erschien, mit Frau Christine Hebbel auf eine passende Art bekannt gemacht wurde. Die Fremde sah sich mit all dem Ernst aufgenommen, den diese Sachlage erforderte... Hebbel, so.» bald er nach dem Haus zurückgekehrt war, suchte die Sätze über seine letzte Stunde in den Papieren: sie fanden sich schließlich auf seines Netzhaut. Dort glaubte er sie sicher: allzu sicher. Denn als man sie nach seinem Tod entdeckte, waren sie schon v'erwischt und wiesen dks Unklarheiten auf, mit denen sie im letzten Bande der Tagebücher wiedergegeben sind. Uebrigens stand Hebbels eigenes Trlebniß anf seiner linken Netzhaut und das Esthers auf der rechten. Er selbst soll noch geäußert haben, Dies sei ein Beweis für die unbetheiligte Seher-kraft des Dichters. Das ganze Vorkommnis; erschien ihm wie eine Illustration des: ,msSis, vits in inorts sumus'. Friedrich Hebbel starb' (viele Jahre nach seiner letzten Stunde) mit einem Fluch auf den Lippen, — einem Fluch gegen Jene, die in der Gartenhausaffaire, irgendwie Leid, Pathetik oder aufdringliche Stilistik finden würden."

Der Examinator mußte diese Antwort in vollem Umfange gelten lassen. Und längst sitzt der Zögling auf einem Lehrstuhl für visiönftre Literaturgeschichte.

Das Ca f s °-So n ett.

Den Marmortisch umsprühen Manieristen,
erregt vom Beichtwort Mauds, der Künstlerin:
„Weiß nicht, ob Weib ich, ob ich Knabe bin!"
Sie steigern sich in überhitzte Listen.
Der Dame liegt die letzte Nacht im Sinn. .
Dem Jahn, dem dunkelsten der Morphinisten,
dem Welt--Abbs, dem Dscadence-Artisten
hält sie die gleiche klare Stirne hin.
Da: Jack, Gorilla, erster Fußball°Preis.
Der Geist bestellt die sechste Schnaps-Karaffe.
Wie Maud, erkannt, ihr süßes Schicksal weiß!
Es fällt die Festung vor dem Bild der Waffe.
Dem Football-Monstrum bringt man Huhn mit Reis,
Maud, sachlich: „Schaufle, was Du kannst, mein Affe!"

FerdinandHardekopf.

Aerlllg oc, Zi^uilfi ,„ B.rU,i — Druck vo-, Paß « Garleb G, m, b. H. in Berlin.

- Wagners ^
Vniig in seiner's?^.
Saar Schkcurnwein^
6>lch^. «rssl'g, blurTllg unö außerordentlich
V^ilöunger Menenquelle
— 1914 ^ 11.Z25 LsäsFäste unä 2,181,681 rissckenverssnä. -

Rervenleidende machen wir auf die Broschüren „Aerztliche Erziehungskunst und Charakterbildung" und „Neue Bahnen zur Äeilung nervöser Zustände" aufmerksam.
Der bekannte Spezialist und Leiter des Sanatoriums „Saus Sielbeck", Or nieä I. Marinoroski, entwickelt darin seine auf langjähriger Erfahrung fußende psychoanalytische Behandlung nervöser Zustünde,

Bad Salzbrunn erfreut sich in diesem Jahre eines überaus guten Besuches. Bis zum 7. Juni sind I6ZZ Kurgäste, 1282 Durchreisende, zusammen 2915 Personen hier eingetroffen. Außerdem wurden l28öl) Tagesbesucher gezählt. Die Kurmusik unter Leitung des Königl. Musik» direktors Kaden spielt wie in Friedenszeiten 2» bis 3 mal täglich. Saalkonzerte im Kurparkhotel und in der Preußischen Krone finden des öfteren statt. Auch das beliebte Kurtheater, das bereits Anfang Juni seine Pforten geöffnet hat. übt nach wie vor seine alte Anziehungskraft aus
Die Beköstigungsfrage unserer Kurgäste ist bisher ohne große Schwierigkeiten gelöst worden, dank dem Entgegenkommen der zuständigen Behörden.
Die allgemein in Deutschland herrschende Fleischknappheit tritt natürlich auch bei uns in die Erscheinung, aber sie wird durchaus nicht unangenehm empfunden, da durch Zufuhr von Wild, Geflügel, Fischen und Eiern für guten und reichlichen Ersatz gesorgt ist. Durch die neuer-Vings getroffenen staatlichen Maßnahmen ist überdies die Sicherstellunq des ffleischbedarfs gerade in den Badeorten gewährleistet. Eine seitens der Badedirektion im vergangenen Winter neu angelegte Frllh-Gemü e> anläge liefert dieses für die kurgemäße Lebensweise wichtige Nahrungz» mittel in reichlicher Menge und vorzüglicher Beschaffenheit.

V886Q/I!ulir, vom ^akrs 1893.
Die sin 1. Filii 1916 fälligen ÄnsscKeine un6 LcKuläx ersckr«-
bunten 6iesei' ^nleike wer6en vom VerfsIIts^ sb ein^elüsc:
in L«s«n bei 6er ll»uptka«8« von k'rie«!. Krupp Aktiva»
„ ^ bei 6er I)ir««ti«n ck«r Vi8««nt«»li!«8«Il8l!kakt,
I'ilial« Ds8«n,
„ Lsrlia bei 6er Künifflielien 8e«naotIlunA (?r«uvi8«Il«
8taat»d»nK),
^ bei 6er L«rlin«r Hanüel8»(x«s«Il8«nttkt,
„ „ bei 6er vresunvr Lank,
„ „ bei 6er I)ent8«I>«n Lank,
„ „ bei 6er Direktion ^«r I>i8««nt«»lZ«8eIl8«Kakt,
„ ^ bei 6em ZänKKsuse 8, LIsivKrööer,
„ bei 6er LauK kür llanck«! unä Inllu8trie,
bei 6em SänKKäuse DelKrüeK 8«Ki«KI«r ^ (?«.,
„ Ur«8<I«n bei 6er I1r«8ltu«r Lank,
„ I^Ibert'elä bei 6er L«rAis«K ZlärKisoden Lank, u«r
Vent8enen Lank,
^ k'ravKIurt », ZI. bei 6er L«ut8«n«n Lank, Filiale IsranKknrt,
„ „ bei 6er I)«uts«Ken Ver«!n8kanK,
„ ^ bei 6er Direktion üer Vi8««vt«»<Ie8«Il8«natt,
„ „ bei 6er Vr«8c1ner Lank in I'rgnKkurta. A.,
_ Hamburg bei 6er Veut8«n«n Lank, ?ilial« IlamburK,
„ bei 6er vre8Üner Lank in Hamburg,
„ Köln bei 6em ^. 8«naakkKau8en8«Ken Lankverein,
„ ^ bei 6em SsnKKsuse V«!<zKmavn ^ <^o.,
„ „ bei 6em LänKKsuse 8al. OppenKsiin zr. L«.,
^ I,uip2iF bei 6er ^IlKöineinen V«nt8«d«n Lr«öit»^n8<alt,
^ „ bei 6er Lr«8<1ner Lank in I^«ip«iA,
„ AsAaedurA bei 6em LänIcKsnse ^. Neubauer.
V0M ^akre 19l)8.
Die sm 1 1916 sülli^en ^in88ckeine un6 ZeIiuI6verseKrei»
bunten 6ieser ^nleike ver6en vom VerisIIts^ sb bei 6en sui 6er»
^,n«»c>ieinen sn^e^ekenen ^sklslellen eingelöst

vr,IUSIIers
öistet.Kursn
nsch5chrotti
WirKs,k,eiIvcrf,
'«»^I««'VW I» »»,«»,

«.Juni 191«. Vie ZuKuntl.
Nr. 38.
ü»utions>^vä>.I!onto 1,1.12188
Ick.
Ick.
4N9S7
IS
^Ktlsn-Kspital-IZolllo ....
smom«
—
I877S
7S
40S89S4
79
S8S21SI
SS
«»u,ions.^.v«,>.«or,to Ick 12188
22«
4«
I0S814S
74
2S0V0«
27S478«
40
1400«
»2SU01
1S644S8
27
22, ««3
12
SM 1.71
io
1
1
1
1
I
1
1
-
^,1
I.^«Si8
»0
Die OiviSsvos von SS°/g pro ^Ktis ist gegen üinliskeruns Sss OivjSsnosnsoneins
bei <jsr Ue^ellscKüttsK»?»«. IZerlin g(Z, 2L, ISIigubstlinssr S—0,1
» » conimer » uncl Viseonto-S^nk, «Sr i«, rl^mburg, S^nvover, üisl,
„ , k<»«i«n»ldsnl< kür DeutscKIsncl, Ksrlin^?.,
„ „ Äern HknnKs,nss >VIeaer, I^evv O«., Berlin V,, OKarlotlenstr. SV,
Osmen werben 8cnnel1 u. »

Dr, 88.
2t. Zum
Vit Zukunft. —
Salem ^leikum GalemGolö!
Zigaretten
,1

preis ^ 4 s ö s 10 ?5q a Stück Orient 7sdsK-uci?sretteiMbr^enigW,'I)resSei>
20 Wck feläpostMWiq verpackt porwtreiZ
50 ZtucKMZoo5liiWZics vermckt 10?f,?«rt«>

SM^IllillelMlnkluM
Lreslsu vusselöork krs»Kt«rts.5l. Halle a.Z. Usm»
Kurs Hannover I.eip«s klsin^ ttsnnneiin ^lüncne»
klürnbers Stettin Strsssdurs i. L. Viesbsöen
Aktien Kapital un6 kZeserven 192 /Millionen Mark
central«: Lsrün, Le»inkelplat2 1»4
30 OepositenKässen unä V^ecKselstuben in Lerliri unck Vororten
^usfükruns »Her bsnkinäzisisen KesenäLte

Berlin, den 30. Juni 191K.
Wie Volksschicksal wird.
Schutzmächte.
Zus der Walachei und der Moldau, die Karl von Hohen« zollern zum Königreich Rumänien vereint hat, kamen, vor fünfundneunzig Iahren, die ersten Rufe zur Gründung desneuen Griechenstaates. Wladimiresku und Alexander Vpsilanti zogen das Schwert gegen die Türkei, die von denAufständen des Egyv» ters Mehmed Ali und des Paschas von Ianina bedrängt war. »Welcher Grieche wird sein Ohr dem Ruf des Vaterlandes ver» schließen? Roms Volk stand auf.daihm einFreund Caesars das blutige Kleid des Gemordeten vors Auge hielt. Euch zeigt das Vaterland seine Wunden; seine Seufzer erflehen den Beistand aller Söhne Griechenlands. DürftIhr noch zögern?Mahnt nicht die Stunde, endlich dasIoch abzuschütteln? Verbanntalles nicht Griechische, bewähret Euch als die würdigen Enkel der Helden, die für die Freiheit fielen, und sieget, mit Kreuz und Fahne, auf ihrerGrabstatt,zwischenMakedonienunddenThermopylen!Das Vaterland ruft Euch, Mann vor Mann, zu den Waffen." Ppsi- lanti, der fo laut donnert, kann sich mit seinen Fünftausend nicht durchschlagen. Doch die vom Erzbischof Germanos zum Kampf aufgerufenen Griechen.die imPelovonnes auf alle nicht befestigten ZhrBanner gehißt haben, verkünden inEvidauros dieLo-
SS

sungihres Staatswesens vondemOsmanenreich.»DasTriechen» Volk, dem Himmel und Erde bezeugen, daß es, trotz demTürken» joch, noch lebt, spricht sich, durch den Mund seiner vom Gesetz be» stellten Vertreter, heute vor Gott und Menschheit von politischer Vormundschaft los. Sollen in ganz Europa nur dieGriechenvon demRechtsbesitzausgeschlossen sein, den Gott allen Menschen zu» gedacht hat? Unabhängig seid Ihr, Hellenen, nun; wenn Ihr in Einkracht dem Gesetz gehorchet, werdetIhrrascherstarken." Sechs Monate danach aber müssen sie den Schutz der in Verona ver» sammelten Monarchen erbitten. Ihr Bevollmächtigter wird nicht in den Kongreß zugelassen. »Wir können, als ein kleines, ein» sames Volk, nur noch auf die Allmacht Gottes hoffen, unter dessen Hand wir uns niemals derTyrannei beugen werden.VierIahr» hunderte lang leiden wir.weil wirunseremGlaubentreu sind.So lange noch ein Grieche athmet, wird erseine Kirche, seinen Herd und dieGruft derAhnen vertheidigen. Als freieMännerund Christen' wollen wirfallen oder durch dieMachtunferes Herrn IesusChri» stus den Sieg erstreiten." Doch imAugust 1825 sind sie zum Opfer ihrer (von keiner Großmacht anerkannten) Unabhängigkeit bereit und wollen sich unter die Schutzgewalt Großbritaniens stellen. Im April 1826 unterzeichnenWellington und Nesselrode in Peters» bürg das protocole relstik sux affaires 6e la Qrece, nach dessen Wort» laut Griechenland der Türkei zugehörig und steuerpflichtig blei» ben, aber völlige Glaubens» und Handelsfreiheit erhalten und das Regirungpersonal selbst (nur «unter einem gewissen Einfluß der Hohen Pforte") wählen soll.DieHöfe von Paris, Wien, Ber» lin werden eingeladen, demBürgschaftvertrag beizutreten. Oester» reich und Preußen lehnen die Einladung ab.Capo d'Istrias wird von der tzetairie, dem Patriotenbund, als Präsident des neuen Staates ausgerufen, dessen Landheer und Flotte fortan von Bri» ten geleitet werden. Am sechsten Juli 1827 wird in London von den Vertretern Englands, Frankreichs und Rußlands der Ver» trag unterzeichnet, der die Geburturkunde des neuen Hellas ge» nannt worden ist. »Im Namen der Allerheiligsten und untheil-barenDreieinigkeit beschließen dieKönige vonEnglandundFrank-reich und der Kaiser vonRußland.in den Griechenprovinzen und auf den Inseln des Archipels den blutigen Streit zu enden, der den Handel der Europäerstaaten hemmt und dieUnterthanender

Mie Volksschicksal wirb-
ZZY
dreiVertragsmächte beträchtlich schädigt.DIe drei Mächte erstre»
ben weder Gebietsdehnungnoch Vorherrschaft und fordern keinen
tzandelsvortheil, der nicht auch den jedem anderen Staat Ange»
Hörigen erlangbar ist." Der Sultan bleibt Suzerain und der In»
halt des Petersburger Protokols wird (nach kleinen, den Grie»
chen günstigenAenderungen) bestätigt. Türken und Griechen wird
ein Waffenstillstand vorgeschlagen und Dem, der ihn weigert, Ge-
walt angedroht. Weil die turko-egyvtische Flotte auf die War»
nung nicht hört, wird sie vonder Kriegsschiffen derTriple-Entente
bei Navarino vernichtet. Die Halbinsel Morea, nach schwierigem
Kampf gegen Ibrahim Pascha, von dem französischen General
Maison besetzt (und später den Griechen ausgeltefert).Am dritten
Februar 1830 erklären die drei Schutzmächte, von diesem Tag an
sei Griechenland ein unabhängiger, jeder Tributpflich! entbunde»
ner Staat, dem sie einen König suchen und empfehlen werden. Da
sie diesen Staat geschaffen, für ihn geblutet und gezahlt hatten,
sicherten sie si ch Rechte, deren Grenze leicht zu verrücken war. Grie»
chenland dürfe nie wieder abhängig werden (außer, versteht sich,
von den Schutzmächten) und sein König müsse im Rahmen der
Verfassung regiren. Der Achte Artikel des Vertrages von 1830
lagt: «Ohne Zustimmung der beiden anderen Signatarmächte
darf keine der drei Mächte Truppen in das Gebiet des neuen
Griechenstaates schicken." Dessen Zustimmung wurde nicht aus»
bedungen. Daß dieses winzige NeuheUas dem Wunsch Eng»
lands, Frankreichs und Rußlands widerstreben könne, schien un-
denkbar; nicht, daß die drei Schützer sich einander verfeindeten:
und für diesen Fall wollte Jeder gegen die Konsorten gesichert
sein. Die Drei haben (Palmerston, Fürst Liewen, Talleyrand)
mit der Krone Bayern den Vertrag geschlossen, der den Mttels-
bacher Otto als Gliechenkönig einsetzte.Am siebenten Mai 1832.
«Den Höfen von Frankreich, Großbritanien und Rußland ist von
der griechischen Nation die Macht verliehen worden, dem von
ihnen als unabhängigen Staat gegründeten Land ein Oberhaupt
zu wählen. Sie wollenihm ein neues Zeichen ihres Wohlwollens
geben undwählendeshalbeinen Prinzen aus einemKönigshaus,
dessen Freundschaft den Griechen nur Nutzen bringen kann. "In
neunzehn Artikeln wird Großes und Kleines, Regentschaft, Erb»
folge, Anleihe, tzeeresorganisation, nach dem WillenderSchutz-

mächte geordnet. An sie wendet König Otto sich, als sein Thron wankt. Sie küren den neuen König: den achtzehnjährigen Sohn Christians des Neunten von Dänemark. Und die Britenkönigin Victoria läßt durch ihren Sondergesandten Elliot in Athen an» deuten,daß sie bereit sei.demgehorsamenTriechenstaat dieIoni» schenInseln zu schenken, die der zweite Pariser Friede denFran» zosen genommen und, unter Zustimmung Oesterreichs, Preußens und Rußlands, als den , Vereinigten Staat der Ionischen In» sein« der Britenherrschast überwiesen hat. Alles, heißts nun in London, Paris, Petersburg, „verdanken die Griechen uns. Frei» heit, Auferstehung in staatliches Leben, Wehrmacht. Wir haben ihre Feinde geschlagen, ihre Bedränger entkräftet; ihr Leben verbürgt und ihrem Königreich die zur Behauptung nöthlgen Geldmittel vorgestreckt. Entgelt haben wir niemals gefordert. Da wir aber keiner der in den Verträgen, von 1827 bis 1864, über» nommenen Pflichten uns je entzogen, stehen wir auch fest auf den Rechten, die sie uns gewähren. Treibt Dankbarkeit die Befreiten nicht, uns, in gemeinsamer Noth, einen Theil der Schuld abzu» tragen, so brauchen wir Gewalt. Ihre Hetairia rief sie aus dem Türkenreich; unsere zwingt sie,denTürken und derenBunde?g:» Nossen jetzt gegen uns den Dienst zu versagen.Sind unsere Seeleute bei Navarino, unsere Soldaten auf Mores gestorben, fielVyron in Missolunghi, damit in Athen unser Feind gebiete und wühle?"
Während der Londoner Konferenz, im Frühjahr 1829, sagte Goethe zu Eckermann: »Ich will Ihnen ein politisches GeHelm» niß entdecken, das sich über Kurz oder Lang offenbaren wird. Capo d'Istrias kannsichanderSpitzedergriechischenAngelegen» heiten auf die Länge nicht halten; denn ihm fehlt eine Qua itZt> die zu einer solchen Stelle unentbehrlich ist: er ist kein So dat. Wir haben aber kein Beispiel, daß einKabinetsmanneinenrevo» lutionären Staat organisiren und Militär und Feldherrn sich un» terwerfen konnte. Mit dem Säbel in derFaust, an der Spitze einer Armee mag man befehlen, Gesetze geben und sicher sein, daß ge» horcht werde; aber ohne Dieses ist es ein mißliches Ding. Napo» leon hätte, ohne Soldat zu sein, nie zur höchsten Gewalt empor» steigen können. So wird sich auch Capo d'Istrias als Erster auf die Dauer nicht behaupten, sondern sehr bald eine Nebenrolls spiclcn. Das sage ich Ihnen voraus und Sie werden cs k^m^'T

sehen; es liegt in der Natur der Dinge und ist nicht an ders möglich.« Goethes Greisenherz Ichlägt noch, als Capo d'Istrias inNauplia von Konstantin und GeorgMauromichalis getötet wird.DerAd- vokatensohn aus Korfu, der dem Oesterreicher Prokesch-Osten »das Personifizirteöas-Lmpirein russischer Uniform" schien, hatte seine Hauptrolle ausgespielt, seit ihn der Haß der Verfassungwächter um drohte. Kann heute ein „Kabtnetsmann* seinen Willen dem Militär,demFeldherrnaufzwingen?DieSchutzmächtezweifelten nicht; sie waren gewiß, daß Herr Venizelos, dessen Klugheit sich im Streit um Kreta, in der Vorbereitung und Ausmünzung des Balkankrieges bewährt hatte, ihre Sache mit starkem Arm schirmen werde. Er riefdie franko-britischen Truppen nach Saloniki, wo sie die hundertsünfzigtausend Serben, an deren Stellung dieBünd» nißpflicht geknüpft war, ersetzen sollten, und wahrte dann, durch verhallenden Widerspruch, das Gesicht. Was lag dran? Da die Drei einig waren, fühlten sie sich auch ohne Einladung zu jedem Einmarsch in Hellas berechtigt; und nie nahte ihnen die Furcht, dem Kreter könne die Macht, das Ministeiprästdium entgleiten. Daß der König beliebt ist, wußten sie. Auch Otto wa,s. Prokesch schrieb als Gesandter aus Athen an Metternich: »Die Persönlich» teil des Königs hält das wankende Gebäude zusammen. Er wird wirklich geliebtund man kann sagen, daß ihm gegenüberunter den Griechen keine Parteien bestehen. Er hat viel Haltung, spricht mit großer Vorsicht und durchaus verständig, zeigt Ernst und Abge» schlossenheit,die man hier gernsteht, hat vielerleiKenntnifse, einen großen Drang, sich zu unterrichten, und ein langsames, aber rich» tiges und unabhängiges Artheil." Trotz diesen Gaben hat der Bayer, dem jeder Gedanke an Auflehnung wider denWillen der Schutzmächte fern blieb, sich nicht lange in der Volksgunst gehalten. And der König, der Feldherr, dem das Heer selbst einst dieKom» mandogewalt nahm, soll die Verwegenheit und Kraft zurUeber- Windung des Planens aufbringen, das die drei Gewaltigen mit dem Mehrer des Reiches, dem Volksliebling vereinbart haben? König Konstantin hats gewagt: weil er, durch anderes Erlebniß als der deutsche Dichter, in denGlauben gelangt war.derRedner müsse in Griechenland noch heute dem Krieger weichen. Wird das Glück ihn noch einmal krönen? Er hat geduldet, Haß die Bulgaren das Fort Rüpel und das Gelände beiDemir»

tzissar besetzten. Antwort der Schutzmächte: »Griechenland, dem wir die Freiheit erfochten, unabhängiges Leben ermöglichten, begünstigt nun osfen unsereFeinde und läßt, unter deutscherBürgschaft, die Bulgaren aus seinen Boden, in seineFestung vordringen. Damit hat es die Zusage wohlwollender Neutralität gebro» chen." Am Namenstag des Königs wird in Saloniki ber Bela» gerungzustand verkündet und (nach französischer Angabe: wider die Absicht des Generals Sarrail) jede militärische und bürger» liche Feier des Tages abgesagt. Dann die Insel Thasos, deren Haupttheil dem Sultan von Egypten, dem Lehnsmann Eng» lands, gehört, von denVerbündeten besetzt.Die Bulgaren tonn» ten nach Kawala marschiren und diesen guten Hafen, als Stütz» Punkt und Unterseebootstation, den Deutschen ausliefern. Wer Thasos hat, kann die Rhede von Kawala überwachen und be» herrschen. Die Gesandten der Schutzmächte überreichen in Athen aber noch einen langen Wunschzettel. Sie wollen nicht, daß Grie» chenland in den Krieg eintrete, sondern fordern freundliche Neu» tralität und, als Beweis ihres redlichen Willens, den Griechen, die Kriegsschrecken zu ersparen, die Demobilisirung des Heeres (die zuvor schon, auf des Königs Befehl, in allen Provinzen be» gonnenhatte). Griechenland sei nicht mehr »konstitutionelleMon» archie" im Sinn des Vertrages von 1830; denn die Kammer der Abgeordneten wurde zweimal, wider den erkennbaren Volkswillen, aufgelöst, das Kabinet Venizelos, trotz unerschütterlicher Mehrheit, entlassen und die Neuwahl angeordnet, während das Heer mobil war. Der so entstandenen Kammer hat Venizelos laut das Recht auf denNamen einer Vertretung des nationalen Willens abgesprochen. Nicht mehr konstitutionell, nicht mehr unabhängig (Fort Rüpel): zwiefacher Bruch der Schutzverträge. Andere Beschwerde erinnert an die Weigerung, die den Grie» chen noch verbündeten Serben durch Hellenenland nach Saloniki marschiren zu lassen; rügt Polizeidruck, geheime Zettelung und den Versuch, das Volk gegen die Schutzmächte aufzuwiegeln.Die Polizei müsse reorganisirt, das Kabinet Skuludis entlassen und ein Geschäftsministerium eingesetzt werden, das die Kammer auf» zulösen und, wenn das Heer auf den Friedensstand gebracht sei» Neuwahlen auszuschreiben habe. (Das Verbot, auf athenerFilm» bühnen Franzosen auf der Flucht vor deutschen Kriegem zu zei»

gen, ist wohl nur leis gefordert worden.) Alle griechischen Häfen sind gesperrt; nur die für die nächsten Tage nölhlgen Kohlen und Nährmittel dürfen gelöscht werden. Schon deshalb mußte der König sich fügen. Herr Zaimis heißt jetzt Ministerpräsident und soll in einem Land, das im Westen von französischen, britischen, serbischen Armeecorps, im Osten von bulgarischen Brigaden be» setzt ist, für saubere Wahlen sorgen. Winkt Herrn Venizelos neuer Sieg? Im ersten Kriegsjahr ist er gescholten worden, weil er be» reit war, den bulgarischen Beistand mit der Hingabe von Drama, Seres.Kawala zu bezahlen und sich vom Verlust dieser Zone reich» lich in Kleinasien entschädigen zu lassen. Morgen wird er rufen, Hellas sei verarmt, um das in den Balkankriegen und im Buka» rester Frieden erworbene Ansehen betrogen, habe dem Erzfeind das Thor geöffnet und auf Entschädigung nicht mehr zu hoffen. Seine Gegner rechnen auf die Ermüdung des Volkes; dessen Mehrheit, sagen sie, spürt keine Sehnsucht nach einem Ministe» rium, das noch im Sommer vielleicht alle Wehrfähigen wieder unter die Fahne ruft. Seit Serbien niedergeworfen wurde, war von Griechendrang nach Mitwirkung zum Kriegsfchicksal nichts zu merken. Kein anderes Staatsmannswort hat sich sotief in den Balkanboden eingewurzelt wie der Rath, den Bismarck 1869 dem Vater des ersten Rumänenfürsten gab: »So lange mans irgend vermeiden kann, sich nicht in fremden Streit einmischen, sondern allen Nachbarn eine freundliche Miene zeigen, neutral bleiben und abwarten, bis die Frucht reif ist. Dem Geduldigen, der sich nicht nmthwillig Feinde gemacht hat, fällt sie in den Schoß." Griechenland ist nicht, wie Belgien, Luxemburg und die Schweiz, ein neutralisirter, zu Vertheidigung feiner Neutralität verpflichteter Staat. In keiner Stunde braucht es seine Neutra» lität zu schützen: in jeder kann es sie aufgeben. Die Ursache seines Wehs ist nicht das Schwanken zwischen königischer und venize» lischer Politik, sondern der Glaube an souveraine Freiheit, die nur auf dem Pergament der Verträge steht. Die Schutzmächte schufen den Staat, nährten ihn, ernannten ihm Herrscher, ver» bürgen sein Leben; der Ueberzeugung, daß ihnen das Kontroi» und Besatzungrecht zusteht, ist nie widersprochen worden. Wen', sie in Eintracht handeln, sind sie die Herren Griechenlands. Desse? Ernährung und Handel hört auf, sobald der Seetyrann ihm di

tzafenthore verriegelt. Dieser Zustand war in einem Jahrhundert erträglich, das Franzosen und Russen, Franzosen und Briten, Briten undRussen oft ingrimmeFeindschafl.meistin wachsames Mißtrauen gegen einander aufgeleckt sah. Jetzt erst suhlen die Griechen, wielästig die Schutzmacht den Beschützten werden kann.

Cortez-Carranza.

Fernando Cortez aus Estremadura, der schon im dritten Lebensjahrzehnt, als Farmer und Goldgräber, seinenSäckel gefüllt, dann dem Statthalter Diego Velazquez die Führung des Erobererzuges abgelistet hat, war fromm, pflanzte das elfte Christenkreuz in die Indianererde und nannte drum die Stadt, die dort entstehen sollte, Villa Rica de la Vera Cruz. Doch er wußte, daß mit Gebet und Mahnung w.Ide Menschheit nicht zu überwältigen, nicht aus Barbarensitte zu schmeicheln ist; und der Zweck, der klar vor dem Seherauge stand, mußte ihm alle Mittel heiligen. Er konnte, da ihn, den von Volksgenossen, auf Befehl des Nebenbu hlers Velazquez,Bedrohten, das Heer Montezumas inRückzug gezwungen hat,unter einerCypresse.indunklerNacht bitterlich weinen. War in der Morgenfrühe aber wieder frisch, hart, zum Schwersten entschlossen. Er ließ Guatemok, den letzten Aztekenkaiser, ohne Erbarmen foltern und rastete nicht, bis das Reich dem Spanierkönig unterthan war. Ein hübscher Ertrag des Aufwandes von elf Schiffchen, vierhundert gedrillten Söldern undzehnGeschützen. Auch über vier Feldschlangen soll er verfügt haben; wichtiger mag ihm die schlaue Indianerin geworden sein, die er, alsLiebchen, Kundschafterin, Dolmetscherin, aus Tabasko mitnahm und die den Glauben ausraunte, der Kömmling sei der LuftgotlQuezalcoatl, dessen Wiederkehr, als des Segenbringers, Wohlstandspenders, das Volk wie eines Heilands ersehnte. So UngeheureshatCortez gewagt und, inzwanzigIahren, erfochten, daß seinen Herrn die Dankesschuld drückte. Den Kaziken Mittelamerikas hat er die Krone gebrochen; Kaiser Karl läßt den unbequem großenFeldherrnimPestbezirkderUngnadedenLebens» rest verknirschen. Aber Mexiko ist spanisch. Das Land wird bebaut, der Boden vom Spaten durchwühlt; und mit den Siedlern kommen die Mönche. Rasch wird die alte Kirche auf dieser neuen Erde reich. Ihr Oberhaupt bleibt der ferne König von Spanien. Der ist Caesar und Papst, duldet keinen Legaten, ernennt die Bi-

schöfe, kauft dem Kollegen inRom die Bullen ab und verschachert
sie mit Profit an die bekehrten Enkel der Tolteken, Zapattken,
Tepaneken, Azteken. Vor hundert Iahren begann der Abfall
des neuen vom alten Spanien, das seine jüngsten Kinder mit
ruchloser Dummheit ausgebeutet, geknechtet, gemartert hatte,
nun aber unter Bonapartes Fangkrallen stöhnt. Die ersten Re-
bellen werden erschossen. Dem überlebenden Mestizen Guerero
aber verbündet sich der (vom Vicekönig wider ihn entsandte)
Spanieroberst Augustino Iturbide; hißt die grün - weiß - rothe
Flagge und fordert: Unabhängigkeit von Spanien, einen König
(aus dem Haus der Bourbons), der in Mexiko wohnen und mit
> einigem Eidschwur sich der Verfassung angeloben muß; Gleich»
hnt des Bürgerrechtes für Spanier und Mexikaner. In den ma»
drider Cortes sitzt kein Cortez; und da die Herren von gestern,
statt kräftig zu handeln, die Zeit verfaseln, läßt Iturbide sich, als
Grsten Augustin, zum Kaiser von Mexiko küren. Mai 1822. Im
März 23 muß er abdanken, nach England flk hen (und wird, als
er wiederkehrt, inTampiko erschossen). Republik. «Warum sollen
wir nicht das Modernste haben?" Estados Unidos de Mejico.
Was der Vankee, unter James Monroe, in seinen United Sta»
les vermag, kann auch der Kreole. Wäre ihm sonst gelungen, der
Krone Spaniens den kostbaisten Rcif auszub echen?An Selbst-
vertrauen fehlt es nicht; nur an festem Herrn willen, der Ordnung
erzwang und dieVolkskrafi vor unnützlicherVerzettelung wahrt.
Die aber war das dreiste Unterfangen, Texas am Eintritt in die
Vereinigten Staaten vonAmerikazu hindern. Bitter hatsMexiko
gebüßt; die Noidmänner zerstricmten die Haut des Landes und
nahmen ihm, im Frieden von Guadalupe» Hidalgo, anderthalb
Millionen Quadratkilometer, die Hälfte feines Gebietes, für die
fünfzehn Millionen Dollars, »als Entschädigung", hingeworfen
wurden. Ruhe? Nicht ein Jahr lang. Jeder Bandit ernennt sich
zum General. Jeder General will Präsident heißen und Dikta-
tor sein. In vierzig Iahren sinds Sechsunddreißig. Der Kühnste
und Schlauste, SantaAna, hat sich seit Guadalupe in die Schacher»
machet mit den Leuten aus Washington gewöhnt; er verkauft
ihnen, für zehn Millionen Dollars, das Tafelland von Arizona
und wird, mit vollerTasche, weggejagt. Ein Anderer, Comonfort,
«tablirt sich als den Hort der Freiheit, weist die Jesuiten aus, öff»
net die Häfen, wird aber von der Klerisei und deren Degen, dem

GeneralZuloagz.gestürzt.Doch schon lauert inVeracruz derIn»
dianer, der die um die-Krippe summenden Kreolen wie Ungezie-
fer vertilgen und das Land der zweitausend Götter in neuen
Schicksalswirbel reißen wird: dervierundfünfzigjährigeZapateke
Carlo BenitoIuarez. Jurist, wie Cortez; einer mitKupferfell.Ad»
vokat und Richter, Gouverneur und Iustizminister. Als Günst»
ling der Vereinigten Staaten wird er Präsident; erklärt der Rö»
merkliche offenen Krieg, will ihr allen errafften Besitz und neue
Einkunftmöglichkeit nehmen, aber auch dem Ausland zwei Jahre
lang aus den Kassen der armen tzeimath keinen Zins, nicht einen
Peso, zahlen. Darob ergrimmen die Hauptgläubiger, England,
Frankreich, Spanien; und vom FelsPetri aus wird mit langem
Haken jedes Feuerchen geschürt. Die Vereinigten Staaten durch»
tobt der Bürgerkrieg. Unm öglich, sichjctzt einzumischen oder mit der
Sakralfoimel Monroes die Westmächte von der Küste zu scheu»
chen. Die drohen mit blanker Waffe. Dreihundertvierzig Jahre
nach Cortez landet wieder ein spanisches Geschwader in Vera^
cruz. Schlägt die Stunde, die den Aufruhr Iturbides rächt?
1861. Iuarez hat, als Präsident der Estados Unidos, den
.Staat von der Kirche getrennt, alle Klöster geschlossen und das Kir»
chengut eingezogen. Doch gehts im Lande der Montezuma und
Guatemok wie späterim Frankreich derCombesundDuez:nurein
Theil des konfiszirten Geldes (achtzig Millionen Pesos) fließt in
die Staatskassen; der andere Theil des Paktolos versickert vor dem
Ziel. Mexiko kann seine Gläubiger nicht bezahlen. Im Oktober
verbünden sich England, Frankreich, Spanien, um gemeinsam
ihre Forderung durchzusetzen. Doch schon im April 1862 kehren
die britischen und spanischen Truppen nach Europa zurück: weil
man in London meint, alles Nöthige sei durch Verhandlung zu
erreichen und Britaniens Interesse niemals an pariser Sonder»
Pläne geknüpft. Louis Napoleon hat gegen den Abzug der Ver»
Kündeten nichts einzuwenden. Schon als Prätendent hat er in
einer Denkschrift auf die wachsende Bedeutung MittelamerikaS
hingewiesen. Nun ist er Kaiser der Franzosen, hat Nikolai Pawlo»
witsch.den gefürchtetenZarenallerReussen,bestegtund darfhoffen, ^
die Einheit aller lateinischen Völker, auch der in Amerika wohnen-
den, unter seinem Szepter noch zu erleben. Ein des großen Oheims
würdiger Plan. Mexikanische Priester haben nach Madrid und
Paris dieLockpost gebracht, am Colorado undRioGrande sehne

eine geknechtete Menschheit die Franzosenherrschaft herbei. Die ganze spanische Klerisei bläst die Funken zurFlamme an. Frankreich? Der zweimal feierlich verkündeten Losung«l,'l5mpire c'est la. paix« wird nirgends geglaubt. Frankreich istnoch gleichgiltig; wird sich des Sieges aber, wie jedes Prestigezuwachses, freuen. Daß bei der Einschiffung derTruppen derRuf «Vive la l^epublique!" hörbar wurde, ist nichtderRedeWerth; gern gehtkein Soldatin ein Fieberland. Schlingt sich das erste Lorberreis um die Fahnen, dann wird dieArmee empfinden,daß hier.wie beiSebastopol.für ihreMacht,ihreZukunft gestritten wurde. Ein Bischen lange bau» erts ja bis zum ersten Sieg. Endlich ist,im Mai1863,Puebla ge» nommen undForeykannanderCpitzederkaiserlichenTruppen in dietzaupistadt einziehen. Im Juli meldetBismarck seinemKönig, RouherhabeihmdieBesetzungderStadtMex!komitgetheilt.Wil» Helm schreibt neben den Bericht: „ Glück hat Er!' (Er: Louis Napo» leon.) Bismarck schreibt darunter:»?«urvu que ceig, ckure?-Das WortLaetItias Bonaparte; das beweist, wie klar damals schon der ungeblendete Blick des preußischen Ministerpräsidenten dieMög» lichkeit der EntWickelung sah. Erzherzog Maximilian von Oester» reich,FranzIosephsjüngererBruder,der,seiternichtmehrGene» ralgouverneur der Lombardei und Venetiens ist, als ein stiller^ mit literarischer Arbeit beschäftigter Mann auf seinem Schloß Miramare bei Trieft lebt, läßt sich von Louis Napoleon und Rouher überreden, die Krone des zu schaffenden Kaiserreiches Mexiko anzunehmen. Er entsagt seinem Agnatenrecht auf die österreichischen Länder, empfängt aus den Händen der frommen Granden von Mexiko die Krone, holt sich aus Rom den Segen und zieht am zwölften Juni 1864 in die Hauptstadt Mexiko ein. Da hat Bazaine, der Mann vonSebastopol undSolferino, inzwischen den General Forey im Oberbefehl abgelöst. Berauscht ihn die Erinnerung an das große Los, das den Marschällen Bonapartes fiel? Träumt er, selbst Kaiser zu werden? Denk Oesterreicher ist er ein schlechterBerather. Der schwankt unschlüssig zwischen den beiden Parteien; will die Klerikalen, denen er den Schein kaiserlicher Macht dankt, nicht kränken, ihnen aber auch das Kirchengut, nach dem sie langen,nicht zurückgeben: und bewirkt,mitzagemLaviren und s chwächlichem Zaudern, nur, daß ihm beide Parteien mißtrau» en. Bazaine drängt ihn, Iuarez und dessen Anhänger zu ächten; kann aber, trotz dem Aufgebot fremder Legtonen, im Kaiserreick

nicht Ruhe stiften und erreicht nicht einmal die Niederwerfung der vomNorden her fortzüngelnden Guerilla. Der Geächtete rückt vom Pafo del Norte mit schwellender Macht gegen die Haupt» stadt vor. Inzwischen hat General Grant das Südstaatenheer bei Five Points geschlagen, Sherman die Ueberbleibsel in Kapitulation gezwungen: im Mai 1863 ist der Bürgerkrieg durch den (mit dem Blut von fast dreihunderttausend Menschen erkauften) Sieg des Nordens beendet. Nun zeigt sich, wie falsch der Franzosenkaiser gerechnet hat. Auch in England war Lincoln seit dem Beginn des Krieges gegen die Sklavenstaaten ein blutgieriger Tyrann gescholten und jeder Sieg, den Ulysses Grant in Virginien erfocht, wie eineSchwächungderMenschheitkulturbetrauert worden. Doch die Regirung weiß, was sie will. Frankreich hat im Krimkrieg fürEng'andsZukunft gekämpft; durch die Schließung der Meerengen dieRussenflotte, die gegen die britische Seegewalt ein Bundesgenosse werden könnte, gezwungen, dem Mittelmeer fern zu bleiben. Wenn es sich jetzt in Europa (durch den Versuch einer Intervention in den Streit um die Elbherzogthümer) gegen die werdende deutsche Einheit, in Amerika (durch dieFör» derung des bonapartischem Muster nachgeahmten Erbkaiserthumes Mexiko) gegen die Vereinigten Staaten einsetzte, durfte Britanien sich auch dieses Handelns aufrichtig freuen. Louis Na» pol^on tappt noch einmal in die Falle. Er sieht nicht, welche un» geheureMachtunterm Sternenbanner heranwächst.DerOnkel hat mit James Monroe, der 1803 in Paris Gesandter war,denBer» lrag geschlossen, der Louisiana den Amerikanern abtrat; derNeffe, der die Neue Welt doch aus eigener Anschaunng kennt, hält die Monroe-Doktrin vom zweiten Dezember 1823 für eine ernster Beachtung unwerthe Phrase und ist überzeugt, daß Amerika sich gegen die Einmischung einer europäischen Großmacht nicht sträubenwerde. Er irrt. Kaum ist der Bürgerkrieg beendet und die Herrschaft des Nordens unbestritten: da treibt die Volksströmung den Präsidenten Iohnson,LincolnsNachfolger, zu drohendemWider» spruch gegen den französischen Eingriff. Und die Drohung wirkt sofort. Zwar hat der Franzosenkaiser dem Erzherzog Maximilian in einem unzweideutigen Vertragsparagraphen zugesagt, daß er das französische Corps achtIahrelang.von 1864 bis 72,inMeziko lassen und gegen jeden Feind des neuen Regiments zur Verfü» aung stellen werde. Nach dem ersten einschüchternden'

Washington ruft er aber, schon im Februar 1867, die Trupp?«
zurück. Bazaine räth dem Oesterreicher, der Krone zuentsagenund
heimzureisen. Vergebens.Maximilian will nicht als einTitular»
kaiser ohne Land, ein ruhmloser Abenteurer lächerlich werden.
Will weiterfechten; trotzdem er hört, daß die abziehenden Fran-
zosen seinen Feinden Waffen und Kriegsgeräth verkauft haben.
Am fünfzehnten Mai 1867 wird die Festung Queretaro.in die er
mit zwei treuen Generalen geflohen ist, durch den Verra h des
Obersten Lopez dem Iuaristengeneral Escobedo ausgeliefert.
Alles wiederholt sich nur im Leben. Präsident Wilson tun»
det seit Iahren dem Erdkreis: .DenMexikanern grolle ich nicht;
ich will sie ja von denFrevlern befreien, in derenIoch sie ächzen."
Genau so sprach Forey, Napoleons General, nach der Landung
in Veracruz: »Der Kaiser der Franzosen will nicht das mezika»
nischeVolk bekämpfen noch in dessen innereAngelegenheiten ein»
greifen, sondern es nur aus den Klauen einer gewissenlosen Re»
girung erlösen, die das Völkerrecht schändet." Bazaine (der eine
reiche Mexikanerin geheirathet hat und nicht nachts nur von einer
Krone träumt) findet noch zärtlichere Töne. Ruhig hört sieIuarez.
Ihm haben, wie später den Rittern Villa und Carranza, die
Vereinigten Staaten vonAmerikaWaffen und Geld geliefert; er
ist feinerSache sicher und kann dieStunde wählen,die dasLeben
der bleichen Eindringlinge endet. In dem kahlen Bergnest Que»
retaro sitzt, wie in einer Maussalle, Maximilian; mit den Gene»
ralen Mejia undMiramon haust er, fern von Stab undGefolge,
in drei Zellen des alten Kapuzinerklosters. Am vierzehnten Juni
1867 werden die Drei zum Tod verurtheilt; am sechzehnten soll
das Artheil vollstrecktwerden. Maximilian istausrechtundhatdie
Kraft, heiter zu scheinen. Welchen Rock, fragt er, zieht man für
solcheEeremonie an? KeineAhnung, antwortetMejia;»ich habe
eben so wenig wie Eure Majestät bis heute die Ehre gehabt, er»
schössen zu werden." In der letzten Stunde kommt derBefehl,die
Vollstreckung aufzuschieben. Gnade? Nein. Die Fürstin Salm,
die oekröntentzäupterEuropas haben gebcten, denVerurtheilten
dasLeben zu schenken, und sich dafür verbürgt, daß Keiner je wie»
derMezikosBoden betreten werde; der Vertreter Preußens hat
den Sieger gemahnt, dem Aufschub nun nicht den Befehl folgcn
zu lassen, der,widerMenschlichkeit undMoral, mit eines zweit-n
TodceQual schreckt. Vergebens. «Die BegnadigungMaximilio^s

von Habeburg wäre ein Rechtsbruch und eine Gefahr für die Zukunft unserer Republik." Am neunzehnten Juni gehts, unter dunkelgrünen Eiben, durch tiefen Sand, überWiesenund Geröll, auf den ausgedörrten Cerro de Las Campanas. Der Habsburger bittet, ihm nicht dieAugen zu verbinden. Drei Männer verbluten auf dem Stein Hügel. Drei Säulen aus rothem Granit bezeichnen dem Wanderer dieRichtstätte. Ausdem verfallenden Kapuziner» kloster (dessen Kirche jetzt dertzeiligen Jungfrau von Lourdes ge» weiht ist) wird Maximilians Leib in die wiener Kapuzinergruft heimgeholt. And Benito Iuarez schaltet als Herr im Aztekenland. Vor ihm aberziehteinAnderer in die Hauptstadt ein: Sennor Porfirio Diaz, der, wie Iuarez, aus dem Indianerblut der Küsten» Provinz Oazaka stammt. Schon als Sechzehnjähriger stand er auf dem Kriegspfad. Focht gegen die Pankees, gegen Santa Ana, den Oesterreicher: gegenIeden.der sich an denOuell derMacht setzen wollte. Er hat Puebla erstürmt, den GeneralMarquezin dieFlucht geschlagen und damit die Mißwende im Schicksal Maximilians bestimmt. Er wagt den Wettbewerb mitIuarez,mußihm weichen, bekämpft den nächsten Präsidenten, Lerdo de Tejada, birgt sich, da ihm dasWetter noch nicht günstig ist, ins Gebiet des Sternen» banners, kehrt, als Lerdo vom Rebellenhaufen des Izlesias be» droht ist, zurück, schlägt beide Heere und reißt im Februar 1877 alle Hoheitlichen der Staatsgewalt an sich. Bis in denMaimonat des Jahres 1911 hat er sie,fast siebenLustren lang,in seinerFaust be» halten; auch.wenn ihmnöthig schien, a! sRessortminister fürraschen Eisenbahnbau oder als Gouverneur für die Wirthschaft der Hei» mathprovinzOaxakazu sorgen. Was dasSilbereden, dasSteinöl» Paradies geworden ist, ward es durch den zähen Willen dieses von FurchtundMitleid, Gewissen und Menschlichkeit niemals an- gekränkelten Mannes. Seit Diaz weggejagt ist, ward nie wieder Ruhe zwischen dem Rio Grande del Norte und dem Stillen Ozean. Madero, Laskubian, Felix Diaz, Huerta, Villa, Carranza: wer nennt die Namen all der »Generale", die seit 1911 einander die Macht und dieKrippe bestritten? Huerta hätteOrdnung gestiftet, wenn der Geld- und Waffenmarkt ihm nicht, auf den Wink des Präsidenten Wilson, gesperrt worden wäre. Im April 1914 sollte er das Sternenbanner der Vereinigten Staaten beleidigt haben. DieStadt desChiistenkreuzes wurde bombardirt und von ameri» kanischen Truppen besetzt. Dreihundert junge Mexikaner sanken,

«nter der Küstenfestung SanIuan deUlua, unter demHafeninsel» Plateau, auf das Cortez das Kreuz pflanzte, in den graugelben Staub. Weil Herr Wilson dem Ehrengesetz diese Genugthuung heischte. Graut ihm vor so häßlichem Sieg? Fünf Tage danach nimmt er den Vermittlerdienst der drei Republiken Argentinien, Brasilien, Chile an. Der erste Akkord einer Iubelkantate, die 1919 öes Corteztages vierhundertste Wiederkehr grüßen soll?
DerSinnmexikanischertzieroglyphenwarvomFremdenauge nie leicht zu deuten. Einöand von noch kaum vorstellbaremReich» thum: und ein in schmutzigem Elend darbendes Volk. Tapfer, der Todesfurcht eben so fern wie die Japaner, kräftig und vor dem schmälsten Näpfchen mit Mais und Knoblauch noch heiter, wenn Blumensträuße dietzütte durchduften, Mohn und Iris die kahle Wand putzt. EinTropenvolk; in glühender Sonne erwachsen, in grelle Farben, schrille Freuden gewöhnt, ohne Sinn sür, ohne Sehnsucht nach Ordnung. Sein Empfinden schäumt kochend jetzt über den Rand des Seelengefäßes: und schon ist, unter Deinem staunenden Blick, der Schaum gefroren. Sein Glück brüllt. And dasWort, dem es gehorchensoll, muß schallen wie einePofaune. Spanisch ist das Kleid, das ihm die lange, strenge Kirchenzucht wirkte; undwenndem oft mißhandelten, schmählichzerfetztenLeib der tzeimath Gefahr droht, schaart es sich vor das Bild der Madonna von Guadalupe. Vergißt aber nie, daß auf der Hauptstätte ihres Kultes einst die Azteken vor der Göttermutter im Staub lasen. Indianer, die PeitscheundMesserzwang, Spanierzuspielen. NurMännern mit dunklerHaut blieben sie in Geduld unterthan; nur in der Hand der Montezuma undGuatemok, Iuarez und Por» firio Diaz wurde ihre unstet flackerndeKraftzumstarkenSchwert. Bis in das Kraterreich (in dem Cortez kein Denkmal hat) wirkte der Hall des Iapanervorsprung.es. Schon schimmert wieder die Roth» haut durch die Tünche romanischer Civilisation.Die Möglichkeit der Gemeinschaft mit Japan leuchtet auf. Und der Volkstraum schaut den Herrn der Zukunft als Erben des Aztekenspeeres.
Der Zeus desKavitols von Washington wollte den General tzuerta nicht als Präsidenten von Mexiko anerkennen, weil „die Hand dieses Mannes vom Blut Nnschuldiger besudelt war". Glaubte Herr Wilson damals, die Villa und Carranza, denen er dreißigtausend Gewehre, zwei Dutzend Kanonen und Munition für einen halbjährigen Krieg liefern ließ, seien aus zarterem Stöfs

gefugt und in irgendeiner Lebensstunde fähig, den Trieb von Ge«
Wissenspein ankränkeln zu lassen? Dann hat erdas Nachbarreich
und dessen Geschichte nicht gekannt. Das will einen harten Herrn,
der Empörersucht mit Schrecken und Graus bändigt, nicht einen
Professor mit weißer Weste. Dem General Villa wurde Raub,
Iungfrauenschändung, jede erdenkliche Miss that nachgesagt und
verziehen; nicht, daß er in Nordamerika geboren war, im Bläh»
gesichterheer der Vereinigten Staaten die Tressen des Wacht-
meisters erdient hatte. Um sich von diesem Fleck zu reinigen,
wandte er sich schroff gegen das Land, das ihn gebar: und soll
für diesenFrevel nun gestraft werden. Also istCarranza, der den
Titel des Präsidenten trägt, der Liebling der Yankees? Dann
hole ihn flink der Aztekenteufel. Immer das selbe Spiel: wer sich
denVereinigtenStaatengefälligzeigt,scheintdenMezikanerndem
Landesverrath nah.Sennor Carranza bereut jetzt wohl,daß er,weil
das Sternbannerreichihnmitder Möglichkeit einer Anleihe lockte,
das Heer aufgelöst und die (aus der Zeit Porfirios Diaz noch erhal-
tenen)Rahmenzerbrochenhat.ErkannnurdenKleinkrtegdesBan-
denhäuptltngs führen. Gegen die Banden Villas und ähnlicher
Mordbrenner; aber auch gegen die Vereinigten Staaten, die ihn
zuerst als Präsidenten anerkannt und ihm von den europäischen
Großmächten die Anerkennung erworben haben. Der Mann ist
vielleicht ein Held; doch sicher nicht dankbar noch schüchtern. Den
Boden seiner Republik soll kein Mann einer Strafexpedition be»
treten; die Leute, die er über die Grenze schickt, sind als Vollstrecker
des Rachegerichtes zu achten. Und seine Gesandten sagen der
Presse:,Unser Präsident ist einHort des Friedens. Er wollte sich
mit der Washingtoner Regirung verständigen; beiden Republiken
das Recht erwirken, die Banden, die in Dörfer einbrachen, über
die Grenze hinaus zu verfolgen. Ehe das Abkommen fertig war,
hatten wir eine Strafezpedition im Land. Die können wir nicht
dulden. Ein freier Staat schändet sich selbst, wenn er die Schmä»
lerung seiner Souveralnetät wehrlos hinnimmt. Wir beschränken
uns in Vertheidigung und wünschen nicht, in ernsten Krieg gegen
denNachbargezwungenzuwerden."DersorgtzwarfürEinmarsch-
Wege; wäre aber auch froh, wenn er des dummen Handels ledig
würde. Waffen sind jetzt, da Europa nur noch wenig aus ameri»
konischen Fabriken bezieht, rasch zu erhalten. Doch die Anwen»
dung will gelernt sein; und unter hundert Arm nkanern ist kaum

einer, den die Vorstellung, Soldat werden zu müssen, nicht widert. (Dieses Gefühl, nicht blinde Neigung zu England, bestimmt die Parteinahme im Europäerkrieg. »Wenn Deutschland siegt, wird nach derAlten auch die Neue Welt militaristisch und wir, die von England nichts zu fürchten hatten, müssen uns ein Heer, eine Kriegsflotte schaffen und unseren Söhnen Waffenröcke anziehen. Der Triumphator würde ja fordern, daß unser Präsident sich nach berliner Vorschrift die Nase putze, und jedes ungehörige Schnauben oder Niesen mit Lustbomben undTorpedos, Küstenbeschießung und Einbruch sühnen/) Welchen Nutzen brächte der Krieg gegen Mexiko ? Vor einpaar Iahren hätte dieRaffgier der Oelhändler manchenLandsmannwohlverführt, durch die faftigenWeideplätze von Texas bis an die Silberkuppeln der über Bananen» Hainen und Magnolienwäldern himmelan blinkenden Tropen» Vulkane vorzudringen.Das war einmal.SeitPorfirioDiaz gestürzt wurde und das Land in Anarchie sank, ist der Besitz (Land, Minen, Quellen, Ackerbau und Industrie) und der Piaster so entwerthet worden.daß jeder wohlhabende Bürger der Vereinigten Staaten inMeziko auf eigeneFaust »annektiren" konnte,was ihm beliebte. Nur die Engländer blieben steif auf ihren Angelplätzen. Hunderttausende fanden das Land endlosen Aufruhrs allzu unsicher und nahmen, um in Ruhe zu kommen, jedes Kaufgebot an. Wird weiter gemordet, gestohlen, verwüstet, dann, freilich, wer» denauchdieneuenBesttzerdes Gewinnssich nicht gramlos sreuen. Vörden Banden der Villa, Carranza, Zapata S Co. braucht das schöne, an Erdschätzen überreiche Land haltbaren Schutz. Und die Vereinigten Staaten, die im Verkehr mit Mexiko jeden erdenklichen Fe hier gemacht haben, dürfen der tzinschlachtung ihrer Bürger nicht länger gelassen zusehen. Mit zwölftausend Mann, die nicht zum Gebrauch moderner Waffen erzogen wurden, ist im Gebirgskrieg nicht viel zu leisten; solches Häuflein kann von den in Guerilla Gewöhntenzersprengt,in enger Schlucht vernichtet werden. Ein neues, beträchtliches Heer aber könnte frühstens im nächsten Iahrschlagferttgsein. Deshalb wäre Verhandlung klüger als Krieg. Wäre vorsichtig beschleunigte Industrialisirung (auch des Landwirthschaftbetriebes) die einzige Revolution, die, nach hundert Putschen, dem Reich Montezumas noch zu nützen vermag.

Wenn der fahrige Mr. Roosevelt in dem Entschluß bleibt, für die Kandidatur des Republikaners Hughes einzutreten, ist

die Wiederwahl Wilsons höchst ungewiß. Durch den Krieg gegen Mexiko würde sie wahrscheinlich; denn die Staaten müßten wün» schen, daß der Präsident, der denKrieg begann, ihn auch zu Ende führe. Dem Grübler im Weißen Haus ist aber nicht zuzutrauen, daß er,um sich aus derMachtzinne zu halten, einen Kampfwagen werde, der,wenn erwirksam sein und dieWählernicht abschrecken soll, nicht mit halberKraft und lauem Willen unternommen wer- den dürfte. Herr Wilson möchte den Europäerfrieden vermitteln. Das kann er nicht als Oberhaupt einerMacht,die auf ihrem Erd» theil Entscheidung durch die Waffe erstrebt. Ehe dieseWaffe wuch- tig trifft, kann Japan eingreifen; Truppen über den Stillen Ozean schicken, Eisenstränge durch die Provinz Chihuahua legen und in starker Angriffsfront bis nach El Paso vorstoßen. An Rußland und dem Deutschen Reich, die ihm die Beute von Shimonoseki wegrissen, hat sichs gerächt. Noch nicht an Frankreich, das damals imBunde derDritte war. DieungeheurenLieferungen fürsRussen- Heer haben viel Geld eingebracht. China fände jetzt keinentzelfer. Die Abrechnung mit den Verächtern der Gelben, den Herren der Philippinen braucht alsonicht aufgeschoben zu werden. Aufstand der Farbigen, Astens und Amerikas, gegen die Weißen?
Der dritte Kaiser Napoleon wollte hindern, daßderGolfvon Meziko denVereinigtenStaatenzufalle.ihnendieHerrfchaft über die Antillen und Südamerika sichere und die Macht gebe, der Eu» ropäerindustrie alle Rohstoffe der Neuen Welt zu weigern. Drei Jahre danach warnte ihn Johnsons Staatssekretär Seward, die großeRepublik durch dieFestigung der mexikanischen Monarchie zu kränken. »Auf unserem Erdtheil hat jedes Volk das Recht, sich die ihm tauglich scheinende Regirungform zu wählen; und die fremde Macht, die den Bruch solcher Form versucht, wirkt dadurch mittelbar gegen unser freies Volksthum. Wir trachten nicht nach dem Umsturz europäischer Monarchien; müssen aber auch das Streben tadeln, amerikanische Republiken in König» oder Kaiser» reiche umzuwandeln. Wo dieses Streben sein Ziel erreicht hat, da, fühlen wir,ist dieGrundmauer der Staatsverfassung bedroht, die wir nach ernster Prüfung erwählt haben und die wir als ein köstliches Kleinod bewahren." Das Franzosenheer zog ab und Mexiko wurde nicht von dem Nachbar verschlungen. Der ist jetzt, durch die Säfte seiner üppigen Wirthschaft, so erstarkt, daß er wa» gen dürfte, den Briten das Finanzimperium zu entwinden und.

während Europa sich selbst zerfleischt, seines Willens Gesetz der Erde aufzuzwingen. «Bis eine kriegerische, zu Land» und See» krieg gewaltigsten Umfanges gerüstete Großmacht die jungePflan» zung verwüstet." Jeden weich Gebetteten schreckte einmal der Traum von nahem Barbarensturm. Kleine Japaner oder stämmige Deutsche? Gestern lachtet Ihr, Weise, über Europens Wahnsinn. Während sie kämpfen.

Im Herbst 1914, als ich hier gesagt hatte, in Deutschland werde,zum erstenMal in aller Erdgeschichte, der Krieg als Groß- industrie betrieben, heulte die Pariserpresse schrill auf: »Da ist das Geständniß! Daß der Krieg Preußens einträglichstes Tewer» be sei, hat schon unser Mirabeau erkannt. Nun wird, mit frechem Cynismus, ausgesprochen, daß der Krieg ein Geschäft sei und sein solle." Die Franzosen verstanden nicht (wollten auch nicht verstehen), daß in diesem Krieg der Erfolg an der Leistungfähig» keit der Industrie, an der im Industriedienst erworbenen Ge» wandtheit der Menschenmillionen hängen werde. Der Krieg ist nicht Geschäft (kann in Europa wenigstens kaum noch ein gutes sein) und er gelingt nur da, wo die Kulturform der Industrie die Vorbedingungen bietet, unterdenen er geführt werden muß; das nöthige Material und die zur Bedienung taugliche Mannschaft sichert; für Aufmarsch und Nachschub, Waffen und Munition, Etape und Intendantur, Eisenbahn und Geräth jeglicher Art so vorsorgt, daß nicht das Winzigste dem Zufall überlassen bleibt. Da schon 1870, als Bismarck unter dem Alben der Koalitionen- furcht zu leiden begann, ein wachsamer Brite, der Unterstaats» sekretär Otway im londoner Auswärtigen Amt, nach thörichten berliner Artikeln, die für das werdende Reich, noch vor dem Frie» densschluß, den Nordseeschlüssel forderten, zu Frankreichs Ge» schäftsträgersagte,wennsso weiter gehe, werde Europa genöthigt fein, sich gegenDeutschland zu verbünden, wäre zur Vorbereitung Zeit genug gewesen. Die wurde versäumt. Deutschlands Feinde gaben für Späherberichte große Summen, kannten aber nicht ein» mal den deutschen Entschluß (Deines-Schlieffen), das Schwer» geschütz ins Feld mitzunehmen. Noch im dreiundzwanzigsten Kriegsmonat schreit Senator tzumbert in seinem „Journal" nach großen Kanonen und Mörsern. „Warum hatten die Oesterreicher im Trentino Erfolge und in Wolhynien so böse Niederlagen?

Weil sie, um mit ihrem Material das starke und tapfere Italer» Heer zu erdrücken,den unaustilgbarenFehlergemachthatten,ihre artilleristische Hauptmacht von derOstfront wegzunehmen. Unser Fort Vaux ist von einem Granatengewitter zertrümmert worden. Und die bewundernswerthe Mannschaft, die dem Feind jede Fußbreite des Bodens bestreitet, fordert, immer wieder, mehr Schwergeschütz. Der neue Mörser von 280, den die Russen auf der österreichischen Front haben und der mehr leistet als der be» rühmte Dreihundertfünfer, kommt aus Frankreich; und tzerr Al- berr Thomas (der Ilnterstaatssekretär fürs Waffenwesen) wird uns von dieser Sorte bald schaffen, was wir brauchen. Jetzt erst wird der Heeresbedarf offenbar; allzu lange begnügte man sich mit Programmen, die von dem Glauben ausgingen, der Krieg werde nur noch drei Monate dauern. Die Deutschen wurden nach ihrem Vorsprung nicht träg. Nach heimlicher Vorarbeit schufen sie sich 1913 die 210 Centimeter lange Kanone, deren Geschoß 18 Kilometerweitträgt und Schützengräben zerstören kann. Dieses treffliche Kriegswerkzeug, das sie in Massen vor Verdun haben, ermöglicht ihnen die methodische Beschießung, die jedem Sturm auf unsere Stellungen vorangeht. Ihre Industrie hat alles zur Erhaltung der Artilleriekraft nothwendige Werkzeug. Für jede in den Dienst gestellte Kanone ein Ersatzrohr. Wir müssens nach» machen. Anermüdlich für die Mehrung der Schwergeschütze ar- beiten. Das ist die Hauptaufgabe. Wir dürfen nicht ruhen; wir dürfen nicht wähnen, das bisher Geleistete könne schon genügen.«
HerrChingarew, derinderrusstschenReichsdumademWehr- ausschutz vorsitzt, rühmt die Leistungseiner Heimath. »Schon vor dem Krieg, im März 1914, als der neue Rüstungplan, der bis ins Jahr 1918 ausgeführt werden sollte, erörtert wurde, habe ich die Kurzsicht der Militärverwaltung getadelt. Meinte man wirk» lich, daßDeutschland uns diezur Vorbereitung nöthigeZeitlassen werde? Noch war ich nicht Präsident des Wehraus schusses; und vor mir saßen, wie in Frankreich vor Herrn Humbert, allerleiOp» timisten.die weder über die Nähe der Gefahr noch über den Stand unserer Rüstungen klar waren. Das schmerzhafte Erlebnitz unserer Armeen bestätigte meine Auffassung. Heute stehts ganz anders als vor vierzehn Monaten. Ueber unsere neuen Erfolge staunen nur Leute, die nicht wissen, wie wir inzwischen gearbeitet haben. Noch ists erst einAnfang. Wir sind einer gewaltigen EntWickelung

sicher.Dietzingebung, dieAusdauer, derinbrünfligeGlaube ans Vaterland ließ in dunklen Stunden dem Bund der Städte und Semstwos Thaten gelingen, die lautes Lob verdienen nnd die erwiesen haben, daß unser Volk seines Wesens und Schicksals bewußt zu werden beginnt. Das Ausland glaubt, unsere Kriegs» industrie sei durchaus auf die Leistung der Verbündeten und der Neutralen angewiesen. Wir erkennen dankbar den Werth des Beistandes, der aus Frankreich, England, Amerika, Japan kam, und werden ihn weiter brauchen: weil wir immer neue Millionen ins Heer reihen können und waffnen müssen. Draußen aberweiß mannochnicht,wievielunsergroßesVaterlandselbst, aus eigener Kraft, zu schaffen vermag. Wir haben Ueberfluß an Rohstoffen aller Art und herrliche Industriewerkstätten von ungeheurer Leis» tungfähigkeit und modernster Einrichtung. Noch fehlen unsVer» kehrswege und die Arbeitkraft wird nicht so ausgenutzt, wie es sein müßte; doch wir dürfen darauf rechnen, daß wir, deren Pro- duktion jetzt schon der Frankreichs nah ist, bald nicht mehr weit HinterEnglands zurückbleibenwerden. Deutlicherals je erkennen wir im dreiundzwanzigsten Kriegsmonat, daß die Artillerie alle modernen Kämpfe beherrscht. Der Geschoßmangel zwang unser Heer in einen Rückzug, der ihm schlimmen Verlust brachte. Dieser Mangel kann nie wiederkehren. Aber die Möglichkeit bedenken» loser Geschoßverschleuderung bewirkt, daß die Geschütze schnell ab» genützt werden. Und da derFeind seineAngrifssmittel noch immer verstärkt,müssen auch wir fürnoch stärkereKaliber Vorsorgen. Leute, dieGranaten machen können,sind leichtzu finden;dazu sind auch Frauen tauglich. Ingenieure und Vorarbeiter für Kanonen» fabriken sind aber nicht aus der Erde zu stampfen. England und Frankreich, Rußland und Italien haben den selben Fehler ge» macht: Leute ins Heer gestellt, deren richtiger Kampfplatz in der Artilleriewerkstatt,nicht an derFront, ist. Jetzt müssen wir sie zu- rückholen. Wir wollen dem Feind beweisen, daß seine Hoffnung, Rußland kampfunfähig zu machen,aus einemRechenfehler kam Er hat die Menschenzahl, dieArbeitkrast, dieAusdauer und den Verstand unseres Landes unterschätzt. Wir ermüden nicht; und jedes neue Heer, das wir auf die Beine stellen, wird stärker als das vorige sein. In allen Depots wimmelt es von Rekruten und in die Kriegsschulen schaaren sich gebildete, von Eifer glühende Jünglinge, die den Massen die nöthigenRahmenschaffen wollen.

Mit aller Krast wird an der Ausbildung derOffiziere gearbeitet, denen die Verwendung der neuen Geschütze und Geschosse anvertraut werden soll. Frankreich hat schon Großes für die Sache der Verbündeten gethan. Nun kann es das Erwachen des russischen Riesen beschleunigen. Für die Herstellung beweglicherSchnell» seuergeschütze schweren Kalibers hat es besseres Werkzeug und mehr erfahrene Techniker als wir. Frankreich wird uns weiter helfen und darf gewiß sein, daß die von ihm gelieferten Waffen in tüchtige Hände kommen. Auf der Ostfront ist leichter als im Westen Entscheidung zu erstreiten. An die Arbeit! Niemand zweifelt an unserem Sieg. Deutschlands Industrieleistung und Mannschaft kann über den Gipfelpunkt, der erreicht ist, nicht hin» aus: und hat, trotz diesem Aufwand aller Mittel, seine Feinde nicht niederzuringen vermocht. Die aber sind noch mitten in der Organisation; sie waren langsam und manchmalungeschickt. Doch nun sind sie in Bewegung gekommen und werden nicht rasten, bis all ihre Kampfmittel, deren Umfang den der deutschen ungeheuer übertrifft, ausgenützt sind; bis der entscheidende Sieg erfochten und der Feind in Ohnmacht gebändigt ist." (I-e lournal.)
Die Franzosen Habens gläubig gehört und in dem grausen Kampf umVerdun aufgeathmet. „UngeheueristderEindruckdes Russensieges zunächst schon auf dieStimmung. Monate lang hat die deutsche Presse mit schulmeisterlicher Eindringlichkeit ver» kündet, Rußland sei kampfunfähig. Dieses Märchen ist tot.Stra» tegischer Rückzug der Russen? Nein, hieß es; sie sind zermalmt und vernichtet. Für unabsehbare Zeit ist an russischen Angriff nicht mehr zu denken. Man schilderte das .russische Chaos' und durch alle Zeitungen schallte die von Wolsfs TelegraphenHZureau ausgeschriene Lofung: ‚Ein russisches Heer giebt es nicht mehr.' Im Berliner Tageblatt bewies ein Major, daß Rußland ein zweites Heer nicht so rasch, wie es gebraucht werde, waffnen könne, mit ihm also für lange Frist nicht mehr zu rechnen sei. Die beut» schen Heere kämen bis nach Wladiwostok; würden sich aber be» gnügen, die gepriesene Dampfwalze so unschädlich zu machen, daß sie nur noch ins Alteisen tauge. Üeberall las man von dem un» geheurenRussen»Sedan, vom Sturz des Kolofsus, vontzungers» noth und Aufruhr. Zerrbilder zeigten den toten Bären. Die Aus» Hebung, Ausbildung neuer Rekruten galt als unmöglich. Zucht»

lostgkeit und müder Fatalismus, Arbeitscheu und Wirtschaft» verfall; die Anbaufläche wird schmaler, der Viehstand schrumpft und der Bankerot kommt in Sicht. Wenn die deutschen Leser ge» glaubthaben,wassieseiteinemIahrtäglich lasen, mußihrStaunen jetzt unbeschreiblich sein. Ihr Vertrauen wurde aus zwei Quellen getränkt: aus der Gewißheit des Landgewinnes und aus der Ueberzeugung, daß einer der vier Hauptgegner schon abgethan sei. Nun wird offenbar, daß Rußland nicht tot ist. Rußland greift an und ändert die Kriegskarte, vor die der Kanzler uns wies. Das Theater imOsten ist nicht mehr geschlossen.DasDramafängt von vorn an. Wir gehören nicht zu Denen, die sich mit der BeHaupt» ung trösten,Deutschland sei muthlos geworden;daß es aber eine seiner schönsten Hoffnungen bestattet hat, dürfen wir, ohne vor» eilig daraus Schlüsse zu ziehen, immerhin erwähnen. Hätten die Verbündeten früher für Schwergeschütz gesorgt, dann stünden sie auf allen Fronten heute in Glanz und das Ende des Krieges wäre nah. Die Verspätung wirkt nach und wir müssen auf die Entschei-dung noch warten. Doch unserBlick ist hell und wir wissen jetzt, wo-hinwir gehen.Trotz unzulänglicherRüstung haben wir uns überall gehalten und sogar Angriff ermöglich t. Nun ist, endlich, das Werk-zeug bereit. Von Tag zu Tag wächst unsere Kraft; und sie wird noch höher wachsen. Wir dürfen nichtvergessen,daßdieIndustrie-leistung den Gang des Krieges bestimmt.und müssen die Pläne den Mitteln anpassen,'die unseren Armeen erlangbar sind. Man hatte das Deutsche Reich über Rußlands Wesen getäuscht. Hüten wir uns vor Trug, vor jeder Unterschätzung Deutschlands: und der Sieg ist unser." (l.elempZ.) „DerrusstscheBär ist wieder wohlauf; sein letzter Tatzenstreich beweist, daß er von den Wunden genesen ist. Enttäuschung hat uns Vorsicht gelehrt. Wir scheuen uns, all» zu früh zu heulen: Sieg! Wenn meine Witterung aber nicht ganz irrt,riechtderRückzugderOesterreichernachZusammenbruch.Viel-leichtholen sie einpaarguteDivisionenvonderAlpenfront.Wenn aber die Italer dann durchstoßen? And können die Deutschen, nach dem Aderlaß vorVerdun, Verstärkung schicken? Um zu dem gro-ßen Schlag gegen unsere Haarigen alle Kräfte zu sammeln, haben sie ihre Ostfront arg verdünnt. Wenn sie es da, wo ihnen die Eng» länder gegenüberstehen, eben so machen, müssen sie fürchten, daß ihre Front, dicht bei Belgien, durchbrochen wird. So verblüfft war

der deutsche Generalstab wohl noch nie. Uns bringt derRussensieg eine tröstliche Lehre: daß der Durchstoß möglich ist und derzurückge» worfene Feind sich nicht sogleich dahinter in vorbereitete Graben- stellungen einkrallen kann, sondem in einpaarTagenumzwanzig, um dreißig Kilometer rückwärts springen muß. Macht aber das deutsche Heer auch nur einmal solchen Sprung, dann ist unser ganzer Norden erlöst; ist Lille, Saint»Quentin und einTheilBel- giens frei. Lange haben, in jeder Kollerstunde, unsere Haarigen gestöhnt: ,Wir kommen nicht durch; und die Deutschen auch nicht Die Stellungen sind undurchbrechbar/ Nach dem Russensieg wird sich der Zweifel an diesen Glaubenssatz wagen. Die sieghaften Blitzschläge der Russen, die schon Herren der ganzen Bukowina sind, werden für die seelische Vorbereitung unserer Offensive mehr thun als alle Reden und Artikel. Was hörte ich nicht von Ur» laubern! Viele bilden sich ein, daß die Deutschen überall eine so fürchterliche Menge Schwerer Geschütze haben wie vor Verdun. Die aber haben sie, zuHunderten, von allenFronten und Front» punkten herangeholt. Das hat Monate gedauert. Machen wirs da, wo nicht solche Häufung ist, nach, dann ist zu erwarten, daß wir in den ersten Tagen derOffensive ihre Linien verschütten und ihre Artillerie zum Schweigen zwingen. Wir und die Engländer haben jetzt ja ein Bischen mehr von der Sorte als im vorigen September. Der tollste und der gefährlichsteWahndrücktsichaber in derMeinung aus, daß dieDeutschen eine Rückzugslinie hinter der anderen, vom Aisne bis an den Rhein, haben, der Front- bruch also nichts Rechtes erwirken könne. Erstens ist der Schwatz von den Dutzenden befestigter Stellungen ein Kindermärchen. Zweitens: wer unsere Leute nach der Niederlage bei Charleroi, wer die Deutschen von der Marne zurückweichen sah, Der weiß, wie solche Rückzüge aussehen. Und diese Heere waren an Leib undSeele noch frisch. Jetzt? Wenn sie nach dem erstenFronibruch nicht bis an den Rhein, nur bis in das Maasland von Namur und Lüttich laufen, sind sie höllische Kerls!« Victoire.)

Sie laufen, als Eroberer, nach Thiaumont undFleury. Sie wehren an der Somme das schwellende Feuer der Briten ab. Hemmen in Ost den ungestümen Vordrang der Russen. Und in Frankreich summts, Verdun werde vielleicht noch imIuli fallen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß S Garleb G. m. b, g, in Berlin.